

Das Heimatbuch des Kreises Lauban

Volksfeuer und Feuerbestattung

v. Robert Lagho

Woerishofen, Verlag.

(W. Schwerdtner.)

Herrmann.

1933.

Das Heimatbuch des Kreises Lauban

Herausgegeben
im Auftrage des Kreisausschusses
von Fritz Bertram

1928

Verlag für den Buchhandel
Paul Menzel, Markliſſa.

3111/49
70413
II
Z. Z. P. T. S., Katowice,
20. 12. 1949, dar

Das Heimatbuch wurde in Ungerfraktur gesetzt und gedruckt bei Paul Menzel, Marklissa. * Die Bildbeilagen sind Vierfarbendrucke und Tiefdrucke von J. J. Weber, Leipzig. Die Buntdrucke wurden hergestellt nach Werken der Künstler Augustin, Lauban; Ludwig Danziger †, Lauban; G. Krausche †, Marklissa; R. Kant, Breslau. * Federzeichnungen gaben O. W. Merseburg, Küpper, und G. Sprenger, Langenöls. * Lichtbilder lieferten die Lichtbildanstalten von Biedermann, Lauban; Hamdorf, Seidenberg; Kiesewalter, Marklissa; Niepel-Brodt, Friedeberg; Pfeiffer, Lauban; G. Röhrig, Lauban; W. Rother, Greiffenberg; Rückert-Heldman, Görlitz; Hansa-Luftbild-GmbH., Berlin.

BIBLIOTEKA PUBLICZNA KATOWICE

Geleitwort.

Heimat! Welch wundersamer Klang liegt in dem kurzen Wort. Welch eine Fülle von Gedanken und Gesichten ruft es in uns hervor. Das Bild der Scholle, der wir unser Dasein danken, die uns trägt und nährt, das Bild der Menschen, die sie mit uns teilen, auf ihr mit uns um irdische und Geistesgüter ringen, steht in dem Augenblick vor unserm innern Auge. Des stillen Friedens ihrer Dörfer und der Vielgeschäftigkeit der mittleren und kleineren Städte gedenken wir so gut als wie der traumdurchwehten Einsamkeit zerfallener Burgen, die das immergrüne Reis der Sage und Geschichte eng umrankt. — Und wär' gleich unsre Heimat nicht so schön, als sie es ist, wir liebten sie trotz alledem, weil wir so tief mit ihr verwurzelt sind. Wie stark diese Zusammengehörigkeit ist, empfinden wir am deutlichsten, wenn erst das Band, das mit der Heimat uns verknüpfte, jäh zerriß, wenn wir verloren haben, was von uns untrennbar schien. Und böte uns die Fremde noch so viel Erfolg und Gaben dar, der Stachel bleibt in unserm Herzen. Das Heimweh packt uns, plötzlich, über Nacht. Nicht eher weicht die Unrast, bis wir wieder auf der Heimat Boden stehen und sei's auch nur für kurze Zeit. — Wenn wir in unserer Heimat solch ein köstlich Kleinod haben, so laßt es uns denn auch recht würdigen, uns seiner freu'n. Die freien Stunden, die Beruf und Arbeit noch gewähren, gilt's zu nutzen, der Heimat Bild uns immer tiefer einzuprägen. Im Schau'n, im Wandern nur erleben wir die Heimat. Doch nur dann, wenn auch dies Schau'n und Wandern mit der Gründlichkeit geschieht, die man an deutscher Art und Arbeitsweise so gern rühmt; wenn wir ein ernstes Studium damit verbinden all dessen, was die Wissenschaft heut über unsern Heimatkreis zu sagen weiß. Und das ist viel, unendlich viel. All' denen aber, die nicht über soviel Zeit verfügen, auf dem Gebiet der Heimatkunde bis zu deren tiefsten Quellen vorzudringen, will unser Heimatbuch ein treuer Führer und Berater sein, der jeden Irr- und Abweg klug zu meiden weiß und manchen Stein des Anstoßes still aus dem Wege räumt. Mag es der Aufgabe gewachsen sein und an recht vielen Freunden unsrer schönen Heimat das nun auch erweisen. —

Als mir bei den Vorarbeiten zur Herausgabe des Heimatbuches für den Kreis Lauban die ganze Größe des Planes und die zahlreichen Schwierigkeiten, die sich seiner Verwirklichung entgegenstellen konnten, bewußt wurden, beschlich mich zunächst ein leises Bangen, ein Gefühl der Ungewißheit darüber, wie diesen Schwierigkeiten wohl zu begegnen sei. Beides überwand ich jedoch sehr bald, als ich sah, wie sich mir von allen Seiten hilfsbereite Hände zu freudiger Mitarbeit entgegenstreckten. Und nun begann ein eifriges und frohes Schaffen, das dem Endzweck diente, den Heimatkreis von den verschiedensten Gesichtspunkten aus betrachtet, in Wort und Bild zu schildern. Der durch die Herausgabe des Laubaner Heimatkalenders in weiten Schichten unserer heimischen Bevölkerung bekannt gewordene Verlag von P. Menzel in Markliſſa übernahm es, das Heimatbuch in würdiger Form herauszubringen. Die Finanzierung dieses Vorhabens wurde ganz wesentlich dadurch erleichtert, daß der Kreisausschuß des Kreises

Lauban, dem warmherzigen Appell seines Vorsitzenden, des Herrn Landrats Dr. Frhr. von Rabenau, Folge gebend, eine bedeutende Garantiesumme bewilligte. Damit aber war das Interesse des Herrn Landrats an dem Zustandekommen des Buches keineswegs erschöpft. Vielmehr hat er als Mitglied eines vielgliedrigen Ausschusses für Herausgabe des Heimatbuches ständig seine Kraft und seinen Rat in weitestgehender Weise dem Unternehmen zur Verfügung gestellt und auch einen wertvollen Abriß über die Verwaltungsgeschichte des Kreises Lauban geschrieben. Dem eben bezeichneten Ausschusse gehörte auch ein weiteres Mitglied des Kreisausschusses, Herr Erster Bürgermeister Martius, Lauban, an, der gleichfalls in selbstlosester Weise an dem Zustandekommen des Werkes gearbeitet hat und besonders bei der Auswahl und Beschaffung der zahlreichen Bilder, welche das Buch aufweist, mit seinem künstlerischen Empfinden ratend und helfend mitwirkte. Herzlicher Dank gebührt auch dem Herrn Lehrer Sprenger, Langenöls, für die zahlreichen Federzeichnungen, die er zur Ausschmückung des Buches mit gewohnter Meisterschaft geschaffen hat, desgleichen den Damen von Carnap und von Lucius, sowie Herrn Kunstmaler Merseburg und Herrn Direktor Augustin für die wertvollen Bildbeiträge und den Photographen für die zahlreichen Lichtbilder. Für die möglichst restlose Beschaffung der Unterlagen für eine Arbeit über die Entwicklung der Volksschulen des Kreises hat sich ein drittes Mitglied des Arbeitsausschusses, Herr Schulrat Friese, gern und freudig eingesetzt. Die Herren Konrektor Heidrich, Lauban, Kreisjugendpfleger Rosenke, Lauban, und Lehrer Brux, Nieder-Rudelsdorf, haben nicht nur als Verfasser wichtiger Abschnitte des Buches, sondern auch als kritische Sichter des lawinenartig anschwellenden Stoffes bereitwilligst ihre Zeit und Kraft geopfert. Und das siebente Mitglied des Arbeitsausschusses, Herr Schriftleiter Gründer, Markliffa, hat durch die ganze Art seiner Mitarbeit bewiesen, daß ihm die Herausbringung des Buches durch den Verlag von P. Menzel keine bloße Geschäftsangelegenheit, sondern eine Herzenssache war, die er allezeit mit Jugendkraft vertreten hat.

Heut, nachdem die gewaltige Arbeit geleistet ist, das Buch nunmehr seinen Weg in die Oeffentlichkeit antreten soll, hat der Herausgeber nur noch die angenehme Pflicht, den Herren des Arbeitsausschusses sowohl, als auch der großen Zahl der anderen Mitarbeiter, den Herren Diplomingenieur Adler, Direktor Augustin, Studienrat Prof. Dr. Fahnberg, Museumsdirektor Dr. Herr, Professor Dr. Jecht, Oberpostrat Lachmann, Konrektor Lange, Prof. Dr. Müller, Lehrer Nittel, Rektor Rother, Dr. Schulze, Hauptlehrer Sieg, Landwirtschaftsschuldirektor Voellmer, Studienrat Voigt, Pastor Weichenhan und Lehrer Zimmerling, seinen aufrichtigsten Dank für alle Opfer, alle Mühe und Arbeit auszusprechen. Leider können diesen Dank zwei eifrig interessierte Mitschaffende am Werke, Herr Professor Dr. Ludwig Feyerabend und Herr Erzpriester Dr. Stephan, nicht mehr entgegennehmen, da sie indessen aus dem Leben schieden. Doch soll ihr Anteil an dem Zustandekommen des Werkes von keinem Heimatfreunde vergessen werden.

Und nun zieh hin, Du liebes Heimatbuch, mach Deinem Namen Ehre in Stadt und Land, sei ein beredter Künder all der Schönheit unseres Heimatkreises, berichte von dem Leben, Ringen, Streben, das in ihm herrscht, erhalt' in unsrer nüchternen, dem Materiellen zugeneigten Zeit in uns den Sinn für Ideale, stärk' unsre Liebe zu der teuren Heimat und sei ein ernster Mahner allen denen, die der Heimat kühl und fremd noch gegenüberstehen. Glück auf den Weg!

Lauban, im Juni 1928.

Fritz Bertram.

Inhaltsverzeichnis.

Geleitwort. Von Fritz Bertram, Lauban. III

Die Landschaft des Kreises.

In der Heimat ist es schön. Von Fritz Bertram, Lauban.
Von Lauban aus zu Fuß bis auf die Tafelfichte. 2
Bad Schwarzbach im Isergebirge. (Nach E. Sieg, Grenzdorf.) . . 7
Durchs schöne Queistal von Greiffenberg bis Lauban. 10
Das Queistal unterhalb Laubans. 19
Marklissa, Schwerta, Döbschützwald, Hartmannsdorf. 22
Ein Ausflug nach dem Niedstein. 25
Von Lauban über Langenöls und Friedersdorf nach dem Ramsen. . 29
Durch den Logauer Grund über Thiemendorf, Langenöls nach Lauban zurück. 34
Von Lauban durch den Hohwald nach dem Urberge und zurück. . . 36
Von Lauban über Katholisch-Hennersdorf nach Schreibersdorf, Neukretscham, Geibsdorf, Lichtenau und zurück nach Lauban. . . . 42
Von Lauban über Waldeck, Linda, Heidersdorf nach Pfaffendorf und von da über Geibsdorf, Lichtenau nach Lauban. 50
Von Geibsdorf über Löbenslust nach Lauban. 52
Von Lauban über Schönbrunn nach Schönberg, Bellmannsdorf, Berna, Küpper, Gerlachsheim, Marklissa zurück nach Lauban. 53
Von Seidenberg nach Marklissa. Von E. Brux, Nieder-Rudelsdorf. 56
Im Katzenbachtal bei Seidenberg. Von E. Brux, Nieder-Rudelsdorf. 60
Wie die Heimatscholle entstand. Von A. Nittel, Lauban. 66
Die Pflanzenwelt. Von H. Heidrich, Lauban. 89
Basitschälreim. 96
Die Tierwelt. Von H. Heidrich, Lauban. 97
Die Naturdenkmäler. Von Dr. O. Herr, Görlitz. 104
Ane Geschichte. Reim. 116

Bodenschätze und Industrie.

Die Landwirtschaft. Von A. Voellmer, Lauban. 118
Der Braunkohlenbergbau in Lichtenau. Von Dr. O. Herr, Görlitz. . . 126
Eine Grubenfahrt. Von F. Bertram, Lauban. 131
Der Basalt und seine Verwendung. Von F. Bertram, Lauban. 137
Das Gipswerk in Schlesisch-Haugsdorf. Von F. Bertram, Lauban. . . . 142
Die Tonwerke. Von Direktor F. Augustin, Lauban. 145
Tönerne Nisturnen. Von F. Bertram, Lauban. 148

Die Textilindustrie. Von F. Bertram, Lauban. 150
Wie man dereinst in Katholisch-Hennersdorf den Flachs gewann. . . 150
Aus der Geschichte der Leinenweberei in Lauban. 153
Ein Tag aus dem Leben des Handwebers. 155
Die mechanische Weberei. 164
Vom Bleichen. 166
Die Textilindustrie in Seidenberg. 169
Die Markliſſaer Textilindustrie. Von Karl Gründer, Markliſſa. . . . 171
Die Plüschweberei in Meffersdorf-Wigandsthal. Von Karl Gründer, Markliſſa. 173
Die Pappenfabrik in Holzkirch. Von F. Bertram, Lauban. 175
Die Möbelfabriken in Langenöls. Von Herbert Zimmerling, Langenöls. . 180
Die Talsperren im Queistal. Von Karl Gründer, Markliſſa. 184
Zur Verkehrsgeschichte. Von Oberpostrat E. Lachmann, Liegnitz. 196
Maschinenbau. Von F. Bertram, Lauban. 207
Spinnlied. 212

Die Geschichte des Kreises.

Vorgeschichte. Von Prof. Ludwig Feyerabend †, Görlitz. 214
Der Queiskreis. Von Professor Dr. Jecht, Görlitz. 224
Die Gründung und Entwicklung der Dörfer. Von Dr. jur. et phil. Artur Schulze, Schönberg. 229
Die Gründung und Entwicklung der Landstädte. Von Dr. jur. et phil. Artur Schulze, Schönberg. 261
Bilder aus der Geschichte der Stadt Lauban. Von F. Bertram, Lauban. 276
Taschentuchreim auf Lauban. 308

Kirche und Schule.

Die Geschichte der katholischen Kirche. Von Erzpriester Dr. theol. et phil. Stephan †, Markliſſa. 310
Die evangelische Kirche. Von Pfarrer Otto Weichenhan, Waldenburg, früher Markliſſa. 327
Die evangelische Kirchenlieddichtung und die Gemeindegesangbücher. Von Rektor Rother, Seidenberg. 348
Geschichte der höheren Schulen in Lauban. Von Professor Fahnberg, Lauban. 353
Von den Volksschulen. Von Rektor Rother, Seidenberg. 362
Gründonnerstagverse. 372

Volkstum.

Bäuerliche Sippenkunde. Mit einer Ahnentafel. Von Dipl.-Ing. Curt Adler, Seidenberg. 374
Bedeutende Männer.
Jakob Böhme. Von Studienrat Felix Voigt, Görlitz. 380
Adolf Traugott von Gersdorf und Karl Gottlob von Anton. Von Dr. R. Jecht, Görlitz. 390

Namhafte Geschichtsschreiber. Von Dr. R. Jecht, Görlitz. 393
Der kaiserliche Lügenhistoriker Abraham Hosemann. Von Dr. R. Jecht, Görlitz. 394
Forscher und Künstler. Von F. Bertram, Lauban. 395
Aus dem Volksleben.
Die Stellung unserer Oberlausitzer Mundart. Von Prof. Dr. Curt Müller, Löbau. 405
Unsere Mundart. Von F. Bertram, Lauban. 407
Die Spinnstube. Skizze aus dem Volksleben der Oberlausitz von F. Bertram, Lauban. 411
Scherzverse. 414

Die Verwaltung des Kreises.

Aus der Verwaltungsgeschichte. Von Landrat Dr. L. Frhr. von Nordeck zur Rabenau, Lauban. 416
Unsere Jugendpflege und Jugendbewegung. Von Kreisjugendpfleger Walter Rosenke, Lauban. 434
Verzeichnis der Schöppenbücher. Von Dr. jur. et phil. Artur Schulze, Schönberg. 443
Ortsverzeichnis. Von E. Brux, Nieder-Rudelsdorf. 447
Quellennachweis. 467
Sachregister 468
Karte des Kreises.

Die Bildbeilagen.

Nach Seite
Im Queistal bei Markliffa. Nach einem Aquarell von R. Kant, Breslau. VIII
Bad Schwarzbach und der Hohe Iserkamm. Phot. Niepel-Brodt, Friedeberg. 4
Markliffa a. Qu. Phot. Kiesewalter, Markliffa. 22
Schönberg. 54
Seidenberg. Nach einem Gemälde von R. Leinweber. 60
Webfaal (Seidenweberei Otto Müller & Co., Seidenberg). Phot. Rückert-Heldman, Görlitz. 168
Die Queistalsperre bei Markliffa. Phot. Kiesewalter, Markliffa. 184
Burg Tzschocha. Phot. Kiesewalter, Markliffa. 224
Lauban im Luftbild. Phot. Hansa-Luftbild G. m. b. H., Berlin. . . . 304
Die katholische Kirche in Bertelsdorf. Nach einem Aquarell von Fritz Augustin, Lauban. 312
Weihnachtsabend in Lauban. Nach einem Gemälde von Ludwig Danziger †, Lauban. 324
Großmutter beim Frühstück. Nach einem Gemälde von Gustav Krausche †, Markliffa. 401



Im Queistal bei Markliſſa. — Herbſt.

Richard Kant.



Die Landschaft des Kreises

In der Heimat ist es schön.

Von Fritz Bertram, Lauban.

Ein leuchtend klarer Herbsttag ist's, an dem wir langsam den lindenbesäumten Weg zum Steinberge bei Lauban aufwärts steigen. Tiefblau der Himmel über uns, flammend rot und gelb die Blätter der Linde und des Ahorns, der Kastanie wie der Buche, die rechts und links vom Wege grüßen. Nicht wie wir's sonst wohl tun, halten wir heut Rast auf dem mit Tischen und Stühlen besetzten, schattigen Plane vor dem Berghause. Nach Höherem steht unser Sinn. Und so steigen wir denn unverzüglich auf zum Aussichtsturm des Steinberghauses, um von dessen Galerie aus einen Rundblick auf das gesegnete Stück deutschen Landes zu tun, das sich in der kristallnen Luft so greifbar deutlich den erstaunten und bewundernden Blicken darbietet. Während von Süden her die blauen Züge des Iser- und Riesengebirges herübergrüßen, schließen im Norden die dunklen Linien des Heidewaldes den Gesichtskreis ab. Stufenweise steigt das dazwischenliegende Land aus der Ebene zu den Felsenwällen der genannten Grenzgebirge empor. Nach Osten wie nach Westen hin schweift unser Auge über Hügelketten mit ihrer schönen Abwechslung von Wald und Feld. Mitten durch die Landschaft aber zieht sich das grüne Band des Queises, dem zahlreiche Bäche, schön gelegene und fruchtbare Täler durchfließend, ihr Wasser von links und rechts zuführen. Wem strahlte da nicht angesichts der Herrlichkeit, die vor ihm ausgebreitet liegt, der Stolz aus Herz und Auge? Der Stolz darauf, solch wundervolles Stückchen Erde seine Heimat nennen zu dürfen. Wen packte nicht die frohe Wanderlust, die sich ja nicht genügen läßt an oberflächlichem Schauen, die sich vertiefen will in all den Reichtum, all' die Pracht der Heimatscholle, sich solange hineinversenken bis ihr kein Zug mehr fremd ist, in dem Angesicht der Heimat? — Die Frage, wohin wir bei soviel Schönheit, die sich uns zur Schau darbietet, zuerst die Schritte lenken wollen, ist bald entschieden. Zieht es uns doch wie mit magischer Gewalt vor allem andern hin zu dem Gebirge, das dort im Süden blaut.

Von Lauban aus zu Fuß bis auf die Tafelfichte.

So brechen wir denn an einem sonnendurchleuchteten Morgen von Lauban auf zu froher Wanderfahrt, die uns zunächst im Queistal aufwärts führen soll. Die große Queisbrücke im Zuge der Greiffenberger Straße haben wir mit unseren Weggenossen als Treff- und Ausgangspunkt gewählt. Von da wandern wir auf dem am linken Ufer des Queises hinziehenden Fußwege an der Badeanstalt vorüber, schreiten unter der

über den Queis führenden Brücke der Gebirgsbahn durch und geben dem hohen Damm der Markliſſaer Eiſenbahnſtrecke ſolange das Geleit, bis wir zu dem im Volksmunde den Namen „Goldene 44" führenden Gaſthauſe kommen und nun am Queiſe wieder aufwärts wandern. Zu unſrer Rechten bleibt da Kerzdorf liegen, das in ſeinen an Lauban grenzenden Teilen mehr den Eindruck eines Vorortes von Lauban als den eines Dorfes macht. Das Wegzeichen des Rieſengebirgsvereins an der Queisbrücke hinter der Kerzdorfer Mühle könnte uns reizen, hier links abzubiegen, um über den idylliſch-ſchönen Herrenſteig dem Queistal oberhalb Markliſſas zuzuſtreben. Schließlich geben wir aber der Wanderung durch die am Queis gelegenen Dörfer den Vorzug und ſchreiten in Kerzdorf weiter. Einen flüchtigen Blick nur haben wir heut für das rechts drüben liegende Baſaltſchotterwerk mit ſeinen ſtändig wachſenden Schutthalden, nehmen uns aber vor, ihm ein andermal einen Beſuch abzuſtatten. Von anſehnlicher Breite iſt das fruchtbare Tal, das der Queis hier durchfließt, im Weſten begrenzt von dem mit dem Hohwalde beſtandenen Höhenzuge, im Oſten von der Hügelkette, welche in dem Bertelsdorfer Hofberge und dem Kreuzberge dem Auge Ruhepunkte bietet. Daß die Abhänge aller dieſer baſaltiſchen Höhen unter der fruchtbaren Ackerkrume ziemlich oft neben Sand auch formbaren Lehm und Ton bergen, beweiſen die vielen Schlote der Ziegeleien, die links und rechts von uns aufragen. Beſonders häufig ſind dieſe Ziegeleien in Holzkirch, dem am linken Queisufer gelegenen Dorfe, das wir nun durchwandern. In ihnen wird ein weit und breit geſchätzter, beſonders wetterfeſter Dachſtein geformt, über deſſen Herſtellung wir uns ſpäter unterrichten wollen. Vom andern Ufer herüber grüßt der Kirchturm von Wingendorf. Wenige Schritte hinter dem Holzkirchner Gotteshauſe überſchreitet die gepflegte Kunſtſtraße auf breiter, bohlenbelegter Brücke den Queis und wir gelangen, ſie paſſierend, nach Steinkirch, deſſen drei große Rittergüter ebenſo wie die des gegenüberliegenden Oertmannsdorf faſt ausſchließlich noch wie vor langer Zeit im Beſitz adliger Geſchlechter, des ſogenannten Queisadels, ſind. Schienenſtränge, welche dicht beim Rittergute des Niederdorfes die Straße kreuzen, erinnern daran, daß ſeit 1896 auch eine Eiſenbahn im Queistal aufwärts bis nach dem Städtchen Markliſſa führt. Da ertönt auch ſchon das Läutewerk der Dampfmaſchine und raſſelnd und klirrend fährt ein Zug an uns vorüber, der die doppelte Aufgabe hat, Perſonen und Güter gleichzeitig zu befördern. Allmählich verengt ſich das Tal des Queiſes und in Ober-Steinkirch tritt ein Höhenzug dicht an das rechte Ufer des Fluſſes. In einem weit ausholenden Bogen ſteigt die Straße am Abhange des Teufelsberges, ſo heißt dieſer Teil des Zuges, hinauf. Ein alter Bauersmann, der des Weges daherkommt und mit dem wir eine Unterhaltung beginnen, erzählt uns, daß der um den Gipfel des Teufelsberges herumführende Teil der Kunſtſtraße während des deutſch-franzöſiſchen Krieges (1870—1871) von kriegsgefangenen Franzoſen erbaut wurde und darum von dem älteren Geſchlecht noch immer die Franzoſenſtraße genannt wird. Während der Unterredung mit dem Alten haben wir weniger als vorher auf die Umgebung geachtet. Jetzt, da die Straße plötzlich eine ſcharfe Biegung macht, bleiben wir erſtaunt und hocherfreut nach wenigen Schritten vorwärts ſtehen. Ein wunder-

volles Bild ist's, das sich uns darbietet. Vor uns ein nicht allzugroßer Talkessel, durch den sich der Queis windet und in dem die Orte Beerberg, Markliſſa und Schadewalde dicht beieinander liegen. Dahinter ragen im Süden die Tafelfichte und das Heufuder, die beiden höchſten Berge des Iſergebirges, nun ſchon ſo nahe empor, daß man deutlich zwiſchen dem dunklen Waldbehang die helleren Stellen der Holzſchläge und Schonungen erkennt. Von rechts drüben grüßen im Vordergrunde die Baſaltkegel des Knappberges und des Wachtberges, links aber jene Höhenzüge, welche dem Queis das Leben ſauer machen, ihn einengen, ihn zwingen, ſich mühſam zwiſchen ihnen durchzuwinden. Sie rufen die Erinnerung an frühere Wanderungen in uns wach, von denen eine uns auch zu der am waldbedeckten Abhange des hohen Iſerkammes gelegenen Quelle des Queiſes führte. Heut ſchreiten wir munter zu, um Markliſſa zu erreichen. Wir widerſtehen tapfer der Verſuchung, kurz vor der in kühnem Bogen den Queis überſpannenden Eiſenbrücke links abzubiegen und weiter im Queistal aufwärts zu wandern. Hinüber geht es über die Brücke, hinein ins kleine Städtchen. Ein flüchtiger Blick für heut nur auf das mitten auf dem Markte ſtehende, ſchlichte Rathaus und die alten Laubenhäuſer an der Südſeite des Marktes. Dann biegen wir links in die Straße ein, die uns nach Schwerta führen ſoll. Bald liegen mit dem alten Strohhof rechts am Wege die letzten Häuſer Markliſſas hinter uns und munter ſtreben wir dem ſchön gelegenen Schwerta zu. Am Zangenberge, den noch im Mittelalter eine Burg krönte, und am Markliſſaer Stadtwalde vorüber führt der Weg. Rauſchend und gluckſend fließt der Schwertbach uns zur Linken in dem Tal dahin, das ſich allmählich mehr und mehr verengt, indes die Straße langſam aber ſtändig ſteigt. Schon ſind wir bei den erſten Häuſern Schwertas angelangt, uns daran erinnernd, daß hier, wie in ſo vielen anderen Orten unſres ſchönen Heimatkreiſes dereinſt aus jedem Haus das „Gezicker! Gezacker!" des Handwebſtuhles klang bis zu dem Augenblicke, da der Großbetrieb jene einfache Form des Webens wohl für alle Zeit verdrängte. Zerbröckelndes Gemäuer links am Wege, von friſchem Grün umrankt. Die Schwertburg, eine alte Grenzfeſte iſt es, die zu uns herüber grüßt. „Ihre Dächer ſind zerfallen, und der Wind ſtreicht durch die Hallen, Wolken ziehen drüber hin." Dieſe Zeilen Kuglers kommen uns bei ihrem Anblick unwillkürlich in den Sinn und ſchon ſummt auch der Mund die Melodie dazu. Doch weiter für heut. Nach rechts und links in dieſem herrlichen Gebirgstal Ausſchau haltend, verfolgen wir frohen Mutes die Windungen, in denen die Straße den ſteilen Kirchberg hinanſtrebt, und erreichen dann am Südausgang des Dorfes die Waſſerſcheide jener Gegend in der hochgelegenen Straße, die von Greiffenberg nach Heinersdorf und Friedland in Böhmen führt. Wir überſchreiten ſie und leichten Fußes geht's durch friſchgrünen Wald hinab, am Bahnhof Meffersdorf vorüber dem Orte gleichen Namens zu. Bei unſerer Wanderung im Dorfe aufwärts fällt uns links die dunkle Linie der Allee von mächtigen Lindenbäumen auf, die von dem Gutshofe nach Oſten führt. Auf ihr ſprengt nach der Sage in der Mitternacht ein alter General, ſein Haupt unterm rechten Arm tragend, auf ſchwarzem Roſſe auf und ab. Rechts drüben aber liegt unweit Neugersdorf der im Sommer vielbeſuchte Kaiſer-



Bad Schwarzbach und der Hohe Iserkamm. Phot. Riepel-Brodt.

Wilhelmturm, einst eine Sternwarte, heut ein Aussichtsturm mit wundervoller Fernsicht in das schöne Schlesierland. Im rechten Winkel führt die Straße uns nun links hinüber zu dem Markt des Fleckens Wigandsthal, der in der Bauart mancher seiner Häuser zeigt, daß hier eine Anzahl Leinwandkaufleute und -verleger wohnten, die es zu einer gewissen Wohlhabenheit gebracht hatten. An dem durch eine hohe Mauer abgeschlossenen Park des Rittergutes vorüber gehen wir nunmehr auf Grenzdorf zu, um von dort aus nach dem Badeorte Schwarzbach zu gelangen, der sich zwar inbezug auf Größe und den dort anzutreffenden Luxus nicht mit dem benachbarten Flinsberg messen kann, sonst aber, was die Schönheit der Lage, die Wirkung seines eisen- und kohlensäurehaltigen Brunnens und der herrlichen reinen Gebirgsluft anbetrifft, den Vergleich mit diesem Modebade aufzunehmen bereit ist. Schwarzbach wird darum auch alljährlich in steigendem Maße gern von Badegästen, insbesondere von Frauen, aufgesucht, die wirklich eine Kur zur Herstellung ihrer angegriffenen Gesundheit nötig haben. In einem der Fremdenheime, die auch Zimmer zu nur vorübergehendem Aufenthalte vermieten, suchen und finden wir, da der Abend herannaht, Unterkunft. Zunächst wird der Reisestaub von Leib und Kleidern entfernt, hierauf ein Imbiß eingenommen und dann noch ein Stündchen von der Veranda oder vom Fenster aus Umschau gehalten in dem engen Tal, an dessen Hängen des Dorfes schmucke Häuser stehen. Bis dann des Tages letzter Schimmer verglimmt und wir die müden Glieder zu wohlverdienter Ruhe auf das Lager strecken. Doch schon am frühen Morgen sind wir wieder auf den Beinen und in den Kleidern. Der Rucksack wird gepackt, das Frühstück rasch verzehrt und dann geht's aufwärts zwischen Feld und Wiesen, bis uns der stille Nadelwald aufnimmt, der den steilen Hang der Berge deckt. Sie zu ersteigen ist das Ziel, das wir uns für den Vormittag gesteckt. Steil aufwärts



Der Neugersdorfer Aussichtsturm. Phot. Niepel-Brodt.

führt der Pfad. Doch, mit der neugewonnenen Kraft geht es voran und wir denken während des Steigens daran, daß bis zum Fuß der Tafelfichte ja der südlichste Zipfel unseres Heimatkreises reicht. Je höher wir kommen, desto freier schweift unser Blick, rückwärts gewandt, auch in die Weite. Und wenn wir dann nach etwa zweistündigem Steigen und Wandern unser Ziel, den Gipfel der Tafelfichte, erreicht haben, der, wie die Grenzsteine beweisen, schon in Böhmen liegt, gewährt uns der dort befindliche Aussichtsturm einen umfassenden Blick nach allen Himmelsgegenden. Nachdem wir zuerst mehr allgemeine Umschau gehalten haben, macht es uns später besondere Freude, zwischen den zahlreichen Bodenwellen, die sich nach Norden, nach der Ebene zu allmählich verlaufen, die engere Heimat aufzusuchen und ihr von steiler Bergeshöhe Grüße zuzusenden. Kurzstämmige, sturmzerzauste Fichten und Tannen erinnern uns daran, wie arg die Winterstürme hier oben hausen, wie tief die Schneedecke ist, die in der Winterszeit auf allen Aesten und Zweiglein lastet und trotzdem ist das Gebirge auch im Winter wunderschön. Man muß nur einmal frisch und wagemutig hinaufgestiegen sein an einem Wintertage, wenn der Rauhreif Baum und Strauch mit ungezählten Kristallen schmückte und die tiefverschneiten Bäume in ihren diamantenbesetzten, weißen Gewändern die abenteuerlichsten Formen und Gestalten angenommen haben. Welcher Glanz, welch Leuchten und Strahlen, wenn dann die Wintersonne siegend durch die Wolken bricht. Scharf heben sich die violetten Schatten der Bäume von der blendend weißen Schneefläche ab. Stille und Einsamkeit um uns, nur hie und da vom heiseren Schrei der Krähe unterbrochen, die mit schwerem Flügelschlag an uns vorüberstreicht. Auf einmal dringen frohe Menschenstimmen an das Ohr. Rüstige Bergsteiger sind es, die mit dem Rodelschlitten und dem Schneeschuh fröhlich aufwärts streben, gleich uns sich freuen an der Winterwunderpracht der Berge und dann vom



Winter im Isergebirge. Phot. Niepel-Brodt.

Kamme aus in sausender Fahrt zu Tale gleiten. Wir hätten heut am heißen Sommervormittage beim Aufwärtssteigen etwas brauchen können von jener Frische, die der Winter hier in so verschwenderischem Maße darbietet. Doch freuen wir uns dankbar des schönen Sonnentages, den Gott uns schenkt, und genießen in vollen Zügen die unerschöpfliche Schönheit, die rings um uns ausgebreitet liegt. Bis dann die Uhr zur Heimkehr mahnt und wir, ein fröhlich Lied auf unsern Lippen, zum Abstieg rüsten. Ueber den der Tafelfichte nördlich vorgelagerten Dreßlerberg führt unser Weg durch Straßberg, Bergstraß, kleine, gernbesuchte Sommerfrischen, nach Meffersdorf zurück. Von hier aus treten wir, noch ganz erfüllt von all den Eindrücken und Erlebnissen der schönen Wanderung, mit der Eisenbahn die Rückfahrt nach dem Heimatorte an.

Bad Schwarzbach im Isergebirge.

Nach E. Sieg, Grenzdorf.

Der Kur- und Badeort Schwarzbach liegt in einem lieblichen Tale am Nordabhange des Isergebirges, an den Abhängen der Tafelfichte und des Dreßlerberges, am linken Ufer des Schwarzbaches, gegenüber von Ober-Hernsdorf gräfl. Die den Ort umschließenden Höhen sind mit herrlichen Wäldern bedeckt und bieten lohnende Fernsichten. Als besonders schöne Ausflugs- und Aussichtspunkte seien erwähnt: Die Tafelfichte, der Dreßlerberg, das Heufuder mit der neuen Baude, der Kaiser-Wilhelm-Turm bei Neu-Gersdorf und der Hasenstein.

Der Schwarzbach bildet die östliche Grenze des Dorfes. Wegen des starken Gefälles besitzen seine Hochwasser eine gewaltige, zerstörende Kraft. Diese Kraft zu brechen und zugleich auch von den Bergen herabrollende Steine aufzufangen, hat man — von der Försterei bergwärts gerechnet — sechs Geröllsperren errichtet.

Infolge der gebirgigen Lage des Ortes ist der Boden wenig ertragreich. Ackerbau wird darum nur in geringem Maße betrieben. Die Bestellung der Aecker an den Berglehnen ist sehr schwierig. Obst- und Gemüse werden nur für den Hausbedarf angebaut. Dagegen bietet der Wald den Bewohnern Gelegenheit zum Broterwerb (Holzfällen, Holzabfahren, Kulturarbeiten). Ein Teil der Einwohnerschaft findet auch Beschäftigung in den Fabriken der Nachbarorte.

Eine besondere Einnahmequelle bietet den Dörflern aber das Vermieten von Zimmern an Kurgäste und Sommerfrischler. Denn Schwarzbach ist ja schon seit 1783 Badeort. Am 7. August dieses Jahres fing man an, den Gesundbrunnen in Schwarzbach zu erschließen. Seit der Mitte des 19. Jahrhunderts werden die Quellen zu regelmäßigen Bade- und Trinkkuren benutzt. Zu dem Zwecke wurden sie sachgemäß gefaßt und in ihrer Nähe ein bescheidenes Kurhaus erbaut. Die Quellen sind radioaktive alkalisch-erdige Eisensäuerlinge, d. h. sie enthalten in der Hauptsache Eisen- und Kohlensäure. Freilich ist Schwarzbach kein Luxusbad, wie etwa das benachbarte Flinsberg. Wer aber für seine Nerven, sein Blut oder

sein Herz dringend einer Auffrischung bedarf, der findet in dem stilleren Schwarzbach treffliche Gelegenheit dazu. Büchereien, Konzerte und Vorträge bekannter Schriftsteller, Musiker und Sängerinnen bieten willkommene Abwechselung in dem Einerlei der Kurvorschriften. Eine besondere Note bringen in diese Darbietungen die Veranstaltungen mehrerer Ortsvereine, in denen besonders das Heimatliche (Mundart, Sitte und Brauch) betont wird. Seit einer Reihe von Jahren bestehen auch in Schwarzbach Heime, welche von Vaterländischen und christlichen Wohlfahrtsvereinen gegründet sind und unterhalten werden. In ihnen wird erholungsbedürftigen, minderbemittelten Frauen und Mädchen Gelegenheit geboten, zu niedrigen Preisen — vor dem Kriege sogar zum Teil unentgeltlich — für längere Zeit Unterkunft und Verpflegung zu finden. Auch der Vaterländ. Frauenverein, Verband Lauban-Stadt, besitzt ein solches Heim in Schwarzbach, das Haus „Drei Linden". Schwächliche und kränkliche Kinder können in einem Kinderheim Aufnahme und liebevolle Pflege finden. Das Kurhaus ist 1926 von der Amtshauptmannschaft Grimma i. Sa. als Erholungsheim erworben worden. Neben den Kurgästen und Sommerfrischlern sind es dann noch während der schönen Jahreszeit rüstige Wanderer jeden Alters und Geschlechts, welche den Ort berühren, um nach kürzerem oder längerem Aufenthalte von hier aus den Aufstieg auf das Gebirge zu unternehmen. Ist ja doch das Dorf Schwarzbach vom Bahnhof Meffersdorf zu Fuße in reichlich dreiviertel Stunden zu erreichen. Eine Autobuslinie führt von Flinsberg über Grenzdorf, dessen Mineralbrunnen übrigens jetzt auch erschlossen ist und Anwendung findet, nach Schwarzbach, von da aus weiter zum Bahnhof Meffersdorf, nach Markliſſa und zurück.



Geröllsperre im Schwarzbach. Phot. Niepel-Brodt.

Ueber die Gründung des Dorfes Schwarzbach und seine früheste Entwicklung berichten die Engelmannsche (handschriftliche) Chronik und das älteste noch vorhandene Schöppenbuch der Gemeinde ziemlich übereinstimmend

folgender Weise: „Anfangs wurde hierselbst von einem gewissen Streit ein Haus erbaut und dazu ein Garten urbar gemacht, welches dann zum Försterhause gebraucht wurde. Dieses Haus und Garten wurde nach vorbesagtem Besitzers Tode und Miterben dem herrschaftlichen Förster Hans Schütz für und um 50 Mark verkauft, und besage des Alt-Scheibener Schöppenbuches Nr. 23 heißt es: in Ober-Hernsdorf auf hiesigem herrschaftlichem Grunde und Boden gelegen. Dieser Schütze kaufte an Michaelis 1647 besage des Alt-Scheibener Schöppenbuches Nr. 24 von damaliger



Berghäuser in Schwarzbach. Phot. Niepel-Brodt.

Grundherrschaft noch ein Plänlein für und um 3½ Rthlr. bares Geld, unter dem Gebirge an der Schickenstraße gelegen. Dieses ist ohnstreitig das, wo anitzo der Gerichtskretscham steht. Ein wegen der Religion vertriebener Glasermeister namens Martin Scholtze legte sodann 1651 auf dem sogenannten Drechslerberge eine Glashütte an, und die darin arbeitenden Fabrikanten bauten sich sodann nach und nach neben und bei dieser ihrer besagten Werkstatt, und mehrere andere Exulanten, die ihnen aus Böhmen nachgefolgt waren, unten an der Bach an. Diese Gemeinde also wurde nach und nach ein Dorf, bekam von besagten daran grenzenden Bach den Namen Schwarzbach und erhielt hierauf seine eigenen Gerichte."

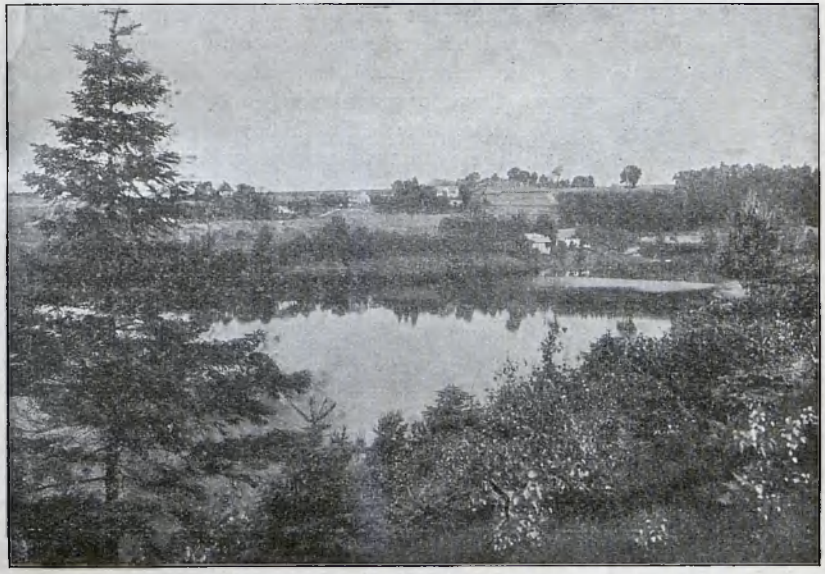
Die erwähnte Glashütte ist abgebrannt und es sind heute nur noch einige Mauerreste vorhanden.

Heut gehört Schwarzbach zu dem Amtsbezirk und dem Kirchspiel Meffersdorf. Seit Oktober 1927 bildet Schwarzbach mit Grenzdorf und Straßberg zusammen eine Gemeinde unter dem Namen Bad Schwarzbach.

Durchs schöne Queistal von Greiffenberg bis Lauban.

Wer über einen weiteren freien Tag und die Mittel für eine zweite Uebernachtung verfügt, der unterbricht die Heimfahrt vom Gebirge wohl in Greiffenberg, um neugestärkt am andern Morgen zu Fuß das schöne Queistal zu durchstreifen. Frühzeitig sind wir auf den Beinen und wandern fröhlich singend durch die noch stillen Straßen Greiffenbergs dem Kienberge zu, der steil zum Queis abfallend auf dem nördlichen der beiden Höhenzuge liegt, welche den Queis durch ihr Entgegentreten zwingen, die bisher inne gehaltene süd-nördliche Richtung aufzugeben und sich in zahlreichen Windungen zwischen ihnen hindurch von Osten nach Westen zu zwängen. Mehr als einmal machen wir auf dem Wege zum Kienberge Halt und schauen nach links hinüber, immer wieder gefesselt von dem Bilde des oberen Queistales, welches das Riesen- und Isergebirge zum wirkungsvollen Hintergrund hat und im Mittelgrunde den Greiffenstein und den mit der Leopoldskapelle geschmückten Hügel aufweist. Ganz vorn aber liegt Wiesa mit der alten Grenzkirche, in die noch heut die Evangelischen Greiffenbergs an Sonn- und Feiertagen zum Gottesdienste wandern. Noch haben wir den Kienberg nicht ganz erreicht, da grüßt des Queises Flut zu uns herauf. Die Fertigstellung der Goldentraumer Talsperre hat das Bild gegen früher wesentlich verändert. Die gewaltige Mauer staut ja jetzt des Queises Flut bis zu der von Greiffenberg nach Wiesa führenden Brücke. Eine breite, wenig Strömung zeigende Wasserfläche erblickt das Auge nunmehr an der Stelle, wo einst aus größerer Tiefe das schmale Band des Queises zu uns heraufblitzte. Keines der früher sehr mit Recht gefürchteten Hochwasser des Queises hat je die Höhe erreicht, als der gegenwärtige Stau. Manch schöner, einstmals gern beschrittener Weg, manch idyllisches Plätzchen und manches imposante Felsgebilde liegt heut tief unterm Wasserspiegel. Dennoch wird man kaum behaupten können, daß das Queistal durch die Neuordnung der Dinge viel von seiner einstigen Schönheit eingebüßt habe. Anders freilich ist manches geworden, doch auch so bietet das Queistal noch eine Fülle des Sehenswerten und Schönen und so oft wir's auch mit offenem Auge und empfänglichem Herzen durchwandern, immer wieder entdecken wir neue Reize und Vorzüge, die unserer Beobachtung bei früheren Besuchen entgangen sind. Steil abwärts führt der Weg am Kienberghaus vorüber, bis er nur wenig höher als der Wasserspiegel dem Lauf des Queises folgt. Da, wo dereinst die Heidemühle stand, führt eine schmale Brücke nach dem linken Ufer, an dem entlang ein Fußpfad sich hügelan und hügelab windet bis hin zur neuen Finkenmühle. Zur neuen sage ich, denn die alte, allgemein bekannte, ist in Rücksicht auf den Stau des Queises abgebrochen worden und ihre Fundamente liegen tief, tief unterm Wasserspiegel. Wenn wir die vorgenannte Brücke heut nicht überschreiten, sondern auf dem rechten Ufer bleiben, geschieht das, weil wir dem am Fuß des Ramsen idyllisch gelegenen Neu-Warnsdorf einen Besuch abstatten wollen. Wohlgefällig ruht der Blick auf den noch meist im freundlichen Fachwerkstil erbauten Gehöften und Einzelhäusern, die zerstreut am Berghang liegen. Das eine, dicht am Weg gelegene, zeigt an der Giebelwand merkwürdig große Fenster, wie sie ein Künstleratelier wohl aufzuweisen

pflegt. Und wirklich hat der hinter ihnen liegende Raum einmal einem Landschafter als Arbeitsstätte gedient. An Motiven und künstlerischer Anregung hat es ihm an diesem schönen Fleckchen Erde sicher nicht gefehlt. Doch leider ist die Kunst heut mehr denn je verurteilt, nach Brot zu gehen. Und da die Großstadt dies dem Künstler doch wohl eher bietet, so konnte der Maler hier nicht seßhaft werden. Ueber diesen Lauf der Dinge nachdenkend, sind wir durch das Dorf gewandert und lassen nun die letzten Häuser hinter uns. Durch einen kleinen Hohlweg



Der Stausee und Neu-Warnsdorf. Phot. Niepel-Brodt.

schreiten wir einer Höhe zu, die uns, nachdem wir sie erstiegen haben, neue, wundervolle Blicke auf den feld- und waldumsäumten Wasserspiegel des Queises gestatten. Kulissenartig schieben sich die einzelnen Bergzüge und -kuppen vor und dort von jener Matte des linken Ufers grüßen die Gebäude der neuen Finkenmühle herüber. Doch heißt's noch tapfer auszuschreiten, dem Weg hinauf, hinab zu folgen, ehe wir der Mühle gegenüber stehen und nun den Ruf: „Holüber!" zu ihr hinübersenden. Ein zweiter Ruf verhallt nicht wie der erste ungehört. Ein Mädchen eilt ans Ufer, löst den Kahn und holt uns bald hinüber. — Nach kurzer Rast in luft'ger Kolonnade geht's nun am linken Ufer weiter. Erst führt der Weg am Bergeshang durch Nadelwald, dann mündet er auf die breite Straße ein, die man nur wenige Meter überm Wasserspiegel neu angelegt hat, und die noch mit zahlreichen Gesteinstrümmern bedeckt ist. Dicht an der Felswand führt die Straße hin und wie noch nicht verharschte Wunden erscheinen uns die hell gefärbten Stellen jener Felsen, die darauf deuten, daß man hier durch Sprengungen den Raum zur Weiterführung

der Straße schaffen mußte. Granit und Gneis und Glimmerschiefer, oft von den schneeweißen Adern des Quarzes durchzogen, sind der Stoff, aus dem die gütige Schöpferhand diesen Teil unserer Heimat bildete. Nicht wagerecht mehr, wie in den Zeiten ihrer Bildung, sind sie gelagert. Schräg stehn sie an, ein Dokument dafür, welch gewaltige Umwälzungen der fortschreitende Erkaltungsprozeß unseres Planeten in Form von Faltenbildungen hervorbringt. Wie vielgestaltig ist die Pflanzenwelt, die sich im Lauf der Zeit auf diesen Felsen angesiedelt hat. Hier überzieht die gelbe Schwefelflechte die kahle Felsenwand, dort breitet saftig grünes Moos schwellende Polster drüber. Daneben nicken Farne, winken Tausende von bunten Blüten aus dem weichen, langen Grase. Wo irgend noch ein Sonnenstrahl durch's Ast- und Zweiggewirr der Laub- und Nadelbäume hindurch bis auf den Grund gelangen kann, da grünt es auch und blüht und preist den Schöpfer vielgestaltig. Fürwahr! Ein Stück Schöpfungsgeschichte, wie es uns fesselnder und eindringlicher kaum je geboten werden mag. In der Nähe des alten Glimmerschieferbruches, wo das Jugendseehaus erbaut worden ist, mündet jetzt von links ein Weg in unsere Straße ein. Ehe wir ihm, der langsam zwischen Bäumen aufwärts führt, folgen, werfen wir noch einen Blick nach rechts auf die höchste Erhebung des Queistales, den Ramsen, der vom rechten Ufer herübergrüßt. Von früheren Ausflügen her wissen wir, welch schönen, umfassenden Rundblick sein Gipfel dem Besucher gewährt. Nur schwer trennen wir uns von dem Bilde. Doch, es muß sein. Und rüstig schreiten wir wieder vorwärts, aufwärts. Und sieh! Schon grüßen zwei, drei Häuser von der Höhe. Nur wenige Minuten noch und Goldentraum, der eigenartige Marktflecken, ist erreicht. Mit seinen buntgetünchten Häuserchen, dem plätschernden Röhrbrunnen auf ungepflastertem, mit Gras bewachsenem Markte und seiner ländlichen Bevölkerung, die freilich heut infolge des Talsperrenbaues und des zunehmenden Fremdenverkehrs manches von ihrer Ursprünglichkeit und Eigenart eingebüßt hat, erfreut es unser Auge und Herz stets aufs neue wieder, so oft wir's auch besuchen. Der Name des Ortes erinnert, ebenso wie der des benachbarten Goldbach, daran, daß man einst wähnte, in dieser Gegend Gold finden zu können. Tatsächlich hat der Queis ja früher Gold in seinem Sande geführt, so gut wie Perlen. Doch lohnte der geringe Gehalt nicht die Mühe des Goldwaschens. Und auch der Versuch, auf bergmännische Weise durch Einschlagen von Stollen in den Berghang goldhaltiges Gestein zu fördern, ist mißlungen. So blieb das ganze Unternehmen, einst so hoffnungsreich begrüßt, ein goldener Traum, an den nichts anderes mehr, als nur die Namen der vorhin genannten beiden Orte heut erinnern. Was uns am Orte Goldentraum noch auffällt, ist, daß die Häuser des Marktgevierts an den vier Marktecken zusammenstoßen und die Straßen in die Mitte der Häuserreihen einmünden. Ehe wir den Ort in westlicher Richtung verlassen, machen wir einen Augenblick vor einem kleinen Hause an der rechten Straßenseite Halt, über dessen Haustür eine Tafel angebracht ist, auf welcher der mehr gut gemeinte, als gut gereimte Spruch steht: „Dies Haus ist nicht mein; der vor mir war, wars auch nicht sein; er zog aus und ich zog ein und nach mir wird es auch so sein." Ein schöner, durch Wald und Wiese führender Abkürzungsweg führt auf die neu angelegte Fahrstraße, die zu

der Goldentraumer Talsperre führt. Eine ihrer Biegungen gewährt uns einen prächtigen Blick auf den größten Teil des von uns zurückgelegten Weges. Enger treten jetzt die den Queis begleitenden Höhenzüge zusammen. Durch zwei Felsentore schreiten wir, dann nähern wir uns der neuen Sperrmauer, deren Krone die angestaute Wassermenge nur noch wenig überragt. Ein heller Fleck in den Felsenmassen des rechten Ufers läßt uns die Stelle erkennen, an der tief unterm Wasserspiegel der obere Eingang zu dem Umlaufstollen liegt. Im Gegensatz zu der Marklissaer

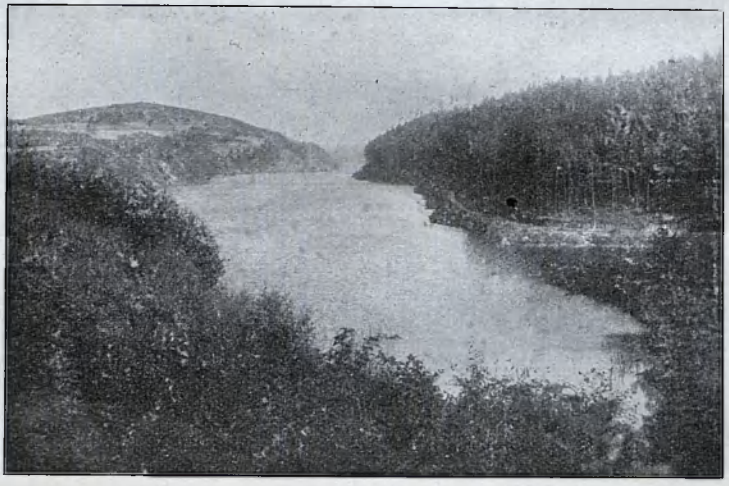


Der Goldentraumer Markt. Nach einem Aquarell von R. Kant.

Talsperre besitzt nämlich die Goldentraumer nur einen Umlaufstollen, während am linken Ufer ein sogenannter Ueberlauf ein Ueberfluten der Mauerkrone durch zu hoch steigende Wassermassen verhindern soll. Ueber die technischen Anlagen dieses Ueberlaufs führt eine Brücke auf die Sperrmauer selbst, die an der Krone noch so breit ist, daß man eine Fahrstraße über sie hinweg leiten konnte. Ein Blick talabwärts zeigt uns jetzt erst die ganze gigantische Größe dieses Werkes, denn tief, tief unten liegt das Flußbett des Queises, dessen Wasser nun eine kurze Strecke ungehemmt dahinrauschen dürfen, ehe der Marklissaer Stau ihren Lauf wieder verlangsamt. Kaum bis zur halben Höhe der Mauer ragt das Dach des elektrischen Kraftwerkes, das an der Sehne des flachen Bogens liegt, welchen die Mauer bildet. Ein vergleichender Blick flußaufwärts und flußabwärts läßt uns erkennen, daß hier an der Mauer das Wasser mindestens 30 Meter hoch angestaut sein muß. Dabei gewahren wir auch Teile der maschinellen Einrichtungen für die Regelung des normalen Wasserabflusses. Drei gewaltige Rohre leiten ja die gebändigte Flut auf die Turbinen, welche den Dynamos Antrieb geben. Mit immer größerem Staunen betrachten wir das gewaltige Werk moderner Technik und sinnend stehen wir vor der Bronzetafel in der Mitte

S.L. BIBLIOTEKA PUBLICZNA KATOWICE

der Mauerbekrönung, die uns den scharfgeschnittenen Kopf des Erbauers der Talsperre, des Baurats Dr. ing. Bachmann, zeigt. Von ihm oder einem seiner Mitarbeiter in die technischen Einzelheiten des segenbringenden Werkes eingeweiht zu werden, ist der Wunsch, den wir uns heut versagen müssen. Die fliehende Zeit mahnt zur Fortsetzung der Wanderung. Wir haben die Wahl, ob wir unserm nächsten Ziel, der Neidburg, über Vogelsdorf zustreben wollen oder dem Queise auch weiter das Geleit geben. Wir entscheiden uns für das zweite und schreiten darum die am rechten Queisufer neu angelegten Kehren hinab zum Flußbette. Einen



Ramsen und Stausee Goldentraum. Phot. Männig.

Augenblick nur rasten wir am Kraftwerk, um an dessen Hinterwand durch die hohen Fenster einen Blick in das Innere zu werfen. Leicht und spielend, in schier unheimlicher Schnelligkeit und doch dabei fast geräuschlos drehen sich die Anker einiger Dynamos. Ein leises Summen nur dringt an das Ohr. Starr, unbeweglich, als ob sie noch niemals an dem rasenden Tanz der andren teilgenommen hätten, stehen andre Dynamos. Ein Blick darauf zeigt uns die Massen und Gewichte, die hier in Bewegung zu setzen sind, und vermittelt uns zugleich auch eine Ahnung von den ungeheuren Kräften, welche der gefesselte Riese Queis hier täglich in harter Fron aufwenden muß. Kein Wunder darum, daß seine Wellen unterhalb des Werkes wie befreit aufrauschen und dann eilends abwärts streben, um dem Zwange zu entgehen. Wir folgen ihnen, nachdem wir zuvor noch einmal die gewaltige Mauer in ihrer Gesamthöhe vom Fuße bis zur Krone bewundernd mit den Augen gemessen haben. Unwillkürlich drängt sich uns der Gedanke auf: Wenn diese Mauer einmal bräche, die dahinter gestaute Flut herniederstürzte in einem einz'gen, riesengroßen Schwall? Was dann? Nicht auszudenken wären ja die unglückselig'gen

Folgen eines solchen Schicksalschlages. *) Rasch aber bannen wir solches Denken und Empfinden. Dürfen wir doch gewiß sein, daß nach menschlichem Ermessen bei der peinlichen Sorgfalt, mit welcher der Bau geleitet und ausgeführt worden ist, ein Bersten der Mauer ausgeschlossen ist. Queisabwärts schreitend, gewahren wir bald am jenseitigen rechten Ufer den Ausgang des vorhin schon einmal erwähnten Umlaufstollens. Unweit davon klafft eine breite Lücke in der felsigen Bergwand desselben Ufers. Ein Steinbruch ist's, der den größten Teil der Steine hergab, die bei der Sperrmauer verarbeitet wurden. Dem weiten Bogen, den der Queis nunmehr beschreibt, gleicht unser Weg sich an, bald wenig höher als der Wasserspiegel ziehend, bald wieder hügelauf- und hügelabwärts strebend. Noch eine Biegung jetzt, da winkt aus dunklem Nadelwald von steiler Bergeshöhe die Neidburg zu uns herüber und munter fördern wir die Schritte, bis uns ein Felsgebilde dicht am Ufer fesselt. Die Verwitterung hat hier etwas geschaffen, das wie ein langbärtiger Mönch oder Zwerg aussieht, der sich in seine weite Kutte hüllte, die Kapuze über den Kopf zog und nun schläft. „Merkwürdige Launen der Natur!" So fährt's uns durch den Sinn. Im Weiterschreiten haben wir dann die Eckersdorfer Brücke erreicht, die uns einen umfassenden Blick auf den oberen Stau der Marklissaer Talsperre gewährt. Breit aus ladet hier das Tal, prachtvoll wirkt die weite, vom Winde leicht gekräuselte Wasserfläche, rechts und links von Hügeln begrenzt und im Hintergrunde von der Burg Tzschocha überragt. Nicht leicht reißen wir uns von dem Bilde los, um nun nach rechts zur Neidburg abzubiegen. Wir haben Glück. Der untere, ein Stück am Queis hinführende Fußweg ist nicht überschwemmt. Wir folgen ihm und steigen dann an einem rauschenden Bächlein aufwärts, bis uns ein Wegweiser den Hang rechts hinauf weist, den wir auf bequemen Stufen ersteigen. Einige Minuten und wir stehen hochaufatmend vor dem Tore der Neidburg, die von dem Freiherrn von Minutoli als Jagdschlößchen auf den Trümmern eines alten Kastells erbaut wurde und die heute eine der schönsten Jugendherbergen Ostdeutschlands genannt werden darf. Doch mit dem Werdegang der Burg und der Jugendherberge wollen wir uns später eingehender beschäftigen und erwerben zu dem Zwecke heute schon die kleinen Schriftchen, die der freundliche Burgwart in seinem behaglichen Heim zum Verkauf ausgelegt hat. Voll und ganz genießen wir die Schönheit der Burg und ihrer landschaftlichen Umgebung, steigen natürlich auf den Turm und lassen den Blick weit, weit umherschweifen über all das schöne, deutsche Land, das wir mit Stolz unsere Heimat nennen. Mit einem herzlichen Händedruck verabschieden wir uns von dem Burgwart und seiner jungen blonden Frau und hinab geht's wieder eilenden Schrittes den von Kastanien bestandenen Weg entlang, der zu dem kleinen Weiler Neidberg führt. Von Wald und Feld umhegt, breitet er sich mit seinen schmucken Fachwerkhäuschen und mit seiner klappernden Mühle friedlich im Strahle der Nachmittagssonne vor uns hin. Wir durchschreiten ihn, dem Zuge der Landstraße folgend, die nach Eckersdorf hinabführt. Bald stehn wir wieder am

*) Siehe das Märchen: „Der Queis" in F. Bertrams „Verlabtes und Erduchtes".

Stau und wandern an ihm ein Stückchen aufwärts, um zur Eckersdorfer Brücke zu gelangen, die wir überschreiten, um am linken Ufer des Staubeckens, das von Booten belebt ist und über dessen Flut Kiebitze laut schreiend dahinschießen, weiter zu wandern. Der Burg Tzschocha streben wir zu. Gar nicht so sehr weit entfernt grüßt die Wiedererstandene zu uns herüber. Unser Weg jedoch führt erst in einem weiten Bogen durch den unteren Teil des schönen Rengersdorf mit seinem hochgelegenen Kirchlein, dessen Kirchhof, von hoher Mauer umrahmt, den Dorfbewohnern mehr als einmal in bewegten, unruhigen Zeiten Schutz bot. Fast eine Stunde haben wir zu wandern, ehe wir Tzschocha erreichen, die alte Grenzfeste, die ebenso wie einst die Neidburg und die Schwertburg zum Schutz des Deutschtums gegen die Slaven errichtet wurde. Ihr Name „Tzschocha", d. i. „Wart ein Weilchen", deutet schon auf diese ihre Bestimmung hin. Auf der einen Seite wehrt uns zunächst der Park, der unter seinen Baum-Beständen 800jährige Eiben aufweist, die Aussicht auf die Burg, auf der andern Seite hindern ausgedehnte, neu angelegte Wirtschafts-Gebäude einen Blick auf sie zu werfen, bis wir dann das schön geschwungene Hoftor erreichen und nun beim Anblick der Burg glauben könnten, ein Stück Mittelalter sei vor uns lebendig geworden. Da liegt sie nun, die Feste mit ihrem gewaltigen Bergfried, ihren spitzen Giebeln und Dächern, ihren Mauern, Bastionen und Wehrgängen, ihrer zur großen Empfangshalle führenden, steinernen Brücke, die den tiefen Burggraben überspannt. Dem in uns aufsteigenden Verlangen, näher zu treten und auch das Innere der Burg schauen zu dürfen, können wir heut nicht nachkommen, da wir versäumt haben, die zum Betreten der Burg erforderliche Erlaubnis des Besitzers vorher einzuholen. Wir nehmen uns aber bestimmt vor, das in Bälde zu tun und uns bei dieser Gelegenheit auch eingehend mit der Geschichte Tzschochas zu beschäftigen. So werfen wir nur noch einen Blick in den neu angelegten Burggarten,



Toreingang zur Burg Tzschocha. Phot. Biederman.

verweilen einige Augenblicke vor den verwitterten Sgrafittomalereien des seitlich gelegenen, alten Stallgebäudes und setzen dann unsern Weg in der Richtung nach der Markliſſaer Talſperre fort. Der Stau des Queiſes, der bei Tzſchocha durch die hier wieder nahe an ihn herantretenden Berge bedeutend eingeengt wurde, breitet ſich unterhalb der Burg bald wieder seeartig aus. Wald umſchattet hier das Ufer, Hügelwellen, mit Wieſen und Aeckern bedeckt, ſteigen dort empor. Auf ihrem Kamm liegen die Hainhäuſer. Aus dem Hintergrunde aber grüßen die dunklen Wellenlinien des Laubaner Hohwaldes herüber. Am Anlegeplatz der Boote vorbei gelangen wir zu der Sperrmauer der Markliſſaer Talſperre, nachdem wir die beiden Einfallſchächte des linken Umlaufſtollens betrachtet haben. Wieviel Menſchengeiſt und -kraft war hier am Werke, das alles ſo gewiſſenhaft und praktiſch auszudenken und ihm Geſtalt zu geben. Wieviel Unheil und Gefahren hat dieſe Mauer nicht ſchon ſeit ihrem Beſtehen von dem unteren Queistal abgewehrt. Man muß die Hochwaſſer von 1888 und 1897 mit erlebt, die ungeheuren Verwüſtungen, die ſie anrichteten, den Jammer der davon Betroffenen geſehen haben, um voll und ganz den Segen zu ermeſſen, den dieſes Bauwerk in den mehr als 20 Jahren ſeines Beſtehens geſtiftet hat. *) Ein Blick auf das mit ſeinem roten Ziegeldache zu uns heraufgrüßende elektriſche Kraftwerk zeigt uns, daß auch hier die ungeheure Kraft des angeſtauten Waſſers in den Dienſt des Menſchen geſtellt iſt, daß der Sperre nicht nur die Aufgabe zugewieſen iſt, die Hochwaſſermengen zu ſammeln, ſondern ſie auch nutzbringend zu verwerten. Wenn in unſerer Heimat ſeit Jahren faſt jede noch ſo kleine Hauswirtſchaft über elektriſches Licht und elektriſche Antriebskraft verfügt, ſo iſt das dem Bau der Queistalſperren zu verdanken. Auf der Mauer ſtehend, laſſen wir die Blicke immer wieder aufs neue rundum ſchweifen, das Bild gleichſam mit allen Sinnen aufzunehmen, das ſich uns bietet. Auch hier feſſelt uns wie bei der Goldentraumer Sperre zunächſt die ſchwachbewegte Waſſerfläche des Staues. Von rechts grüßt Wald herüber, der an dem Berghang abwärts ſteigt zum Bette des von ſeinen Feſſeln befreiten Fluſſes. Links ſteht dicht an der Mauer das hübſch gebaute Wärterhaus, während weiter oben das Hoſpiz zur Talſperre zum Beſuch einladet. Ehe wir unſern Weg fortſetzen, gilt es, ſich darüber zu entſcheiden, ob wir auf ſchmalem Waldespfade allmählich abwärts ſchreiten wollen oder lieber die 180 Stufen der granitnen Treppe hinabſteigen, die uns raſch zu dem am rechten Flußufer ſtehenden Kraftwerk führt. Wir wählen die kürzere Strecke. Hinab alſo die in mehrere Abſätze gegliederte Treppe. Nun ſtehen wir unten, ſchauen in die ſchwarz gähnenden Oeffnungen der Umlaufſtollen und laſſen die Sperrmauer in ihrer ganzen imponierenden Höhe auf uns wirken. Dann wenden wir uns dem elektriſchen Kraftwerke zu, deſſen zum Teil offen ſtehende Fenſter uns bequem Einblick in den weiten Maſchinenraum mit ſeinen raſtlos arbeitenden Dynamos gewähren. Zornig ob der ihnen angetanen Schmach der Feſſelung rauſchen die Wellen des Queiſes uns zur Seite. In überſtürzter Eile wollen ſie die im Stau verlorene Zeit wieder einholen. Wir ſehen ſie unter uns dahinſchießen, als wir jetzt auf

*) Näheres über die Talſperren ſiehe in der beſonderen Abhandlung.

der Brücke stehen, die zum linken Ufer führt. Nicht allzuweit sind wir an ihm entlang geschritten, da gelangen wir zu der prachtvoll gelegenen Hagenmühle, in der wir kurze Rast nach langer Wanderung halten. Die neben der Haustür angebrachten Wassermarken der Hochwasser von 1888 und 1897 reden eine deutliche Sprache von der Höhe und Gewalt der Fluten. Ueber mannshoch stieg das Wasser damals an dem Hause empor, Schrecken und Verwüstung um sich her verbreitend. Wie wohlig ruht sich's heut dagegen hier auf den bequemen Bänken. Wie labt der



Im Queistal bei Markliſſa. Phot. Gründer.

Blick sich an dem dunklen Grün des Nadelwaldes, der das hier enge Tal des Flusses mit seinem Duft erfüllt. Da und dort leuchtet das helle Laub der Buche von dem Ufer oder von dem Berghange zu uns herüber. Der Amsel flötender Gesang durchbricht die Stille. Der Abend naht mit seinem Frieden und senkt sich langsam nieder auf Baum und Strauch. Drum gilt's für uns, den Heimweg anzutreten. Auf schwankem Stege überschreiten wir den Fluß. Der Waldhang nimmt uns auf. Gewaltige Felsen ragen vor uns auf, umklammert von dem weit ausgebreiteten Wurzelgeflecht der Fichten und Tannen. Der Felsblock vor uns aber trägt den Bronzeadler, der im Jahre 1867 hier aufgestellt und als Kriegerdenkmal (1866) geweiht wurde. Sein Anblick lenkt mit einem Schlage unsere Gedanken fort aus der Waldeseinsamkeit in das Getriebe der Menschenwelt, der großen Weltgeschichte. Ist dieser Adler doch einer von den zweien, welche der unglückliche Erzherzog Maximilian in einem deutschen Eisenwerk bestellte, als er von den Mexikanern zu ihrem Kaiser gewählt worden war. Er wollte sie am Eingangstor zu seinem Palaste aufstellen lassen.

Ehe jedoch die Adler zur Ablieferung kommen konnten, war der Kaisertraum schon zu Ende geträumt und Maximilian unter den Kugeln der Rebellen verblutet. Vergänglichkeit ist das Los alles Irdischen! Solche und ähnliche Gedanken bewegen uns beim Weiterschreiten. Eine langrunde Tafel, am kerzengraden Stamm einer hochragenden Fichte angebracht, lenkt unsere Aufmerksamkeit zurück zu der Natur, die freilich hart und grausam sein kann, oftmals aber auch Fleiß und Liebe besser lohnt, als Menschen das vermögen. „Auf kleinem Raum pflanz' einen Baum und pflege sein, er bringt Dir's ein, wie ich an mir es zeige hier." So steht darauf geschrieben. Ein Wort ist's, das man nicht so leicht vergessen sollte. Schräg fallen die goldenen Strahlen der Abendsonne durch die Aeste und Zweige der Bäume. Im Vorwärtsschreiten staunen wir bald hinauf zu den baumbestandenen, zerklüfteten Felsen, bald hinab zum Flusse, der, jetzt wieder ruhiger dahingleitend, die letzten Sonnenstrahlen widerspiegelt. Bald führt nun unser Pfad steil aufwärts, bald in sanftem Abfall zu dem Fluß hernieder, und immer wieder gibt's zu staunen und zu sehen, bis die Romantik dann ein Ende hat und ein Fabrikgebäude links unter uns daran mahnt, daß wir uns einem Industrieort nähern. Doch dringt in diesem Augenblicke kein Gerassel der mechanischen Webstühle, kein Surren der Spindeln und Summen der Räder an unser Ohr, dem hohen Schlote entsteigt kein dunkler Qualm mehr. Feierabend! Das ist das Zauberwort, das auch an dieser Stätte der Arbeit Ruhe und Frieden um sich streut. Von der Höhe aus erblicken wir die ersten Häuser Beerbergs und Markliſſas. Da die Zeit drängt, so überschreiten wir nicht erst die große, eiserne Brücke, die nach dem Hochwasser von 1888 die damals fortgerissene hölzerne ersetzte, sondern wenden uns bald nach dem auf Beerberger Grund und Boden stehenden Bahnhofe, um mit dem Abendzuge Lauban wieder zu erreichen. Die kurze Fahrt gewährt uns Muße genug, die wichtigsten Erlebnisse und Eindrücke der heutigen Wanderung noch einmal in flüchtigen Bildern an unserem geistigen Auge vorübergehen zu lassen. Und ehe wir dann in unserm trauten Heim die wohlverdiente Ruhe suchen, da drängt sich's uns noch einmal aus dem dankerfüllten Herzen auf die Lippen: „Welch' herrlich schöner Tag ward uns doch heut geschenkt!"

Das Queistal unterhalb Laubans.

Hat der dem Deutschen im Blute liegende Wandertrieb uns schon zu wiederholten Malen in den südlichen Teil des Heimatkreises geführt, so wird er ein andermal die Veranlassung, unsere Schritte von Lauban aus nach Norden zu wenden, um auch hier die landschaftlichen Schönheiten, die sich reichlich darbieten, auf uns wirken zu lassen. So gewaltig und großartig freilich, wie auf unserer Wanderung nach dem Süden sind die Eindrücke, die wir hier empfangen, nicht. Doch entlocken uns auch die sanfteren, schlichteren Reize des unteren Queistales manchen Ruf des Staunens und Entzückens. — Es steht uns frei, am rechten oder linken Queisufer talabwärts zu wandern. Wir entscheiden uns nach kurzem

Zaudern für das rechte Ufer, auf dem die Höhenzüge, die das Flußtal säumen, dem Queis weit näher treten, als die gleichlaufenden auf dem anderen Ufer. Wie wohl tut unserm Auge nicht das sanfte Grün der Wiesen, durch die der Queis jetzt weiter nordwärts seine Fluten trägt. Wie froh und dankbar ruht der Blick doch auf der bunten Farbenpracht der Millionen Frühlingsblumen, die Gottes Schöpferhand hineingewirkt hat in den grünen Teppich, den er vor uns hingebreitet. Dann wieder gleitet er die Hügelreihen uns zur Rechten und zur Linken entlang mit ihrer reichen Abwechselung von Feld und Wald. So wandern wir, „bald singend, bald fröhlich still" durch Bertelsdorf auf Logau zu, an dessen altem, schönem Herrensitz vorüber und gedenken dabei jenes andren schönen Wandertages, an dem wir hier rechts abbogen, um dem anmutigen Logauer Grund einen Besuch abzustatten und dann über Mauereck, Thiemendorf und Neubertelsdorf wieder unsrer Heimatstadt zuzustreben. Heut schreiten wir flußabwärts weiter dem Dorfe Schlesisch-Haugsdorf zu. Sein Name erinnert uns daran, daß einst der Queis die Grenze zwischen dem zu Böhmen gehörigen Schlesien und der sächsischen Oberlausitz bildete. An einem Gipswerk führt jetzt unser Weg vorüber. Sein Anblick stärkt uns im Entschluß, mehr als bisher der Gesteins-Aufbaukunde des Kreises Lauban unser Interesse zuzuwenden. Dicht hinter diesem Werk, in dem der Gips im Tiefbau bergmännisch gewonnen wird, machen wir an der Kreisgrenze Halt, lassen den Blick noch einmal nordwärts schweifen bis zu dem nah gelegenen Naumburg, das schon zum Kreise Bunzlau zählt, und überschreiten dann auf der nächsten Brücke den Queis, um nun in Sächsisch-Haugsdorf wieder flußaufwärts zu pilgern. Vorüber geht es an der gotischen Kirche, deren Vorgängerin im Jahre 1855 mitten im Winter durch einen Blitzstrahl in Brand gesetzt und eingeäschert wurde, vorüber auch an dem Klostergute mit seinem prächtigen, wappengeschmückten Altane an der Hofseite des Hauptgebäudes. Der hölzerne Wegweiser an der Wegkreuzung, der mit seinem Arm so beharrlich nach Westen zeigt und den Namen Hennersdorf trägt, möchte uns zu einem Abstecher nach diesem in vieler Beziehung hochinteressanten Dorfe verleiten. Doch haben wir dem Orte ebenso wie dem ihm benachbarten Schreibersdorf einen besonderen Besuch zugedacht, widerstehen darum heute der Versuchung und wandern dicht am Queisufer flußaufwärts. Hochragende Schlote, die von rechts herüber grüßen, lassen erkennen, daß wir uns Wünschendorf nähern, dessen Chamottewerke durch Erzeugung feuerfester Steine in ganz Deutschland und darüber hinaus bekannt sind. In dem durch seine kennzeichnende Oberlausitzer Bauart interessanten und bekannten Geisler'schen Kretscham halten wir kurze Rast, um dann den Rest des Weges, der uns noch von Lauban trennt, unter die Füße zu nehmen. Freundlich blinkt, da es indessen dunkler geworden ist, aus Stuben und Stallungen das helle Licht der elektrischen Lampen, daran gemahnend, welche Wohltat gerade auch für landwirtschaftliche Betriebe die Versorgung unseres Heimatkreises mit elektrischem Strom von den beiden Talsperren aus bedeutet. Rascher schreiten wir aus und neuer Eindrücke und Pläne voll treffen wir schließlich wieder hochbefriedigt in unserem Ausgangspunkte Lauban ein.



Das Klostergut in Sächsisch-Haugsdorf. Federzeichnung von G. Sprenger.
Renaissancebau von 1570.

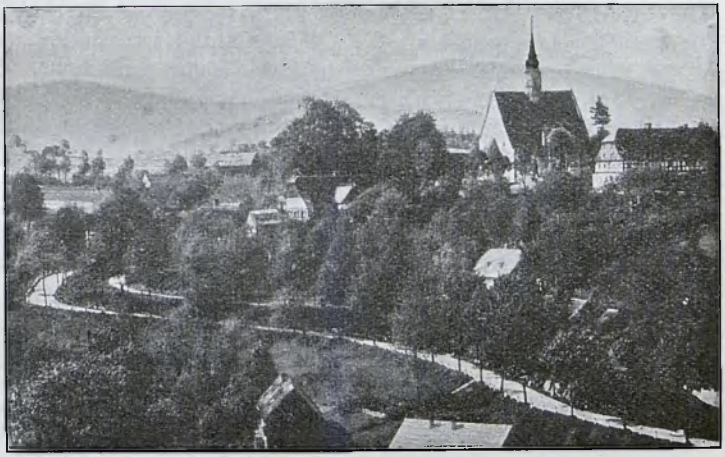
Markliſſa, Schwerta, Döbſchützwald, Hartmannsdorf.

Wer da meinen wollte, daß mit der Schilderung der eigenartigen Reize des Queistales die Aufzählung der landſchaftlichen Schönheiten unſeres Heimatkreiſes erſchöpft ſei, wird angenehm enttäuſcht ſein, wenn er mit ſehenden Augen und einem aufnahmefähigen Herzen dieſes intereſſante Landſchaftsgebiet mehr und mehr durchwandert und es ſich damit erwandert. Aus der Fülle des Schönen, das die Umgebung Markliſſas neben dem Queistal bietet, ſei hier ein Beiſpiel herausgegriffen. Wieder einmal haben wir das Städtchen aufgeſucht und zunächſt den Markt mit ſeinem ſchlichten Rathauſe und den alten Laubenhäuſern, zu denen auch die Apotheke gehört, etwas genauer beſichtigt. Jetzt biegen wir links die Schwertaer Straße ein, die trotz der verheerenden Wirkungen früherer größerer Feuersbrünſte noch einige alte Häuſer aufweiſt, die geeignet ſind, unſer Intereſſe in Anſpruch zu nehmen. Da iſt zunächſt das Haus da an der rechten Seite, deſſen eigenartige Bauweiſe uns darauf ſchließen läßt, daß wir es hier mit einem alten Handelshauſe der Leinwandbranche zu tun haben. Der hohe, gewölbte Hausflur, der durch eine ſtarke, zweiflüglige Tür verſchloſſen werden kann, deutet darauf hin. Dem Ausgange der Straße näher liegt der ſogenannte Strohhof .... Den Gegenſatz zu dieſen das Gepräge der Vergangenheit tragenden Gebäuden bilden einige im neuen Stil gebaute Landhäuſer, an denen wir nun vorüberſchreiten, um bald hinter ihnen nach rechts in das ſchöne Tal des Schwertbaches einzubiegen. Auf breiter, an ihren Rändern mit Obſtbäumen bepflanzter Landſtraße nähern wir uns dem Zangenberge, einer bewaldeten Anhöhe, welche einſt die Burg Lesna trug. Keine noch ſo ſpärlichen Trümmer verraten dem Uneingeweihten heut etwas von ihrem einſtigen Beſtehen. Nur die Sage ſpinnt nach wie vor ihr immer grünes Gerank um dieſe Stätte. So gedenken wir auch jetzt im Vorbeiſchreiten des unglücklichen Burgfräuleins, das heut noch dort im Innern des Berges der Erlöſung harren ſoll. — Da ja die Zeit nicht unſer Herr iſt, ſo laſſen wir uns nicht die Gelegenheit entgehen, dem links ſeitwärts von der Straße am Berghang liegenden Markliſſaer Stadtwalde einen kurzen Beſuch abzuſtatten und von dem Garten des hoch gelegenen Waldgaſthauſes einen wundervollen Fernblick nach dem Iſergebirge zu genießen. Bei dieſer Gelegenheit ſuchen wir auch den weißen Stein auf, einen mitten im Walde liegenden Quarzblock von faſt doppelter Manneshöhe, deſſen urſprünglich rein-weiße Farbe unter dem Einfluß der Witterung mehr ins Gelblichgraue übergegangen iſt. Nachdem wir über ſeine Anweſenheit gerade an dieſem Platz Vermutungen ausgetauſcht haben, ſchreiten wir wieder abwärts, um über die Förſterei auf die Straße zu gelangen, von der wir vorhin abbogen. Im ſchmalen Vorgebirgstal ſteigt die Straße allmählich aber ſtändig aufwärts, bald rechts und links von den erſten Häuſern des Dorfes Schwerta umſäumt. Einſt klapperte hier in jedem Hauſe, ja in jeder Stube, der Handwebſtuhl, auf dem eine blutarme Weberbevölkerung Taſchentücher und Stückleinwand in angeſtrengter Arbeit webte, um am Wochenende die fertige Ware an die Verleger und Kaufleute Markliſſas oder Laubans gegen geringen Lohn abzuliefern. Heut iſt das „Gezicker, Gezacker" des Handwebſtuhles auch



Markliſſa a. Qu. Phot. Kieſewalter.

hier wie in allen Dörfern des Kreises verstummt. Der mechanische Webstuhl des Großunternehmers hat ihn verdrängt. Zum alten Gerümpel geworfen, fristet einer hier und da noch in einer dunklen Kammer oder unterm Dache unbenutzt sein Dasein. „Wie mancher Tropfen Schweiß, wie manche Träne mag auch hier an diesen Handwebstühlen geflossen sein." Das sind die Gedanken, die uns gerade beschäftigen, als aus grünen Büschen altersgraues Gemäuer, die Schwertburg, vor uns auftaucht, und unserm Sinnen damit eine neue Richtung zuweist. Helles Lachen aus schönem



Am Kirchberg in Schwerta.

Frauenmunde, aber auch Becherklang und manch derber Mannesfluch klang einst aus den nun wie tote Augen in die Landschaft starrenden Fenstern auf die Straße nieder. Eine Grenzburg war die nicht allzu geräumige Feste, ähnlich wie die Lesnaburg, die Neidburg und Schloß Tzschocha. Jetzt sind ihre Dächer zerfallen, Wind und Wetter nagen unausgesetzt an dem Gemäuer. Nur die Glocke aus dem Türmchen der Burgkapelle widerstand dem Zahn der Zeit und tut noch heut auf dem gegenüberliegenden Rittergute ihre Pflicht, jetzt jedoch nicht mehr zum Gottesdienst, zur Feierstunde, sondern zur Arbeit rufend. Am munteren Schwertbache, in dessen klarer Flut blitzschnell die Forellen huschen, schreiten wir die Straße aufwärts, die nun bald in starken Windungen zur Höhe des mit Kirche und Pfarrhaus geschmückten Kirchberges führt. So schön gerade dieser Teil des Weges in landschaftlicher Beziehung ist, so wird er doch wegen seiner Unübersichtlichkeit von Fuhrleuten und Radfahrern gefürchtet, denn nur zu oft kommt es hier bei unvorsichtigem Fahren zu Zusammenstößen, die nicht in jedem Falle glimpflich ablaufen. Durchschritten wir das Dorf, das in den letzten Jahren ein beliebter Sommeraufenthalt für erholungsbedürftige Großstadtmenschen geworden ist, die nicht gerade in glänzenden Verhältnissen leben, so würden wir auf die breite, hochgelegene Straße gelangen, die von Greiffenberg nach Heinersdorf und von da weiter nach Friedland i. B.

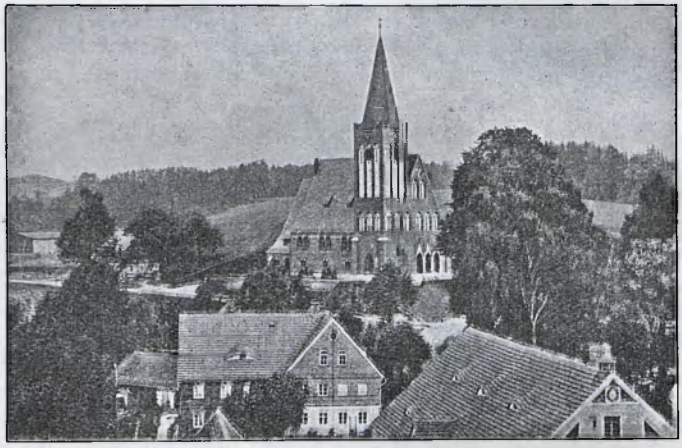
führt. Wir biegen jedoch schon vorher rechts ab und nähern uns auf einem Feldwege dem Döbschützwalde, der den zwischen Schwerta und Hartmannsdorf lagernden Höhenzug mit seinen dunklen Fichten und Tannen bedeckt. Durch dichtes Unterholz allmählich vorwärts dringend, gelangen wir jetzt zu einem zerfallenen Jagdturme. Auch diese zerbröckelnden Mauern reden eine stumme Sprache, predigen das eine Wort: „Gewesen!" Der Wald steht dunkel, schweigend. Doch der Vögel muntre Schar bringt heute Leben und Bewegung in das düstre Bild. Darum vermag uns auch die Einsamkeit nicht dauernd einzuspinnen in Gedanken an das Einst. Der Gegenwart gilt es zu leben, trotz allem, was uns hindern möchte, den Augenblick in reinen, vollen Zügen zu genießen. Mit schönheitstrunkenen Augen um uns schauend und immer wieder neue Schöpfungswunder entdeckend, überschreiten wir den Kamm des Höhenzuges, um nun allmählich nach dem in einem ähnlichen Tal wie Schwerta eingebetteten Hartmannsdorf hinabzusteigen, dessen Gehöfte und Einzelhäuser bald hoch oben vom Berghang herniedergrüßen, bald links und rechts die Straße säumen. In unmittelbarer Nähe der böhmischen Grenze befinden wir uns hier. Denn, wenn wir die Straße, die am Hartmannsdorfer Wasser aufwärts führt, in dieser Richtung weiter verfolgen, gelangen wir schon nach kurzer Zeit an dem preußischen und dem tschechoslowakischen Zollamte vorüberschreitend nach Böhmisch-Wünschendorf. Freilich müßten wir gewärtig sein, daß man uns anhielte und nach unserm Ausweis oder etwas Steuerbarem fragte. Wir verzichten aber heut darauf, böhmischen Boden zu betreten und schlagen die entgegengesetzte Richtung ein, die nach Markliſſa zuführt. Manch schönes Bild feſſelt auf dem Wege dorthin unsern Blick. Nicht zuletzt auch die mehr als 150 Jahre alte, mächtige Kastanie, die ihre Aeste auf der einen Seite fast über die ganze Breite der Straße streckt und unter deren Schatten sich ein sauberes Gasthaus, die Kastanienschänke, duckt. Ihren höchsten Glanz entfaltet die Kastanie dann, wenn sie, der Lichterbaum des Frühlings, im Schmuck der hundert und aberhundert Blütenkerzen prangt. Dann vermögen wir die Augen kaum loszureißen von dem lieblichen Bilde, das der Lenz da vor uns hingezaubert. Und doch gibt es noch so mancherlei zu sehen. Der hohe Schlot, der dort vom rechten Ufer des Hartmannsdorfer Wassers herüberwinkt, gehört zu einer mechanischen Weberei, welche die Firma J. G. Weinert Söhne um das Jahr 1900 hier errichten ließ. Ihrem Beispiel folgten bald andere Laubaner Firmen und gründeten gleichfalls in einigen Dörfern der näheren Umgebung Laubans in Rücksicht auf den billigeren Preis von Grund und Boden mechanische Webereien. Sie boten damit jenem Teil der Bevölkerung dieser Dörfer Gelegenheit zum Broterwerb, der bisher sein Leben durch Handweberei gefristet hatte. Im Weiterschreiten werfen wir dann noch durch die hohen Eisenstäbe eines Gartenzaunes einen Blick auf einen kleinen Park und den darin liegenden schlichten Herrensitz. Rasch nähern wir uns nun der Stadt Markliſſa. Dicht vor ihren Toren liegt die Concordia Spinnerei und Weberei, ein bedeutendes, industrielles Unternehmen, dessen Erzeugnisse weit über die Grenzen unserer engeren Heimat hinaus Beachtung und Wertschätzung finden. Eben tönt die Fabrikpfeife und eine Schar von Männern, Frauen und Mädchen verläßt eiligen Schrittes

für heut die Arbeitsstätte, um sich bald nach allen Himmelsgegenden zu zerstreuen. Wir schließen uns den Markliſſa Zustrebenden an und betreten durch die Friedländer Straße den Marktplatz, den wir überqueren. Bald stehen wir wieder einmal am Ufer des Queises und betrachten mit Interesse die eiserne Brücke, welche vor mehr als 35 Jahren an Stelle der früheren hölzernen Brücke trat, die in dem Jahre 1888 von den reißenden Fluten des Hochwassers vernichtet wurde. Ein schriller Pfiff vom nahen Bahnhof her kündet uns an, daß der Zug von Lauban aus soeben in Markliſſa eingetroffen ist und nach kurzem Aufenthalte wieder den Rückweg antreten wird. Darum beeilen wir uns nun, ihn noch zu erreichen und so auf bequeme Weise wieder nach unserm Ausgangspunkte, Lauban, zurückzugelangen.

Ein Ausflug nach dem Riedstein.

Strahlender Sonnenschein und heller Sang aus Vogelkehlen lockt uns am schönen Sonntag ins Freie. Leicht soll's uns heute werden, den Staub des Alltags von uns abzuschütteln, Leib und Seele gleichermaßen zu erfrischen am unerschöpflichen Kraftquell der Natur. Der uns so wohlbekannte Weg bis zu der Kerzdorfer Mühle ist bald zurückgelegt. Dicht hinter ihr wenden wir uns nach links und überschreiten auf schmaler Fußgängerbrücke den Queis, um an seinem rechten Ufer auf bequemem Pfade zwischen Feldern und Wiesen flußaufwärts zu wandern. Ein muntres Wasser, der Oelsebach, eilt von links herbei, um sich unweit von unsrer Wanderstelle in den Queis zu ergießen. Dunkel punktierte Forellen und Scharen kleiner Schmerlen tummeln sich in der klaren Flut. „In einem Bächlein helle" klingt's uns im Ohr. Franz Schuberts unvergeßliche Weise ist's, die aus dem Unterbewußtsein plötzlich in uns auftaucht und lebendig wird. Vom Steinbrücklein, das über den Bach gelegt ist, haben wir dem muntern Treiben eine Zeitlang zugeschaut. Nun streben wir wieder vorwärts, unserm Ziel, dem Riedstein, entgegen, von dem uns freilich in dem Augenblicke noch eine tüchtige Wegstrecke trennt. Häuser tauchen unweit vor uns auf. Wingendorf ist bald erreicht. Die hohe, ernste Allee, die von dem Rittergute dieses Dorfes fast bis an den Rand des Baches führt, erinnert uns daran, daß in dem Park, in den sie mündet, dereinst ein junger Held zur letzten Ruhe gebettet wurde, dem in der Schlacht bei Mars la Tour das mörderische Blei den Lebensfaden viel zu früh durchriß. Ein Marmorbild, von seiner Mutter liebevoll gestiftet, zeigt uns den jungen Offizier, im selben Augenblick, da sich der Todesengel zu dem auf dem Schlachtfeld Liegenden herniederbeugt, um seine Seele in das Jenseits zu entführen. Heldenleben — Heldentod! Wie oft hat sich's im Weltkrieg wiederholt, im furchtbaren Ringen Deutschlands mit der übermächt'gen Schar der Feinde. „Vergiß mein Volk die teuren Toten nicht!" Die bewegliche Bitte des Heldenjünglings Theodor Körner kommt uns da in Erinnerung. Nein, die Vergangenheit und all die Opfer, die sie forderte, soll nicht vergessen sein. Doch auch der Gegenwart, dem Augenblicke gilt's zu leben. Drum lösen wir mit sanfter Gewalt die

Gedanken vom einstigen Geschehen und richten sie auf all' das Schöne um uns her. Am kleinen Kirchlein schreiten wir vorüber, auf dessen Friedhof still des Alltags Helden ruhn. Fast am Ende des Dorfes liegen sie. Das nächste Haus an unserm Weg, die Kieferschänke, zählt schon zu Nieder-Steinkirch. Hunderte von Rosen, hier voll erblüht, dort nur zur Hälfte erst erschlossen, stehen in dem wohlgepflegten Garten, der zu dem Gasthause gehört und legen beredtes Zeugnis von der Liebe und dem Fleiße ab, mit denen hier ein Blumenzüchter seine Lieblinge betreut. Da wir, vom



Die evangelische Kirche in Steinkirch. Phot. Kieselwalter.

Wege, der von Langenöls nach Steinkirch führt, links abbiegend, eine Strecke am Staket des Gartens entlang gehen, haben wir Gelegenheit, noch einmal den ganzen Zauber dieses Blumenwunders auf uns wirken zu lassen. An einer kleinen Ziegelei vorüber führt der Pfad über eine nach rechts abfallende, sumpfige Wiese, deren saure Gräser gerade kein Leckerbissen für das Vieh sein mögen. Ehe wir in den vor uns liegenden Wald eintreten, halten wir von unserm erhöhten Standpunkte aus noch einmal kurze Umschau, grüßen hinüber nach den am Queis sich hinziehenden Dörfern Holzkirch, Steinkirch und Oertmannsdorf, mit ihren Ziegeleien, die zumeist am Fuße jener Hügelkette liegen, deren Hänge mit Feldern und Wiesen, höher hinauf aber mit dem schwarzgrünen Mantel des Hohwaldes bedeckt sind. Freudig erinnern wir uns mehr als einer Wanderfahrt, die uns durch die genannten Orte führte. Aus den Baumkronen eines Parkes ragt der Turm des Nieder-Steinkircher Schlosses auf, während rechts von ihm der Turm des Holzkircher Gotteshauses, links am Berghang drüben der der evangelischen Kirche zu Steinkirch wie ein mahnender Finger zum Himmel weist. Den Blick nach links begrenzt die Hügelwelle, die sich zwischen die Täler des Queises und des Oelsebaches schiebt. Nicht zum ersten Male schauen wir das Bild und doch fesselt es uns immer wieder aufs neue. Doch der Gedanke an die heut noch zurückzulegende Wegstrecke heißt uns weiterschreiten. Bald nimmt der

Wald uns auf. In ihm beginnt jener an Abwechslung so reiche Fußpfad, den man den Herrensteig genannt hat. Zwischen schlanken Erlenstämmen blitzt rechts von uns der schilfumsäumte Wasserspiegel eines Teiches auf. Binsen und fußlanges Waldgras bedecken den Boden seiner nächsten Umgebung. Ein kleiner Wasserlauf, den wir auf schwanker Lattenbrücke überschreiten, mündet in den Teich. Wie wir beim Hinaustreten aus dem Walde bemerken, ist dieser Fischteich nicht der einzige, den man hier anlegte, denn noch mehrere gewahren wir dort drüben links von uns beim Weiterschreiten zwischen Feld und Weideland. Stattliche, schwarzbunte Rinder aus den Ställen des Nieder-Steinkircher Gutes grasen auf der Viehkoppel oder ruhen, von ihren munteren Kälbern umspielt, behaglich wiederkäuend auf dem weichen Grunde. Näher tritt der Wald, der ein Stück zurückgewichen war, jetzt wieder an unsern Wanderpfad heran. Dunkle Fichten und Tannen spiegeln sich in dem vor noch nicht allzulanger Zeit erst angelegten, höchstgelegenen Fischteiche. Bald schreiten wir singend zwischen ihnen dahin. Allmählich führt der Weg aufwärts. Schwarzblau hängen die Heidelbeeren an den zahlreichen, den Waldboden überdeckenden Sträuchlein, während die Preißelbeere noch mit ihren weißen Blütentrauben prangt. Mit geilem Rot lockt der weißgetüpfelte Hut des Fliegenpilzes Insekten an, während der vielbegehrte Steinpilz sich mit der Farbe seines Hutes weit mehr seiner Umgebung anpaßt und darum nicht so leicht erkennbar ist, wie sein giftiger Gefährte. Die von Steinkirch nach Langenöls führende Straße kreuzt unsern Weg. Und wieder nimmt uns das Waldesdunkel auf. Doch lichtet sich's nach kurzer Wanderzeit. Zu unsrer Rechten weicht der Wald zurück und wird von Feldern abgelöst, die den Scheitel der Höhe bedecken, welche wir erstiegen haben. Welch' schönen Rundblick gewährt uns dieser erhöhte Standpunkt. Weit hinter uns liegt Lauban mit seiner reizvollen Umgebung. Hell grüßen aus dunklem Nadelwald die Buchen des Hohwaldes herüber. Knappberg und Wachberg bei Markliſſa überragen den Hügelrücken, der schräg vor uns liegt. Und über dem Wald des Talgrundes, den wir nun zu durchschreiten haben, erblicken wir die abgeschliffenen Linien des Iser- und Riesengebirges. Daß man ein Maler wäre, um solche Bilder festhalten zu können in ihrer sommerlichen Farbenfreudigkeit . Nicht jedem ward solch Glück zuteil. Doch, freuen mag sich jeder an diesem schönen Stückchen Gotteswelt. — Hinab zum waldumsäumten Wiesengrund geht's nun. Uns bleibt die Wahl, gradeaus am Waldrand fortzuschreiten und über Gieshübel, dessen Häuser schon dicht vor uns liegen, der Neidburg zuzustreben oder uns nach rechts zu wenden, um nach kurzer Wanderung durch Wald und Feld die Hainhäuser zu erreichen, deren erhöhte Lage uns wiederum prachtvolle Ausblicke in das Queistal und seine Umgebung verspricht. Nach kurzem Zaudern schlagen wir dann auch diese Wegstrecke ein. Mit leuchtend gelben Schmetterlingsblüten bedeckt, stehen schlanke Ginsterbüsche rechts am Wege. Hinter dem schmalen Waldstreifen drüben rechts, führt der Weg von Steinkirch herauf, den wir beschritten hätten, wenn wir heut früh mit der Eisenbahn nach Mittel-Steinkirch gefahren wären, statt schon von Lauban aus den Weg unter die Füße zu nehmen. Wir beschleunigen unsere Schritte, um wie immer üblich, in der Hainschänke kurze Rast zu

halten, die sich uns jetzt in neuzeitlichem Gewande darbietet, seit ein Blitzstrahl im Sommer 1925 die alte Schänke in Flammen aufgehen ließ. Dem Stauweiher, dessen Wasserspiegel aus dem Tal zu uns herüberblitzt, gehn wir entgegen. Rechts grüßt der gewaltige Bergfried des Schlosses Tzschocha zu uns herüber. Die Häuser da im Grunde vor uns gehören zu Eckersdorf, das wir durchschreiten müssen, um zu dem Staubecken zu gelangen, an dem wir zunächst einmal stille stehen, um seine ausgedehnte Wasserfläche auf uns wirken zu lassen. Am Stauweiher ent-



Der Riedstein. Phot. Dr. Herr.

lang führt die Kunststraße zur Eckersdorfer Brücke, die wir überschreiten, ohne zuvor der von links herüberwinkenden Neidburg einen Besuch abgestattet zu haben. Auf uns schon bekannten Pfaden wandern wir zur Goldentraumer Talsperre und von ihr zum Flecken Goldentraum, dort Einkehr haltend. Nach etwa einer Stunde brechen wir neugestärkt auf und wandern diesmal in genau südlicher Richtung. Schon nach reichlich 20 Minuten sind wir in der zu Gebhardsdorf gehörigen Kolonie Augustthal angelangt, die am Fuße des Riedsteins liegt. Dort drüben ragt der Basaltkegel empor, der so geformt ist, als hätten ihn gigantische Kräfte mitten auseinander gespalten, denn eine Schlucht gähnt zwischen den zwei Felsengruppen, von denen wir die nächstliegende besteigen, um von ihrer Spitze Umschau zu halten in der geliebten Heimatwelt. Nach Norden schweift zuerst der Blick, hin über Eckersdorf, das wir vor wenig Stunden erst durchwanderten, bis zu den Höhenzügen, zwischen denen Lauban eingebettet liegt. Manch früh'res Wanderziel vermögen wir von hier aus beim näheren Zuschauen festzustellen. Nun kehren wir uns um, nach Süden zu spähen. Steil ab fällt da der

Hang des langgestreckten Höhenzuges, auf dem der Riedstein seine Basaltsäulen gen Himmel streckt. Ein breites Tal, das bis zum Fuß des Isergebirges reicht, liegt vor uns hingebreitet. In bunter Reihenfolge wechseln Feld und Wald, dazwischen Heimstätten der Menschen. Das Dorf Gebhardsdorf mit seiner Kolonie Ober-Gebhardsdorf liegt an der Straße, die nach Friedeberg führt. Scharf heben sich die Türme dieser Stadt dort drüben von ihrer Umgebung ab. Links von Friedeberg erblicken wir die Orte Volkersdorf, Alt- und Neuscheibe, sowie Heide, kleine, friedliche Dörfer, deren Bewohner, soweit sie nicht Landwirtschaft treiben, als Arbeiter in den nahegelegenen Fabriken mannigfacher Art ihr Brot suchen und finden. Von dem Strome der Sommerfrischler und Erholungssuchenden, der sich alljährlich auch in das Isergebirge und seine Vorberge ergießt, werden seit den letzten Jahren auch die genannten Orte mit berührt. Ist es doch so bequem, von hier aus Ausflüge nach dem Gebirge zu unternehmen, dessen dunkler Wall wieder den wirkungsvollen Abschluß des schönen Bildes darstellt, das wir mit soviel Liebe betrachten. Man braucht ja nur die durch Grenzdorf und Hernsdorf gräflich führende Kunststraße da drüben am Bergeshang zu überschreiten, um über die Friedrichshöhe und die Buchenbaude in kurzer Zeit nach Flinsberg zu gelangen und von da zum Heufuder emporzusteigen, das so greifbar nahe dort drüben neben der Tafelfichte lockt und winkt. Wie gerne folgten wir dem stummen Werben. Doch gilt es heut für uns, der Sehnsucht Zaum und Zügel anzulegen und zu der Heimkehr allgemach zu rüsten. Welchen aber unter den mancherlei schönen Heimwegen, die sich uns darbieten, wählen wir? Wandern wir nach der Haselschänke, um von da entweder durch den Markliſſaer Stadtforst oder über Rengersdorf und Tzschocha nach Markliſſa zu gelangen? Soll Friedeberg für heut unser letztes Wanderziel sein, damit wir von dort aus mit der Bahn nach dem Ausgangspunkte unsrer Wanderfahrt, nach Lauban, zurückkehren? Oder entscheiden wir uns für die etwas längere, doch recht bequeme Wanderung nach Greiffenberg, auf der breiten Landstraße, die von Greiffenberg nach Neustadt und Friedland i. Böhmen führt? An Hartha und Goldbach vorüber würden wir dann wandern, durch Wiesa mit seiner Grenzkirche. Welchen Weg wir immer wählen mögen, eins ist sicher: Eine Menge des Interessanten und Schönen vermag uns jeder dieser Pfade noch zu bieten, sodaß wir nach glücklicher Heimkehr auch diesmal wieder vollbefriedigt die wohlverdiente Ruhe aufsuchen können.

Von Lauban über Langenöls und Friedersdorf nach dem Ramsen.

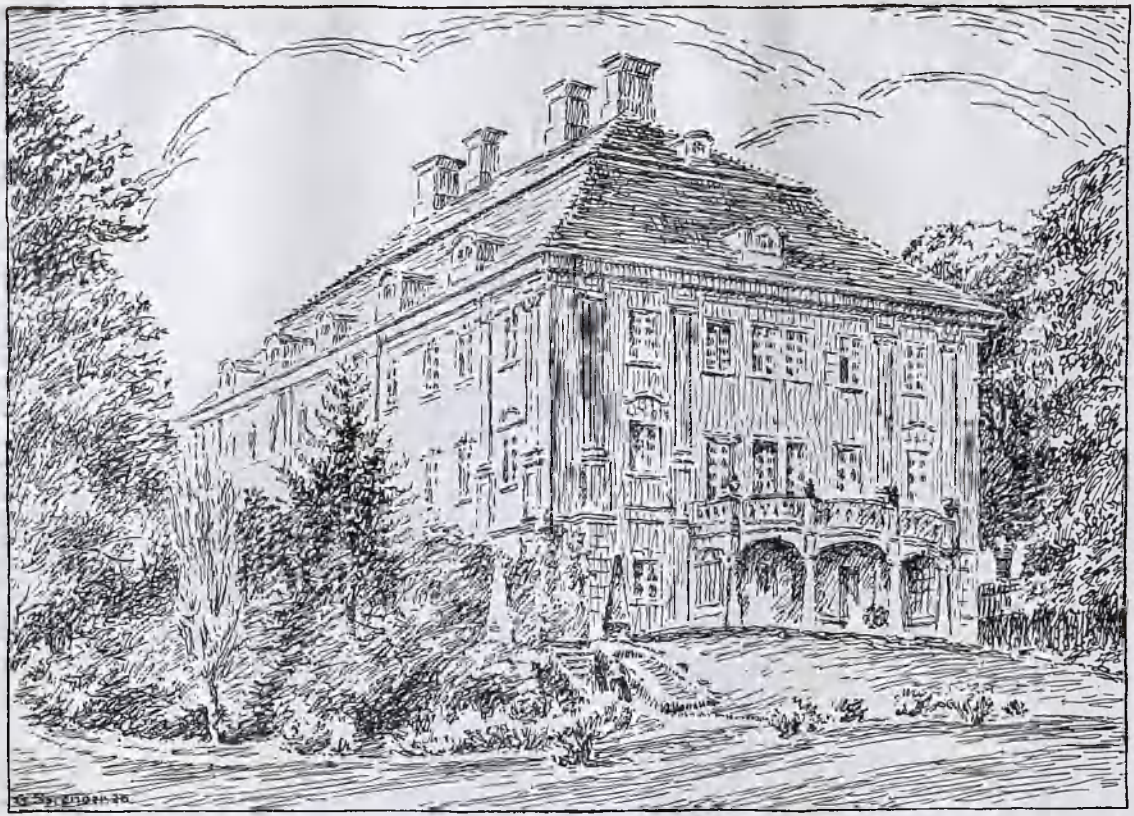
Mit besorgten Blicken haben wir am heutigen Morgen mehr als einmal schon vom Fenster aus nach dem Himmel geschaut. Schien es doch, als wolle unser schon sprichwörtlich gewordenes Wanderwetter uns doch einmal untreu werden und uns zur Aufgabe des schönen Planes zwingen, dem Ramsen, dem höchsten Punkte des Queistals, einen Besuch abzustatten. Glücklicherweise schien's nur so. Denn, während wir uns zum Abmarsch fertig machen, klärt sich der Himmel auf und frohen Muts

und dankbaren Herzens treten wir in früher Morgenstunde die Fußreise an. Die große Queisbrücke im Zuge der Greiffenberger Straße, die schon mehr als einmal Treffpunkt unsrer kleinen Wandergruppe war, ist's auch heute wieder. Nachdem sich alles ziemlich pünktlich eingefunden hat, geht's mit einem frohen Marschliede über die Brücke hinweg und auf der breiten Kunststraße entlang, die durch das südliche Ende von Bertelsdorf führt. Ernst grüßt das Kreuz am Wege, ein Werk der Warmbrunner Holzschnitzschule. Die Aeste breit ausladender Linden wölben einen natürlichen Baldachin darüber. Vom Kreuz weg schweift der Blick zum Kreuzberg und zum Hofberg hin. Eine tiefe Wunde hat man dem letzteren in seinen westlichen Hang geschlagen. Graublau leuchten die Säulen des Basaltbruches herüber, den man vor Jahren hier anlegte, um ihn nach einer Zeit reger Tätigkeit wieder stillzulegen. Langgestreckte Stallgebäude des rechts von der Straße gelegenen Bertelsdorfer Hofes erinnern daran, daß früher im Kreise Lauban viel Schafzucht getrieben wurde, ehe man durch Anwendung künstlicher Düngemittel zu einer größeren Ausnutzung der Bodenfläche überging und ehe die australische Wolle als Mitbewerberin auf dem Markte erschien und preisdrückend wirkte. Ueber die Parkmauer hinweg gewahren wir das von alten, schönen Bäumen beschattete, anspruchslose Schloß des Grafen Strachwitz. Jetzt hat der Park ein Ende und gibt uns den Blick nach rechts frei. Des Queises Wellen blinken wieder zu uns herüber. Eine große, eiserne Brücke trägt täglich eine Menge Eisenbahnzüge über seine Flut hinweg, die von Lauban nach Hirschberg und umgekehrt rollen. Dicht bei dem „Schwarzen Adler", einem noch nicht vom Zuge der neuen Zeit angekränkelten Gasthause, das sich seit Generationen schon in der Familie des Erbauers fortgeerbt hat, steigt die Straße, sich nach links wendend, den nach diesem Gasthause genannten Adlerberg hinan. Ein tiefer Einschnitt in dem erhöhten rechten Rande der Straße zeigt uns die sandige Beschaffenheit des Hanges. Ginsterbüsche haben sich auf der Sohle angesiedelt und erfreuen unser Auge mit ihrer gelben Blütenpracht. In den weichen Sand des Einschnittrandes trieben Uferschwalben die Eingangsröhren zu ihren Nestern und fliegen fröhlich zwitschernd unermüdlich ein und aus, um für die junge Brut den Lebensunterhalt zu erjagen. Glück zu! Ihr muntern Segler der Lüfte! Von der Höhe der Straße, die wir soeben erreichten, halten wir zunächst einmal Umschau. Da hinten liegt das vielgetürmte Lauban, das sich an den Steinberg schmiegt. Von dessen Höhe schaut das Steinberghaus mit seinem Aussichtsturme. Wie Stecknadelköpfe auf einem Nadelkissen sehen von hier die Kronen der Obstbäume aus, welche die hochgelegene Hohwaldstraße einsäumen. Dort ist der Stadtwald selbst mit seiner höchsten Erhebung, dem Buchberge. Im Süden wieder das stufenförmig aufsteigende Queistal mit dem Iser- und Riesengebirge im Hintergrunde. Den linken Rand des wundervollen Bildes begrenzen die Langenölser und Thiemendorfer Höhen, die auch jene reiche Abwechslung von Feld und Wald aufweisen, welche für unsere Vorgebirgsgegend so kennzeichnend ist. Der im Osten aufragende Hofberg und der Kreuzberg vervollständigen das Rundgemälde, das sich unsern Blicken von hier aus darbietet. Eine Weile haben wir uns dem Genuß des Schauens hingegeben, nun wandern wir auf der allmählich wieder abfallenden Straße

weiter, dabei den Wegweiser nicht übersehend, der an der Stelle steht, wo der von Wingendorf heraufführende Weg in die Hauptstraße einmündet. Kurz vor einem Einschnitt der Gebirgsbahn in einen Höhenzug liegt linker Hand ein verlassener Basaltbruch. Gebäudetrümmer daneben bezeugen, daß hier einmal eins der ersten Basaltschotterwerke des Kreises Lauban bestand. Von früheren geologischen Wanderungen her erinnern wir uns, in diesem Bruche an einzelnen Basaltstücken ein Mineral gefunden zu haben, das dem Quarz ähnlich ist und den Namen Laubanit führt, weil es bisher nur bei Lauban gefunden wurde. Die heruntergelassene Schranke des Eisenbahnüberganges zwingt uns zu kurzem Aufenthalte. Jetzt braust ein Zug an uns vorüber, dessen eigenartige Maschine keinen Dampf und Rauch ausstößt. Es ist uns längst nichts Neues mehr, daß auf der von Görlitz bis Glatz führenden Gebirgsbahn die meisten Züge elektrisch betrieben werden und nur noch wenige Dampfzüge auf ihr verkehren. Eben saust der letzte Wagen des Zuges an uns vorüber. Die Schranken öffnen sich und wir setzen unsere Wanderung fort. Gleich hinter der Bahn macht die Straße eine scharfe Biegung nach links. Die ersten nun vor uns auftauchenden Häuser gehören noch nach Wingendorf. Am Oelsebach wandern wir entlang bis zu dem sogenannten Endgute, das für uns mit der daneben liegenden Endschänke allerdings den Anfang von Langenöls bedeutet, jenes Dorfes, das mit seinen mehr als 5000 Einwohnern das größte des Kreises Lauban ist. In einem nicht allzubreiten Tale zieht es sich am Oelsebach entlang, dessen klarem Wasser man es gar nicht ansieht, daß es häufig der Träger von Typhusbazillen ist und mehr als einmal schon den Ausbruch der gefährlichen Seuche verschuldet hat, deren weitere Ausbreitung man nur mit Mühe verhindern konnte. Den Abschluß des Tales bilden rechts die Höhen, welche Langenöls von Steinkirch scheiden, links diejenigen zwischen Langenöls und Thiemendorf. Je mehr wir uns der Mitte des Dorfes nähern, desto zahlreicher werden die Häuser, desto näher rücken sie zusammen. Wir gewinnen sehr rasch den Eindruck, daß wir es hier in erster Linie mit einem Industrieorte zu tun haben. Aber nicht die früher auch hier wie allenthalben im Kreise anzutreffende Leinenweberei ist mehr der Hauptnahrungszweig der Bewohner, sondern



Am Oelsebach in Langenöls. Phot. Falk.

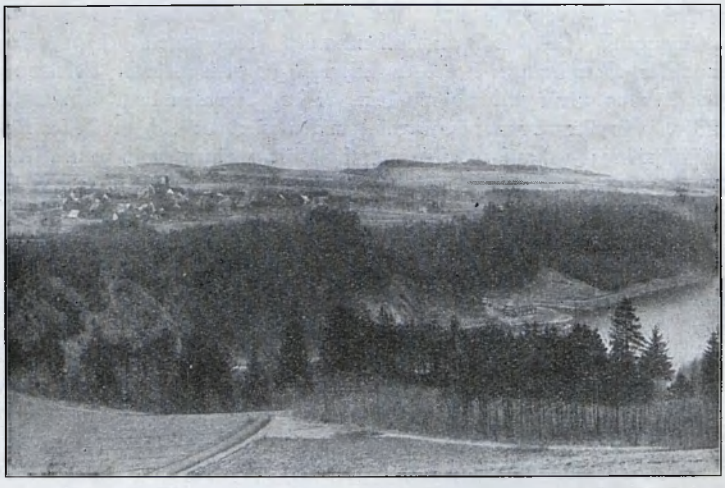


Schloß Friedersdorf.

Federzeichnung von G. Sprenger.

die Holzindustrie. Der Name Ruscheweyh ist mit dem des Dorfes Langenöls unauflöslich verknüpft. Aus kleinen Anfängen hat vor mehr als 75 Jahren der Erfinder der nunmehr weltbekannten Ausziehtische mit kühnem Unternehmungsgeist und rastlosem Fleiß ein Werk gegründet, das heut in guten Zeiten gegen 1000 Menschen lohnende Beschäftigung bietet. Ein früherer Mitarbeiter Ruscheweyhs, Fabrikbesitzer Hainke, hat sich später selbständig gemacht und hier eine zweite Möbelfabrik gegründet, deren Erzeugnisse sich gleichfalls allenthalben eines guten Rufes erfreuen. Neben dieser Hauptindustrie geben mehrere Ziegeleien einem kleineren Teil der Bevölkerung Brot und Lohn. Eine dieser Ziegeleien liegt dem Bahnhof gegenüber. An ihr vorüberwandernd, steigen wir zur Uhuhütte hinauf, einem früheren Gasthause, dessen Aussichtsturm einen noch umfassenderen Rundblick gestattet als der Adlerberg. Lange stehn wir da oben und lassen die mannigfachen Eindrücke auf uns wirken, die wir hier ungesucht empfangen. Reich belohnt für die kleine Mühe des Aufstiegs suchen wir dann die Dorfstraße auf, um wieder unserem eigentlichen Reiseziel, dem Ramsen, zuzustreben. Ein alter Einwohner, mit dem wir ins Gespräch kommen, erzählt uns, daß man in Langenöls bis Ende der 70er Jahre auch Braunkohlenbergbau getrieben hat und die ersten Braunkohlenbrikетts im Kreise Lauban herstellte. Die Aktiengesellschaft für Braunkohlenverwertung „Glückauf", die jetzt in Lichtenau und Geibsdorf ein reiches Feld der Betätigung hat, förderte und verarbeitete zuerst hier in Langenöls Braunkohlen. Da die Vorkommen jedoch nicht mächtig genug waren, verlegte man den Betrieb nach den genannten Orten. Bis zu dem Ausgang des Dorfes hat uns der Alte das Geleit gegeben. Nun verabschieden wir uns von ihm und wandern auf der den Friedersdorfer Berg ersteigenden Straße weiter. Der bewaldete Grund links von der Straße führt den etwas schauerlich anmutenden, vermutlich aus der Hussitenzeit stammenden Namen Mordgrund. Unwillkürlich machen wir, auf der Höhe angekommen, Halt, um den bisher zurückgelegten Weg noch einmal mit den Augen zu verfolgen, soweit dies möglich ist, dann aber wenden wir uns südwärts, Friedersdorf zu. Die dunklen Wipfel der Parkbäume des Schlosses winken von dort drüben schon herüber. Bald schreiten wir an dem von einem eisernen Zaun, alter, wertvoller Schmiedearbeit, eingehegten Parke des Schlosses vorüber. Umrauscht von alten Linden und Kastanien steht das einst von August dem Starken erbaute Schloß, bewohnt von der Gräfin Pfeil, der Gattin des kühnen Forschers und Mitbegründers von Ostafrika, Joachims, Grafen von Pfeil und Ellguth, der nun in kühler Erde ausruht von einem reich bewegten Wanderleben. Dorfaufwärts führt unser Weg, vorüber an dem Kirchlein, vorüber an so manchem schlichten Haus, in dem vor 50 Jahren noch der Webstuhl klapperte. Am Südausgang des Dorfes biegen wir rechts ab, durchschreiten den kleinen, schöngelegenen Ort Steinbach und beginnen bald darauf den Aufstieg auf den Ramsen, der mit seinen 436 Metern der höchste Berg im Queistal ist. Dichter Wald bedeckt seine Hänge, die zum Queis steil abfallen. Nach kurzer Rast genießen wir den Fernblick, der sich uns vom Gipfel aus darbietet. Sind es auch, an früheren Wanderungen gemessen, im wesentlichen nicht allzuviel neue Punkte, die unser Auge erspäht, das Gesamtbild ist

so einzigartig schön, daß man sich immer wieder gern aufs neue liebevoll in seine Einzelheiten vertieft. Nachdem wir dann noch eine Zeit wohlig im weichen Grase ausgeruht, Leib und Seele gleichmäßig gestärkt haben, denken wir an den Abstieg, der uns durch Vogelsdorf nach Neidberg führt. An der stimmungsvollen Jugendherberge, der Neidburg, können wir



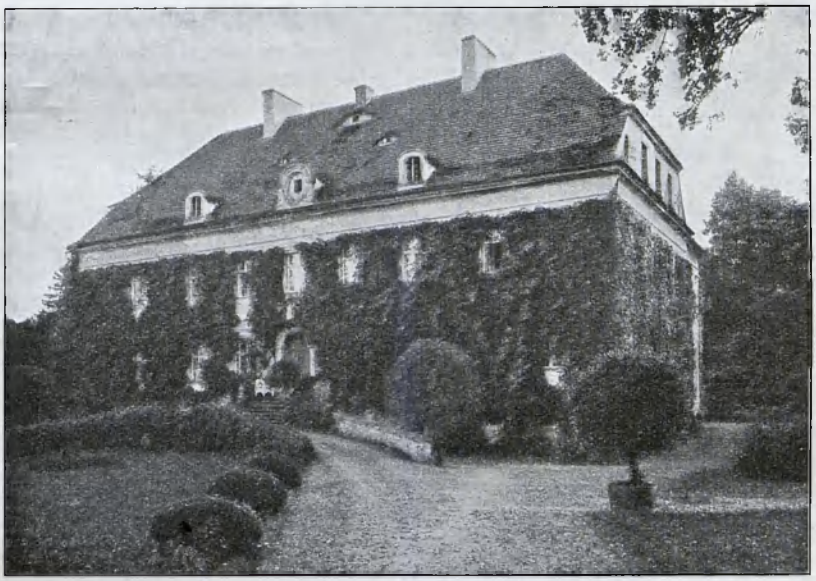
Ausblick vom Ramsen nach Goldentraum. Phot. Mannig.

diesmal nicht vorübergehen. Wir treten in die Jungenbleibe, um andere Wanderer dort zu grüßen und, an dem schönen gotischen Fenster sitzend, hinabzuschauen und hinabzusinnen zu dem Queis, dessen Wellen im Lichte der Nachmittagssonne zu uns heraufblitzen. Erst dann treten wir über Eckersdorf und die Hainhäuser den Heimweg durch den Herrensteig an, dessen mannigfache Reize auch heute ihren Eindruck auf uns nicht verfehlen und so dem schönen Wandertag jenen harmonischen Ausklang verleihen, den wir ersehnten und nun voll genießen.

Durch den Logauer Grund über Thiemendorf, Langenöls nach Lauban zurück.

Da der weitaus größere Teil des Kreises Lauban links vom Queis gelegen ist, leuchtet es ohne weiteres ein, daß hier auch die meisten unserer bisher erwähnten Wanderziele zu finden sein mußten. Heut aber reizt es uns, auch wieder einmal die landschaftliche Schönheit des Kreisabschnittes auf uns wirken zu lassen, der sich am rechten Ufer des Queises hinbreitet. Mit dem Postauto fahren wir vormittags von Lauban bis Wünschendorf, wo wir beim Gerichtskretscham aussteigen und uns halb rechts wendend den Queis überschreiten, um nach Logau zu gelangen. Auf uns schon von früher her bekannten Pfaden wandern wir flußabwärts bis zum Hünlich'schen Gut.

Mit Interesse betrachten wir das im Barockstil gehaltene Schloß und den Toreingang. Gleich hinter dem Gut biegen wir rechts ab und gelangen nach kurzer Wanderung in den Logauer Grund, einen idyllisch gelegenen Taleinschnitt, der von einem Wässerlein durchflossen wird, und dessen Hänge eine angenehme Abwechslung von Laubwald, Nadelwald und Wiesenflächen aufweisen. Unter der Vogelwelt, die zahlreich vertreten ist, fällt uns die Menge der hier sorglich geschonten Fasanen auf. Bald hie, bald da schwirrt einer vor uns auf, um sich nach kurzem Fluge auf einem Aste



Das Schloß in Logau. Phot. Pfeiffer.

niederzulassen. Metallisch glänzt das Gefieder jenes stolzen Hahnes dort drüben im Frühsonnenschein. Am Ausgang des Grundes liegt die Kolonie Mauereck. An der Mühle vorüber schreitend, erreichen wir bald die ersten Häuser von Nieder-Thiemendorf.

Der am Ziegenbach gelegene Ort Thiemendorf hieß früher Abelsau und soll nach den Berichten des Chronisten Bohemus von vertriebenen Bertelsdorfern gegründet worden sein. Wie uns eine auch nur flüchtige Umschau lehrt, beschäftigen sich seine Bewohner fast ausschließlich mit Landwirtschaft. Da, wo der Dorfweg die von Lauban über Neubertelsdorf und Hennig nach Seifersdorf führende Kunststraße im rechten Winkel schneidet, liegt am Berghang der Niederhof, ein von Buschwerk umrahmtes Rittergut. Dem Zuge der Dorfstraße auch weiter folgend, gelangen wir ins Mitteldorf. Hoch ragt zur linken Hand die katholische Kirche über uns empor, deren Turm den Fliegern ein willkommenes Wegzeichen ist. Nicht allzuweit entfernt von ihr liegt die evangelische Kirche, die ursprünglich eins der von Friedrich dem Großen den Evangelischen zugestandenen Bet-

häuser war, später aber durch den Anbau eines Turmes vervollständigt wurde. Der Kirche gegenüber liegt im schönen Park mit alten Bäumen das Herrnhaus des Mittelgutes. Von Westen her mündet hier die sogenannte Pflaumenallee in die Dorfstraße ein, welche sich in Hennig von der Kunststraße abzweigt und an einer Ziegelei vorüber führt. Von ihrem höchstgelegenen Punkte aus gewährt sie einen prachtvollen Blick nach dem Gebirge und den böhmisch-sächsischen Bergen. Die zum Teil mit Wald bedeckten Höhen zwischen Thiemendorf, Bertelsdorf und Wingendorf waren früher auch ein bevorzugtes Manövergelände.

Wenn es uns darauf ankäme, vom Oberdorfe, das wir unterdessen erreicht haben, möglichst rasch nach Bertelsdorf und Lauban zu gelangen, würden wir den quer über diese Höhenzüge hinweg führenden Butterweg zur Heimkehr wählen und viel Freude an den wechselnden Bildern haben, die er bietet. Da wir aber noch genügend Zeit zur Verfügung haben, benutzen wir lieber die nicht minder abwechselungsreiche Fahrstraße nach Langenöls, überschreiten den Welkebach, der sein Wasser dem Oelsebach zuführt und betreten dem Mittelgute gegenüber das Dorf Langenöls, über das wir schon an anderer Stelle berichteten. Nach ausgiebiger Rast folgen wir dann der nach Lauban führenden Kunststraße bis ins Niederdorf, biegen hier noch nach Wingendorf ab und ziehen dann nach kurzer Wanderung durch diesen Ort und das benachbarte Kerzdorf wieder in Lauban ein.

Von Lauban durch den Hohwald nach dem Urberge und zurück.

Eichendorffstimmung ist es, die uns alsbald gefangen nimmt, wenn wir vom Laubaner Steinberge aus auf der hochgelegenen Hohwaldstraße dem städtischen Forste entgegenwandern. „O Täler weit, o Höhen!" So kommt's uns unwillkürlich über die Lippen beim Rundblick von irgend einem Punkte dieser Straße aus. Vor uns der dunkle Wald mit seiner höchsten Erhebung, dem Buchberge, der uns von hier gesehen so nahe erscheint, weil wir die Entfernung bis dahin nur in der Längsachse des Waldes schätzen können. „Wer hat dich, du schöner Wald, aufgebaut so hoch da droben?" möchten wir mit Eichendorff fragen. Rechts von dem Walde erblicken wir am Gesichtskreise den Heidersdorfer Spitzberg, den die Bewohner seiner Umgebung ebenso als Wetterkünder betrachten, wie die der Breslauer Gegend den Zobtenberg. Schroff erhebt er seinen Gipfel über die Höhen, die von ihm aus in nordwestlicher Richtung streifen, Geibsdorf von Heidersdorf-Pfaffendorf trennend. Im Hutberg, der bei Neukretscham an die große von Lauban nach Görlitz führende Straße tritt, erhebt sich dieser Zug beinahe noch einmal zu der Höhe des Heidersdorfer Spitzberges. Altem Herkommen getreu veranstalten die Neukretschamer auch in der Gegenwart alljährlich am Sonntage nach dem Trinitatisfeste auf dem Hutberge ein Adlerschießen. Unweit des Hutberges entspringt der Altlaubanbach, dessen tief eingeschnittenes Tal mit den Ortschaften Geibsdorf, Lichtenau und Altlauban auf uns zuläuft. Am linken Ufer dieses Baches steigen Höhen auf, welche Geibsdorf und Lichtenau von Schreibersdorf scheiden. Sie beginnen am Hutberge und streichen über

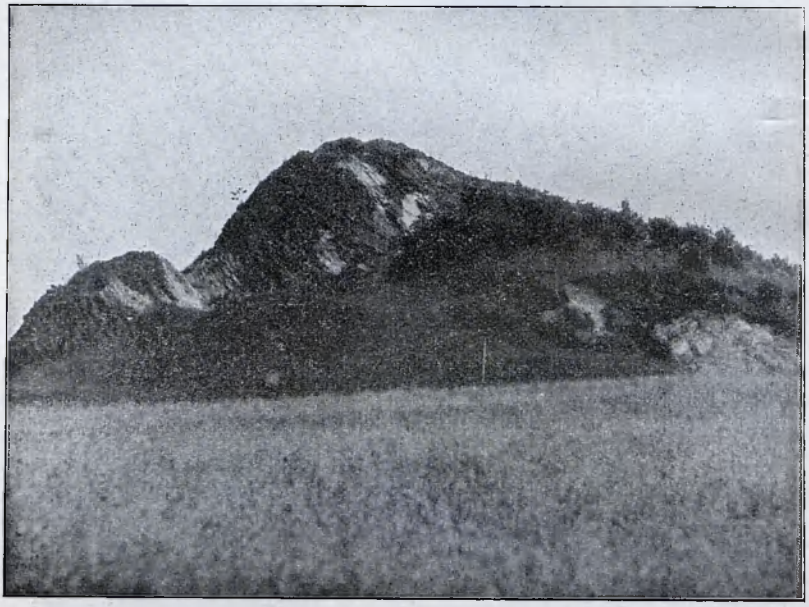
Löbensluſt bis zu dem Kapellenberge bei Lauban. Ueber ſie hinweg erblicken wir bei der Klarheit des heutigen Morgens die Landeskrone bei Görlitz mit ihren eigenartigen, unverkennbaren Umriſſen. Das dunkle Waldſtück zwiſchen dem Kapellenberge und dem Orte Schreiberbach birgt die Quellen, die Lauban mit einem außerordentlich guten, ſtark eiſenhaltigen Trinkwaſſer verſorgen. Während wir über dieſen niedrigen Teil des Höhenzuges hinweg noch ein Stück von Schreibersdorf erblicken können, verdeckt die jenſeits Schreibersdorf emporſteigende Hügelwelle das hinter ihr liegende Katholiſch-Hennersdorf, den Ort des kühnen Huſarenſtreiches Joachim Hans von Ziethens, völlig unſerm Auge. Den Abſchluß des Sehfeldes bildet dann die nördlich von Hennersdorf liegende Hügelkette, auf der die Viehweglinde ſteht, ein lebendes Erinnerungsmal an das Gefecht bei Hennersdorf am 23. November 1745. Den Blick auf den größten Teil von Lauban verdeckt der Steinberg. Dagegen gibt er uns die Sicht nach links ins Queistal und die es begrenzenden Höhen und Bergzüge frei. Wie oft haben wir nicht ſchon von dieſer Stelle aus den Blick in die Runde ſchweifen laſſen und doch entdecken wir bei jedem Male wieder neue Schönheiten. Namentlich ſind es das Rieſen- und das Iſergebirge, die unſere Aufmerkſamkeit immer wieder auf ſich ziehen. Liebevoll gleitet das Auge über die Kammlinie des Rieſengebirges oder verfolgt ein andermal den Abfall der Tafelfichte nach Neuſtadt in Böhmen. Dann wieder ſucht es die von hier geſehen ſeitwärts aufſteigenden wohliſchen Kämme und die ſie überragenden Gebirgsketten mit dem Nußſtein und den Vogelkoppen bei Haindorf. Erinnerungen an frühere Beſuche jener Gegenden erwachen in uns und zaubern manches Bild, das ſchon ins Unterbewußtſein hinabgeſunken war, wieder vor unſer geiſtiges Auge. Vom angeſtrengten Schauen in die Ferne etwas ermüdet, laſſen wir den Blick zur Abwechſlung über das ſaftige Grün der wohlbeſtellten Felder links und rechts des Weges ſchweifen und bald ſtellt ſich die alte Friſche wieder bei uns ein. So ſchauend und wandernd nähern wir uns dem Hohwalde. Aus dem Schornſtein des Forſthauſes da drüben am Waldrande ſteigt kräuſelnd eine leichte Rauchſäule in die Luft. Hundegebell ſchallt zu uns herüber. Die unter den erſten Bäumen des Waldes aufgeſtellten Tiſche und Stühle ſind nur mit wenigen Morgenwanderern beſetzt. Wir geſellen uns ihnen nicht zu, ſondern wandern auf der Hohwaldſtraße weiter am Pflanzgarten vorüber, in dem der junge Wald herangezogen wird. Einige Frauen ſind ſchon darin unter Aufſicht des Forſtgehilfen mit Jäten beſchäftigt und erwidern freundlich unſern Morgengruß. Da ſind wir auch ſchon im Walde, der gerade jetzt zur ſchönen Maienzeit mit ſeiner glücklichen Miſchung von Nadel- und Laubwald einen prächtigen Anblick bietet. Scharf heben ſich die friſchen Triebe der Fichten und Tannen von den älteren, dunkler gefärbten Teilen der Aeſte und Zweige ab. Mit breit ausladender Krone drängt eine grauſtämmige Buche ſich mitten hinein in den Nadelholzbeſtand. Ein feines, goldenes Gerieſel ſind ihre faſt wagerecht ſtehenden hellgrünen Blätter. Nicht weit davon leuchtet der weiße Stamm einer ſchlanken Birke auf, die im Brautſchmuck ihrer feingeſägten Blätter leiſe zu erzittern ſcheint. Kräftiges Unterholz drängt allenthalben freudig zum Lichte. Und wo die Heidelbeere nicht mit ihrem Kraute vom Erdboden Beſitz ergriffen hat, da laden weiches Gras und ſchwellende

Moospolster verführerisch zum Rasten ein. Im Graben aber, der links wie rechts die Straße säumt, leuchtet der weiße Blütenstern der Erdbeere aus dem Grase hervor. Die Brombeersträucher dagegen haben ihr dunkelgrünes Blätterkleid übergestreift und schicken sich erst an, zierliche Blütenknospen zu formen. Und das alles beut sich uns nicht dar in starrer, steifer Ruhe, wie manchmal wohl zur heißen Mittagszeit, sondern leicht bewegt vom schmeichelnden Morgenwind. Der liebe Gott geht durch den Wald! Ihm zu Ehren haben die lieblichen Sänger des Waldes schon längst ihr Konzert angestimmt, das nur zuweilen vom heiseren Schrei des Eichelhähers oder dem grellen Lachen eines Spechtes unterbrochen wird. Mit scharfem Kratzen huscht ein Eichhorn neben uns am Fichtenstamme in die Höhe, lugt einen Augenblick hinter dem Stamme hervor, klimmt eilig noch ein Stück hinauf und springt, durch unsern Zuruf arg erschreckt, auf den nächststehenden Baum, dabei den buschigen Schwanz kerzengerade ausstreckend und wie ein Steuerruder gebrauchend. Nicht weit von dem Wegekreuz, das unsere Straße mit der von Lichtenau nach Holzkirch führenden bildet, treffen wir den ersten Hasen an, der auf benachbartem Felde sein Frühstück holte und nun zur Abwechslung dem schützenden Gesträuch zuhoppelt. Wenn wir geglaubt hatten, heut die Bezeichnung Frühaufsteher voll und ganz für uns in Anspruch nehmen zu können, so sehen wir uns in dem gleichen Augenblicke bitter enttäuscht, indem uns die ersten, schon wieder heimwärts pilgernden Waldbesucher entgegenkommen. Waldmeister und die ersten Pilze haben sie gesammelt und ziehen mit fröhlichem Gruße an uns vorüber. Die einstigen Schießstände unserer Neunzehner haben wir indeß erreicht und sind versucht, ernste Vergleiche zwischen dem Einst und Jetzt an dieser Stelle anzustellen. Doch, was hilft's, nur immer rückwärts zu schauen? Mutig der Gegenwart und ihren Nöten die Stirn zu bieten und an Deutschlands Zukunft und Aufgabe zu glauben, das tut uns heut vor allem not. Und wird uns das zuweilen allzuschwer, dann flüchten wir hin zur Natur und schöpfen frische Kräfte aus ihrem nie versagenden Borne. So solls auch heute sein. Darum lassen wir die Augen wieder tüchtig umherwandern und nach Wundern suchen, die jeder neue Lenz für uns bereit hält, sei's in Gestalt des Blütensternchens dort am Boden, sei's in der des Windhalms mit der innig feinen Rispe, sei's in der Eiche, die dort drüben auf der Lichtung ihre frischbelaubten, knorrigen Aeste frei gen Himmel streckt. Wenn wir nach links abbögen, auf der sogenannten Lehmchaussee nach Holzkirch weiter wanderten, würden wir noch manch stattlichen Eichbaum grüßen können. Doch brächte uns das ab vom Ziel und darum verfolgen wir die Straße weiter, die nun am Buchberge vorüberführt. Gerade in dieser Jahreszeit können wir uns davon überzeugen, daß dieser Berg seinen Namen mit Recht trägt, denn die hellen Farbentupfen des Buchenlaubes leuchten überall auf dem dunklen Grunde, den das Nadelkleid der Fichten und Tannen bildet, auf. Der Gipfel des Berges ist zu dicht bewachsen, um einen umfassenden Rundblick zu ermöglichen. Dagegen hat sein südlicher Abhang verschiedene Lichtungen, unter ihnen den mit Bänken versehenen „Fürstenblick", die eine prachtvolle Aussicht auf das Gebirge und sein Vorgelände bieten. Während wir das mit unseren Begleitern besprechen, sind wir an eine Stelle unseres Weges gekommen, wo er eine scharfe



Im Hohwald. Nach einem Aquarell von Waldemar Bongerow.

Biegung nach links macht. Hier verziehen wir einen Augenblick, um uns von zwei Gefährten zu trennen, die den Heidersdorfer Spitzberg als Wanderziel gewählt haben und darum geradeaus in den Grund hinunterwandern, durch den Lindaer Stiftswald, vorüber an den Basaltbrüchen, deren Ausbeute auf einer elektrisch betriebenen Kleinbahn bis zu dem Bahnhof Lichtenau gebracht und dort verladen wird. Noch einmal haben wir den Abziehenden zugewinkt, dann setzen auch wir unsern Weg fort und gelangen



Der Heidersdorfer Spitzberg. Phot. Dr. Herr.

nach kurzer Wanderung zu dem sogenannten roten oder steinernen Häuschen, das für gewöhnlich verschlossen ist und nur an Holzauktionstagen aus seiner beschaulichen Ruhe gerissen wird. Ein paar Tische und Bänke, sowie ein Brünnlein laden uns zur Rast und da wir nun schon über 7 Kilometer gewandert sind, können wir uns mit Recht eine kurze Zeit der Ruhe gönnen. Der Rucksack spendet uns ein zweites Frühstück, das Brünnlein einen kühlen Trunk. Was bedarf's wohl mehr? Mit frischen Kräften nehmen wir die Wanderung nach einer Weile wieder auf. Bald führt der Weg an einer Schonung, bald am Hochwald, bald an einem Holzschlage vorüber und jedes gibt Eigenartiges zum Schauen. Alle diese neuen Eindrücke bieten mehr als genug Gesprächsstoff für uns Wandernde. Da plötzlich stockt die Rede. Ein Sprung Rehe setzt quer über die Straße und geht in hohen Fluchten den Berghang hinauf. Schade, daß das dichte Unterholz uns so rasch den Anblick dieser schönen und gewandten Tiere entzieht. Der Vorgang lenkt die Rede auf die Jagd, ein schier unerschöpfliches Thema für einen so eifrigen Nimrod, wie es der eine unserer Begleiter ist. Bis nach dem

am Südausgange des Hohwaldes liegenden Waldeck hin, einer kleinen, meist von Forstaufsehern und Holzfällern bewohnten Häusergruppe, weiß er uns von seinen fabelhaften Jagderlebnissen zu berichten. An der Kreuzung unserer Straße mit der von Markliſſa nach Linda führenden steht die Waldeckschänke, ein schlichtes Gasthaus, dem wir schon aus dem Grunde einen Besuch abstatten, um vielleicht durch die Wirtsleute etwas Genaueres über die vor etwa 100 Jahren lebenden Räuber Schober und Blech zu erfahren, die im Hohwalde und seiner Umgebung ihr Unwesen getrieben haben und



Gerlachsheim und der Urberg.

nicht selten hier in Waldeck Unterschlupf suchten und fanden. Doch ist das Ergebnis unseres Forschens nach neuen Einzelheiten über das Leben und Treiben dieser Helden eines „Romans" ziemlich mager. Wir ziehen darum lieber unsere Wegekarte heraus, um über die weitere Fortsetzung unserer Wanderung Kriegsrat zu halten. Das Bequemste wäre es, auf der über Prettin und Schadewalde führenden Straße nach Markliſſa zu wandern, Da sie zudem noch durch eine landschaftlich reizvolle Gegend führt, so wäre manches Interessante auch noch von dieser Wegstrecke zu erwarten. Einigen erscheint das jedoch als ein zu plötzlicher Abschluß unserer schönen Wanderung. Sie meinen, bis zum Urberge, der dort drüben dicht an der böhmischen Grenze liegt, könne man getrost noch wandern, um dann erst über Gerlachsheim und den Knappberg nach Markliſſa zu gelangen. Der Vorschlag wird auch angenommen. Schon sind wir wieder auf der Wanderung. Zwischen den Kolonien Karlsdorf, Lindenfeld, Lindenhöh hindurch führt der Weg, von dem wir dann rechts abbiegen, um auf den Gipfel des immerhin 423 Meter hohen Urberges zu gelangen. Dieser Berg, eine Wetterscheide, hat einst für seine Umgebung eine verhängnisvolle Rolle gespielt. Im Juni des Jahres 1880 fiel hier ein gewaltiger Wolkenbruch. Da der Berg unbewaldet war, schossen die Wassermassen mit ungeheurer

Gewalt über die kahlen Hänge des Berges hinab und verwandelten die sonst so bescheiden dahinfließenden Bäche, wie Rotbach, Lindaer Bach und Gerlachsheimer Wasser in reißende Ströme, die in den an ihnen gelegenen Ortschaften Küpper, Berna, Bellmannsdorf, Alt-Seidenberg und Seidenberg, Linda, Heidersdorf und Gerlachsheim ungeheuren Schaden anrichteten. Ein Lehrbeispiel für die verderblichen Folgen übertriebener Abholzungen von Berghängen. Heut sind natürlich diese Schäden längst verwunden und unser Auge schweift von der Höhe über lachende Fluren und blühende Dörfer. Aber vergessen sollte man solche teuer bezahlte Erfahrungen doch nicht. Ebensowenig wie wir vergessen wollen, daß da unten in dem böhmischen Dorfe Nieder-Ullersdorf deutsche Stammesbrüder wohnen, die zur Zeit, wie alle Deutschen Nordostböhmens einen verzweifelten Kampf gegen die ständig höher anschwellende Flut des Tschechentums führen und es verdienen, daß wir für ihr Ringen etwas mehr übrig haben als nur ein bedauerndes Achselzucken. Mit solchen Gedanken und Empfindungen nehmen wir Abschied vom Urberge und wandern dem Dorfe Gerlachsheim zu, an dessen schön gelegener Kirche wir vorüber müssen. Am Gerlachsheimer Wasser abwärts schreitend, biegen wir im Mitteldorfe rechts ab, um den Knappberg zu ersteigen, einen Basaltkegel, der mit dem Wachberge zusammen den Höhenrücken krönt, der zwischen den Tälern des Gerlachsheimer und des Hartmannsdorfer Wassers hinzieht, um allmählich zum Queistal abzufallen. Nach einer knappen Stunde haben wir den Gipfel des Knappberges erreicht und betrachten die fünf- und sechsseitigen Säulen, in denen der Basalt vor ungemessenen Zeiträumen auskristallisierte. Mit ein wenig Einbildungskraft vermag man noch den Krater festzustellen, aus dem dereinst die feuerflüssigen Massen emporstiegen, um an die Oberfläche gelangt alsbald zu erstarren. Wie oft mag das Bild der Landschaft auch hier im Laufe der Jahrhunderttausende gewechselt haben, ehe es seine heutige Form erhielt? Und welche ungeheuren Kräfte waren dabei am Werke? Welch ununterbrochene Arbeit von Sturm und Regen, Frost und Hitze war erforderlich, um die nackten Felsenhänge soweit zu zermürben, daß die allerdings nicht allzudicke Ackerkrume entstand, auf der das Leben heut so fröhlich triumphiert, in tausend wechselnden Gestalten? Wann kam der erste Mensch in diese Gegend? Das alles sind Fragen, die uns beim Anschaun des schönen Bildes bewegen, das sich uns vom Knappberge aus darbietet. Sie beschäftigen uns auch noch, als wir wieder in dem Zuge sitzen, der uns dem Heimatorte zuführt.

Von Lauban über Katholisch-Hennersdorf, nach Schreibersdorf, Neukretscham, Geibsdorf, Lichtenau und zurück nach Lauban.

„Warum in die Ferne schweifen? Sieh, das Gute liegt so nah." Die Wahrheit dieses Wortes leuchtet uns um so deutlicher ein, je mehr wir unsere engere Heimat, den Kreis Lauban, durchwandern. Dieses so nahe liegende Gute wieder einmal auf uns wirken zu lassen, sind wir darum heut von Lauban aus aufgebrochen und dem Zuge der Görlitzer Straße gefolgt.

An dem altehrwürdigen Zeugen Laubaner Stadtgeschichte, dem St. Jakobshospital vorüber führt unser Weg. Scheunen zur Linken und zur Rechten erinnern daran, daß Lauban auch heute noch einige sogenannte Ackerbürger aufweist, wenn ihre Zahl natürlich auch an früheren Zeiten gemessen, sehr zurückgegangen ist. Zur Höhe des Galgenberges führt die Kunststraße in allmählichem Aufstiege. Die Wiesenhüttersche Dampfziegelei linker Hand läßt uns an die zahlreichen Vorkommen von Ton und Lehm auch in unmittelbarer Nähe der Stadt denken. Da, wo jetzt eine Baumgruppe den Scheitel des Hügels krönt, stand einst der Galgen, ein steinernes Dokument für das Privilegium der höchsten Gerichtsbarkeit, des Blutbannes, welches die Stadt Lauban einst besaß und eifrig wahrte. Flintenschüsse, die vom nahe gelegenen Bürgerschützenhause herübertönen, beweisen, daß ein gut Teil der Laubaner Bürgerschaft heute noch den Gedanken der Wehrhaftigkeit deutschen Bürgertums ebenso treu pflegt, wie ihre Vorfahren vor Jahrhunderten. Rückwärts schweift der Blick über die Stadt mit ihren Türmen und Schloten, über die Gefilde des Queistales bis hin zum Iser- und Riesengebirge dort im Süden. Schwer nur mag sich das Auge losreißen von dem lieben, oft gesehenen und dennoch immer wieder schönen Bilde. Nachdem es aber geschehen, gehts im frohen Wanderschritt den Berg hinab, nicht allzuweit, denn schon am alten Zollhause biegen wir sofort nach rechts ab und folgen dem Zuge der nach Kohlfurt führenden Kunststraße. Ueber den Nonnenbach geht's hinweg, an dessen linkem Ufer sich der Nonnenbusch aufbaut, jener dem Laubaner Magdalenerinnenkloster gehörige Wald, dessen Echo so gern von frohen Kinderstimmen geweckt wird. An seinem Saume entlang, zum Teil auch durch ihn, führt unser Weg. Am Ausgange des Waldes liegt ein ehemaliges Zollhaus.

Die Straße hat jetzt die Hügelwelle erklommen, welche die Grenzscheide zwischen Schreibersdorf, das wir zunächst einmal links liegen gelassen haben, und dem Tale von Katholisch-Hennersdorf bildet. Am Zollhaus verlassen wir die Kunststraße und wenden uns nach links, um auf einem Nebenwege rascher die Mitte des Dorfes zu erreichen. Ehe wir jedoch den Hang hinabschreiten, statten wir dem alten Sühnekreuz da drüben im Strauchwerk einen kurzen Besuch ab. Lange Zeit lag dies alte Steinkreuz zertrümmert in Moos und Rasen, bis man es in neuerer Zeit wieder aufgerichtet hat. Zwei sich kreuzende Schwerter, die auf seiner Vorderseite noch eingemeißelt sind, sollen an einen Brudermord erinnern, der sich der Sage nach vor Jahrhunderten hier zugetragen hat.

Aus dem Reich der Sage in das der Geschichte führt uns ein Blick auf das Dorf selbst und die es nördlich begrenzende Hügelwelle, auf der die einsame Kiefer und die Viehweglinde sich scharf gegen den blauen Himmel abzeichnen. Ueberblicken wir doch von hier oben das Gelände des Gefechts bei Katholisch-Hennersdorf (23. 11. 1745), dessen Verlauf und Bedeutung an anderer Stelle unseres Buches eingehend dargelegt werden soll. „Joachim, Hans von Ziethen, Husarengeneral," so klingt's uns durch den Sinn beim Andenken an den tapferen Paladin Friedrichs des Großen, der sich hier den Beinamen „Ziethen aus dem Busch" holte.

Um die Kirche des Ortes, der wir nun zuschreiten, tobte damals ein heißer Kampf. Heut liegt sie still und friedlich vor uns im lachenden Frühsonnenschein.

Unweit von ihr mündet unser Weg in die Hauptstraße des Dorfes ein. Aus dem langgestreckten Fabrikgebäude vor uns klingt der Schlag des Hammers auf das Eisen, das Surren von Rädern, das Kreischen der Feilen. Ofentüren und Brafkästen sind die Sonderartikel, die in der Vogtschen Fabrik hergestellt werden. Am munteren Struppebach schreiten



Katholisch-Hennersdorf. Phot. A. Haupt.

wir entlang, der bald dicht am Wege fließt, bald einen breiten Wiesenstreifen zwischen sich und uns legt. Der Anblick dieser saftgrünen Wiesenflächen erinnert uns daran, daß in dem Orte, dessen Bewohner heut fast ausschließlich Landwirtschaft betreiben, dermaleinst Flachs gebaut, Flachsgarn gesponnen und gebleicht wurde. Im Niederdorfe sind die der Rasenbleiche dienenden Wiesenflächen noch breiter. Namen, wie „der große" und „kleine Bleichbauer", die „große" und „kleine Bleichbauergasse" weisen hier noch auf den einstigen Doppelberuf ihrer Träger hin.

Diesmal lassen wir das sich bis in die Nähe von Wünschendorf hinziehende Niederdorf rechts liegen und schreiten bachaufwärts dem Westausgange des Dorfes zu, denn in seiner Nähe hoffen wir die uralte Eibe anzutreffen, die zu den ältesten Bäumen Deutschlands gezählt wird (1400 bis 1600 Jahre). An der Giebelwand der Scheune eines Gutes steht sie, dessen Besitzer von den Dorfgenossen um dieses Baumes willen der „Ibbauer" (Eibenbauer) genannt wird. Ein einfacher Zaun umgibt den wild zerklüfteten Stamm. Welch' wunderbare Lebenskraft spricht doch aus diesem Stamm, aus den immergrünen Nadeln des Baumes.

Nicht weit vom Gut des Ibbauers liegt das des Bauerngutsbesitzers Gottfried Seiffert, dem wir nun einen kurzen Besuch abstatten, um die Erzeugnisse der Holzschnitzkunst seines leider vor einigen Jahren verstorbenen Eigentümers in Augenschein zu nehmen. Es ist nicht das erste Mal, daß wir hierher kommen. Wie einen alten Bekannten begrüßt uns darum die älteste Tochter und führt uns freundlich in die im 1. Stockwerk gelegenen Zimmer, in welchen die Arbeiten des Heimgegangenen pietätvoll aufbewahrt werden. Wir betrachten die Rahmen, die Kreuze, Heiligenfiguren und die Krippe, welche die Hand des Volkskünstlers mit einem einfachen Taschenmesser geschaffen hat. Wir stehen staunend vor dem selbstgebauten Harmonium, dem Flügel, und bedauern immer wieder, daß diesem begabten Manne sein Lieblingswunsch, Bildschnitzer zu werden, in seiner Jugend vom harten Vater verwehrt wurde. Mit ihm und seinem Streben wollen wir uns noch einmal eingehender beschäftigen.

Wie Gottfried Seiffert verdient auch ein anderer Hennersdorfer von seinen Gemeindegenossen nicht vergessen zu werden, der schlichte Handweber Michel Franke, den allerdings schon viel länger der grüne Rasen deckt, als unsern Schnitzkünstler. Hatte es doch dieser einfache Handwerker durch eigenes Studium zur Beherrschung der griechischen und lateinischen Sprache gebracht und war u. a. imstande, die Briefe Ciceros selbständig zu übersetzen. So reiht sich Gedanke an Gedanke, während wir in den schlichten Räumen des Seiffertschen Hauses weilen, bis uns ein Blick auf die Uhr zum Aufbruch mahnt. Mit Dankesworten verabschieden wir uns von unserer freundlichen Führerin und gehen dann ein gut Teil des Dorfweges zurück, um unser nächstes Ziel, Schreibersdorf, zu erreichen.

Auf der Wasserscheide zwischen beiden Dörfern machen wir Halt, um wieder einmal den Blick in die Runde schweifen zu lassen und uns der reichen Abwechslung von Tal und Höhen, Feld und Wald und Au' herzlich zu freuen. Ja: „In der Heimat ist es schön!" In der Nähe des dicht bei der Kirche gelegenen Mittelgutes mündet unser Weg in Schreibersdorf ein, dessen Gesamtbild uns von der überschrittenen Höhe aus besonders gut die kennzeichnenden Merkmale des deutschen Reihendorfes aufwies. An der Viehkoppel des Gutes bleiben wir eine Weile stehen, um dem Treiben, das da herrscht, ein wenig zuzuschauen. Es sind heut weniger die wohlgepflegten, stattlichen Rinder, die unsere Aufmerksamkeit fesseln, als vielmehr die prächtigen, jungen Pferde, welche bald wie ausgelassene Kinder umhertollen, miteinander spielen und sich necken, bald so friedlich nebeneinander grasen, als könnten sie kein Wässerlein trüben. Freut euch, ihr munteren Geschöpfe, der Freiheit, solange es euch vergönnt ist, bald winkt auch euch die Fron, die harte Arbeit. Wer wird der Erste dazu sein? Wir vermögens nicht zu sagen. Es gehört schon das Kennerauge des Züchters dieser edlen Tiere, des Barons von Ehrenkrook dazu, das sofort herauszufinden. Unser Interesse für seine Lieblinge bemerkend, gibt er uns freundliche Auskunft über sie und die Pferdezucht im allgemeinen und gestattet uns auch später gern, das reichverzierte Portal seines Schlosses zu betrachten und den sich an das Gebäude anschließenden Park zu durchwandeln.

Was aber ist das für ein eigenartiges Denkmal, das dort auf der Rasenfläche steht? Beim Nähertreten erkennen wir es. Eine Meilensäule aus kursächsischer Zeit haben wir vor uns. Wie die Laubaner Meilensäule zeigt auch sie uns das Jahr ihrer Aufstellung: 1725. Wie mag sie hierher gekommen sein? Darüber vermag man uns nichts Näheres zu sagen.

Wir haben auch heut keine Zeit, weitere Nachforschungen darüber anzustellen, denn fröhliche Kinderstimmen, die vom Wege herüberklingen,



Alter Bauernhof in Schreibersdorf. Phot. Gründer.
(Scheune mit fränkischem Bühnengang).

bekunden uns, daß die Schule aus ist und die Mittagsstunde kam. Auch die Kirchenglocke, die jetzt hell ertönt, bestätigt es mit ihrem Geläut. Darum verlassen wir den Park durch den Haupteingang, der von zwei mächtigen Pfeilen flankiert wird, welche mit den Wappen früherer Besitzer geziert sind. Uns nach rechts wendend, schreiten wir dorfaufwärts weiter. Dabei verstärkt sich uns der Eindruck mehr und mehr, daß wir es hier mit einem Orte zu tun haben, dessen Bewohner zum großen Teile Landwirtschaft treiben. Auf den Höhenrücken links und rechts der Straße liegen die Güter, näher heran an sie dringen die Häuser der Gärtner und Häusler. Viele Besitzer dieser kleinen Anwesen sind den Tag über in Lauban entweder als Bauhandwerker oder im Eisenbahn-Ausbesserungswerk beschäftigt und kehren erst nach Feierabend in ihr Haus zurück. Die Bewirtschaftung der kleinen Garten- und Feldstücke liegt darum neben der Hausarbeit sehr oft in den Händen der Frauen. Die gleiche Beobachtung konnten wir

übrigens schon in Hennersdorf machen. Hie und da zeigt ein wohlgepflegter Obstgarten, daß das Beispiel des Amtsvorstehers Klopfer, der ziemlich ausgedehnte Obst- und Beerenkulturen angelegt hat, nicht ohne Nachahmung geblieben ist.

Wieder gleitet unser Blick von der Nähe zu den entfernteren Hügelwellen und plötzlich taucht da die Erinnerung in uns auf, daß diese Hügel vor dem Weltkriege mehr als einmal das Gelände für die Manöver einzelner Heeresabteilungen abgaben. Gern gedenken wir der fröhlichen Stimmung, in der wir dann mit den in Lauban einquartierten Truppen auszogen, um als Schlachtenbummler an dem Kriegsspiel teilzunehmen. Wer hätte damals wohl daran gedacht, daß er den blutigen Ernst eines Krieges noch mit erleben werde? Doch halt! So wenig wir die Vergangenheit vergessen wollen, so wenig sollen uns heut die Gedanken an sie den Genuß der Gegenwart beeinträchtigen. Darum mit offenem Auge und offenem Herzen vorwärts.

Am Dorfausgang biegen wir nach links und erreichen bald die von Lauban nach Görlitz führende Kunststraße, auf der wir nun der Kolonie Neukretscham zuschreiten. Ihr Name gibt uns neue Gedankenarbeit auf. Wir dürfen wohl annehmen, daß der uralte Handelsweg, die via regia, von Meißen, Bautzen, über Görlitz, Lauban nach Breslau führend, auch die Waldstücke in der Nähe des heutigen Hutberges durchzog. Früher mag hier schon ein Kretscham gestanden haben, der aber später den Ansprüchen des ständig wachsenden Frachtverkehrs nicht mehr genügte. An Stelle des strohgedeckten Fachwerkhauses trat ein geräumiger Steinbau. Einige Handwerker, ein Schmied, ein Stellmacher, ein Bäcker siedelten sich in seiner Nähe an, um gleich zur Stelle zu sein, wenn die Fuhrleute ihrer benötigten. So entstand sehr allmählich die Kolonie Neukretscham, die später in demselben Maße an Bedeutung verlor, in dem der Frachtwagen von dem mit Dampf getriebenen Güterzuge verdrängt wurde, dessen Schienenweg weit abseits von Neukretscham dahinläuft. Ein wenig Ruhe tut uns not und darum kehren wir im Gasthaus ein. Von den gesprächigen Wirtsleuten erfahren wir, daß noch heut so gut wie einst alljährlich das Hutbergschießen abgehalten wird, ein Adlerschießen mit der Armbrust, zu dem sich Schützen und Zuschauer aus der ganzen Umgebung einfinden.

Unter angeregtem Geplauder vergeht die Zeit, und bald heißt's für uns, weiterzuwandern, wenn wir nicht zu spät unsere Heimatstadt auf dem Umwege über Geibsdorf, Lichtenau erreichen wollen. Bergab führt die Kunststraße dem Tale des Altlaubanbaches zu, dessen Quelle am Hang des Hutberges zu finden ist. Die Wiesen linker Hand sind zum Teil recht moorig, sodaß früher hier sogar Torf gestochen werden konnte. Die ersten Häuser von Geibsdorf sind erreicht und nun beginnt eine Wanderung von gut zwei Stunden durch das sich in zahlreichen Windungen hinziehende Dorf. Auch hier klapperte einst fast in jedem Hause der Handwebstuhl. Der dort drüben aufragende Schornstein der J. G. Queißerschen Fabrik bekundet uns, daß hier wie überall der mechanische Webstuhl Sieger blieb.

Saubere Gutsgebäude am Berghang legen Zeugnis davon ab, daß in Geibsdorf neben der Industrie auch noch die Landwirtschaft heimisch ist. Mit Wohlgefallen ruht das Auge auf den wogenden Getreidefeldern, die der Ernte entgegenreifen. Hie und da blitzt der Wasserspiegel eines Teiches im grellen Sonnenlichte vor uns auf. Einige dieser Teiche sind ebenso wie das sogenannte Stadtgut Eigentum der Stadt Lauban, die hier ertragreiche Fischzucht eingerichtet hat. Ziemlich in der Mitte des Dorfes ragt



An den Fischteichen in Geibsdorf. Phot. Gründer.

die Kirche empor. Der sie umgebende Friedhof ist von einer starken Mauer umgeben, also den sogenannten Wehrkirchhöfen zuzuzählen.

Die neben der Kirche stehende Brauerei muß früher einmal, den Gebäuden nach zu urteilen, ein ziemlich ausgedehnter Betrieb gewesen sein. Heut ist auch sie, wie so viele Brauereien auf dem Lande, von dem Dampfgroßbetriebe der Großstadt erstickt worden.

Je mehr wir uns dem Niederdorfe nähern, desto häufiger treffen wir auf Bergleute, die mit der Grubenlampe in der Hand dem neuen Gumpertschacht der Aktiengesellschaft „Glückauf" zueilen, der auf Geibsdorfer Grund und Boden liegt. Mit einigen knüpfen wir ein Gespräch an und lassen uns gern berichten von der Gewinnung der Braunkohle und den damit verbundenen Gefahren. Mit einem „Glückauf" verlassen sie uns dann, um in den nach dem Schachte führenden Fahrweg einzubiegen. Ueber uns aber gleitet Wagen auf Wagen an der Seilbahn entlang, um den Kohlenstaub der am Bahnhof Lichtenau gelegenen Brikettfabrik zuzuführen. Allein setzen wir unsern Weg wieder fort.

Eine Tafel links am Wege lehrt uns, daß wir das Ende von Geibsdorf erreicht und Lichtenauer Grund und Boden betreten haben. Neben der Landwirtschaft ist es hier vor allem der Bergbau, der den Lichtenauern Brot gibt. Unweit der Straße liegt der Bögeschacht, an den auch die Verwaltungsgebäude der Aktiengesellschaft Glückauf angegliedert sind. Am Bahnhof weit draußen liegt der Rosenbergschacht und hinter dem Schulhause der Albertschacht mit seinen umfangreichen Ladevorrichtungen und der Seilbahn, die gleichfalls zur Brikettfabrik führt. Die am Wege nach Löbensluft gelegenen, von der Bergbaugesellschaft errichteten schmucken Siedlungshäuser, von Beamten und Arbeitern des Werkes bewohnt, zeugen davon, daß man hier wie überall immer wieder versucht, den von der Heimatscholle gelösten Industriearbeiter bodenständig zu machen zu seinem und seiner Familie Heil. Ein reger Wagenverkehr auf der Dorfstraße beweist, wie groß die Nachfrage nach Braunkohlen und Briketts im Kreise Lauban heut noch ist, wenn sie natürlich auch nicht mehr das gewaltige Ausmaß hat, wie etwa zur Zeit der Ruhrbesetzung durch die Franzosen.

Am Schul- und Pfarrhause vorüber gelangen wir zur Kirche, an deren Südseite zwei alte Grabsteine die Namen, Daten und die Reliefbilder zweier Angehöriger des dereinst in der Oberlausitz weit verbreiteten Geschlechts derer von Salza treu bewahrt haben. Das am rechten Ufer des Altlaubanbaches gelegene Rittergut Ober-Lichtenau war vor Jahrhunderten im Besitz der Herren von Salza. Ein späterer Besitzer, der Freiherr von Steinäcker, legte in Lichtenau den ersten Schacht an und ließ aus dem Braunkohlenstaube Naßpreßsteine herstellen. Sein unstäter Geist, seine Erfindungs- und nicht zuletzt seine Prozeßsucht hinderten ihn daran, dem Unternehmen die zum Gedeihen erforderliche Stetigkeit entgegen zu bringen. Kein Wunder, daß er sich schließlich genötigt sah, sein Werk, die Kaiser-Wilhelm-Grube, an das Konkurrenzunternehmen, die Aktiengesellschaft „Glückauf" zu verkaufen. Die Schachtanlage wurde später durch Feuer vernichtet. *)

„Nichts ist beständiger als der Wechsel!" An das Wort denkt man unwillkürlich, wenn man, wie der Verfasser, beim Durchschreiten des Ortes Parallelen zieht zwischen dem Heut und dem Einst, zumal, wenn zwischen den beiden Zeitpunkten eine Spanne von 35 Jahren liegt. Das Alte ist vergangen, es ist vieles, wenn auch nicht alles, neu geworden. So manches Haus, über dessen Schwelle man gern einmal schritt, ist verschwunden oder hat sein Aussehen gänzlich verändert. So manche Hand, die sich uns einst freundlich entgegenstreckte, ist längst erkaltet und zerfallen. Unter solchen Gedanken und Erinnerungen sind wir bis an die Grenze des Dorfes gekommen. Der Niederhof hat sein Aussehen nicht verändert, wohl aber die davor liegende Sägemühle, deren altes Gewand zwar nicht so schmuck war, wie das neue, aber dafür malerischer wirkte.

Von der hochgelegenen freien Wegstrecke aus, die wir nun durchschreiten, blicken wir gern nach rechts hinüber, wo der Hang, mit Baum und Strauch bedeckt, verhältnismäßig steil zum rechten Ufer des Altlaubanbaches abfällt und dennoch hie und da genügend Raum für ein Häuslein bietet, das aus dem Grün hervorlugt. Altlauban ist erreicht, das schon

*) Lies dazu: „Der Spielteufel" in F. Bertrams „Verlabtes und Erduchtes".

vor mehr als 1400 Jahren eine Wendensiedlung war und später der in seiner Nähe aufblühenden Stadt den Namen lieh. Die breiten Wiesenflächen an beiden Ufern des Altlaubanbaches erinnern an die Zeiten, als auf ihnen Garn und Leinwand ausgebreitet lag, um unterm Strahl der mütterlichen Sonne zu bleichen. Vielleicht, daß in dem Franzstift, einem Alters- und Siechenheim, an dem wir vorübergehen, ein altes Mütterlein von 80 und mehr Jahren wohnt, das diese Rasenbleiche noch mit eigenen Augen sah. Vielleicht, daß im benachbarten Kreiskrankenhause ein hochbetagter Mann die welk gewordenen zitternden Hände den helfenden des Arztes entgegenstreckt, der einst als rüstiger Bleichknecht auf dem grünen Rasen im lachenden Sonnenschein die kräftigen Arme straffte. Genug von der Vergangenheit, denn während wir nun durch die Straßen Laubans unserm Heim zuschreiten, stellt die Gegenwart schon wieder ihre Forderungen an uns. Darum zur Ruhe nun und neue Kraft gesammelt, daß wir am morgenden Tag ihr dienen mögen.

Von Lauban über Waldeck, Linda, Heidersdorf nach Pfaffendorf und von da über Geibsdorf, Lichtenau nach Lauban.

Zum zweiten Male, in verhältnismäßig kurzem Zeitabstande haben wir den wundervollen Weg durch den Hohwald gewählt, um nach Waldeck zu gelangen. Während wir aber das vorige Mal auch von Waldeck aus die bisher eingehaltene südliche Richtung weiter verfolgten, biegen wir diesmal nach Westen ab und beschreiten die nach Mittel-Linda hinabführende Kunststraße. Dem Laufe des Lindabaches folgen wir nun, dessen Wellen munter in fast genau nördlicher Richtung dahineilen. Dicht gedrängt stehen an beiden Ufern die Häuser und Häuslein des einstigen Weberdorfes. 47 Jahre sind es her, daß ihrer viele den rasenden Fluten des vom Wolkenbruch geschwollenen Bächleins zum Opfer fielen und die sauberen Vor- und Hausgärtlein mit Geröll und Schlamm überdeckt und verderbt wurden. Manch einer der älteren Einwohner vermag uns noch eine packende Schilderung jener sich in kürzester Zeit abspielenden, schrecklichen Ereignisse zu geben und darauf hinzuweisen, wie mühsam dann der Wiederaufbau des Zerstörten war.

Oberhalb der Kirche führt ein breiter Fahrweg nach dem Stiftswalde, der an den Hohwald anschließt und seinen Namen von dem Eigentümer, dem adeligen Damenstift zu Radmeritz, erhalten hat. In der Nähe der an diesem Fahrwege liegenden Oberförsterei ragt altes Gemäuer empor, die Ueberreste eines Schlosses, das der Zeit seinen Tribut zahlen mußte und zerfiel.

Wenige Schritte sind's von dort nur bis zur evangelischen Kirche, an deren einer Mauer heute noch in einer kleinen Nische ein Marienbild steht, ein sichtbares Zeichen echter Toleranz. Diese Kirche besuchen auch die Bewohner von Heidersdorf mit, das wir kurz hinter der Mühle erreichen. Der Name dieses Dorfes ist allgemein bekannt durch den in seiner Nähe liegenden Spitzberg, einen eigenartigen Basaltkegel, dessen Gipfel einen

schönen Rundblick gestattet. Vom Spitzberg und seinem Nachbar, dem Silberberg, wird noch bei Betrachtung der Naturdenkmäler des Kreises zu sprechen sein. Auch Heidersdorf hat naturgemäß im Jahre 1880 schwer unter der Gewalt des Hochwassers zu leiden gehabt.

Im Niederdorfe, in unmittelbarer Nähe der von Lauban nach Görlitz führenden Bahnstrecke liegt das dem Landeshauptmann der Oberlausitz, Herrn von Eichel, gehörende Rittergut. Auf einer Anhöhe gelegen, bietet es namentlich von der Görlitzer Landstraße aus gesehen mit seinem bewaldeten Hintergrunde einen malerischen Anblick. Ein älterer Einwohner erzählt uns, daß man zu dem Schloß früher nur über die vordere, 30 Stufen zählende Freitreppe gelangen konnte, daß aber bei dem großartigen Umbau, den der jetzige Besitzer unter der Leitung eines kunsterfahrenen Architekten mit Namen Hülsenbeck vornehmen ließ, zugleich auch eine bequeme Auffahrt zu dem Schlosse angelegt wurde. In Nieder-Heidersdorf verlassen wir die Dorfstraße und erreichen nach kurzer Wanderung auf einem hügelanführenden Fahrwege die Kolonie Hohberg, welche ihren Namen nicht, wie man wohl annehmen könnte, von ihrer hohen Lage, vielmehr nach ihrer Gründerin, einer Frau von Hohberg, erhalten hat. Die schulpflichtigen evangelischen Kinder Hohbergs gingen früher nach Heidersdorf zur Schule. Als man dann in dem nahe gelegenen, überwiegend katholischen Pfaffendorf eine evangelische Schule gründete, wurden sie dorthin umgeschult. Pfaffendorf, ein malerisch gelegenes, kleines Dörfchen mit einer Bevölkerung, welche, soweit sie nicht in der Geibsdorfer mechanischen Weberei arbeitet, Landwirtschaft betreibt, gehört dem Klosterstift zu Lauban. Wir durchschreiten es seiner Länge nach und biegen am Dorfausgange rechts ab, um auf einem Fahrwege Geibsdorf zu erreichen und von dort über Lichtenau Lauban zuzustreben, das wir dann auch nach einem mehrstündigen Marsch glücklich erreichen.



Das alte Haus der Salza in Linda. Phot. Dr. Weißbach.

Von Geibsdorf über Löbensluſt nach Lauban.

Als wir auf unſerer vorigen Wanderung bei der Geibsdorfer Kirche angelangt waren, hätten wir den Heimweg bedeutend abkürzen können, wenn wir den nach Löbensluſt führenden Weg benutzten. Durch ſumpfiges Wieſenland leitet er zunächſt und ſteigt dann allmählich zu der Höhe an, auf welcher die von böhmiſchen Exulanten gegründete Kolonie Löbensluſt liegt. Ihren Namen hat ſie von einem Herrn von Löben auf Lichtenau erhalten, der den armen, um ihres evangeliſchen Glaubens willen Vertriebenen hier auf ſeinem Grund und Boden eine neue Heimſtatt gewährte. Wie ein ſchützender Mantel ſchmiegt ſich im Nordweſten der Laubaner Forſt um den kleinen Ort und wehrt die ſchlimmſten Winde ab. Eine Folge dieſer geſchützten Lage iſt es auch, daß in Löbensluſt die Kirſchen beſonders gut gedeihen, ein Umſtand, der uns zugleich auf kalkhaltigen Boden ſchließen läßt.

Soweit die Löbensluſter nicht die Landwirtſchaft als Hauptberuf treiben, gehen ſie, beſonders die jungen Männer, nach Lichtenau, um auf der Grube (im Bergwerk) ihr Brot zu erwerben. In ſanftem Anſtiege führt der Weg am Schulhauſe vorüber auf den Pfaffberg hinauf, der ſeinen Namen dem Umſtande verdanken ſoll, daß hier vor Jahrhunderten ein Geiſtlicher, ein Pfaff', wie ihn das Volk damals ohne jede Spottabſicht zu nennen pflegte, von einem Edelmann erſtochen wurde.

Wie ſchon einmal bei der „Goldenen Ausſicht", dem am Anfang des Weilers gelegenen Gaſthauſe, machen wir hier Halt, um den umfaſſenden Rundblick zu genießen, der ſich uns darbietet. Im Norden liegt Schreibersdorf, hinter dem die beiden Hügelketten aufſteigen, die wir von unſerer geſtrigen Wanderung her kennen. Da iſt ja die Viehweglinde wieder, unter der der alte Fritz einſt ſtand und ſich von Ziethen den Verlauf des Hennersdorfer Gefechtes ſchildern ließ. Von Weſten grüßt der Baſaltkegel der Landeskrone bei Görlitz in dunkelblauer Färbung über die hinter Geibsdorf anſteigenden Höhenzüge hinweg, während die weiter entfernten Berge des Lauſitzer Gebirges, wie z. B. Hochwald und Lauſche, ſich in einem matteren Blau ſcharf vom Himmel abzeichnen. Wer gute Augen beſitzt, vermag ſogar den Gipfel des Jeſchkens bei Reichenberg in Böhmen zu entdecken. Der dunkle Wald von bedeutender Ausdehnung, der die Höhen ſüdlich von Lichtenau bedeckt, iſt der Hohwald. Weit, weit hinter ihm erblicken wir das Iſergebirge mit der Tafelfichte und dem Heufuder und das von hier aus allerdings ſtark verkürzt erſcheinende Rieſengebirge. Ueber den Buchberg hin zum Steinberg gleitet unſer Auge, um dann in freudigem Stolze auf dem ſchönen Stadtbilde haften zu bleiben, das ſich da im Oſten vor uns entrollt. Unſre Heimatſtadt Lauban iſt's, die ſich behaglich in das Tal des Queiſes ſchmiegt. Den Rahmen dieſes Bildes geben die hinter Bertelsdorf am rechten Ufer des Queiſes aufſteigenden Hügelketten mit dem Kreuzberg und dem von hier allerdings nicht ſichtbaren Hoſberge.

In Schauen verſunken ſtehn wir lange, lange, bis wir uns endlich gewaltſam von dem ſchönen Bilde losreißen und nun den Weg über Schreiberbach einſchlagen, weil er entſchieden reizvoller iſt, als der zwiſchen

den Feldern abwärts führende direkte Weg nach Lauban, ohne doch dabei einen großen Umweg zu bedeuten. Die Buschmühle in Schreiberbach ist unser nächstes Wanderziel. Von hohem Schilf umkränzt und mit den schwimmenden Blättern des Laichkrautes dicht bedeckt ist der Teich, an dem dieser von den Laubanern sehr geschätzte Ausflugsort liegt. Der Wald, welcher der Mühle einst den Namen gab, ist zwar in den letzten Jahrzehnten etwas zurückgedrängt worden, bietet aber immer noch für sie einen wirkungsvollen Hintergrund, wenn man sich ihr von Westen oder Süden her nähert.

Diesen Wald, Besitz der Stadt Lauban, durchschreiten wir singend auf dem Heimwege. Durchflossen wird er von dem Schreiberbach, der sein Wasser dem Altlaubanbache zuführt. In der Talsenke, die für ihn richtunggebend ist, liegen die Brunnen der städtischen Wasserleitung, welche Lauban mit einem sehr guten Trinkwasser versorgt. Auf einem Brücklein überschreiten wir den Bach und ersteigen den ziemlich steil abfallenden, linken Uferrand. Wir gelangen damit auf das Gelände, das bis Kriegsbeginn unserer Garnison als Exerzierplatz diente und in den Kriegsjahren die Uebungen der Jungwehr sah. Nach dem unglücklichen Ausgange des Weltkrieges hat man den Uebungsplatz zum größten Teile wieder in Ackerland umgewandelt. Ein breiter Fahrweg führt mitten durch dasselbe hin zur Höhe, die mit einem breiästigen Apfelbaume bestanden ist. Von hier aus blicken wir noch einmal rechts hinüber nach dem sogenannten Schleifgrunde, in dem, wie die Chronik uns berichtet, vor nunmehr 500 Jahren die Hussiten lagerten, deren Angriff Lauban nach hartnäckiger Verteidigung erliegen sollte. Das Denkmal linker Hand am Abhang des Kapellenberges erinnert an den Heldentod so vieler braver Laubaner, die durch einen raschen Gegenangriff den Feind von Vaterstadt und Vaterhaus fern zu halten suchten und sich am Ende der Uebermacht nicht mehr erwehren konnten. Diese Vorgänge bilden für unsere kleine Wandergruppe einen an- und aufregenden Gesprächsstoff bis zu dem Augenblicke, wo wir bei dem Gute Hohenau die Fahrstraße von Altlauban erreichen und nach kurzem Abschiedsgruß uns trennen.

Von Lauban über Schönbrunn nach Schönberg, Bellmannsdorf, Berna, Küpper, Gerlachsheim, Marklissa zurück nach Lauban

Da wir uns heut für unsere Tageswanderung ein ziemlich umfangreiches Programm zusammengestellt haben und in seinem ersten Teile wiederholt besuchte Gegenden zu berühren hätten, weichen wir einmal von unserer sonstigen Gepflogenheit ab, die gesamte Wegstrecke zu Fuß zu durchmessen und benutzen die Eisenbahn von Lauban bis nach Bahnhof Nikolausdorf, um von dort aus auf einem Wald und Feld quer durchschneidenden Fahrwege nach einer reichlichen halben Stunde das Dorf Schönbrunn zu erreichen. Mit Freude können wir feststellen, daß der Bahnbau Nikolausdorf—Schönberg, der wegen der Knappheit der zur Verfügung stehenden Mittel lange Zeit ruhte, in den letzten Monaten so gefördert wurde,

daß die Eröffnung dieser seit Jahrzehnten geplanten Strecke nun in den Herbsttagen erfolgen konnte. In der Nähe des dem Grafen von Finckenstein gehörigen, von einem wohlgepflegten Parke umgebenen Schlosses erreichen wir das Dorf Schönbrunn, das von der Bahnstrecke Lauban—Görlitz fast rechtwinklig durchschnitten wird. Nachdem wir die Hauptstraße des Dorfes erreicht haben, biegen wir auf dieser links ab und wandern an dem Kirchlein des Ortes vorüber. Unser Weg führt uns hier bis unmittelbar an die Kreisgrenze. Ueber Kuhna, das schon im Kreise Görlitz liegt, gelangen wir dann nach Nieder-Halbendorf. Dieser dicht vor den Toren Schönbergs liegende Ort weist ein interessantes altes Schloß auf, das früher von Zastrow'scher Besitz war. Und nun betreten wir von Westen her die Stadt Schönberg, die am Fuße des Burgberges liegt. Dieser Basaltkegel, der ehemals die Burg des Ritters Schönberg trug, ist der schönste Punkt der sogenannten „Schönberger Schweiz" und gewährt eine prachtvolle Fernsicht. Ueber seinen Hang hinweg zieht die nach Bahnhof Nikolausdorf führende Straße. Um zu dem Berge zu gelangen, müssen wir die Stadt durchschreiten. Auf dem Markte erfreuen wir uns an den Laubengängen der altertümlichen Häuser, unter denen sich „die scharfe Ecke" besonderer Wertschätzung der Kunstkenner erfreut. Die Kirche des Ortes weist einen der bei uns nur selten zu findenden Schnitzaltäre, sowie schönes, altes Chorgestühl auf. Aus dem Dämmerlicht der Kirche treten wir wieder ins Freie, um uns weiter in dem kleinen, betriebsamen Städtchen umzusehen, in dem seit alters her eine Anzahl Schuhmacher ihr Auskommen fanden, die mit ihren Erzeugnissen die Jahrmärkte der Nachbarstädte aufsuchten und dabei einen ganz hübschen Umsatz erzielten. An Industrie weist der Ort neben mechanischer Weberei auch eine Zigarrenfabrik und eine Kartonnagenfabrik auf, in welcher hauptsächlich Pillen- und Pulverschachteln für die Apotheken hergestellt werden. Der Anblick des Kriegerdenkmals lenkt unsere Gedanken aus der Gegenwart zurück in die Vergangenheit. Von einem mit der Ortsgeschichte Vertrauten lassen wir uns berichten, daß in und um Schönberg im Jahre 1706 das von Karl XII. geführte schwedische Heer lagerte, dem die Aufgabe zugefallen war, das dem Könige feindlich gesinnte Sachsen zu erobern. Von früheren Besuchen her wissen wir, daß unweit des Städtchens das Bad Heilbrunn an der Kunststraße von Schönberg nach Radmeritz liegt. Eine Reihe hochwertig mineralischer Brunnen spendeten vor Zeiten den zahlreichen Besuchern das heilende und erfrischende Naß. Seine Wirkung war besonders um die Mitte des 17. Jahrhunderts weit und breit bekannt und geschätzt. Aber auch in späterer Zeit strömten Hilfesuchende aus der ganzen Umgegend, sogar bis tief aus Böhmen herbei, sodaß ihre Zahl mitunter nach Tausenden zählte. Heut hat der Brunnen zwar nicht seine vorzüglichen Eigenschaften, wohl aber seine Wertschätzung verloren. Vor dem Weltkriege boten die neben dem Badehause errichteten Gasträume dem Wanderer wenigstens noch einen angenehmen Aufenthalt. Seitdem man sie geschlossen hat, liegt der einst so belebte Fleck still und vereinsamt. Der Tiefe der Erde entnahm das Wasser seine heilbringenden Kräfte. Daß diese Tiefe auch noch Schätze anderer Art in der Nähe von Schönberg birgt, beweisen die alten Bergwerksanlagen an der Kunststraße Görlitz—Seidenberg, die wir



Schönberg O.-L. Am Markt.

in etwa einer halben Stunde erreichen könnten, wenn uns mehr Zeit zur Verfügung stände. Durch Bohrungen, die man in der bezeichneten Gegend vornahm, wurde das Vorhandensein abbaufähiger und abbaulohnender Braunkohlenflöze festgestellt. Da man jedoch bei Beschaffung des erforderlichen Anlage- und Betriebskapitals auf Schwierigkeiten stieß, wurde von der Durchführung des geplanten Bergwerkunternehmens Abstand genommen. Mehr Mut und Ausdauer bewies in jüngster Zeit der sehr rührige Bauverein, der auf dem Gelände in der Nähe des Schießhauses und des neuen Friedhofes eine Anzahl vorteilhaft angelegter Siedlungsbauten erstehen ließ. Daß auch die Stadtverwaltung dabei zielweisend und fördernd beteiligt war, beweist die Tatsache, daß der Bürgermeister eine gut geschriebene Broschüre über das Thema: „Wie komme ich ohne Eigenkapital zum Eigenheim?" herausgab. — Nach kurzer Rast im Ratskeller verlassen wir das freundliche Städtchen, um auf der an ihren Rändern mit Obstbäumen bepflanzten Straße nach Bellmannsdorf zu wandern. Ober-Halbendorf, Nieder- und Mittel-Bellmannsdorf bleiben von uns unberührt, denn erst an der Grenzscheide zwischen Mittel- und Ober-Bellmannsdorf mündet die Straße dicht bei der Kirche in den Ort ein. Die unweit von ihr gelegene Molkerei beweist, daß auch hier wie in vielen anderen Orten unseres Kreises landwirtschaftliche Genossenschaften praktische Arbeit leisten. Auch hier in Bellmannsdorf verdrängte der moderne Fabrikbetrieb die ehedem weit verbreitete Handweberei, eine Tatsache, die übrigens auch für die Nachbardörfer Berna und Küpper zutreffend ist. Zuerst von links, bald aber auch von rechts, treten jetzt Hügelketten an die Straße heran und verengen das Tal des Rotbachs, eines Gewässers, das in Böhmen entspringt und die drei genannten Ortschaften durchfließt. In der Nähe der Kolonie Neuhaus vereinigt sich unsere Straße mit einer zweiten parallel laufenden, welche dem Bache näher liegt, fast unmittelbar an ihm entlang führt. Auch dem Rotbach sieht man es nicht an, daß er in den Junitagen des Jahres 1880 zu einem wütenden Strome anwachsen konnte, der verderbenbringend die Dörfer Küpper, Berna, Bellmannsdorf durchbrauste und in kurzer Zeit die jahrelange Arbeit menschlichen Fleißes vernichtete. Die schmucken Häuser an beiden Ufern des einst so unbändigen Gesellen beweisen jedoch, daß Menschengeist und Menschenwille sich vor den Naturgewalten nimmer auf die Dauer beugt, sondern sich letzten Endes immer wieder zu behaupten weiß. Auf der gepflegten Kunststraße am linken Ufer des Rotbachs vorwärts schreitend, erreichen wir den Ort Berna, dessen Rittergut dem Landesältesten Wolf gehört. Die Wiege des Besitzers hat allerdings nicht in unserer Oberlausitz gestanden. Entstammt er doch der Familie Wolf, welcher die weltbekannten Maschinenfabriken in Magdeburg-Buckau zu eigen sind. Wie rasch vermag uns der Klang eines Namens mitten aus der geruhsamen Naturbetrachtung zu reißen und unsere Gedanken hinzulenken auf die Weltbedeutung deutscher Industrie. Enger wird das Tal, je näher wir Küpper kommen, einem Dorfe, in welchem bei der Herstellung von Scheuertuch auch noch der Handwebstuhl Verwendung findet. Das uns schon von Linda her bekannte adelige Damenstift Joachimstein hat auch in Küpper Grundbesitz, zu dem ein bis an die böhmische Grenze reichender Wald gehört. Das Rittergut

ist verpachtet. In einem zu diesem gehörigen zweiten Gutshofe ist neben der Försterei auch ein Erholungsheim für Stiftsinsassinnen untergebracht. Daß man es gerade nach Küpper verlegte, hat wohl mit seinen Grund in der prächtigen, malerischen Lage des Dorfes. Es wird uns darum nicht sonderlich wundern, zu vernehmen, daß auch ein Künstler, der Maler Merseburg, sich diesen Ort zur Wohn- und Schaffensstätte wählte. Ihm verdankt unser Heimatbuch den köstlichen Bildbeitrag „Dreie aus Küpper". Geweckte, arbeitsame und dabei frohsinnige Menschen sind die Dorfbewohner größtenteils, Leute, deren Horizont harte Arbeit und Not nicht zu verengen vermochte. Ja, manchen von ihnen trieb es schon frühzeitig hinaus in die Fremde, das Glück zu suchen. Und dieser und jener hat's auch gefunden. Mit Stolz erzählt man uns, daß der Gründer der großen Breslauer Waggonfabrik, der späteren Linke-Hoffmann-Werke, der Sohn eines armen Webers aus Küpper, der Begründer der Berliner Pianofortefabrik Hartmann ein Handwerkersohn aus dem gleichen Dorfe war. Ein eifriger Jünger der Frau Musika, der Musikdirektor Drohla an der Friedenskirche zu Schweidnitz, entstammt dem Kantorhause zu Küpper. Noch manches hat sicher der biedere Alte, dem wir diese Nachrichten verdanken, auf dem Herzen und hofft, es beim Zusammenwandern an den Mann zu bringen, doch müssen wir uns von ihm, der der Grenze zustrebt, nunmehr trennen, weil wir von der Dorfstraße nach links abbiegen und den am Wachberg vorüber nach der Kolonie Neu-Gablenz führenden Seitenweg einschlagen. Auf dem Höhenzuge, der uns eine weite Umschau ermöglicht, schreiten wir dem uns schon bekannten Urberge zu, um dann über Gerlachsheim Anschluß an die nach Schadewalde und Markliſſa führende Kunststraße zu suchen. In Markliſſa besteigen wir den Abendzug, der uns in einer reichlichen halben Stunde wieder nach Lauban bringt. Ein selten schöner Wandertag hat seinen Abschluß damit erreicht.

Von Seidenberg nach Markliſſa.

Von E. Brux, Nieder-Rudelsdorf.

An einem Septembertage, der trotz des Morgennebels schön zu werden verspricht, wollen wir ostwärts wandern. Goldig steht die Sonne am Horizonte und weckt in uns die Lieder: „Wer recht in Freuden wandern will, der geh' der Sonn' entgegen" und „Die Sonn' erwacht! Mit ihrer Pracht erfüllt sie die Berge, das Tal!" Hell klingt unser Gesang die Gasse zum Michaelisberge hinauf und schallt hinein ins Katzenbachtal. Bald nachdem der Fußweg an der katholischen Kirche vorbei die Straße wieder erreicht hat, überschreiten wir die Stadtgrenze. Wir folgen der Hartstraße, die der kürzeste Weg ins Rotbachtal ist. Sie ist nicht so autodurchrast, daß wir uns auf die seitabgelegenen Feldwege flüchten müßten. Die Straße führt zunächst an den alten, dicken Gebäudemauern des Alt-Seidenberger Niederhofes vorbei, dann schweift unser Blick über die verstreut liegenden Häuser Alt-Seidenbergs, aus deren Schornsteinen weiße Wolken steigen, zum Zeichen, daß hier der Morgenkaffee mit Holzfeuer

gekocht wird. Die gegenüberliegende Höhe krönen die Gebäude des Oberhofes. Hier wohnt eine alte Adelsfamilie, die Gersdorfs, die in der Geschichte der Oberlausitz so oft genannt sind. Aber auch links der Straße wird unser Blick festgehalten. Da steht im freien Felde der Wasserbehälter der Stadt, der vom Wasserwerk, zwischen Stadt und Bahnhof gelegen, gespeist wird. Von den Häusern an der rechten Straßenseite fesselt noch ein großes Haus unsere Aufmerksamkeit. Eine Marmortafel an der Giebelseite bezeichnet das Grundstück als die Geburtsstätte des Schuhmachers und Theosophen Jakob Böhme. Durch die Familienforschungen des Herrn Adler-Seidenberg ist das alte Häuschen unten im Tale seines Ruhmes, Böhmes Geburtshaus zu sein, beraubt worden. Schräg-über liegt links, abseits der Straße, das Steinvorwerk. Es ist auf verhältnismäßig kleinem Raume der dritte Gutshof.



Gäßchen in Seidenberg. Phot. Hamdorf.

Ganz allmählich steigt das Gelände bis zur Höhe von Klix. Hier kreuzt der Weg von Neu-Löben rechts nach Königsfeld links. Vor uns liegt quer das Rotbachtal mit seiner ununterbrochenen Kette von Dörfern. Wir blicken nordwärts bis Schönberg und erkennen Bellmannsdorf leicht an seinem weithin sichtbaren Kirchturm. Im Osten vor uns liegt Berna und im Weiterwandern fällt uns der Gebirgsdorfcharakter des halbrechts gelegenen Küpper auf, dessen Kirche so malerisch hervorlugt. Jenseits des Tales steigen die Felder und Wege zur Höhenwelle zwischen dem Rotbach- und Lindatale an. Eine kleine Sandgrube an der linken Seite der Straße weist uns darauf hin, auf die Zusammensetzung des Bodens zu achten. Auf einer dicken Sandunterlage breitet sich eine genügend starke Lehm- bezw. Ackerdecke aus, welche die gesunde Grundlage der bedeutenden Landwirtschaft bildet.

Bei den ersten Häusern biegen wir rechts in einen Fußweg ein, wodurch wir die Ecke der Fahrstraße abschneiden. An der Mühle treffen

wir wieder auf die Straße. Im Rotbachtale entlang wandern wir im Dorfe Küpper aufwärts. Von einem alten Dorfbewohner, der durch unsern freundlichen Morgengruß gesprächig geworden ist, erfahren wir, daß noch in manchem Hause ein einfacher Webstuhl klappert, und voll Stolz berichtet er, daß nicht nur in Lauban, sondern auch hier bis Bellmannsdorf hin Taschentücher gefertigt werden, daß die Küpperschen Scheuertücher wirklich gut und billig sind und daß einige Weber bunten Frotteestoff herstellen, der so haltbar ist wie die Maueschen blauen Tuche aus Seidenberg. Wir merken es dem Alten an, wie Heimatliebe aus ihm spricht. Ich weiß es, er darf stolz sein; er hat recht. So sind wir beim Gespräch bis an die Kirche und Schule gekommen, und wir freuen uns mit der Jugend des Ortes, daß sie ein so schmuckes, neues Jugendheim ihr Eigen nennen kann. Nun wandern wir noch ein kurzes Stück auf der Dorfstraße weiter, bis wir bei der Schmiede den Bach überschreiten und den Wachberg hinauf den Weg nach Neugablenz einschlagen. Mehrmals wenden wir unsern Blick zurück, um die reizvolle Lage des Ortes zu schauen. Rüstig schreiten wir durch die Felder, auf denen im schweren Schritt der Bauer hinter seinem Pfluge geht. An manchen feuchten Wiesen kommen wir vorbei; denn die Gneisplatte des Untergrundes, die mit eiszeitlichen Ablagerungen bedeckt ist, verhindert oft das Abfließen des Wassers. Links, hinter der Kolonie Neu-Gablenz, breitet sich ein kleines Nadelwäldchen aus und auch unser Weg, der allmählich ansteigt, führt durch ein kleines Wäldchen. Der sandige Eiszeitboden und die windige Höhenlage sind die natürlichen Voraussetzungen für den Waldbestand. Am Wegrande kosten wir von den erfrischenden Beeren. Aber wir wollen uns nicht aufhalten; denn vor uns liegt nun der Urberg, wo wir rasten wollen.

Rechts drüben begleitet uns schon ein ganzes Stück die deutsch-tschechische Grenze. Jetzt aber wendet sie sich für einige Kilometer scharf nach Süden. Wir verlassen den Weg und treten in das Gebüsch und den Nadelwald ein. Nur vereinzelt stehen Birken, Linden und Eichen dazwischen. Der mit Moos bewachsene Waldboden ist feucht und an den Spinnennetzen, die den Teppich überspannen, hängen noch die Tautröpfchen wie silberne Perlen. Schwer dringt ein Sonnenstrahl durch das dichte Grün des Waldes. Hell leuchten die weißen Tüpfchen auf dem kräftigen Rot des Fliegenpilzes, und auf den Waldblößen wuchern die Himbeer- und Brombeerranken. Auf unserer Wanderung vor zwei Jahren pflückten wir hier die süßen Himbeeren, und heute lassen wir uns die großen Brombeeren, die uns in so reicher Zahl mit ihren schwarzen Augen ansehen, gut schmecken. Wir schreiten durch ästiges Heidekraut zur höchsten Stelle, die unsere Karte mit 423 Metern angibt. An einem Felsabhang lagern wir. Der ganze Berg besteht aus Gneis, dem Gestein aus der Urzeit der Erde; aber wir treffen auch Basalt, der uns an die Zeit erinnert, als in unserer Heimat Vulkane rauchten, wo genau östlich vor uns, hinter Markissa, an der Goldentraumer Talsperre, dicke Rauchwolken zum Himmel drangen, von grellleuchtenden Blitzen durchzuckt, wo die Heimaterde vom unterirdischen Donner dröhnte. Da lacht plötzlich in unser Träumen hinein ein Grünspecht, gleich darauf schwingt er sich im Bogen an uns vorbei und nimmt den Traum mit fort. Vor uns leuchtet am Fuße des Abhanges

aus dem Gezweige bläulich schimmernd ein Teich, und in der Ferne glänzen die Dächer von Gerlachsheim.

Nachdem wir uns gestärkt haben, treten wir aus dem Walde hinaus. Aber bevor wir nach Mittel-Gerlachsheim hinabschreiten, halten wir erst Umschau. Genau im Norden erhebt sich aus dem Lindatale der kahle Basaltfelsen des Heidersdorfer Spitzberges. Weiter links grüßt aus der Ferne die Basaltpyramide der Landeskrone und rechts steht finster und schwarz der Laubaner Hohwald. Im Süden wird unser Blick von dem Iser- und Riesengebirge begrenzt; den sanften Buckel der bewaldeten Tafelfichte überragt der Aussichtsturm, und jener Gebirgspalast in südöstlicher Richtung ist die Schneegrubenbaude.



Die Windmühle in Karlsdorf. Phot. Gründer.

Nun setzen wir unsere Wanderung fort, lassen das Kolonieengewirr von Lindenfeld, Neuanbau und Karlsdorf und die einsame Windmühle am Brinkenberge links liegen und erreichen Mittel-Gerlachsheim. Tief hat der Bach sein Bett in den felsigen Grund gesägt. Nur ein kurzes Stück gehen wir die Dorfstraße abwärts und dann steigen wir rechts die steile Bergstraße hinauf, die geradeswegs nach Markliſſa führt. Tief unter uns liegt das Häuserband des langgestreckten Ortes. Bis zur Höhe hinauf bleiben wir auf dem Wege, und hinter den letzten Häusern biegen wir rechts in den Feldweg ein, der uns zum Knappberge führt. Der felsige Untergrund läßt auch hier das Wasser nur ungenügend abfließen, sodaß die Senken nur Wiesen tragen können. Wie eine Mauer liegt der Berg vor uns. Und weil die Felder abgeerntet sind, können wir den Weg, der von rechts herum auf den Berg führt, verlassen und durch Wiesen und Felder auf die linke Ecke zugehen. Durch dorniges Gestrüpp steigen wir zum schmalen, nur fußbreiten Grat hinauf. Er ist wirklich knapp. Unsere Aufmerksamkeit wird von den meilerartig stehenden, langen, fünf- und sechsseitigen Basaltsäulen gefesselt. Wir haben typischen Leuzitbasalt vor uns. Wir blicken nordwärts ins breite Bett des Queises, zu unseren Füßen liegt Markliſſa. In weiter Ferne erkennen wir im Osten die Burg Tzschocha, aber vergeblich suchen wir in dem Grün dahinter die Neidburg. Wir wandern auf einem wasserzerfurchten Feldwege nach Schadewalde hinab und lenken weiter unsere Schritte unserem Ziele Markliſſa zu.

Im Katzenbachtal bei Seidenberg.

Von E. Brux, Nieder-Rudelsdorf.

Wer am Sonntag oder an einem Feiertage das Katzenbachtal durchwandert oder nach dem Burgsberge geht, der erkennt, welche Bedeutung diese landschaftlich schönen Orte für den erholungsuchenden Bürger unserer Grenzstadt Seidenberg haben. Der größte Teil des Tales gehört zum Nachbardorfe Alt-Seidenberg und der Burgsberg mit seiner näheren Umgebung zur Stadt. Der verstorbene Apothekenbesitzer Rudolf Thielemann, ein die Heimat liebender Naturfreund, kaufte 1912 den der Standesherrschaft Reibersdorf gehörenden Berg und schenkte ihn der Stadt. Einst, von 1100 bis 1400, hat auf dem Berge eine Burg zum Schutze des Deutschtums gestanden, so lassen es Funde bei Ausgrabungen am Burgwall vermuten. Heute kann hier auf gepflegten, schattigen, verschlungenen Wegen, am rauschenden Gebirgsbache entlang der Städter die Enge der Straßen und der Arbeiter den Lärm des Fabriksaales vergessen. Da steht er vor der katholischen Kirche am Südabhange des Michaelisberges, der sich an den Burgsberg anlehnt. Das Auge schaut nach Westen, bis der Blick von den sanften Höhen des linken Wittigufers begrenzt wird oder ins deutsche Böhmerland hinein. Wie oft mag hier der größte Sohn der Heimat geweilt haben, Jakob Böhme, der Mystiker und Gottsucher. Drüben am Burgsberge erinnert ein schlichtes Denkmal an ihn, es trägt die Inschrift: „Dem Andenken an Jakob Böhme, geboren im November 1575 zu Alt-Seidenberg, gestorben am 17. November 1624 zu Görlitz."

Thielemanns Verdienst ist es, daß unsere geschäftstüchtige Zeit den Burgsberg nicht weiter wirtschaftlich ausbeutet. Die Schramme am Fuße des Berges, da, wo sich die Schlucht von Alt-Seidenberg öffnet, ist fast schon wieder vernarbt. Auf dem freien Platze vor dem verlassenen Steinbruch haben die Bewohner der Stadt den „im Weltkriege gefallenen Kameraden in Dankbarkeit" einen Denkstein aus Königshainer Granit errichtet.

Im Katzenbachtale führt, den Windungen des Baches folgend, die deutsch-tschechische Grenze entlang. Jenseits des Baches liegt im Tschechischen das kerndeutsche Ebersdorf. Talaufwärts sind in dem Raume zwischen der scharfen Biegung an der Ebersdorfer Mühle und den Grundhäusern einige Steinbrüche zeitweise in Betrieb. Von hier an wird das Tal allgemein der Grund genannt. Der gegenwärtig wichtigste Bruch ist der am kleinen Katzenstein, das ist der rechts vorspringende Felsen. Am gegenüberliegenden Felsvorsprung bricht seit 1923 Ebersdorf den Granit ab. Es ist beachtenswert, daß gerade an diesem Talriegel die Steine gebrochen werden. Nur hartes Gestein ist technisch verwendbar, und hier ist es am härtesten; es bot der Talbildung so großen Widerstand, daß die Talsohle nur 25 Meter beträgt. Von den Grundhäusern sind zwei Gaststätten, die durch ihre liebliche Lage zum Verweilen einladen. In ihrer unmittelbaren Nähe wird seit alter Zeit das Wasser des Baches in zwei Teichen aufgestaut. Einst trieb es zwei Walkmühlen der bedeutenden Seidenberger Tuchmacherzunft. Weiter oberhalb führt der Weg an der Brücke auf



Seidenberg O.-L.

Robert Leinweber.

tschechisches Gebiet nach Göhe hinüber. Hier erhebt sich, steil aufstrebend, der große Katzenstein. Auf schmalen Fußsteigen, von denen der zweite, der um den Felsen herumführt, der lohnendere ist, gelangen wir zur aussichtsreichen Spitze. Auf der breiten Felsplatte links träumen wir uns in den sagenumwobenen Harz; hier ist der Hexentanzplatz, zu unseren Füßen liegt das Bode-Katzenbachtal, und die nahe, bewaldete Höhe der Ebersdorfer Seite ist die Roßtrappe. Doch auf der höchsten Spitze ist das Träumen nicht zu raten. Fassen wir wieder die Wirklichkeit ins Auge. Eine um-



An der Landesgrenze in Seidenberg. Phot. Hamdorf.

fassende Rundsicht bieten die nördlichen, höhergelegenen Felder. Da meldet sich auf der Gebirgswand des Isergebirges der Turm der Tafelfichte, da taucht in weiter Ferne der Jeschken auf, im Norden erhebt sich aus der Ebene der Basaltkegel der Landeskrone, und zwischen Wiese, Feld und Wald liegen die Ortschaften.

Unten rauscht der schmale Katzenbach, der aus dem Talkessel südöstlich von Göhe kommt. Wenn aber in diesem Gebiete starke Regengüsse fallen, dann schwillt der Bach in kurzer Zeit ganz bedeutend an. Gefahrbringend stürzen die Wasser in die Stadt. Die Wassermarken am Hause Friedländer Straße 4 geben folgende Wasserhöhen über der Straße an: 14. Juni 1880 1.65 Meter, 30. Juli 1897 1.16 Meter, 8. Juni 1912 0.37 Meter, 19. Mai 1920 0.45 Meter. Am Zollamt stand 1880 das Wasser 2.15 Meter. An der alten Walke, der heutigen Glasschleiferei im Grunde, ist die Hochwassermarke vom 14. Juni 1880 1.50 Meter über dem Fußwege.

Da steigt der Gedanke auf, ob etwa das ganze Engtal im Laufe der Erdzeit vom Wasser ausgewaschen sein könnte? Halten wir diesen Gedanken einmal fest. Wir haben uns bei dem ersten Gange durch das

Tal einen Ueberblick verschafft, sehen wir uns nun das Gestein, überhaupt den Boden des Katzenbachtales genauer an. Wir können dem engbegrenzten Heimatboden interessante Seiten abgewinnen.

Langsam aber stetig nagt der Bach seine Rinne tiefer und rundet und zerkleinert die ihm den Weg sperrenden Granit- und Quarztrümmer, die von den Talwänden niedergebrochen sind. Große Blöcke liegen in der Burgsbergschlucht und am Fuße des großen Katzensteins. Die Felsen



Im Seidenberger Grund. Phot. Hamdorf.

deckt zumeist stark verwitterter Gesteinsschutt, der reichlich mit Humuserde vermischt ist. Feldbau ist nur an einer Stelle möglich und auch dort nur ganz unbedeutend. Aber Buchen und Eichen und ein mannigfaltiger Blumenflor haben sich das Gebiet erobert. Hinter dem Hause Nr. 2, gegenüber der Ebersdorfer Mühle, brechen immerwährend von der stark verwitterten und geschieferten Gesteinswand Platten und Blättchen des grünlich-grauen Gesteins ab. Will man die Feinheiten im Bau des Gesteins untersuchen, so kann man das nur mit Hilfe des Mikroskops. Zu diesem Zwecke wird ein Steinstück zu einem winzig dünnen Scheibchen geschliffen. Ein solcher Dünnschliff des Gesteins zeigt, daß es reich an Glimmer ist, und zwar ist es hauptsächlich der dunkle Magnesia-Eisenglimmer, Biotit genannt. Er ist in parallelen Striemen angeordnet. Außerdem sind Feldspatreste, Eisenoxydhydrat, Karbonat und tonige Bestandteile enthalten. Wir haben es also wahrscheinlich mit einem Chloritschiefer zu tun, der wohl aus Lamprophyr entstanden sein wird. Der Talboden besteht aus Lehm und Sand. Wind, Regen und Hochwasser sind es in der Hauptsache, die an

seinem Aufbau wirken. Ueberall sehen wir also Naturkräfte an der Arbeit und treffen auf Ablagerungen der erdgeschichtlichen Gegenwart.

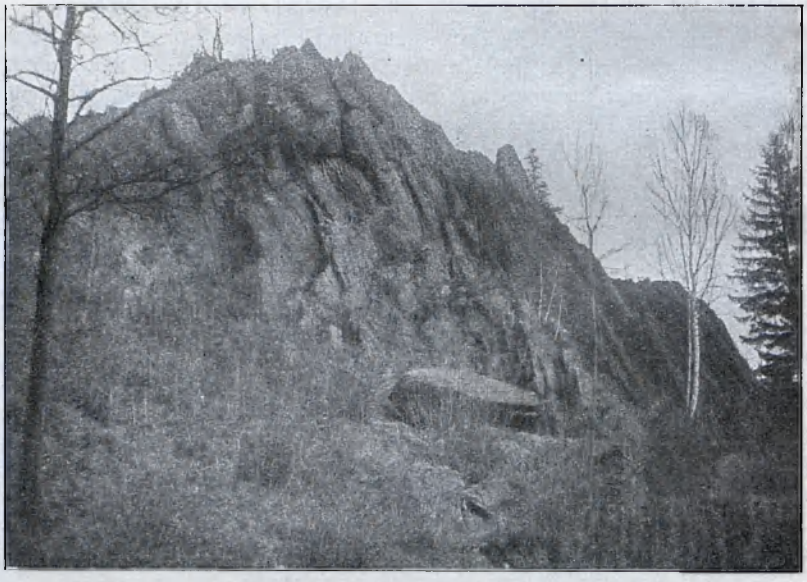
Wir beobachten aber auch Zeugen der Eiszeit. Die Felder, die wir vom Burgsberg oder Katzenstein aus überblicken, die ganze wellige Landschaft sind Ablagerungen der Eiszeit. Auch die mächtigen Sandlager der Ebersdorfer Seite verdanken jener Zeit ihre Entstehung. Während der zweiten, der Hauptvereisung Deutschlands, reichten die Eisflächen, die so dick waren, daß die Landskrone nicht einmal mit der Spitze herausschaute, südwärts bis an den Gebirgsrand und lagerten hier die Sande ab.

Wenden wir unser Interesse nun den Felsen zu. Sie sind es gerade, die das Tal so reizvoll gestalten. Der Burgsberg am Eingang erhebt sich zu 260 Meter, doch ragt er nicht über die weitere Umgebung hinaus, nach Osten steigt das Gelände sogar noch an. Ueberall an den Wegen und Hängen tritt das Gestein zu Tage. An vielen Stellen erkennen wir es auf den ersten Blick als Granit; aber auch dort, wo wir etwa meinen, ein anderes Gestein vor uns zu haben, ist es Granit. Darüber klärt uns die mikroskopische Untersuchung einwandfrei auf. Welch herrliches Farbenspiel der dünn geschliffenen Kristalle zeigt sich uns im Polarisationsmikroskop! Der Granit des Katzenbachtales bildet die Ostgrenze des großen Lausitzer Granitmassivs, das sich westwärts bis an die Elbe erstreckt. Zum Unterschiede von dem grobkörnigen Isergebirgsgranit mit seinen großen, rötlichen Feldspatbrocken ist unser Lausitzer Granit mittelkörnig und grau. Wir können mit dem bloßen Auge den weißen, perlmutterglänzenden Feldspat, den grauen Quarz und den schwarzen Glimmer unterscheiden. Genaues erfahren wir aber erst durch die Untersuchung. Der Feldspat ist als Plagioklas und Orthoklas vertreten und der Glimmer ist, besonders deutlich in den Quetschzonen, z. B. im oberen Teil des großen Katzensteins, lagenartig angehäuft. Es ist zwar zum größten Teil der dunkle Magnesia-Eisenglimmer oder Biotit, daneben kommt aber auch etwas großblättriger Muskovit oder Kaliglimmer vor. Nach den zahlreichen dunklen Glimmerblättchen führt unser Gestein den Namen Biotitgranit. *)

Zumeist steht der Granit in hohen Wänden da, die durchweg unter einem Winkel von 60 bis 64 Grad nach Nordwesten fallen und 50 bis 60 Grad nordostwärts streichen. Wie ist diese auffällige Erscheinung zu erklären? Der Granit drang im mittleren Karbon, d. i. zur Steinkohlenzeit, als glutflüssige Masse aus der Tiefe auf, durchbrach aber nicht die Erddecke, die in unserer Gegend in der Hauptsache Grauwacke war. Erst in späterer Zeit ist das Deckgebirge durch jahrtausende lange Arbeit der Naturkräfte abgetragen worden. Das bereits erkaltete und erstarrte Gestein wurde durch den Druck, der z. B. durch Erdbewegungen entsteht, innerlich zerquetscht, stellenweise, wie am großen Katzenstein, kam es ins Rutschen und zeigt heute schichtenartigen Aufbau, man nennt es geschiefert. Die Gleichmäßigkeit im Fallen und Streichen des Gesteins beweist deutlich, daß der Erddruck im Katzenbachgebiet die gleiche Richtung und Stärke hatte. Der

*) In den Glimmerlagen zeigt die mikroskopische Untersuchung auch neugebildete Titanitkörnchen und außerdem sind noch Zirkon und etwas Apatit erkennbar. Als Einsprenglinge in den feinkörnigen Mörtel der stark gequetschten Teile des Granits treten unregelmäßig geformte Quarzkörner und Körner von Plagioklas mit Zwillingsstreifung auf.

„gequetschte Granit" ist eine eigentümliche Sonderheit unserer Gegend. Im Granit fallen uns große, weiße Brocken auf, wie sie am Fuße des großen Katzensteins liegen und schmale Gänge mit glasigen Kristallen, z. B. an der Wand links vom Gedenkstein. Das ist Quarz, dessen Bildung vermutlich mit der des Granits im Zusammenhang steht. Häufig findet man im Granit, besonders im oberen Teil des großen Katzensteins, glänzende, goldgelbe Blättchen, Katzengold genannt. Das ist jedoch kein gewinnbringender



Der große Katzenstein. Phot. E. Brux.

Fund; denn die Blättchen sind schlichter Glimmer, der durch Verwitterung goldig geworden ist. Eine Verwitterungserscheinung ist auch die rostrote Tönung der Außenpartien des Granits. Das im Biotit enthaltene Eisen hat sich nämlich durch Berührung mit Luft und Wasser in Rost verwandelt. Ferner beobachten wir, vor allem im Steinbruch am kleinen Katzenstein und im gegenüberliegenden Ebersdorfer Steinbruch, stark verwitterte, dunkelgrüne Gänge, die sich durch ihre deutliche Schieferung von ähnlichen Gängen unterscheiden. Es ist Lamprophyr, der vermutlich nach dem Granit empordrang.

Was den Hauptbruch am kleinen Katzenstein aber besonders interessant macht, ist ein Basaltgang von durchschnittlich 50 Zentimeter Breite, der 60 Grad nordöstlich streicht. Im oberen Teil des Ganges ist das Gestein deutlich als Basalt zu erkennen. Doch die Gewißheit gibt uns erst die mikroskopische Untersuchung, die es ermöglicht, ihn weiter zu zergliedern. *)

*) Er ist von porphyrischer Struktur. Als Einsprenglinge treten violettgrau bis bräunlichgrau gefärbter Augit, deutlich zonar und völlig zu Iddingsit und Serpentin zersetzter Olivin auf. Die feinkörnige Grundmasse besteht aus Augit, Erz und Perowskit.

Feldspat fehlt und Nephelin ist nicht sicher zu erkennen. Vermutlich aber ist es Nephelinbasalt. Beachtenswert ist, daß im Handstück und im Dünnschliff keinerlei Schieferung zu erkennen ist. Der Basalt ist nämlich jünger als der Granit und erst viel später, zu Beginn der Braunkohlenzeit, in die Spalte eingedrungen. Der Druck hatte aufgehört, die Faltung war schon beendet, und daher ist der Basalt nicht geschiefert. Solche Basaltgänge sind im Lausitzer Granit selten, während Basaltdurchbrüche als Kuppen und Decken sehr zahlreich sind. Ein solcher Basaltdurchbruch ist am Burgsberge nordöstlich vom Jakob-Böhme-Denkmal. Der kleine Aufschluß läßt deutlich die dem Basalt eigentümliche Säulenbildung erkennen. Es ist, wie die mikroskopische Untersuchung zeigt, typischer Nephelinbasalt. *) Ist man beim Absuchen des Steins vom Glück begünstigt, so findet man auch schöne Stücke mit erbsenartigen Einlagerungen, es ist Doloritbasalt, auch Erbsenbasalt genannt.

Im Hauptbruche fesselt noch der 1.80 Meter breite, zu Lehm verwitterte Gang unsere Aufmerksamkeit. Er ist rostigrot und braun, also stark mit Eisenoxyd durchsetzt. Hier können wir uns klar machen, wie manches Gebirgstal entstanden ist und noch entsteht. Die Möglichkeit einer Talbildung ist an dieser Stelle gegeben. Leicht kann der weiche Boden durch Wasser und Gletscher weggeschafft werden, und die so entstehende Schlucht, die in diesem Falle Steilwände aufwiese, würde durch die fortgesetzte Tätigkeit des Wassers oder Eises verbreitert und vertieft. Das ist der Gang der Gebirgstalbildung im allgemeinen; nur dort, wo im Gestein Spalten mit möglichst weitgehender Verwitterung auftreten, sind die Vorbedingungen zur Entstehung eines Gebirgstales gegeben.

Ein kleines, engbegrenztes Gebiet unseres Heimatkreises haben wir uns geologisch genau angesehen und sind wohl zu der Erkenntnis gekommen, daß auch der tote Stein seine Sprache hat und daß der enge Raum des Wissenswerten genug bietet.

---

*) Die Grundmasse ist Augit, frischer Nephelin und Erz, frei von Leuzit und Feldspat. Als Einsprenglinge treten zahlreich Augit mit Zonar- und Sanduhrstruktur auf. Zum Teil sind auch Zwillinge ausgebildet. Ferner ist frischer Olivin mit wenigen Biotit-Einschlüssen zu erkennen.

Wie die Heimatscholle entstand.

Von A. Nittel, Lauban.

Wenn wir in einer klaren Nacht zum gestirnten Himmel aufblicken und Millionen und Abermillionen von Sternen uns entgegenblinken, so überkommt uns wohl wie viele Menschen die Sehnsucht, hinauszufliegen in das Meer der Sterne, immer neue vor uns auftauchen zu sehen und unsre alte Erde weit hinter uns zu lassen, bis sie als das erscheint, was sie wirklich ist, ein Stern unter Sternen.

Brüder und Schwestern sind es zum Teil, die wir am Himmel sehen, ältere und jüngere, von genau derselben Zusammensetzung wie sie und von derselben Herkunft. Können wir nicht von ihrer Entwicklung, die wir am Himmel beobachten, auf die Entwicklung unsrer Erde schließen? Gewiß! Lassen wir uns den Werdegang der Erde schildern, wie ihn die Gelehrten Kant und Laplace sahen.

Am Anfang erfüllte der Stoff, die Materie, in feinster Verteilung den Weltenraum. Langsam bildeten sich Punkte mit einer gewissen Anziehungskraft, die die benachbarten Teilchen sich zusammenscharen ließen. Es entstanden Flecken verdichteter Materie, die allmählich zu kreisen begannen (Spiralnebel), sich immer fester zusammenballten, durch die Reibung heißer und immer heißer wurden und endlich anfingen, Licht auszustrahlen. Eine Sonne war entstanden. Durch fortgesetzte Umdrehung lösten sich Teile davon los und bildeten Ringe. Diese zogen sich zusammen, einen neuen Körper bildend, der um die Zentralsonne kreiste. Derselbe Vorgang wiederholte sich, ein Planetensystem entstand, unsre Erde als glühender, selbstleuchtender Körper neben ihren Geschwistern, den andern Planeten, um die Sonne kreisend.

Wie sie selbst aus der Sonne entstand, ließ die Erde den Mond aus sich hervorgehen. Bei der Abkühlung, die nun immer mehr fortschreiten mußte (die Kälte des Weltenraumes beträgt — 273 Grad), weil ein kleiner Körper weniger widerstandsfähig ist als ein großer, entstanden auf der glutflüssigen Oberfläche Schlacken, die Leuchtkraft nahm ab, immer größer wurden die Schlackenfelder, schlossen sich zu großen Flächen zusammen, und langsam entstand eine feste Kruste, die allerdings noch so dünn war, daß sie oft riß und neue glutflüssige Massen sich aus dem Innern über sie ergossen.

Eine Dampfhülle umgab die Erde, aus der sich nach und nach die weniger flüchtigen Stoffe niederschlugen. Wasser bildete sich, zunächst als Dampf in schweren Wolken in der Höhe schwebend, da auf der heißen

Erdrinde sich noch kein Wasser halten konnte. Die erste Erstarrungskruste dürfen wir uns aber nicht vollständig eben, sondern unregelmäßig und wild zerrissen wie ein Lavameer vorstellen.

Die Wasserdampfwolken kühlten sich von oben her ab, Wasser entstand und fiel auf die Erde. Zischend wurde es sofort wie auf einer glühenden Ofenplatte verdunstet. Tausendfach wiederholte sich der Vorgang, und da durch die Verdunstung dem verdunstenden Körper ungemein viel Wärme entzogen wird, wurde die Erdrinde allmählich so kühl, daß sich das flüssige Wasser auf ihr halten konnte. Es bildete zunächst kleine Tümpel, dann Teiche und Seen und später Meere, die noch annähernd Siedehitze hatten und begierig alle löslichen Bestandteile der Gesteine, die sie umgaben, auflösten. Es entstand eine gesättigte Lösung aller möglichen Salze, welche die denkbar günstigste Nährflüssigkeit für das erste sich bildende Leben auf der Erde, das Eiweiß, abgab. Damit war der Augenblick gekommen, in dem die eigentliche Geschichte unsres Bodens beginnt, seine drei hauptsächlichsten Bildungsfaktoren waren da: feste Gesteine, flüssiges Wasser und Lebewesen. In langsamer, stetig fortschreitender Entwicklung haben sich nun unsre heutigen Verhältnisse herausgebildet.

Was geschah mit der festen Kruste, die sich endlich gebildet hatte? Nun, alles, was entsteht, ist wert, daß es zugrunde geht! Vielerlei Kräfte machten sich sofort ans Werk, sie umzugestalten. In der Hauptsache war es das Wasser, das in heißem Zustande viele Mineralien aus dem Gestein löste und bei der Abkühlung an anderer Stelle niederschlug. Die Brandung der Meere, entstandene Teiche und Flüsse waren unablässig tätig, das Gestein zu zertrümmern. Damals geschah dasselbe, was heute noch geschieht: Die Flüsse zerreiben auf ihrem Wege festes Gesteinsmaterial zu Kies, Sand und Schlamm, schwemmen es hinab zum Meere und setzen es dort ab. So entstanden in den Meeren Niederschläge von Schlamm und Sand, die immer dichter wurden und schwerer und sich allmählich verfestigten. Es bildeten sich die ersten Niederschlags- oder *Sediment*gesteine.

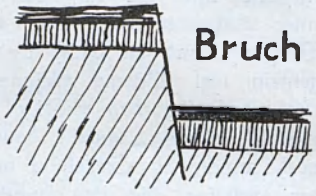
Die Kruste der Erde war noch dünn. Darum wurde sie häufig von feuerflüssigen Massen, dem *Magma*, durchbrochen. Es entstanden Vulkane, bei denen man zwei Arten, Schichtvulkane und Deckenvulkane, kennt. Die Schichtvulkane haben meist eine kegelförmige Gestalt und steile Böschungen (Heidersdorfer Spitzberg, Landeskrone).

Die Deckenvulkane unterscheiden sich von den Schichtvulkanen durch die gewaltige Menge von Magma, das sie in kurzer Zeit meist aus langen Spalten hervorbringen und damit nicht nur einen Hügel bilden, sondern weite Gegenden unter einer ungeheuren Lavadecke begraben (Lausitzer Granit, Steinberg-Hohwald, Bohraer Berg).

Durch die Vulkane entstanden schon bedeutende Unebenheiten auf der Erdrinde, aber noch viel gewaltigere, hohe Gebirge bildende, wurden durch die immer weiter fortschreitende Abkühlung der Erde hervorgerufen. Die noch plastischen Massen des Erdinneren konnten sich ungehindert zu-

sammenziehen und so entstanden Hohlräume zwischen der starren Kruste und dem Inneren, die Kruste war zu groß geworden. Sie hatte das Bestreben, sich wieder eng an den Kern anzuschließen, und so ergaben sich in ihr Spannungen, die zur Faltenbildung (Sudeten) oder zum Zerreißen (Lausitzer Verwerfung) führten.





Es ist aber nicht immer gesagt, daß die Teile, die einst am höchsten emporgepreßt wurden, jetzt noch die Gipfel unserer Berge bilden. Die höchsten Teile waren meist von Rissen durchzogen, ihr Gestein war gelockert und wurde leichter abgetragen als die zusammengepreßten tiefen Teile. Damit sind wir bei den abbauenden Kräften angelangt, von denen das Wasser schon genannt wurde. Nicht nur als Flußwasser und Brandung nagt es am Gestein, sondern schon jeder Regentropfen vermag winzige Steinkörnchen abzutragen und mit fortzunehmen. „Steter Tropfen höhlt den Stein!" Wasser dringt in die feinsten Spalten der Felsen ein. Wenn es nun in der kalten Jahreszeit gefriert, dehnt es sich aus und sprengt das Gestein. Natürlich werden meist nur winzige Teilchen abgelöst. Jeder Winter fügt neue hinzu und langsam, aber sicher wird das Gebirge immer niedriger. Da, wo Gletscher die Abhänge bedecken, schrammen sie bei ihrem ständigen Weiterfließen ihr Bett immer mehr aus.

Dem Wasser gesellen sich noch andere Kräfte bei. Der Gegensatz von Hitze und Kälte läßt das Gestein sich bald ausdehnen, bald wieder zusammenziehen, sein Gefüge lockert sich dabei, es zerfällt langsam. Sand ist der Rest eines Gebirges. Dazu tritt noch der Wind, er reißt scharfe Sandkörnchen mit sich und streift sie an den Felsen entlang, diese langsam abschleifend.

Als letzter Faktor wirken die Lebewesen an der Zerstörung der Erdkruste mit. Die Wurzeln der Bäume senken sich oft tief in das Gestein ein und zersprengen es (alte Mauern und Gräber).

Nach ihrer Entstehung können wir also zwei Arten von Gesteinen feststellen: Eruptivgesteine, die Vulkanen ihre Entstehung verdanken, und Sedimentgesteine, die Niederschläge aus den Meeren sind. Sie bildeten sich aus den zu Tale geschwemmten Felsstückchen, die zerrieben Schlamm ergaben, der sich dann zu Boden setzte. Bei diesem Prozeß wurden naturgemäß Pflanzen und Tiere mitgerissen, gestorbene sanken im Meere zu Boden, und alles wurde in den Schlamm eingebettet. Bei der Steinwerdung des Schlammes versteinerten sie mit und geben uns jetzt Kunde von einem Leben, das sich vor Jahrmillionen, von keines Menschen Auge geschaut, abgespielt hat. Diese Sedimentgesteine werden uns deshalb wichtiger und interessanter erscheinen als die zwischen ihnen eingebetteten Eruptivgesteine.

Auf Grund der verschiedenen Arten von Lebewesen, die sich versteinert in den Schichten als Fossilien finden, ist es möglich gewesen, deren relatives Alter festzustellen und eine Geschichte der Erdrinde zu entwerfen. Sehen wir uns diese Geschichte näher an.

Wie wir gesehen haben, nahm das Leben im Wasser seinen Ursprung, und noch heute finden wir die meisten der niedersten Tiere, die Einzelligen, Quallen, Schwämme und Würmer, im Wasser. Die Durchforschung der Sedimentgesteine, die oft in einer Mächtigkeit von mehreren Tausenden von Metern die älteren Schmelzgesteine bedecken, hat ergeben, daß das irdische Leben fast so alt ist, wie die Erdrinde selber. Die untersten Schichten dieser Gesteine, die kristallenen Schiefer, sind freilich durch den Druck des über ihnen lastenden Gesteins und die mannigfaltigen Veränderungen, die sie bei ihrem hohen Alter erlitten haben, so umgestaltet, daß die zarten Spuren der ältesten Lebewesen in ihnen vollkommen vernichtet sind. Nur hier und da eingesprengte Reste von Kohlenstoff, aus dem ja z. T. die Pflanzen- und Tierleiber bestehen, und Kalke lassen vermuten, daß wir es mit Resten ehemaligen Lebens zu tun haben. Gleich die nächstjüngeren Schichten verraten ein so reiches und mannigfaltiges Leben, daß dieses ohne Vorstufen nicht denkbar ist. Diese Zeit hat man als Urzeit der Erde (Archozoikum) bezeichnet. Suchen wir uns ein Bild zu machen, wie es damals auf der Erde ausgesehen haben mag. Dunkle Steinblöcke, wild durcheinandergeworfen, ohne Bedeckung durch liebliche Wälder, mit Klüften, aus denen heiße Dämpfe zu einem mit schweren Wolken behangenen Himmel aufsteigen, geben dem Ganzen den Eindruck einer schaurigen Wildnis. Hier und da kleine Seen, das Ufer mit Algen bedeckt und belebt von winzigen einzelligen Lebewesen, Tangen, Quallen, Würmern und Krebsen, bilden die einzige Abwechselung. Der oft mächtig niederstürzende Regen bildet neue Becken, dem Leben weitere Entwicklungsmöglichkeiten gebend.

Welche Gesteine erinnern uns an diese Zeit? Man unterscheidet hauptsächlich drei, deren Namen man ihres ehrwürdigen Alters wegen die Vorsilbe Ur- gibt: Granit, Gneis und Glimmerschiefer.

Granit ist ein Gestein, das sich aus den drei Bestandteilen Feldspat, Quarz und Glimmer zusammensetzt. Der Feldspat sieht grau oder rötlich aus, er läßt sich in größeren Stücken leicht spalten (Spat). Der Quarz bildet rundliche, trübe, graue Körner, der Glimmer ist meist von schwarzer Farbe und verleiht dem Gestein das gesprenkelte Aussehen, das ihm zu der Bezeichnung „Pfeffer- und Salzstein" verholfen hat. Der Granit kommt in verschiedenen Arten vor, verraten möchte ich hier allerdings gleich, daß das Gestein, das wir hier als Straßenpflaster oder Treppenstufen sehen, bedeutend jünger und keineswegs zu den Urgesteinen zu rechnen ist.

Der Gneis besteht aus denselben Mineralien wie der Granit, nur hat er ein schieferiges Gefüge, das ihm der Glimmer verleiht, der schichtenförmig angeordnet ist. Der Gneis ist meist unter Druck aus Granit entstanden. Der Glimmerschiefer besteht nur aus Quarz und Glimmer, er ist genau so schiefrig wie der Gneis. Es ist schwer zu bestimmen, ob man es bei einem Vorkommen eines der drei Gesteine wirklich mit einem

Urgestein zu tun hat, in späteren Zeiten haben sich nämlich dieselben Gesteine noch oft gebildet, wie wir bald sehen werden. Die Gneise und Glimmerschiefer des Iser- und Riesengebirges und ihrer Vorberge (Queistal) gehören vielleicht dieser Zeit an.

Jahrhunderttausende mögen vergangen sein, ehe sich das Bild der Erdrinde wesentlich verändert hat. Die nächste

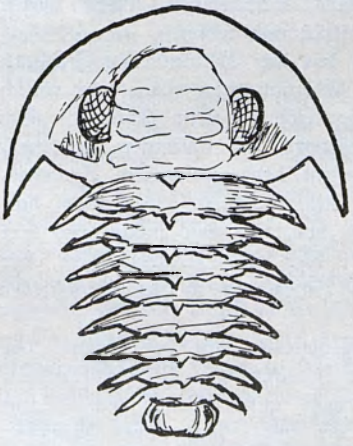
Zeit des alten Lebens (Paläozoikum),

die man in fünf Unterabteilungen zerlegt hat (Kambrium, Silur, Devon, Karbon und Perm), weist eine große Entwicklung auf. Das Leben entsteigt dem Wasser und macht sich auf dem Lande heimisch. Dabei mußten die Pflanzen vorangehen und die Bedingungen für das Tierleben erst schaffen, und wiederum mußte das fließende Wasser durch Zerkleinerung und Verschwemmung des festen Gesteins erst den Boden für die Pflanzenwelt vorbereiten.

Schon in der untersten Abteilung des Paläozoikums, dem

Kambrium,

hat man gegen tausend verschiedene Arten von Lebewesen gezählt. Die Gesteine der kambrischen Formation sind in der Hauptsache Grauwacke (Quarzit), Tonschiefer und Kalk. Als Grauwacke bezeichnet man die ältesten Sandsteine. Sie besteht aus kleinen, runden oder eckigen Quarzkörnchen (Sand), die durch ein Bindemittel, meist Ton, zu einem festen Gestein verkittet sind. In der Grauwacke können wir deutliche Schichten unterscheiden, die darauf zurückzuführen sind, daß einmal mehr, ein andermal weniger Bindemittel vorhanden ist. Der Tonschiefer ist bekannt als Dachschiefer und von den Schiefertafeln und Schieferstiften her, die jedes Kind kennt. Er enthält dieselben Bestandteile wie unser Töpferton, nur ist er hart und in dünne Platten spaltbar. Seine Farbe ist meist grau bis schwarz. Sie rührt von dem Kohlenstoff her, der ihm beigemengt ist, und dieser Kohlenstoff stammt wahrscheinlich von den Pflanzen (Tangen) her, die einst in dem Meere wuchsen, auf dessen Grund der Schiefer zum Absatz kam. Die Kalke sind zumeist die Ueberreste von unzähligen kalkhaltigen Tierschalen und -skeletten, die auf dem Meeresboden einen Kalkschlamm bildeten, der zu Kalkstein erhärtete.



Die kambrischen Schichten sind in Deutschland nur an sehr wenigen Stellen mit Sicherheit festgestellt. Eine solche Stelle ist in Ludwigsdorf bei Görlitz in den dortigen Kalkbrüchen aufgeschlossen. Ihre Bestimmung konnte mit Hilfe der in ihnen enthaltenen Versteinerungen, den Trilobiten erfolgen. Das sind Reste von Krebstieren. Sie verdanken ihren Namen ihrem Körper, der deutlich in drei Teile gegliedert ist. So ein Tier hat

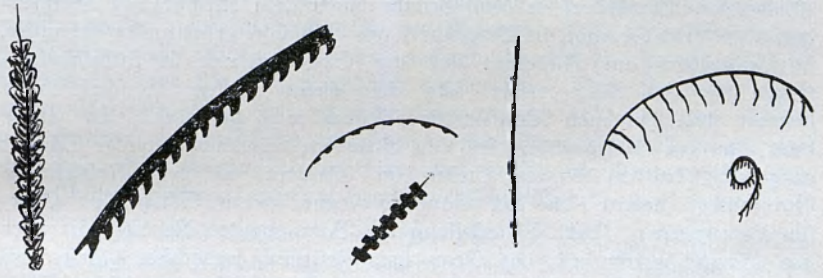
eine entfernte Aehnlichkeit mit einer Kellerassel. Der über und über gepanzerte Körper mit den großen Facettenaugen und den langen Stacheln am Kopfschild macht einen unheimlichen Eindruck, zudem, wenn man bedenkt, daß von ihnen 30 Zentimeter lange Exemplare vorkommen. Sie lebten wahrscheinlich im Schlamm des Meeresgrundes, was daraus hervorgeht, daß spätere Arten ihre Augen wegen Nichtgebrauchs verloren haben. Auch die großen Stacheln schafften sie sich ab, dafür gewannen sie die Fähigkeit, ihren Leib zu einer Kugel zusammenzurollen.

Dem Kambrium ganz ähnlich ist die nächstfolgende Periode der Erdentwicklung,

das Silur.

Einen gewaltigen Fortschritt hat das Leben genommen, gegen 10 000 Tierarten hat man in dieser Abteilung gezählt. Die silurischen Schichten bestehen ähnlich den kambirischen aus Grauwacken (Quarzit) und Tonschiefern. Man teilt diese Formation in einen älteren und in einen jüngeren Abschnitt ein, das Untersilur und das Obersilur.

Das Silur enthält die uns schon aus dem Kambrium bekannten Tiere. Dazu treten noch eine Menge neuer. Da fallen in manchen Tonschiefern sonderbare, laubsägeblattartige Gebilde auf, die bald gerade, bald gekrümmt und verschlungen die Schichtflächen bedecken. Es sind Graptolithen, die Ueberreste von korallenähnlichen Tierstöcken.



Deutlich erkennt man in ihrer Mitte eine Achse, von der sich an beiden (Diplograptus) oder an einer Seite (Monograptus) Zellen abzweigen, die ehemals aus Chitin, dem Stoff der Käferflügeldecken, bestanden. In jeder dieser Zellen hauste ein kleiner Polyp. Alle waren durch die Achse miteinander verbunden. Wie haben diese Tiere nun gelebt? Einzeln oder zu ganzen Bündeln vereinigt hingen sie an den großen Algen- und Tangbüschen des Meeres, und die zahlreichen Fangfasern der Einzeltierchen strudelten immer neue Nahrung, die aus kleinen einzelligen Lebewesen bestand, herbei. Die abgestorbenen Stöcke sanken in den Schlamm und heute verkünden uns dünne Kohlenhäutchen im Gestein ihr einstiges Vorhandensein.

Noch eine andere Art seltsamer Tiere haben uns die silurischen Sedimentgesteine erhalten. Es sind Kopffüßler, zu denen unsere heutigen Tintenfische gehören. Das sind große Weichtiere, deren Kopf meist mit acht langen Fangarmen ausgestattet ist. Sie bauten sich Gehäuse aus

Kalk, wie Schneckenschalen, jedoch gekammert, in denen sie ihren weichen Körper bargen.

Merkwürdige Gesellen waren die ersten Fische. Von festen Knochengräten besaßen sie keine Spur. Ihre Wirbelsäule bestand nur aus Knorpel. Aber außen waren sie gepanzert wie Krebse. Später verlor sich der starre zusammenhängende Knochenpanzer und einzelne Knochenplatten traten an seine Stelle.



Das Silur ist gerade für uns besonders interessant, weil weite Gebiete des Kreises Lauban aus seinen Gesteinen bestehen. Damals bedeckte das Silurmeer auch unsere Gegend, und Tonschiefer und Quarzite sind die Visitenkarten, die es bei uns zurückgelassen hat. Der ganze mittlere Kreis besteht aus ihnen. Sie bilden den Untergrund unserer Gegend, unterlagern die Braunkohlenfelder und Basaltfelsen, treten aber nur an wenigen Stellen deutlich zutage. Aufgeschlossen sind sie im Nonnenbusch in zwei kleinen, jetzt verlassenen Brüchen, in deren einem Quarzit, in dem andern Tonschiefer ansteht. Das Tal des Nonnenbaches bis zur Wünschendorfer Schneidemühle ist tief in den Schiefer eingewaschen. An anderen Stellen, bei Bertelsdorf in dem Grunde hinter dem Kirchhof, in Thiemendorf z. B. beim Obergut, in Wingendorf am Bahnübergange an der Chaussee, in Heidersdorf am Niedergut und am Spitzberg und in Nikolausdorf treffen wir das Silur wieder. An allen diesen Stellen, die schon lange bekannt sind, hat man Versteinerungen noch nicht gefunden. Da wurde beim Bau der Gebirgsbahn 1868 am Steinberg bei Lauban wieder Schiefer aufgedeckt, der an einigen Stellen im Einschnitt an der Moltkestraße Graptolithen lieferte, die das Ganze als eine seltene Schicht des Obersilurs auswiesen. Nach Fertigstellung der Bahn wurden die Stellen wieder mit Schutt bedeckt und mit Gras und Gestrüpp bewachsen. Erst nach langem Suchen ist es mir gelungen, einige Graptolithen an dieser Stelle zu finden.

Allmählich hob sich das Land, und das Meer trat zurück. Es fanden gewaltige Vulkanausbrüche statt, besonders in der Gegend des heutigen Bober-Katzbach-Gebirges, und weite Strecken Landes wurden unter der Lavadecke begraben, die zu Diabas (Grünstein) erstarrte.

Die Schichten, die dem Silur auflagern, nennt man

Devon.

Ablagerungen dieser Formation kommen in Deutschland besonders im Rheinischen Schiefergebirge, im Harz und bei uns in Schlesien in der Grafschaft Glatz vor. Die Devonformation setzt sich aus Schichten derselben Gesteine zusammen wie ihre Vorgängerinnen, nur tritt in erhöhtem Maße der Kalk auf. Er ist der Beweis dafür, daß das Leben im Meer sich immer reicher entwickelte, denn hauptsächlich haben doch Korallen, Muscheln und Schnecken den Stoff zu seinem Aufbau geliefert.

Immer häufiger werden Abdrücke von blütenlosen Pflanzen (Kryptogamen), von Farnen, Schachtelhalmen und Schuppenbäumen. Das Tierleben zeigt auch Veränderungen. Die Graptolithen sterben aus, ebenso die Trilobiten. Dafür nehmen Wirbeltiere mehr Platz ein, die Fische treten in großem Arten- und Formenreichtum auf.

Zur Devonzeit war unsere Gegend Festland, im Westen und im Osten vom Meere begrenzt. Deshalb haben sich auch keine Ablagerungen gebildet, denn auch heute noch entstehen bedeutsame neue Schichten nur an der Küste und im Meere. Auf dem Lande baut das Wasser ab, im Meere auf.

Langsam rückte das Meer wieder vor und überflutete ganz Mitteldeutschland, die

Steinkohlenzeit (Karbon)

begann. Nun darf man nicht etwa denken, daß während dieser ganzen Periode überall nur Steinkohlen abgelagert wurden, das wäre ein Irrtum. Die Zeit führt ihren Namen nach dem Mineral, das für uns die allergrößte Wichtigkeit hat, und das in der jüngeren Hälfte der Formation entstanden ist. Die lange ältere Periode, der Kulm, hat nirgends Steinkohlen hervorgebracht. Dennoch rechnet man ihn aus inneren Gründen zur Steinkohlenzeit. Die Versteinerungen des Kulms und die der eigentlichen Steinkohlenzeit sind nämlich so ähnlich, daß dadurch der enge Zusammenhang zwischen beiden bewiesen wird. In der Kulmzeit erfuhr unser Sudetenzug seine erste große Auffaltung. Es entstand damals in Mitteldeutschland ein Gebirge, das bis nach Frankreich hineinreichte. Im allgemeinen strich es in Nordostrichtung, an der Elbe bog es nach Südosten um. Dieses alte Gebirge, das an Höhe wahrscheinlich die Alpen übertraf, nennt man nach dem alten Namen für die Stadt Hof in Bayern, Curia variscorum, „Variskisches Gebirge" oder auch „Karbonische Alpen".

Durch dieses Ereignis wurde bei uns die Erde an vielen Stellen zerrissen und das Magma des Erdinnern strömte heraus. Zunächst erfüllte es den Hohlraum im Innern der Falten, und seine glutflüssigen Massen schmolzen das umgebende Gestein und bildeten es um. Der Gebirgskern erkaltete allmählich, und es entstand unser bekannter Kammgranit mit der Hülle der Glimmerschiefer und Gneise, die damals ihre endgültige Gestaltung erfuhren. Aber auch in der Lausitz barst die Erde, und eine gewaltige Decke von Lava breitete sich unter der ganzen Gegend von Bautzen bis Görlitz aus und bildete beim Erkalten den sogenannten Lausitzer Granit.

Noch war die Gebirgsbildung nicht beendet, neue Risse entstanden, und quer durch die schon erkalteten älteren Ergußgesteine brachen sich neue Bahn, die entweder als graue oder schwarze Bänder (Albit und Lamprophyr) das alte Gestein durchziehen oder als große Massen, dem ersten Ausbruch ähnlich, ihn überdeckten, wie der Königshainer Stockgranit.

Schon arbeitete die Verwitterung an dem eben entstandenen Gebirge, um es wieder abzubauen. Das Meer drang wieder vor, und von dem

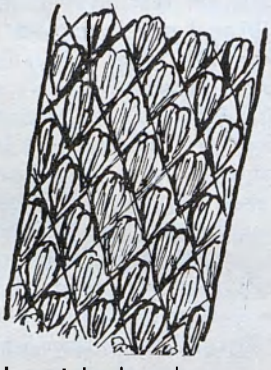
herabgeschwemmten Verwitterungsschutt bildeten sich von neuem Grauwacken und Tonschiefer. Die reißenden Bäche, die damals von unseren Riesen- isergebirgsalpen herabbrausten, brachten jedoch auch größere Gesteinsstücke mitgeschwemmt. Diese wurden in den Schlamm eingebettet, und es entstanden Konglomerate, die meist als hartes, festes Gestein der späteren Verwitterung Widerstand leisteten und heute Hügelketten bilden (Rengersdorfer und Kunnersdorfer Hügel bei Görlitz, Bober-Katzbachgebirge). Die Konglomerate enthalten bei uns niemals Reste von Devongestein, ein Beweis, daß solche Schichten schon damals nicht bei uns existierten, also sicher nicht zur Ablagerung gekommen sind.

Kulmische Gesteine treten im Kreise Lauban nirgends zu Tage, daß sie aber vorhanden sind, ist wahrscheinlich. Vielleicht haben wir manches Gestein im Norden von Lauban zum Silur gerechnet, das zum Kulm gehört, denn beide liegen in unsrer Gegend unmittelbar übereinander.

Fast überall entstanden am Fuße des Variskischen Gebirges üppige Moorwälder. Ein warm-feuchtes Klima herrschte damals bei uns. Jahreszeiten, Sommer und Winter gab es nicht, denn die Bäume haben keine Jahresringe. Die Pflanzen gehörten alle zur Klasse der Blütenlosen. Farne in allen möglichen Formen, als Wasserpflanzen, Gestrüpp, ja selbst als hohe Bäume bedeckten den Boden, mächtige Stämme von Bärlappgewächsen und Schachtelhalmen ragten hoch in die Luft. Wegen der eigentümlichen Rinde nennt man diese Bäume Schuppenbaum (Lepidodendron) und Siegelbaum (Sigillaria).



Sigillaria



Lepidodendron

Das Wasser war belebt von allerlei Muscheln, Krebsen und Amphibien. Von diesen letzteren wagten sich die ersten auf das Land, in die allerdings recht feuchte Luft. Der große Schritt war getan, Wirbeltiere begannen sich das Land zu erobern.

Die abgestorbenen Stämme sanken um, und am Grunde der Moore bildete sich eine immer tiefere Anreicherung von holzigen Stoffen. Da plötzlich entfesselte ein heraufkommender Orkan eine ungeheure Sturmflut, die Wogen des nahen Meeres stürzten über das Land, und mit ihren Schlammfluten begruben sie die Wälder unter sich. Bald zogen sie sich wieder zurück, ein neuer Wald entstand und hatte nach kürzerer oder längerer Zeit dasselbe Schicksal. Die luftdicht unter Ton und Lehm eingeschlossenen Holzmassen verfaulten nicht, sondern sie verkohlten. Unsre Steinkohlenflöze entstanden.

Leider hat diese bedeutungsvolle Formation keine Besuchskarte bei uns abgegeben.

Allmählich hob sich das Land etwas, unser nördliches Meer verflachte und wurde zu einem Randbecken. Es bildeten sich die Ablagerungen

der Dyas oder des Perms.

Der Name Dyas rührt von der deutlichen Zweiteilung der Formation in Rotliegendes und Zechstein, der Name Perm von dem Vorkommen im ehemaligen russischen Gouvernement Perm her.

Das Rotliegende

hat seinen Namen einmal von der Farbe eines großen Teiles seiner Gesteine, dann von seiner Lagerung unter dem Kupferschiefer von Mansfeld, es ist also das Liegende dieses Schiefers. Es besteht zumeist aus roten Sandsteinen und Konglomeraten. Die Karbonischen Alpen fielen reichlich der Abtragung zum Opfer, und gewaltige bröckliche Gesteinsmassen wurden in der Ebene zusammengeschwemmt. Die feinen, der Sand, erhärteten zu Sandstein, die gröberen, der Kies, bildeten die Konglomerate. Diese finden wir häufig in Thüringen, in Sachsen, im Waldenburger Bergland, wo sie sich durch die rote Bodenfarbe, die von Eisenverbindungen herrührt, verraten. Auch bei uns finden wir in einem Streifen, der sich von Westnordwesten nach Ostsüdosten nördlich von Lauban hinzieht, rotes Land, und der Name „Roter Berg", der in Hennersdorf und in Sächsisch-Haugsdorf auftritt, läßt uns vermuten, daß wir es mit Rotliegendem zu tun haben. Dem ist wirklich so, und gerade wir sind in der Lage, einen berühmten Aufschluß in unserm Kreise zu haben. Zwischen Hennersdorf und Wünschendorf breitete sich damals ein See aus, wie es deren etliche am Gebirgsrande gab. Seine Ablagerungen waren tief unter jüngerem Gestein begraben. Spätere Erdbewegungen haben sie uns teilweise wieder zutage gefördert, in der Nähe der Chamottefabrik Wünschendorf.

Dort wurden im Jahre 1870 umfangreiche Schichten eines ölhaltigen (bituminösen) Brandschiefers aufgedeckt. Sie wurden nach den darin enthaltenen Fossilresten als Brandschiefer des unteren Rotliegenden bestimmt. Das erregte die Hoffnung, Steinkohlen finden zu können, da das Rotliegende oft das Hangende der Steinkohlen bildet. Man legte einen Schacht an, fand jedoch nichts und schüttete ihn bald wieder zu. Damals sind sehr viele fossile Pflanzen und Tiere zutage befördert worden. Später wurde die Fundstelle vergessen, und nur hin und wieder fand sich ein Sammler dort ein, um zu graben und zu forschen. Doch die alten schönen Aufschlüsse sind jetzt leider meist verschüttet, sodaß die Ausbeute sehr gering ist.

Das Seebecken von Wünschendorf war reich bevölkert mit kleinen, zierlichen Fischen aus der Familie der Schmelzschupper. Sie hatten eine knorpelige Wirbelsäule, ihr Körper war bedeckt mit winzigen, rautenförmigen Knochenplättchen. Weiter kamen einige kleine, höchstens 50 Zentimeter lange Haie vor. Als höchststehende Gruppe der Wirbeltiere lebten auch einige molchartige Amphibien, deren Existenz in Wünschendorf man bis jetzt nur aus den großen Kotballen (Koprolithen) und ihrem Vorkommen in den ganz ähnlichen Ablagerungen von Klein-Neundorf, Kreis Löwenberg, vermuten kann. Von niederen Tieren kamen nur einige Blattfüßler

vor. An den Ufern des Sees ſtanden dürftige Wälder von Farnen und den erſten Nadelhölzern.

Bei den Ablagerungen kann man zwei Arten unterſcheiden: 1. einen gelblich- bis rötlichgrauen Schieferton und 2. einen grau- bis ſchwarzbraunen Brandſchiefer.

Der Schieferton iſt wahrſcheinlich eine Strandbildung. Bei Ueberſchwemmungen fällten die trüben Schlammfluten die am Ufer ſtehenden Bäume und bedeckten ſie mit Schlamm. Dieſer erhärtete Ueberſchwemmungs-



Sphenopteris



Odontopteris



Samen von Cordaites (Cyclocarpon)

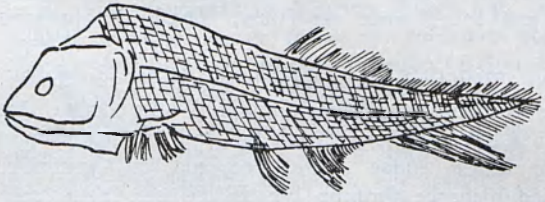


Walchia

ſchlamm enthält darum faſt nur Pflanzenreſte. An ihnen beſteht ein großer Artenreichtum. Da ſind zunächſt einige Vertreter aus der Familie der Farne zu nennen und zwar aus den Gattungen Sphenopteris, Schizopteris, Odontopteris und Pecopteris, ferner einige baumförmige Schachtelhalme, deren Stammſtücke Calamiten und deren Blätter Aſterophyllites und Annularia genannt werden, dann einige Nadelbäume: Ullmannia lanceolata und Walchia piniformis, filiciformis und flaccida, endlich einige Gewächſe von unſicherer ſyſtematiſcher Stellung: Cordaites mit langen ſchwertlilienähnlichen Blättern und nierenförmigen Samen, die Cyclocarpon genannt werden, Schützia und Jordania, die wahrſcheinlich alle mit unſern Nadelbäumen verwandt ſind.

Beim Brandſchiefer kann man drei Formen unterſcheiden: 1. einen leicht ſpaltbaren ſchwarzen Schiefer, 2. einen grauen unregelmäßig geſchichteten und 3. einen braunen außerordentlich feinſchichtigen Schiefer.

Der ſchwarze Schiefer iſt die Ablagerung eines ruhigen ſeichten Teiles des Beckens. Er enthält unzählige Krebsſchalen. Sie gehören



Palaeoniskus vratislaviensis

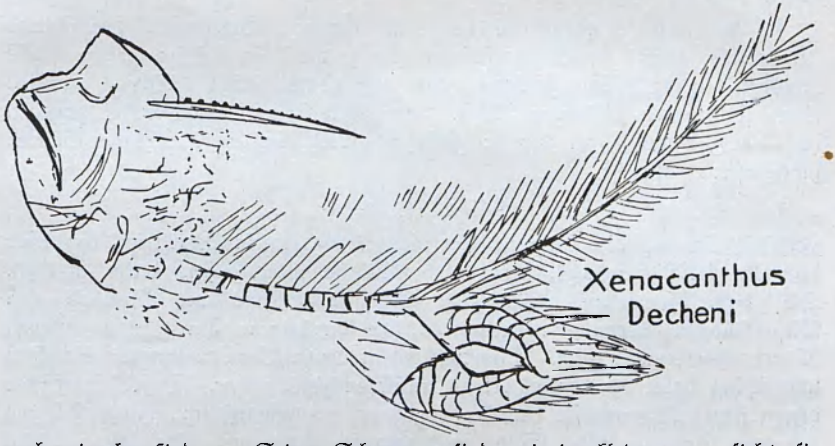


Schuppen vergr.

der Gattung Eſtheria an und ſehen wie flache linſengroße Muſcheln aus. Neben ihnen findet man Fiſche aus der Gattung Palaeoniscus, nämlich

P. angustus, vratislaviensis und Blainvillei. Es sind kleine 5 bis 12 Zentimeter lange Schmelzschupper. Sie besitzen eine ungleichlappige Schwanzflosse, die Wirbelsäule setzt sich in ihrem oberen Teile fort, der untere Lappen hängt wie ein Wimpel daran. Sie haben die Form von kleinen Karpfen mit meist großen Flossen. Ihre Schuppen erreichen Stecknadelkopfgröße.

Der graue Schiefer ist in einer bewegten Zone des Sees entstanden. In ihm finden wir besonders den kleinen Hai Acanthodes gracilis (bis 25 Zentimeter lang). Leicht kenntlich ist er an den großen, säbelförmigen Stacheln, den ersten Strahlen der Brustflossen, die sich oft



auch einzeln finden. Seine Schuppen sind winzig klein, man sieht sie meist erst, wenn man das Fundstück mit einer weichen Bürste abgebürstet hat. In diesen Schichten kommt noch selten der bis 50 Zentimeter lange Hai Xenacanthus Decheni vor, der sich durch eine lanzettförmige Saugscheibe, die aus den zusammengewachsenen Bauchflossen entstanden ist, auszeichnet. Ein weiteres Kennzeichen ist der gerade dolchförmige, 10 Zentimeter lange Nackenstachel. Kopf und Kiefer sind mit festen Knochenplatten umkleidet. Schuppen besitzt er nicht, es sind nur kleine Knochenkörnchen in die Haut eingelagert (Chagrinhaut). Die grauen Schiefer enthalten oft Gipskristalle.

Der braune Schiefer ist die Ablagerung eines tieferen Teiles. Er ist in sehr feine Blättchen spaltbar, die sich wie Papier rollen lassen. Er enthält nur wenige Fossilien, diese jedoch in wunderbarer Deutlichkeit.

Der See floß ab oder verdunstete. Erdbewegungen hoben und senkten das Land, und so wurden die Schiefer gebogen, gefaltet und umgelagert. Nun zeigen sie sich in den verschiedensten Stellungen, wagerecht bis senkrecht und überkippt. Deutlich kann man manchmal einen scharfen Knick beobachten. Durch diese Bewegungen ist natürlich ein großer Teil der eingebetteten verkohlten Reste vernichtet worden, einem andern Teil hat die Verwitterung, die in den zerklüfteten Schichten leichte Arbeit hat, ein Ende bereitet. So sind denn die Ueberreste jener Zeit, die uns Kunde geben von einem alten Zustand unsrer Heimaterde, recht selten geworden.

Außer bei Wünschendorf sind noch ähnliche Ablagerungen in Klein-Neundorf zu finden, die um die Mitte des vorigen Jahrhunderts das Ziel vieler Gelehrter waren. Dort hat man auch fossile Amphibien gefunden, die nach den Knochensplittern, die sich in ihren Kotballen finden, zu schließen, Raubtiere waren.

Die Zeit des Rotliegenden war eine Zeit des Vulkanismus. Unzählige Vulkane brachen hervor und bedeckten weite Strecken Landes mit ihren Auswurfsprodukten. Es entstanden die Porphyr- und Melaphyrberge, die im Bober-Katzbach-Gebirge und im Waldenburger Bergland häufig vorkommen.

Auf dem Rotliegenden liegt an manchen Stellen in Deutschland (Mansfeld, Harz) der Kupferschiefer, ein grauer Tonschiefer, der reichliche Mengen von Kupfer aufweist, das auf seinen Schichtflächen zuweilen einen schillernden Ueberzug bildet. Er fehlt in unserem Kreise, dagegen hat die Formation, zu der er gerechnet wird, bei uns reichliche Spuren hinterlassen. Es ist

der Zechstein.

Zechstein nennen die Harzer Bergleute einen grauen Kalkstein, der über dem Kupferschiefer liegt, und durch den sie ihre Zechen senken müssen. Die Zechsteinformation weist reiche Lager von Gips und Steinsalz auf. Diese sind in Strandseen entstanden, die durch eine Barre vom offenen Meere abgetrennt waren. Das Wasser in diesen Seen verdunstete langsam und schlug dabei die Salze, die es gelöst enthielt, nieder. Bei Sturmfluten drang neues Meerwasser ein, der Vorgang wiederholte sich, und so bildeten sich am Grunde dieser Seen schichtenweise Gips und Steinsalz. Wenn später einmal Wasser in die Schichten eindrang, führte es das Salz mit fort (Solquellen), sodaß nur der Gips übrig blieb. Bei dem großen Staßfurter Lager ist das Auslaugen jedoch durch eine mächtige undurchlässige Tonschicht, die darüber lagert, verhindert worden.

Das offene Meer hat Kalkstein, eben den Zechstein, abgelagert. Dieser kommt in einer schmalen Zone fast in ganz Mitteldeutschland vor. Auch in unserer Gegend ist er vorhanden und wurde früher bei Sohra und Florsdorf im benachbarten Görlitzer Kreise und auch bei Logau und Schles.-Haugsdorf in mehreren Brüchen abgebaut. Er enthielt zahlreich Versteinerungen, besonders Muscheln, Schnecken, Korallen und Schwämme. Bei Schlesisch-Haugsdorf befindet sich ein reiches Gipslager im Zechstein, das durch ein jetzt in vollem Betriebe befindliches Bergwerk abgebaut wird. Dieser Gips tritt dann wieder im Kreise Löwenberg bei Neuland zutage.

Damit hätten wir alle Schichten des Paläozoikums betrachtet. Stellen wir noch einmal fest, welche Entwicklung das Leben bis hierher genommen hat. Die niederen Tiere sind noch ungefähr dieselben wie im Kambrium, nur der Artenreichtum hat sich beträchtlich vermehrt. Früher weitverbreitete Tiergattungen, die Graptolithen und die Trilobiten sind ausgestorben. Dafür treten höher entwickelte Tiere, die Wirbeltiere, auf. Die ersten Amphibien und Reptilien stellen sich ein, meist Urformen, aus

denen sich die verschiedenen Gattungen dieser Klasse entwickelten. In der Pflanzenwelt finden wir die ersten Blütenpflanzen in den Nadelhölzern.

Das Mesozoikum,

die „Zeit des mittleren Lebens", das Zeitalter der großen Meere, beginnt. Hier kann ich gleich sagen, daß in unserm Kreise selbst keine Spuren davon vorhanden sind, wohl aber in den Nachbarkreisen Bunzlau und Löwenberg.

Das Mesozoikum wird in drei Gruppen eingeteilt: Trias, Jura und Kreide. Trias und Jura sind besonders im Südwesten, Kreide im Osten Deutschlands vertreten

Der Name

Trias

bedeutet Dreiheit und bezeichnet die Einteilung der Formation in Buntsandstein, Muschelkalk und Keuper.

Der Buntsandstein

ist ein meist roter, zuweilen mit grauen Flecken durchsetzter Sandstein, der sehr viel Aehnlichkeit mit dem des Rotliegenden hat. Versteinerungen sind im Buntsandstein selten. Man findet häufiger nur Schalen des Krebschens Estheria, das wir schon in einer anderen Art in Wünschendorf kennen gelernt haben, und Reste eines Nadelbaumes Voltzia, der dadurch merkwürdig ist, daß er zweierlei Nadeln trägt, an der Spitze des Zweiges lange, dünne und am Grunde kurze dicke.

Ein schmaler Rest Buntsandstein zieht sich von der Goldberg-Löwenberger Mulde bis zum Queis bei Wehrau. Er enthält auch einige Versteinerungen, ist aber schlecht aufgeschlossen.

Den Buntsandstein bedeckt meist ein grauer Kalkstein, der wegen der vielen Muscheln, die in ihm eingeschlossen sind,

Muschelkalk

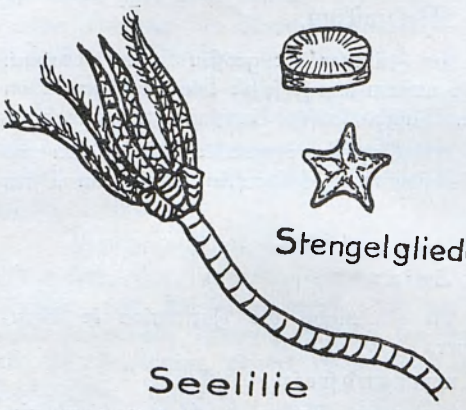
genannt wird. Er ist die Ablagerung eines Binnenmeeres, das damals Nord- und Mitteldeutschland bedeckte, und durch die süddeutsche Hochebene von dem Weltmeer im Süden abgeschlossen wurde. Das zeigen die eigentümlichen Verhältnisse seiner Bewohner. Die Artenzahl der Tiere war sehr gering, dafür lebten von den einzelnen Arten unzählige Individuen, die sich bei dem Mangel an großen Feinden ungestört entwickeln konnten. Besonders auffällig sind die Ammoniten, Kopffüßler (siehe Devon) in Kalkhäusern der verschiedensten Gestalt (Horn). Der Name Ammonshorn ist ja aus dem „Tell" bekannt: „— ein seltener Vogel oder Ammonshorn, wie es der Wandrer findet in den Bergen."



Ammonshorn

Eigenartige Geschöpfe sind die Seelilien, die es auch jetzt noch in tropischen Meeren häufig gibt. Tiere mit blumenförmigen Kelchen, vielgliedrigen Stengeln und Wurzeln, mit denen sie am Boden festgewachsen waren. Das ganze Tier war

mit Kalkplatten bedeckt. Diese sind recht oft erhalten, desgl. auch die Stengelglieder, flache Scheibchen, die im Volksmunde „Bonifaziuspfennige" genannt werden, manchmal bestehen ganze Gesteinsblöcke nur aus solchen Stengelgliedern (Trochitenkalk).



Zeitweise trockneten Teile des Meeres aus und bildeten Gips- und Salzlager wie im Zechstein. Auch der Muschelkalk tritt in der Goldberg-Löwenberger Mulde auf und zieht sich nördlich parallel dem Buntsandstein bis an den Queis hin. Er wird in den berühmten Groß-Hartmannsdorfer Kalkbrüchen abgebaut und als Bau- und Düngekalk und zur Zementfabrikation verwendet.

Die Keuperformation

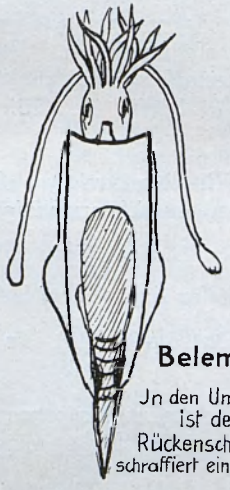
enthält eine Reihe von tonigen Gesteinen, Letten, Mergel, Sandstein, zuweilen auch etwas Gips. Der Name stammt von einem bunten Mergel, der in Thüringen diese Bezeichnung führt. Zuweilen treffen wir auch Kohlenflöze, die aber meist nicht abbauwürdig sind, an. Das alles weist auf die Entstehung dieser Schichten in einer wasserreichen Gegend, vielleicht einem Küstengebiet, das häufigen Ueberschwemmungen ausgesetzt war und darum sumpfig-moorigen Charakter trug. Außer Schachtelhalmen, die aber lange nicht mehr die Mächtigkeit der karbonischen erreichten, finden wir die ersten Palmen (Pterophyllum), die die Wälder belebten. In der Tierwelt sind besonders wichtige Veränderungen zu bemerken. Riesige Reptilien bewegten sich in den Wäldern, ihre Herrschaft in der folgenden Zeit vorbereitend, und was das wichtigste ist: in einer gewissen Keuperschicht in Württemberg hat man kleine Zähnchen gefunden, die ohne Zweifel Säugetieren gehört haben, den künftigen Herren der Welt in ihren ersten Vertretern. Es waren wahrscheinlich Beuteltiere, wie sie jetzt noch in Australien leben.

Während der ganzen Keuper- und der nachfolgenden Jurazeit ist unsre Gegend wahrscheinlich Festland gewesen, wir finden ihre Ablagerungen nirgends.

Die Juraformation

hat ihren Namen von dem Höhenzuge, der im Bogen vom Fichtelgebirge bis zum Genfer See Süddeutschland und die Schweiz durchzieht. Sein hauptsächlichstes Gestein ist der Kalk, in einigen Lagen von Ton unterbrochen. Ein gewaltiges Meer bedeckte damals fast ganz Deutschland. Nach der hauptsächlichsten Farbe der Ablagerungen unterscheidet man auch dem Alter nach: 1. schwarzen Jura oder Lias, 2. braunen Jura oder Dogger und 3. weißen Jura oder Malm. Ungemein reich ist der Jura an Ver-

steinerungen. Muscheln, Armkiemer und Seelilien bevölkerten in ungezählten Scharen seine Gewässer. Dazu kam noch eine neue Art von Kopffüßlern, die den heutigen Tintenfischen sehr nahe standen, die Belemniten. Im Rücken trugen sie als Stütze des weichen Körpers eine Kalkplatte. Die sogenannte Sepiaschale, die jetzt als Vogelfutter verwendet wird, ist das entsprechende Organ der heutigen Tintenfische. Bei den alten Arten lief diese Schale in einen kalkigen Dornfortsatz aus. Diese Dornfortsätze, die sehr häufig einzeln vorkommen, hat das Volk unter dem Namen „Donnerkeile" mit geheimnisvollen Sagen umgeben. Sie sollen dort entstanden sein, wo der Blitz in die Erde eingeschlagen ist, und in alten Zauberbüchern wird ihnen heilkräftige Wirkung zugeschrieben.



Belemnit

In den Umriß ist der Rückenschulp schraffiert eingezeichnet.

Im Jura treten die ersten Knochenfische auf, von denen im Gegensatz zu den alten Knorpelfischen nicht die Haut, sondern das Skelett, die Gräten, erhalten geblieben sind.

Die Juraformation ist die Blütezeit der großen Reptilien, Saurier, genannt. Sie sind die Herren der Welt und beherrschen Land, Wasser und sogar die Luft.

Außer diesen fliegenden Eidechsen hat man im Jura auch die Reste des ersten Vogels, des Archäopteryx, gefunden, zwar erst in zwei Exemplaren, von denen sich das eine in London, das schönere aber in Berlin befindet. Sie lagen eingebettet in dem feinen Plattenkalk von Solnhofen in Bayern, wo auch andere wunderschöne Versteinerungen gefunden werden.

Weiter drang das Meer vor und berührte auch unsern Kreis an der Nord- und Nordostgrenze. Es bildeten sich die Schichten der

Kreideformation.

Diese tritt meist am Nordrand der deutschen Mittelgebirge zutage. Ihr hauptsächlichstes Gestein ist der Sandstein, aus dem die bekannten Felsgebilde der Sächsischen Schweiz bestehen. Ein Streifen dieses Quadersandsteins zieht sich von Hochkirch, Langenau, Schützenhain (Krs. Görlitz) kommend über den Queis ins Löwenberger Gebiet, dort die Löwenberger Schweiz bildend. In zahlreichen Brüchen ist er aufgeschlossen und liefert brauchbare Steine zu Bauzwecken, Mühlsteinen und Bildhauerarbeiten.

Eine besondere Schicht der Kreideformation bildet die Schreibkreide, ein weißer Kalk: aus unzähligen Schälchen winziger Tiere bestehend.

In der Kreidezeit hat sich die Pflanzenwelt weiter entwickelt durch das Hinzukommen von Laubbäumen. In der Tierwelt merken wir eine völlige Umgestaltung. Die Muscheln bleiben allerdings die alten, aber die Ammonshörner verlieren ihre einheitliche Form, sie rollen sich auf, werden haken- und turmförmig, man begegnet allerlei abenteuerlichen Gestalten bei ihnen. Am Ende der Kreide sterben sie aus. Ebenso geht es

den großen Sauriern: „Sie kamen zu tief in die Kreide, da war es natürlich vorbei!" Desto kräftiger entwickelten sich die Säugetiere und die Vögel.

Ein Gestein der Kreidezeit wird uns später noch begegnen. Es ist der Feuerstein, der ursprünglich in schnurförmigen Lagen in der Schreibkreide eingebettet war. Er besteht aus fast reiner Kieselsäure und ist so hart, daß er, mit Stahl angeschlagen, Funken ergibt. Er ist entstanden aus den Resten von Kieselschwämmen, deren Gerüste sich aus feinen Kieselnadeln zusammensetzten. Deren Ueberreste wurden in Kulen des Seebodens eingeschwemmt und bildeten den Feuerstein, der in unsern Sandgruben so häufig ist. Wie er dorthin gekommen ist, werden wir bald sehen.

Mit der Kreidezeit schließt das Mesozoikum, die Zeit der Herrschaft der wechselwarmblütigen Tiere,

das Känozoikum, die Neuzeit der Erde,

das Zeitalter der Warmblütler beginnt.

Das älteste Glied der neuzeitlichen Formationen ist

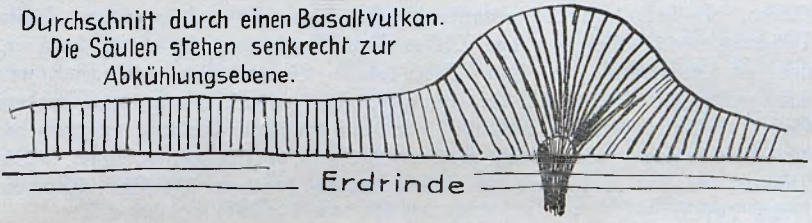
das Tertiär.

Es ist für unsern Kreis von besonderer Bedeutung, denn in ihm entstanden die wertvollsten Bodenschätze unserer Heimat, die Braunkohle und der Basalt.

Am Ende der Kreidezeit zog sich als Folge einer großen Hebung des Bodens das Meer ganz aus Deutschland zurück, und nur an besonders tiefen Stellen blieben noch Meerbecken stehen, die erst nach und nach verschwanden. Von neuem entfalteten die gebirgsbildenden Kräfte im Erdinnern, die seit dem Kulm fast völlig geruht hatten, eine rege Tätigkeit. Große Schollen wurden zusammengeschoben und bildeten die jetzt höchsten Gebirge der Erde. Bei uns war es, als ob diese Kräfte seit dem Kulm nur geschlafen hätten und jetzt ihr Werk nach demselben Plane fortsetzten. Die alten Rümpfe der längst abgewitterten kulmischen Faltungsreste wurden aufs neue emporgehoben, und es entstand unsere Sudetenkette in der Form, die sie heute, bis auf die damals größere Höhe, besitzt. Betrachten wir das Iser-Riesengebirge, so erkennen wir als Kern desselben den Granit, der auf beiden Seiten von mitgefalteten Gneisen und Glimmerschiefern begleitet ist. Im Vorland begegnen wir im Norden wie im Süden den paläozoischen Schichten, so daß die älteren stets dem Gebirge näher liegen als die jüngeren, ebenfalls nach dem Kamm zu aufgebogen.

Auch diesmal entstanden tiefe Risse und Sprünge im Gestein (Oberlausitzer Hauptverwerfung, kleine Risse im Queistal und andere) und durch diese drang das Magma an vielen Stellen an die Oberfläche. Es bildeten sich die Vulkane, die lange Jahrhunderte hindurch in Tätigkeit gewesen sein müssen, um die ungeheuren Lavamassen auszuwerfen, die heut unsre Basaltberge darstellen. Damals war die ganze Gegend von erstarrender Lava bedeckt, viel weiter und dicker, als die heutigen Reste

sich ausbreiten, die Verwitterung hat inzwischen an ihnen gearbeitet, der Queis und seine Nebenflüsse haben sich breite Betten hindurchgenagt. Wahrscheinlich sind die einzelnen Basaltberge nicht Einzelvulkane gewesen. Das geht aus folgender Ueberlegung hervor: Beim Erkalten bildeten sich auf der Oberfläche des Lavastromes Risse. Diese setzten sich senkrecht zur Erstarrungsrinde immer tiefer in sie fort, es entstanden Säulen. Wo also die Lava als gleichmäßige Decke, hervorgerufen durch den ungeheuren Erguß eines großen Kraters, den Boden bedeckt hatte, müssen die entstandenen Säulen alle parallel und meist senkrecht stehen. Das ist der Fall bei allen Bergen der nächsten Umgebung von Lauban: Steinberg, Kreuzberg, Hofeberg, Bohraer Berg. Am Krater jedoch, wo die Lava wegen ihrer Zähigkeit Kegel bildete, müssen die Basaltsäulen fächerförmig ausgebreitet sein. Dort, wo das der Fall ist, haben wir den eigentlichen Krater gefunden. Das würde bei uns im Hohwald der Buchberg und als Nebenkrater der Lindaer Steinberg sein. Von dort mag die Lava in breitem Strom, alles Leben vor sich vernichtend, über das Land geflossen sein. Der ganze Hohwald einschließlich Steinberg ist eine zusammenhängende Basaltdecke. Ob die rechtsqueisischen Basalthöhen mit dieser Decke zusammenhingen, vermag ich allerdings nicht mit Sicherheit zu behaupten.



Welche reiche Verwendungsmöglichkeiten der Basalt bietet, ist ja so bekannt, daß jedes Wort zu seinem Lobe übrig ist.

Einem aufmerksamen Beobachter fallen in der dichten schwarzen Grundmasse des Gesteins zuweilen verschiedene glasglänzende Kristalle auf. Da ist zunächst der dunkel olivgrüne Olivin zu nennen, der sich bei der Verwitterung braun färbt. Daneben treten auch blaugrüne und schwarze Körnchen auf, die aus einem Kalknatronglase bestehen, das hier auf natürlichem Wege entstand. Mitunter trifft man große Hohlräume im Gestein, die mit Kalkspat oder Natrolith in feinen weißen Nädelchen ausgekleidet ist. Eine seltene Beimengung ist der im Wingendorfer Steinberge vorkommende Laubanit.

Bei der Anlegung des Zufahrtsweges zur Talsperre Goldentraum stieß man unterhalb des Rengersdorfer Galgens auf einen Vulkanschlot, der sich deutlich durch seine rote Füllung von der vulkanischen Asche, aus der seine Umgebung besteht, abhebt. Es ist dies ein kleiner Nebenkrater, der Lava wahrscheinlich nicht ausgeworfen hat, nur Asche und Basaltbomben.

Das jüngste vulkanische Gestein des Tertiärs ist der Phonolith, der aber bei uns nicht vorkommt.

An verschiedenen Orten des Kreises findet sich ein tertiärer Quarzit, der reichlich zylindrische Hohlräume mit den Abdrücken von Aesten enthält. Leider haben sich Blätter (es handelt sich dabei wahrscheinlich um Reste von Laubhölzern) bis jetzt noch nicht gefunden, so daß man nicht genau weiß, mit welchen Pflanzen man es zu tun hat. Vielleicht ist der Quarzit aus kieselsäurehaltigen Quellen abgesondert worden, Aeste, die hineinfielen, wurden in Quarzit eingebettet. Dieses Gestein steht an in den Gruben der Chamottefabrik Wünschendorf und findet sich in einzelnen Blöcken häufig in den Sandgruben der Umgebung von Steinkirch, wo man sogar vor einiger Zeit einen verkieselten Ast gefunden hat.

Die letzten Nachklänge des tertiären Vulkanismus bilden unsre Heilquellen, deren ja unser Kreis einige besitzt.

Nachdem die vulkanische Tätigkeit einigermaßen zur Ruhe gekommen war, entwickelte sich bei mildem Klima eine üppige Vegetation. Ausgedehnte Laub- und Nadelwälder bedeckten das Gebirgsvorland, über dem sich schon eine dicke Verwitterungsdecke gebildet hatte. Wolkenbruchartige Regen unterwühlten den Boden, ließen die Stämme zusammenstürzen und schwemmten sie talab. In einem weiten Becken, das sich von Langenöls-Marklissa bis in die Heide hinein erstreckte, kam es zu Treibholzansammlungen, die bald von Schwemmsand und -lehm überdeckt wurden. Dieser Vorgang wiederholte sich einige Male. Mehr Erdschichten legten sich darüber, und es entstanden aus dem Holze unsre Braunkohlen. Wegen ihres viel geringeren Alters und der weniger mächtigen Bedeckung durch andere Gesteinsschichten sind sie nicht so hart und kohlenstoffreich geworden wie die Steinkohlen. Sie verraten ihre Herkunft noch ganz deutlich. Die Bäume, die das Holz lieferten, waren unsern heutigen sehr ähnlich, z. T. sogar dieselben.

Unser Braunkohlenbecken wird von der Gesellschaft „Glückauf" in Lichtenau und Geibsdorf, und wurde früher auch in Langenöls abgebaut, ein schwaches Flöz steht noch in der Kolonie Wünschendorf an.

An anderer Stelle, bei Schönberg und in der Niederlausitz z. B., sind die Braunkohlen auf andre Weise, ähnlich wie die Steinkohlen, entstanden. Ein Moorwald aus Zypressen, Mammutbäumen usw. gedieh dort so üppig, wie heute in Amerika in den Zypressensümpfen. An der Stelle, wo ehemals die Wälder standen, befinden sich heute die Braunkohlenflöze. Am Grunde dieser Flöze sieht man noch oft die Baumstümpfe im Boden stecken.

An der Ostseeküste wuchsen damals Wälder einer Fichtenart, deren Harz den Bernstein ergeben hat.

Die Sande und Tone der Tertiärzeit finden sich manchmal in den tiefsten Schichten unserer Sandgruben und die Sande liefern uns den weißen Scheuersand. Diese weißen Quarzsande des Tertiärs geben das Material zu der ausgedehnten Glasfabrikation in der Oberlausitz.

In den Tertiärschichten hat man viele Säugetierknochen gefunden. Fast alle Gattungen dieser Tierklasse waren vertreten. Bei uns sind noch keine solchen Reste aufgedeckt worden.

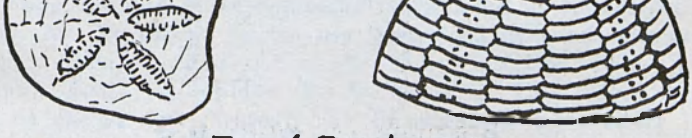
Am Ende des Tertiärs kühlte sich das Klima erheblich ab. Die wärmegewohnten Tiere zogen sich nach dem Süden zurück, das üppige Pflanzenleben verschwand allmählich. Eine Tundrenzone wie heute in Lappland breitete sich von Norden nach Süden immer mehr aus und ihr folgten gewaltige Eismassen aus dem Norden Europas, die immer weiter vordrangen. Es begann

die Eiszeit (Diluvium)

Die Gletscher kamen von den skandinavischen Gebirgen, wo sie Felsbrocken abbrachen und mitführten. Unterwegs wurden diese teilweise zermahlen und zerrieben und am Ende der Gletscher, auch in unserer Gegend, abgelagert. Durch die Schmelzwasser und den Wind erfolgte oft noch eine Umlagerung. So entstanden unsere Sandhügel und Lehmlager, die manchmal Blöcke roten schwedischen Granits enthalten, wie bei der Chamottefabrik Wünschendorf, am Galgenberge in Lauban und an anderen Stellen. Bei Neukretscham ist sogar noch eine Endmoräne erkennbar. Der Eiszeit verdanken also unsere Ziegeleien und die Töpfereien der Seidenberger Gegend ihr Rohmaterial.

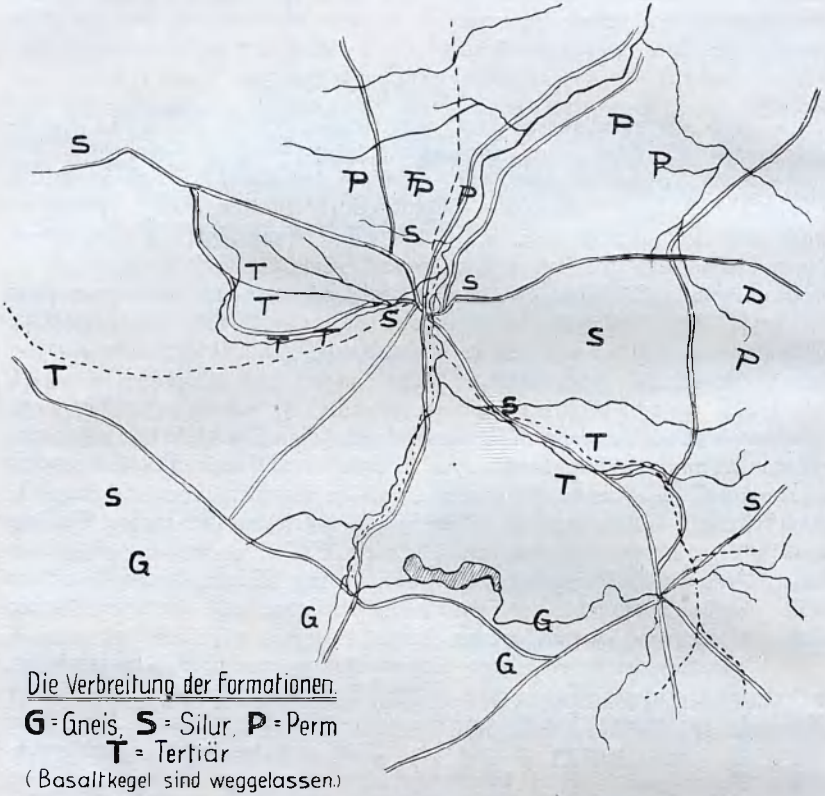
In dieser Zeit war auch unser Riesengebirge vergletschert, und manche Gründe kennzeichnen sich deutlich als ehemalige Gletscherbetten mit Moränen an den Seiten und am Ausgange. Auf der Nordseite waren es hauptsächlich vier: die Schneegruben, die Agnetendorfer Schneegrube, der Kessel der Teiche und der Melzergrund. Auf der tschechischen Südseite des Gebirges kommen bedeutend mehr tiefe Schluchten und Kessel (Aupakessel, Zehngrund, Blaugrund, Weißwassergrund, Elbgrund usw.) vor, in denen einst gewaltige Eismassen zu Tale glitten und an ihren Enden reißende Gletscherbäche entspringen ließen.

Die Spuren dieser Eiszeit können wir bei uns überall wahrnehmen, unsere Sandgruben bieten einen reichen Schatz von Gesteinen, die früher hier nicht vorkamen. Da ist der rote schwedische Granit zu nennen. Aber nicht alle Stücke kommen so weit her. Noch unterwegs, von Norddeutschlands Grund und Boden schrammten die Eismassen Gesteinsblöcke ab und brachten sie mit zu uns. Wir nennen sie Geschiebe. So finden wir u. a. schwarze silurische Kieselschiefer, die beim Zerschlagen, wenn das

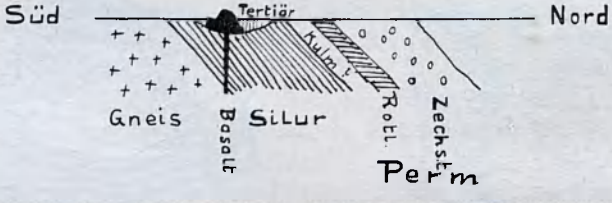


Zwei Seeigel

Glück gut ist, Graptolithen zeigen, da haben wir Tonschiefer und Sandsteine in großer Auswahl. Ein anderer Stein aus dem Geschiebe ist der Feuerstein. Er wurde aus den Kreideschichten herausgerissen, die Kreide selbst hielt diesen langen Transport nicht aus, sie wurde bald zerrieben.



Die Verbreitung der Formationen.
G = Gneis, **S** = Silur, **P** = Perm
T = Tertiär
(Basaltkegel sind weggelassen.)



Schematisches Profil N-S

In seinen braunen oder grauschwarzen Stücken ist gar oft eine zierliche Versteinerung zu finden. Wie eine winzig kleine Wabe oder wie ein niedlicher Korallenzweig muten uns die Kolonien der Moostierchen (Bryozoen) an, einer Tiergattung, die wie Korallen auf Stöcken leben. Recht nett machen sich auch die zierlichen Muschelabdrücke oder Seelilienstengelglieder, die oft wie ein Sternchen aussehen (Abb. unter Muschelkalk). Wer viel Glück hat, kann auch einen versteinerten Seeigel im Feuerstein erwischen.

Das Eis blieb nicht unbeweglich liegen. Es kamen Zeiten, in denen es nach Norden zurückwich (Zwischeneiszeiten). Man unterscheidet deren vier. Später drang es wieder vor, bis endlich endgültig die große Kälteperiode vorbei war und das Eis sich zurückzog. Es ließ Norddeutschland als weite Ebene zurück. Alle Unebenheiten waren ausgefüllt. Mächtige Schmelzwasserströme gruben sich den Weg nach Nordwesten zum offenen Meere (Urstromtäler) und ihre Täler werden z. T. noch von den heutigen Flüssen benutzt. Während der Zwischeneiszeiten bevölkerten nordische Tiere, dickpelzige Renntiere, Wildpferde, Urstiere, Höhlenbären und -löwen und vor allem das Mammut und seine Verwandten die nicht vereisten Gebiete. Von ihnen stammen die Knochen, die mitunter in den Sanden gefunden werden.

Im Diluvium tritt zum ersten Male der Mensch auf. Zunächst hatte er sich mühsam gegen die wilden Tiere zu verteidigen, errang jedoch infolge seiner höheren geistigen Fähigkeiten den Sieg. Deshalb können wir die neueste geologische Periode,

das Alluvium,

das Zeitalter des Menschen nennen. Immer noch arbeiten die geologischen Kräfte an der Umgestaltung der Erdrinde. Fortwährend bilden sich Ablagerungen von Flußschotter, Kies, Schlamm und auch Salz an Seen und Meeren. Dieselben Vorgänge, die seit dem Archozoikum gewaltet haben, walten auch heute noch, nur der Vulkanismus tritt zurück.

Dort, wo die historische Geologie eigentlich aufhört, beginnt die Geschichte.

*

Rückblick.

Wenn wir den Kreis Lauban von Süden nach Norden durchwandern, so haben wir, das Tertiär und das Diluvium weggedacht, die alten Formationen in ihrer natürlichen Reihenfolge zu durchqueren. Die Abhänge des Isergebirges werden von Gneis und Glimmerschiefer gebildet, der Gneis reicht ungefähr bis an die Linie Seidenberg—Markliffa und mit einem Bogen nach Norden bis Greiffenberg. Das Silur lehnt sich daran an bis zur Linie Neukretscham—Wünschendorf—Thiemendorf. Dann folgen nacheinander in schmalen Streifen Rotliegendes und Zechstein. Damit ist die Kreisgrenze erreicht. Es schließen sich weiter an: Buntsandstein, Muschelkalk und die Kreideschichten, die teilweise schon die alten Sedimente überdecken und am rechten Ufer des Queis etwas weiter nach Süden rücken. Das ganze Becken Lauban-Görlitz mit seinem Ausläufer bis Langenöls ist mit Braunkohlenschichten ausgefüllt, die mehr oder minder mächtig,

z. T. abgebaut werden. Bis an den Gebirgsrand heran reicht die Decke des Diluviums, die wie ein Leichentuch über die abgetragenen Stümpfe alter Gebirge gelegt ist. Nur an wenigen Stellen treten die alten Formationen zutage. Sie sind auf beifolgender Skizze angegeben. Ein schematischer Schnitt soll den inneren Aufbau des Kreises weiter erläutern und eine Tabelle das Ganze nochmals zusammenfassen.

Alles in allem können wir feststellen, daß unser Heimatkreis in geologischer Hinsicht sehr interessant ist, und daß er es wohl verdient, wenn man sich mit ihm beschäftigt.

Anmerkung: Nach der Ansicht des Herrn Bergrat Illner in Görlitz gehören die Gipslager von Schlesisch-Haugsdorf nicht der Zechsteinformation, sondern dem Muschelkalk (Triasformation) an.

Uebersichtstabelle:

Formation	Gestein	Vorkommen
Archozoikum	Gneis, Glimmerschiefer	Südkreis
Kambrium	—	—
Silur	Fossilleerer Tonschiefer	Goldentraum, Heidersdorf, Schönbrunn, Nikolausdorf, Nonnenbusch, Thiemendorf
	Graptholitenschiefer	Lauban, Bertelsdorf (?)
Devon	—	—
Karbon	Kulmgrauwacke	Nonnenbusch (?)
Perm Rotliegendes	Brandschiefer, Schieferton Roter Ton	Kol. Wünschendorf Kath. Hennersdorf—Haugsdorf
Zechstein	Kalk, Gips	Schles. Haugsdorf
Trias	—	—
Jura	—	—
Kreide	Quadersandstein	Nordöstliche Kreisgrenze
Tertiär	Basalt	Steinberg Kreuzberg, Hofeberg, Wingendorfer Steinberg Buchberg, Lindaer Berge Heidersdorfer Spitzberg, die Kuppen um Markliſſa
	Quarzit	Kol. Wünschendorf, Steinkirch
	Braunkohle	Lichtenau, Geibsdorf, Langenöls, Wünschendorf
Diluvium	Geschiebesand und -lehm Mergel	Ueberall, außer im südlichsten Zipfel
Alluvium	Ackerkrume, Flußschotter	Ueberall

Die Pflanzenwelt des Kreises.

Von H. Heidrich, Lauban.

Der Kreis Lauban steigt, wenn auch nur mit einem schmalen Streifen, bis zur Höhe der Tafelfichte hinauf. Im nördlichen Teile nähert er sich der niederschlesischen Ebene, so daß wir mit einem Höhenunterschiede von ungefähr 1000 Metern zu rechnen haben. Der Einfluß der dadurch bedingten klimatischen Verhältnisse auf die Pflanzenwelt ist natürlich sehr bedeutend. In zweiter Linie kommt der geologische Aufbau des Kreises in Betracht. Weite Strecken gehören älteren Schieferformationen an. Diese werden an vielen Stellen durch Basaltkuppen und -rücken durchbrochen. Auf den Zerfallprodukten dieser beiden Gesteine ist aber die Flora erfahrungsgemäß artenärmer als auf Kalkboden, der als Gips nur im Nordosten bei Schlesisch-Haugsdorf vorhanden ist. Formenreich ist das Pflanzenleben auch dort, wo Granit und Gneis verwittern; deshalb wird der Botaniker in den Tälern des Queises und seiner Nebenbäche, sowie des zum Flußgebiet der Neiße gehörenden Rotbaches finden, was ihm Freude macht.

Unserm Kreise fehlen große natürliche Wasserflächen und ausgedehnte Moore. Deren Pflanzenreichtum, wie er sich z. B. in der Kohlfurter Heide zeigt, suchen wir bei uns vergeblich. Auch unfruchtbare Sandstrecken kennen wir hier nicht. Wir kommen also zusammenfassend zu dem Ergebnis, daß die Pflanzenwelt den Charakter einer Vorgebirgslandschaft tragen wird, und müssen unsere Betrachtungen dementsprechend einstellen.

Um nicht planlos zu verfahren, beginnen wir mit dem Isergebirge, gehn ins Queistal, betrachten dann die Waldgebiete, denen wir bedeutungsvolle Haine und Gebüsche angliedern, verweilen bei den Wiesen und Wasserflächen und ziehen zuletzt die Bahndämme in den Kreis unserer Beobachtung.

Tafelfichte und Dreßlerberg tragen zusammenhängende Wälder. Heidel- und Preißelbeeren bedecken den Waldboden bis auf die höchsten Höhen, oft in Gesellschaft des Steinlabkrautes Galium saxatile, *) des Waldwachtelweizens Melampyrum silvaticum, verschiedener Farne, unter denen wir den Rippenfarn Blechnum Spicant besonders erwähnen, und zweier Bärlapparten Lycopodium annotinum und L. Selago. In kleineren Beständen finden wir das Nordische Ruhrkraut Gnaphalium norvegicum. An den Kahlstellen wird der Pflanzenfreund reiche Ausbeute an Habichtskräutern, der

*) Nomenklatur nach: Garcke, Flora von Deutschland, 22. Auflage 1922.

Heilpflanzensammler von Arnika nach Hause tragen. Besonders reichhaltig an Gebirgspflanzen sind die Wasserrinnen. Hier steht der Gebirgsmilchlattich Mulgedium alpinum mit schönen, blauen Körbchen, der prächtige Sturmhutblättrige Hahnenfuß Ranunculus aconitifolius mit weißen Blüten, der braune, düstere Gebirgs-Brandlattich Homogyne alpina, der weiße Germer Veratrum album, drei der zierlichen Wintergrünarten Pirola rotundifolia, P. secunda und P. uniflora. Häufig findet sich der reizende Siebenstern Trientalis europaea, selten das kleine Gelbe Veilchen Viola lutea. In den höchsten Lagen sind Bestände von Knieholz vorhanden, und in sie hineingestreut kommen die Schlesische Weide Salix silesiaca und der zu den Lilien gehörende Knotenfuß Streptopus amplexifolius vor. In das Gebiet der floristisch besonders charakteristischen Hochmoore reicht unser Kreis jedoch nicht hinein.

Der botanisch interessanteste Teil des Kreises, das Queistal zwischen Greiffenberg und Marklissa, ist durch die beiden Stauseen stark verändert worden. So sind der in dichten Polstern vorkommende Wasserhahnenfuß und sein Gesellschafter, der Wasserknöterich, von hier in das Flußbett unterhalb von Marklissa verdrängt worden. Aber die Talhänge bieten sehr viel Schönes, so im Frühjahr die roten Blütentrauben der Pestwurz Petasites officinalis, die goldleuchtenden Milzkräuter, das wechselständige Chrysosplenium alternifolium und das seltenere gegenständige Chr. oppositifolium, das in einem kleinen Rinnsal bei Goldentraum vorkommt. Ein prächtiger Schmuck der Laubgebüsche ist der Lerchensporn Corydalis cava, der sumpfigen Berglehnen das zierliche Läusekraut Pedicularis palustris. Der Hochsommer schmückt die felsigen Stellen mit der blaßgelb blühenden Schwalbenwurz Vincetoxicum officinale, dem Fingerhut Digitalis ambigua, der wundervollen Kronenwicke Coronilla varia, der großblumigen pfirsichblättrigen Glocke Campanula persicifolia, dem gelblichen Leinkraut Silene vulgaris, dem purpurroten Dost Origanum vulgare. Wo das Tal sich verbreitert und der Lauf des Wassers sich verlangsamt, findet sich der Hahnenfuß wieder ein, verbreitet sich die Wasserpest Elodea canadensis, von der bei uns nur die weibliche Pflanze Eingang gefunden hat. Die Stellen, wo der Queis tote Arme bildet, wie bei Kerzdorf und Wünschendorf, sind eine Fundgrube für Laichkraut, Zweizahn, Pfeilkraut, Froschlöffel, Igelkolben, Rohrkolben, die schöne rosenrote Schwanenblume Butomus umbellatus, das prächtige, violette Helmkraut Scutellaria galericulata u. a. Wenn sich der Sommer vom Herbste ablösen läßt, säumen sich die Ufer des Queises und seiner Seitenbäche mit den weitleuchtenden, großen, gelben Blüten des Sonnenhutes Rudbeckia laciniata, dem blaßroten Seifenkraut Saponaria officinalis, der blaßblauen Weidenblättrigen Aster Aster salicifolius, der Weidenblättrigen Spiere Spiraea salicifolia.

In den Waldflächen unseres Vorgebirgskreises herrscht der Nadelwald vor, und in ihm nimmt die Fichte den Vorrang ein, in feuchten Stellen von der Edeltanne, in der Niederung zum Teil von der Kiefer ersetzt. Vielfach, besonders als Randbaum erscheint die Lärche. Der Wachholder tritt nur in Einzelexemplaren auf, ebenso die Eibe, deren älteste Vertreter bei Katholisch-Hennersdorf und Tzschocha als Naturdenk-



Am Queis in Hertmannsdorf. Nach einem Aquarell von J. v. Carnap.

mäler geschützt werden. Die Laubhölzer kommen, die prachtvollen Bestände der Rotbuche auf dem Buchberge ausgenommen, in ganzen Wäldern nicht vor. Sie vereinigen sich in kleineren Gebüschen. An keiner Stelle ist das Hervortreten einer einzigen Baumart festzustellen; in jedem Busche sind fast alle häufigen Laubhölzer vertreten. Prächtige Exemplare von Eichen, Eschen, Ulmen finden sich im Queistal, im Logauer und Haugsdorfer Grunde, in den Gebüschen zwischen Hohwald und Holzkirch und anderen Orten. Birke ist häufig als Randbaum. Linden, alle drei Arten des Ahorns, Ebereschе, früher als Straßenbäume überall zu finden, sind durch das Anpflanzen der Obstbäume von den Chausseen so gut wie verschwunden. Die Italienische Pappel ist auch bei uns im Aussterben begriffen; dagegen hat sich die fälschlich als Akazie bezeichnete Robinie auf sonnigen Hügeln zu kleineren Beständen eingefunden.

Der Hohwald ist für den Pflanzenfreund eine reiche Fundgrube. Der Görlitzer Lehrer und Forscher Emil Barber hat sich um seine Erforschung große Verdienste erworben und an Besonderheiten die Hängende Segge Carex pendula, den Bergehrenpreis Veronica montana und Winters Brombeere Rubus Winteri festgestellt. Nach seinen Angaben beherbergt der Hohwald mehr als zwanzig verschiedene Arten der Brombeere. Namentlich die felsigen Höhen des Buchberges sind floristisch sehr beachtenswert. Im Frühling überzieht sich der Boden mit Waldmeister, Asperula odorata, dem ausdauernden Bingelkraut Mercurialis perennis. Häufig finden wir den als Heilpflanze geschätzten Sanikel Sanicula europaea, die stattlichen Stauden des Christophskrautes Actaea spicata mit schönen, weißen Blüten-

dolden und im Sommer den glänzenden, schwarzen, aber giftigen Beeren, den rötlich blühenden Kohllauch Allium oleraceum, eine stattliche Zahl von Habichtskräutern, die hohen, schönen Doldenstauden des Hainkreuzkrautes Senecio nemorensis, den kleinblütigen Haselattich Lapsana communis, den schönen blaurot blühenden Haselkohl Prenanthes purpurea, das kleinblütige Hexenkraut Circaea lutetiana und die im Kriege so stark begehrten Brennesseln. An sonnigen Stellen mit niedrigem Gehölz steht das zierliche Katzenpfötchen Antennaria dioica, läuft die Bärenschote Astragalus glycyphyllos am Waldboden hin. Hier steht der schon im März blühende Seidelbast Daphne Mezereum mit seinen scharlachroten, sehr giftigen Beeren, der Traubenholunder Sambucus racemosa, der im Schmuck seiner roten Beeren das Bild des Herbstwaldes belebt. Die Familie der Orchideen ist vertreten durch das gemeine Knabenkraut Orchis Morio, das gefleckte Knabenkraut Orchis maculata, die weiße, duftende Kuckucksblume Platanthera bifolia, das unscheinbare Zweiblatt Listera ovata, die ziemlich seltene Vogelnestwurz Neottia Nidus avis und die breitblättrige Sumpfwurz Epipactis eatifolia mit ihrer Abart E. viridans. An feuchten Stellen finden wir zwei Ausländer, die sich mit jedem Jahr weiter verbreiten, die großblütige Balsamine Impatiens Noli tangere und die kleinblütige I. parviflora, beide mit Springfrüchten, die einen interessanten Schleuderapparat für die Samen besitzen. Im tiefen Dunkel des Nadelwaldes steht der gelbe, blattgrünlose Fichtenspargel Monotropa Hypopitys.

Die an den Zuflüssen des Queises und der Neiße sich entlang ziehenden Laubgebüsche weisen eine äußerst artenreiche Flora auf. Im Frühling stehen sie im reichen Schmuck der Anemone, des Goldsterns und Scharbockskrautes. Dazwischen blühen die schöne, weiße, großblütige Sternmiere Stellaria Holostea, die gelbe Taubnessel Lamium Galeobdolon, das rauhe Veilchen Viola hirta. Seltenere Gäste sind die Haselwurz Asarum europaeum, das Moschuskraut Adoxa Moschatellina, die vierblättrige Einbeere Paris quadrifolia, das bunte Lungenkraut Pulmonaria officinalis, die herrliche, akeleiblättrige Wiesenraute, Thalictrum aquilegifolium. Im Sommer finden sich der Hainwachtelweizen Melampyrum nemorosum, die Teufelskralle Phyteuma spicatum, die quirlblättrige Weißwurz Polygonatum verticillatum, der Salomonssiegel Polygonatum multiflorum, die beiden Felbericharten Lysimachia nemorum und L. thyrsiflora. Als Schlingpflanzen beobachten wir die Winde Calycostegia sepium mit ihren schönen, großen, blaßroten Blüten. An sonnigen, trockenen Stellen der Wälder entfaltet im August das liebliche Heidekraut Calluna vulgaris seine Schönheit. Nur selten wird an wenigen sumpfigen Stellen im Osten des Kreises die Glockenheide Erica Tetralix gefunden und dürfte hier ihre Südgrenze bei uns erreicht haben.

An beiden Seiten des Queises und seiner Seitentäler, an Bergabhängen, breiten sich Wiesenflächen aus, die einen reichen Blumenflor, der ihnen in den verschiedenen Zeiten des Jahres ein ganz bestimmtes Gepräge gibt, aufweisen. Besonders charakteristisch sind in unserer Vorgebirgslandschaft Sumpfdotterblume, Löwenzahn, Wiesenschaumkraut, scharfer Hahnenfuß, Sauerampfer, Honiggras, Bärenklaue, Habichtskräuter u. a. Merkwürdigerweise fehlen einige Blumen, die im Löwenberger Kreise stellen-

weise häufig auftreten, bei uns ganz, z. B. die Trollblume und Herbstzeitlose. Das besonders im Osten des Nachbarkreises sehr häufige Himmelschlüssel kommt bei uns nur auf den Wilkaer Wiesen vor. Der Spätsommer zaubert noch einmal eine reiche Blütenpracht hervor, aus der nur erwähnt werden sollen: auf feuchten Wiesen das Sumpfherzblatt Parnassia palustris mit seiner wundervoll gebauten Blüte, der stattliche Wiesenknopf Sanguisorba officinalis mit seinem rotbraunen Köpfchen, der kleine Augentrost Euphrasia stricta. Trockene Wiesen und Ränder tragen die stattlichen Stauden des Odermennigs Agrimonia Eupatoria, den goldgelben Wundklee Anthyllis Vulneraria, das schwarze Wollkraut Verbascum nigrum, den Bocksbart Tragopogon pratensis, den gelben und weißen Steinklee, die beiden Lippenblütler Braunelle Brunella vulgaris und das Quendel Thymus Serpyllum, die doldenblütige Bibernelle Pimpinella Saxifraga, die schöne, blaue Jasione Jasione montana, die rote Taubenskabiose Scabiosa Columbaria, die Grasnelke Armeria vulgaris u. v. a.

Der Kreis Lauban enthält nur kleine Teiche und Sumpfgebiete. Die für die Moore der Niederschlesischen Heide charakteristischen Pflanzen fehlen gänzlich oder sind nur selten anzutreffen. Häufig ist an manchen Stellen das gemeine Wollgras Eriophorum polystachium. In den Teichen bei Zwecka und in einem Teiche in Beerberg finden sich die Weiße Seerose Nymphaea alba und die gelbe Nixblume Nuphar luteum. In den Sümpfen zwischen Schreibersdorf und Kath.-Hennersdorf kommt das Blutauge Comarum palustre, und an der Grenze des Kreises zwischen Langenöls und Klein-Neundorf der Bitterklee Menyanthes trifoliata vor. Häufiger sind Mädesüß Filipendula Ulmaria, Blutweiderich Lythrum Salicaria und das schöne, zottige Weidenröschen Epilobium hirsutum. Dieses und die weniger häufigen Lippenblütler Löwenschwanz Leonturus Cardica, Wasserminze Mentha aquatica und Wolfstrapp Lycopus europaeus finden wir besonders an Grabenrändern, bisweilen auch auf Schutthaufen, oft in Gesellschaft von Bertrams Schafgarbe Achillea Ptarmica. Nur an wenigen Stellen des Kreises, so in den Lehmgruben bei Neubertelsdorf und Zwecka, wird die einzige fleischfressende Pflanze unserer Heimat, der rundblättrige Sonnentau Drosera rotundifolia, gefunden. Wer die artenreichen Familien der Seggen und Binsen zum Spezialstudium machen will, wird auch hier reiche Ausbeute haben.

Die auf hoher Stufe stehende Landwirtschaft in unserm Kreise hat den Kampf gegen die Hauptunkräuter unserer Fruchtfelder mit gutem Erfolge geführt. Nur einige dieser unangenehmen Gäste, die vor allem im Vorgebirge beheimatet sind, sollen hier erwähnt werden, so der im zeitigen Frühjahre blühende Huflattich Tussilago Farfara, der kleine Klapper Fistularia Crista galli, der Hahnenkamm Fistularia Alectorolophus, die Bauernschminke Lithospermum arvense, Ackergauchheil Anagallis arvensis, der rote Zahntrost Odontites verna. Zwei Ausländer, Einwanderer aus Amerika, die sich in Gärten immer breit machen, seien noch genannt, das Kanadische Berufskraut Erigeron canadensis und das Knopfkraut Galinsogaea parviflora. Der früher als Heckenstrauch häufig vorkommende Sauerdorn Berberis vulgaris ist, da er der Verbreitung des Getreiderostes Vorschub leistet, ausgerottet worden und findet sich nur noch in Parkanlagen.

Zur Vervollständigung des Bildes der Flora des Kreises gehört noch eine Betrachtung der kahlen Bergkuppen und der Eisenbahndämme. Besonders letztere haben die Pflanzenwelt durch eingeschleppte Gewächse bereichert. Zu diesen dürften die schöne, blaue Ochsenzunge Anchusa officinalis und die Graukresse Berteroa incana gehören. Weite Verbreitung haben die gelbe Nachtkerze Onagra biennis, das schlanke Turmkraut Turritis glabra, die große Fetthenne Sedum maximum und verschiedene Arten der Gattungen Distel Carduus und der Kratzdistel Cirsium durch die Dämme gefunden. An kahlen Bergkuppen beobachten wir die Eberwurz Carlina vulgaris (aber nicht die stengellose Art), die Zypressen-Wolfsmilch Euphorbia Cyparissias, die fleischfarbene Waldplatterbse Lathyrus silvester, an Mauern das Zimbelkraut Cymbalaria muralis. Hier sollen noch drei Farne genannt werden, die besonders am Knappberge zu finden sind, die Mauerraute Asplenum Ruta muraria, der Nordische Milzfarn Asplenum septentrionale und der Tüpfelfarn Polypodium vulgare.

Nun noch etwas über die Verbreitung der Giftpflanzen im Kreise. Da ist zunächst das Fehlen der Tollkirsche Atropa Belladonna festzustellen. Selten und nur unbeständig sind der Stechapfel Datura Stramonium und das Bilsenkraut Hyoscyamus niger. Häufiger finden sich am Rande der Gewässer der Kletternde Nachtschatten Solanum Dulcamara, als Gartenunkraut der Schwarze Nachtschatten Solanum nigrum, an Mauern der Bocksdorn Lycium halimifolium. Auch die giftigen Arten der Doldenblütler, der Gefleckte und der Wasserschierling, kommen nur vereinzelt vor. Der Seidelbast und einige andere Giftpflanzen sind an anderer Stelle schon erwähnt worden.

Es würde als eine empfindliche Lücke in diesem Aufsatze empfunden werden, wenn die Klasse der Pilze keine Beachtung fände; denn ihre hohe Bedeutung für die Volksernährung wird besonders seit den Nöten des Krieges immer mehr erkannt, wenn es auch nicht an Stimmen fehlt, die vor der Ueberschätzung des Wertes warnen. Die schweren Folgen der Pilzvergiftungen wiederholen sich in jedem Sommer, und fast immer stellt es sich heraus, daß die Unkenntnis die Ursache des Unglücks ist. Also Kennenlernen der Arten und Sammeln unter Mitnahme guter Pilztafeln, die überall wohlfeil zu haben sind, Bekämpfung der vielen falschen Regeln, nach denen man giftige von eßbaren Pilzen unterscheiden will. Als Hauptgrundsätze merke man sich: 1. Was ich nicht kenne, lasse ich stehen. 2. Was weich und madig ist, kann ich nicht brauchen. 3. Pilze kann ich in frischem Zustande nicht aufbewahren. 4. Wenn er sich zersetzt, wird auch der beste Speisepilz zum Schädling.

Unser Kreis mit seiner abwechselungsreichen Wald- und Gebüschbildung birgt eine kaum übersehbare Zahl von Pilzen, von denen wir natürlich nur einige erwähnen können. Die ersten Pilze, die im Frühjahr auf den Markt kommen, sind die Lorcheln, die in manchen Jahren im Jungholzbestande des Hohwaldes häufig gefunden werden. Ihr Hut ist ganz unregelmäßig und hat schöne, schokoladenbraune Farbe. Die ihr verwandte Spitzmorchel hat eine ebenso gefärbte, aber ganz regelmäßig

pyramidische Kappe. Sie wächst in den Büschen zwischen Langenöls und Klein-Neundorf. Vom Sommer ab finden wir in fast allen Wäldern den Gelbling, der auch unter dem Namen Eierschwamm, Rilge, Kochmännel bekannt ist. Er erfreut sich mit Recht großer Beliebtheit; denn er hat keinen Doppelgänger, der als gefährlicher Schädling anzusprechen wäre. Der rotgelbe, falsche Pfifferling, mit dem er verwechselt werden kann, ist wohl ungenießbar, aber nicht giftig. Der Spätsommer ist die eigentliche Pilzzeit. Dann ziehen die Leute in Scharen hinaus in den Hohwald, den Nonnenbusch, die Büsche bei Steinkirch, Bertelsdorf, Küpper, Linda und anderen Orten.

Im Fichten- und Kiefernwalde steht der Steinpilz, im Birkenbusche die Rotkappe und der Kapuzinerpilz mit graubrauner Kuppe, der gelbe Butterpilz, im Grase der Kuhpilz, am Waldwege der Semmelpilz, auf verfaulenden Stubben der braune Stockschwamm, im Waldesdunkel Ziegenbart, Habichtsschwamm u. v. a. Den beliebten Blutreizker suchen wir in manchen Jahren erfolgreich am Waldrande und der benachbarten Wiese. An den Straßenrändern ist bisweilen der Knoblauchpilz oder Mousseron mit seinem dünnen Stiel und pfenniggroßen Hute stark verbreitet. Als Speisepilz ist der auf trockenen Viehweiden in merkwürdigen Ringen stehende Feldchampignon sehr beliebt. Weniger bekannt sind seine Verwandten, deren Hut oben grau ist, deren Lamellen rot wie bei der ersten Art sind, der manchmal in Mohrrübenfeldern wachsende Schafchampignon und der Waldchampignon. Der letzte unserer Speisepilze ist der im Herbste bis zum Eintritt des Frostes auf Sandboden gedeihende Grünling.

Fast jeder dieser Edelpilze hat einen ihm ähnlichen Verwandten, der entweder giftig oder zum mindesten wertlos ist. Der gefährlichste unter ihnen ist der Knollenblätterschwamm, mit dem Champignon leicht zu verwechseln. Das untrüglichste Kennzeichen ist die Knolle am Grunde des Stieles. Dem Blutreizker ist der Bartreizker, dessen Hutrand mit Zotten versehen ist, und der weiße Milch tropfende Giftreizker ähnlich. Nicht oft begegnet man im Walde dem prachtvoll gefärbten, aber giftigen Satanspilz. Viel häufiger dagegen ist der lilafarbene Dickfuß. Beide können von unerfahrenen Pilzsuchern als Steinpilze angesehen werden. Der grüngelbe Schwefelkopf, der auch auf verfaulendem Holze büschelweise wächst, muß, da er giftig ist, vom Stockschwamm gut unterschieden werden. Mit Vorsicht ist auch die arten- und farbenreiche Gattung der Täublinge zu behandeln. Nichts belebt den düstern Fichtenwald mehr als der prächtige rote, weiß geperlte, aber giftige Fliegenpilz. An Waldrändern und auf trockenen Wiesen finden wir den weißen eßbaren Eierbovist und den grauen, giftigen Kartoffelbovist. In nassen Sommern strömt uns aus Laubgebüsch oft ein äußerst durchdringender übler Geruch entgegen. Er kommt von der sehr häßlich aussehenden Stinkmorchel.

Wir wollen diesen Abschnitt nicht ohne kurzen Hinweis auf zwei zu den Pilzen gehörende Baumzerstörer schließen. Auf Obstbäumen wächst der Schwamm Fomes igniarius mit seinem konsolartigen Fruchtkörper und auf Birken und Buchen der Feuerschwamm F. formentarius; beide fügen ihren Wirten nachhaltigen Schaden zu.

Wer im Isergebirge wandert, findet stellenweise an Fichten und Lärchen die beliebte Bartflechte, Usnea barbata; sie ist ein Vertreter der merkwürdigen Klasse der Flechten, die eine Symbiose von Alge und Pilz darstellen. Auch das Isländische Moos Cetraria islandica ist im Kreise an Felsabhängen, z. B. auf dem Knappberge, zu finden.

Die vorstehenden Ausführungen erheben keinen Anspruch auf Vollständigkeit und Lückenlosigkeit. Große Pflanzenklassen wie Algen und Moose mußten übergangen werden, andere wie Farne, Schachtelhalme, Bärlappe und Flechten wurden nur berührt. Wie reizvoll es auch ist, ihren Artenreichtum auch nur einigermaßen kennen zu lernen, der Rahmen, den ein Heimatbuch gibt, setzt Grenzen, die nicht überschritten werden konnten.

*

Baastschälreim.

Pipla, Pipla, gib mer Soaft,
bis der Bauer Hoaber roafft,
roaffe ne allene,
dar Hund, dar hott vier Beene,
de Koatze hott an langen Schwanz,
Pipla, Pipla, bleib mer ganz.

Die Tierwelt des Kreiſes.

Von H. Heidrich, Lauban.

Die Eigenart des Vorgebirgskreiſes, die in dem Fehlen bedeutender Waldgebiete und natürlicher, großer Waſſerbecken zum Ausdruck kommt, iſt von entſcheidendem Einfluß auf die Tierwelt.

Um möglichſt lückenlos zu verfahren, beginnen wir unſere Betrachtungen mit den

Säugetieren.

Der Hirſch, der König des Waldes, bleibt auf das Iſergebirge beſchränkt. Das Wildſchwein kommt nur ganz ſelten als Ueberläufer aus der Heide vor; das letzte wurde im Juni 1926 im Hohwalde geſchoſſen. Das 1912 im Rieſengebirge ausgeſetzte Mufflon mag hin und wieder bis zur Tafelfichte hinüberwechſeln. Der Kreis erfreut ſich dank der Schonung durch einſichtige Jagdliebhaber eines ſtattlichen Rehbeſtandes, z. B. auf den Gemarkungen Berkelsdorf und Ober-Rudelsdorf. Auch der Haſe findet allerorten günſtige Lebensbedingungen. Das wilde Kaninchen, vor einer Reihe von Jahren in den Wäldern von Steinkirch, Oertmannsdorf und anderen Orten ſtark verbreitet, iſt an Zahl ſehr zurückgegangen. Von den vierfüßigen Räubern iſt der Fuchs am ſtärkſten vertreten; viel ſeltener wird der Dachs geſehen. Edel- und Baummarder und Iltis finden ſich in allen Teilen des Kreiſes, ebenſo das Wieſel, das an Weg- und Feldrainen, in Gärten und an Straßen ſein Räuberleben führt. Kurzer Erwähnung bedarf die Tatſache, daß ſeit kurzer Zeit in Kerzdorf eine Farm für Blaufüchſe entſtanden iſt.

Ueber das Vorkommen der oft verkannten Fledermäuſe und Spitzmäuſe liegen geſicherte Forſchungsergebniſſe nicht vor. Die ſchädlichen Nager, Haus- und Feldmaus, die überaus läſtige Scherrmaus, die Wanderratte ſind überall verbreitet. Bei der faſt verſchwundenen Hausratte iſt neuerdings langſame Zunahme feſtgeſtellt worden. Vereinzelt begegnen wir auf Fruchtfeldern dem Hamſter. Die ab und zu auftauchenden Gerüchte über Erlegung von Biſamratten haben ſich faſt immer als falſch erwieſen, es handelte ſich entweder um die gewöhnliche Ratte oder den Siebenſchläfer.

Ueber die

Vögel

des Kreiſes ſind wir dank der Arbeit der Naturforſchenden Geſellſchaft in Görlitz gut unterrichtet. Die Raubvögel ſind vertreten durch Mäuſebuſſard, Hühnerhabicht, Sperber, Turm- und Baumfalke, Weſpenbuſſard. Seltener iſt die Gabelweihe, ſehr ſelten der ihr verwandte Rote Milan, der vor einer Reihe von Jahren bei Oertmannsdorf niſtend beobachtet

worden ist. An den Geibsdorfer Teichen und den beiden Stauseen wird der Fischadler, der hier allerdings nur kurze Gastrollen gibt, öfters gesehen. Ueberall dort, wo ältere Bestände an Laubbäumen vorhanden sind, finden sich Eulen, von denen im Kreise vier Arten festgestellt worden sind, die Schleiereule, der Waldkauz, das als „Totenvogel" immer noch verschrieene Käuzchen und der seltene Rauhfußkauz, der nur an den Abhängen der Tafelfichte zu finden ist. Leider ist bei allen vorgenannten Vögeln seit einigen Jahren starke Abnahme zu bemerken.

Die Waldhüter, die Spechte, sind vertreten durch den Grünspecht, den großen und kleinen Buntspecht und den weniger zahlreich vorkommenden stattlichen, schönen Schwarzspecht. Auch die Spechtmeise ist ein gern gesehener Gast unserer Wälder, Anlagen und Obstgärten. Den von allen andern Vögeln verschmähten behaarten Raupen geht der Kuckuck stark zu Leibe.

Das zahllose Heer der gefiederten Sänger ist auch bei uns in vielen Arten vorhanden. Zeisig, Stieglitz, Goldhähnchen, Gimpel, im Sommer Bewohner der Nadelwälder, kommen im Winter in die Nähe der Ortschaften und sind leicht zu beobachten. Im tiefsten Waldesdunkel nistet der Fichtenkreuzschnabel. Der stattliche Kernbeißer hält sich in der Nähe der Obstalleen auf. Die Nachtigall nistet nirgends im Kreise. Wir begegnen ihr nur, wenn sie auf der Durchreise in einem Gebüsch Rast hält. Zahlreich sind die Drosseln vertreten. Die Amsel ist überall Standvogel geworden und hat sich mehr, als es den kleinen Sängern dienlich ist, verbreitet. In den Gebirgsbächen treffen wir die Gebirgsbachstelze und die schön gezeichnete Wasseramsel. Von ersterer sind im Hohwalde, bei Linda, Küpper und Seidenberg Brutstellen gefunden worden. Scharen von Krähen beleben unsere Fluren. Doch finden wir nur noch bei Kath.-Hennersdorf und Schönberg Brutkolonien der Saatkrähe; die bei Wünschendorf ist seit 1910 verlassen. Die prächtige Mandelkrähe ist bei uns nur Durchzugsvogel. Seit einigen Jahren scheint sich die Elster stärker zu vermehren.

Wie fast überall in Deutschland ist auch hier ein starkes Abnehmen der Haus- und Dorfschwalbe festzustellen. In den Städten erfreuen wir uns an der überaus schnellen und gewandten Turmschwalbe; in vielen Sandgruben nistet die Mauerschwalbe. Auch der den vorigen nahe verwandte Ziegenmelker ist nicht allzu selten. Als Durchreisende begrüßen wir den Seidenschwanz und das zierliche Blaukehlchen. Das niedliche Braunkehlchen ist nach neuen Forschungen in der Seidenberger Gegend als Brutvogel anzutreffen. Unserm farbenprächtigen Eisvogel, der am Queis, Rotbach und anderen Orten sein schmuckloses Nest baut, wird seine Schönheit zum Verhängnis. Unverständige Sammler und Schießer setzen ihm so zu, daß sein Aussterben bei uns nur noch eine Frage der Zeit ist. Auch der schöne Vogel „Bülow", der Pirol, wird immer seltener. Eine Zunahme ist zu verzeichnen bei dem Würger und dem stattlichen Eichelhäher.

Hühnervögel sind zahlreich vertreten. An der Tafelfichte und am Dreßlerberge gibt es noch Auerwild, stellenweise im Kreise auch Birkhühner. Die Fruchtfelder werden durch das Rebhuhn und die leider immer seltener werdende Wachtel belebt. Die zahlreichen dichten Gebüsche im Kreise eignen sich vortrefflich zur Anlage von Fasanerien. Der prächtige Goldfasan ist auf den Feldern häufig zu beobachten.

Wir wenden uns nun den Sumpf- und Wasservögeln zu. Der weiße Storch hat im Kreise keine einzige Brutstätte. Wer ihn indes in seinem Neste sehen will, hat im benachbarten Ullersdorf dazu Gelegenheit. Der schwarze Storch ist seit 15 Jahren — es wurde damals



Jungfuchs am Bau.] Phot. Wosch. Deutsche Jägerzeitung.

bei Oertmannsdorf ein Exemplar erlegt — im Kreise nicht mehr gesichtet worden. Kurze Gastrollen gibt der stattliche Fischreiher in der Nähe von Teichen, ebenso die Rohrdommel, die es meisterhaft versteht, sich der Umgebung anzupassen. Bei Wünschendorf, Haugsdorf, Wingendorf, Schönbrunn, Geibsdorf, Seidenberg und an den Stauseen nistet der schmucke Kiebitz. Ihn zu beobachten, wenn er einen seinen Eiern nachstellenden Menschen irreführt, ist eine hohe Freude für den Naturfreund. Aus sumpfigen Wiesen erschallt in warmen Sommernächten der eintönige Ruf der Wiesen-

schnarre, auch Wachtelkönig genannt. Der Wachtel ist sie in ihrem Gefieder ähnlich, unterscheidet sich aber durch die hohen Stelzbeine von ihr. Zu den interessantesten Erscheinungen unserer Wasserflächen gehört das grünfüßige Teichhuhn. In der Kunst, sich seinen Verfolgern und Beobachtern unsichtbar zu machen, läßt es sich nicht leicht übertreffen.

Als Nistvögel werden in unseren Teichen auch der Haubentaucher und der Zwergtaucher — letzterer von der Größe eines Rebhuhns — beobachtet. So schnell sie sich im Wasser fortbewegen, so langsam und unbeholfen sind sie auf dem Lande. Sehr scheu und dabei geschickt, sich zu verstecken, ist die Wasserralle, die bei Geibsdorf und Seidenberg Nistplätze hat. Wer Geduld besitzt, still zu beobachten, entdeckt sie im Rohr und erkennt sie an ihren hellen Streifen in den Weichen und dem leuchtenden Rot des Schnabels. Ständige Bewohner unserer Teiche sind Stock- und Krickente. Erstere, die Stammutter der Hausente, ähnelt ihr ganz und gar. Viel kleiner und unscheinbarer im Gefieder ist die letztere. Als Durchzugsgäste mit nur kurzer Rast werden die Graugans, die Löffel- und die Pfeifente beobachtet.

Die Hoffnung, durch die Anlage der beiden Stauseen des Kreises würde die Vogelwelt eine große Bereicherung erfahren, hat sich als falsch erwiesen. Infolge des stets wechselnden Wasserstandes können sich an den Ufern keine größeren Bestände an Sumpf- und Wasserpflanzen bilden. Demzufolge fehlen Nist- und Schutzgelegenheiten, und so sind auch die wenigen Einzelwesen von Vögeln, die versucht haben, sich häuslich niederzulassen, nach kurzer Zeit wieder weggeblieben.

Die Klasse der

Reptilien

ist durch Eidechsen und Schlangen vertreten. An Mauern, Gartenzäunen und Grabsteinen begegnen wir der flinken Zauneidechse, die in ihrer graugrünen Farbe einen trefflichen Schutz besitzt. Sie ist der schlimmste Feind der kleineren Bergeidechse, deren Junge sie bis zur Vernichtung verfolgt. Letztere hat sich deshalb auf die Berge zurückziehen müssen. An feuchten Orten lebt die harmlose Blindschleiche. Die häufigste Schlange unseres Kreises ist die Kreuzotter. Im Hohwalde, am Knappberge, an der Klinge und anderen Orten kommt sie so oft vor, daß die Behörden, um sie mit Erfolg bekämpfen zu können, Fangprämien ausgesetzt haben. Seltener ist die immer noch als „Otterkönig" verkannte und zu Unrecht verfolgte Ringelnatter, kenntlich an den beiden gelben Flecken auf dem Kopfe.

Aus der Klasse der

Amphibien

sind der Gras-, Wasser- und Laubfrosch überall zu finden, ebenso die nützliche Kröte, die beste Helferin des Gärtners im Kampfe gegen das Ungeziefer, besonders die Schnecken. Kleine Bäche im Schatten des Waldes, feuchte Gebüsche sind der Aufenthalt des prächtigen Feuersalamanders, während der kleine und große Teichmolch in Tümpeln leben. Auf dem Isergebirge und bei Seidenberg wird der Kammolch beobachtet. Das etwa 15 Zentimeter lange Männchen trägt als besonderen Schmuck am Hochzeitskleide auf dem Rücken einen Zackenkamm.

Auch bezüglich der

Fische

können wir uns kurz fassen. Die rasch dahinplätschernden Gebirgsbäche mit ihrem klaren Wasser enthalten für die Forelle die besten Lebensbedingungen. Wenig bekannt dürfte es sein, daß in einigen Bächen, z. B. dem Schreiberbache, das Bachneunauge vorkommt. Natürlich haben auch bei uns die Fabrikwässer unter den Fischbeständen schwere Verheerungen angerichtet. Die beiden Stauseen haben die Entwicklung der Fische sehr vorteilhaft beeinflußt. Vornehmlich sind es Hechte, Karpfen, Schleien, Barsche, Rotaugen, Döbel und Kressen, die nicht nur in großer Zahl, sondern auch in stattlichen Exemplaren gefangen werden.

Nicht unerwähnt soll bleiben, daß der jahrzehntelang aus unsern Gewässern verschwundene Flußkrebs sich nach und nach wieder einzubürgern scheint. Die früher im Queis vorkommende Flußperlmuschel, deren Perlen geschätzt waren, ist verschwunden.

Wenn wir nun zu der artenreichsten aller Tierklassen, zu den

Insekten,

übergehen, so wird zunächst festzustellen sein, daß unser Kreis Besonderheiten, wie sie z. B. der Nachbarkreis Löwenberg unter den Schmetterlingen und Käfern, die speziell Bewohner der Iserwiesen sind, aufweist, nicht bieten kann. Wir werden die einzelnen Ordnungen der Kerbtiere nach ihrem Verhältnis zu den Kulturpflanzen in Wald, Feld, Wiese, Gebüsch und Teich, also zum Menschen selbst, betrachten.

Die Schmetterlinge selbst werden vom Menschen gern gesehen wegen ihrer Schönheit, ihres anmutigen Wesens, wegen ihres Nutzens bei der Bestäubung der Blüten. Ihre Larven jedoch sind durchweg mehr oder weniger Schädlinge, deren zerstörende Tätigkeit oft unübersehbaren Schaden bringt, so die gefürchteten Waldvernichter, die Nonne, der Kiefernspinner. Wir erinnern uns noch sehr gut der Jahre 1908 und 1909, als die Nonnenraupen weite Gebiete des Hohwaldes in grauenhafter Weise verwüstet haben. Unsere Nadelbäume besonders, aber auch Laubbäume, und von diesen vornehmlich die Eiche, werden von dem kleinen, grauen, unscheinbaren Prozessionsspinner heimgesucht, und mancher Pilz- und Beerensammler, mancher Spaziergänger, der aus dem Walde mit geschwollenen Augen und schmerzenden Schleimhäuten in Nase und Hals heimkehrte, hat nicht gewußt, daß an diesen Erscheinungen die abgebrochenen dünnen Härchen der Raupe, die im Walde umherschwirren und in die Luftwege geraten, schuld sind. Feinde unserer Obstbäume sind Ringelspinner, Goldafter, Baumweißling und Apfelwickler. Ersterer klebt seine Eier ringförmig um den Zweig. Der Baumweißling ist selten geworden. Der zuletzt genannte Schmetterling, ein kleines Tier, schwirrt zur Blütenzeit scharenweise um die Apfelbäume. Die zahlreichen abfallenden, braun gewordenen Blüten sind zum großen Teil sein Werk. Die Zerstörungen des Kohlweißlings sind zu bekannt, als daß auf sie besonders eingegangen werden müßte. Wer indes das nicht sehr angenehme Geschäft des Raupenablesens treiben muß, wird auch oft grüne Tiere finden, die Raupen der Kohleule;

an Gefräßigkeit stehen sie hinter jenen nicht zurück. Das krankhafte Aussehen mancher Kraut- und Rübenpflanze verursacht die Erdraupe, die ihr Unwesen an den Wurzeln treibt und aus den Eiern einer anderen Eulenart entsteht. Eulen heißen diese Schmetterlinge wegen des Aussehens, das ihnen die starke Behaarung am Kopfe und an der Vorderbrust gibt. Wer die Sonnenvögel, die „fliegenden Edelsteine" zum Gegenstande genauer Betrachtung und des Studiums machen will, der wird an den sonnigen Kahlstellen des Hohwaldes, auf dem Knappberge, der Klinge, dem Ramsen, den Lehnen des Queistals und anderen Orten auf seine Rechnung kommen. Leider ist bei den schönsten dieser Schmetterlinge, wie Ordensband, Admiral, Trauermantel, Pfauenauge, Schwalbenschwanz eine Abnahme festzustellen, an der vielfach die „Sammelwut" Schuld trägt; ihre Raupen bewohnen keine von unsern Nutzpflanzen, sondern nur Wildgewächse, Brennessel, Pfaffenhütchen, Wolfsmilch u. a.

Unübersehbar ist das Heer der Käfer. Unser Kreis gehört zu den Landschaften, die alle vier Jahre von einer großen Maikäferplage heimgesucht werden. Die davon betroffenen Gewächse, besonders Eiche, Ahorn, Weide, die Obstbäume, sogar einige zarte Arten ausländischer Tannen, sehen in dieser Zeit nicht nur bejammernswert aus, sondern erleiden schwere Hemmung in ihrer Weiterentwicklung. Und der Mensch ist diesen Schädlingen wie den vorhin genannten gegenüber machtlos. Was die Engerlinge des Maikäfers an unsern Pflanzen für Verwüstungen anrichten, davon weiß jeder, der Kohl, Salat und Erdbeeren anbaut, zu erzählen. Zahlreich sind die Käfer, deren Larven Holzmörder sind, wie Borkenkäfer, verschiedene Arten des Bockkäfers, der Buchdrucker u. a. Mancher vom Sturm zerbrochene Baum, der äußerlich gesund aussah, verdankt sein frühes Ende diesen Schädlingen. Der größte Käfer Europas, der Hirschkäfer, ist hier im Kreise seit langem nicht mehr beobachtet worden. An unsern Obstbäumen treibt der Apfelblütenstecher, an den Haselnußsträuchern der Haselnußbohrer sein Unwesen. Doch auch in dieser Tierordnung hat der Mensch Freunde und Gehilfen. Die prachtvollen, stahlglänzenden Laufkäfer und Puppenräuber vernichten ungeheure Mengen von Larven aller Art, der Totengräber beseitigt Tierleichen aller Art in erstaunlich kurzer Zeit; der Siebenpunkt, der Liebling der Kinder, ist ein schlimmer Feind der Blattläuse. In warmen Juni- und Julinächten fliegt der einzige Leuchtkäfer unserer Breiten, das Johannisvürmchen. Auf den Teichflächen beobachten wir den räuberischen, großen Gelbrand, dessen Larven ihm an Raubgier nicht nachstehen, und den kleinen schwarzen Taumelkäfer, so genannt nach den kreisförmigen Bewegungen, die er auf der Oberfläche ausführt.

Die hohe Bedeutung der Honigbiene im Haushalt der Natur und des Menschen, bedarf keiner besonderen Würdigung. Doch ist die Immenzucht in unserem Kreise weniger bedeutend als in anderen Gegenden. Von ihren nächsten Verwandten kommen hier im Vorgebirge vier Arten von Hummeln, die sich durch die Färbung des Hinterleibes voneinander unterscheiden, vor. Während bei den für die Bestäubung mancher Blüten notwendigen Hummeln eine Abnahme festgestellt werden muß, werden die Wespen in manchen Jahren zur Plage. Auch die gefährliche Hornisse findet sich an vielen Stellen.

Wer die Nadelwälder unserer Heimat durchreist, findet vielerorts die oft meterhohen Bauten der großen Waldameise, die immer noch nicht die Schonung erhält, die sie verdient. Auch die kleine gelbe und rote Ameise, die Hügel bis zu der Größe des Maulwurfshaufens auftürmen, sind häufig anzutreffen. Ihr Feind, der Ameisenlöwe, lauert am Grunde seines Sandtrichters auf sie und bewirft sie, wenn sie an den Wänden des Trichters emporklimmen wollen, mit Sand, sodaß sie wieder herabgleiten und rettungslos in seine Mörderarme geraten. Er findet sich im Kreise im Nonnenbusch und in den Meilbergen.

Das Tierleben auf der Wiese würde recht einförmig sein, wenn nicht Laubheuschrecke, Grille und Heimchen ihr munteres Wesen trieben. Ueber dem Bache tummelt sich die prächtige Libelle, ein wahrer Edelstein unter den Kerbtieren, schwirrt mit klapperndem Geräusch die Ameisenjungfer, summt die Schwebfliege. Auf Wassertümpeln schießt der zu den Wanzen gehörende Rückenschwimmer hin und her, der jungen Fischbrut nachstellend. Viel schädlicher ist der Wasserskorpion. Am Stamme alter Linden sitzt in Mengen die rotgefleckte Feuerwanze, und Früchte aller Art verdirbt die Beerenwanze. Wer eine Beere, auf der sie gesessen hat, in den Mund bekommt, wird den scheußlichen Geschmack lange nicht los. Nicht gerade häufig ist die häßliche Maulwurfsgrille, die ihr Vernichtungswerk unterirdisch treibt. In unserer an Laubgebüsch reichen Gegend hat mancher Beerensucher die Zecke heimgebracht. Sie bohrt sich in die Haut ein und saugt sich voll Blut, bis sie Haselnußgröße erreicht. Ein Tröpfchen Oel zwingt sie zum Loslassen. Ebenfalls an Laubholz sitzt die prachtvoll rot gekleidete Samtmilbe.

Ein Wort noch über die sogenannten

niederen Tiere,

die Planktonkrebse, Räder- und Sonnentierchen, Amöben, Polypen und Aufgußtierchen. Wer sie erforschen will, findet reiche Ausbeute in den Tümpeln auf den Wingendorfer Wiesen, im Holzkircher Tief, dem toten Arm bei Wünschendorf, den Wilkaer Teichen, dem Stausee bei Markliſſa. Er wird dabei auch für die Kenntnis der niederen Pflanzen reichen Gewinn heimtragen. Sehr interessant ist die Ordnung der Cladoceren, der Ruderkrebse. Bei der Durchforschung des Staubeckens wurden von Dr. Herr, Görlitz, Eigenarten festgestellt, die nur in größeren Tiefen gefunden werden. Francee sagt von diesen Tierchen: „Keine Form ist langweilig oder trivial. Sie muten den Beschauer an wie drollige Schildkröten, mit spitzem Schnabel und einem großen, schwarzen, schielenden Auge, manche mit einem Elefantenrüssel, andere mit einem Helm auf dem Kopfe, mit langen Tastern und mächtigen Ruderarmen.“ Diese Tierchen haben einen durchsichtigen Körper. Im Wassertropfen, unter dem Mikroskop lassen sich überaus anziehende biologische Betrachtungen anstellen. Man erkennt das Gehirn mit den Ganglien und Nervensträngen, sieht den Verdauungsschlauch mit dem erweiterten Magen, das pulsierende Herz und kann die Nahrungsaufnahme bis zur Ausscheidung der unverdauten Stoffe verfolgen. Man kann also, wie sonst kaum, einen Blick tun in die geheimnisvolle Werkstatt der Natur. Wer einmal Interesse daran gewonnen hat, den läßt es nicht wieder los.

Die Naturdenkmäler des Kreises Lauban.

Von Dr. O. Herr-Görlitz. Mit 8 Aufnahmen des Verfassers.

Artikel 150 der Reichsverfassung bestimmt, daß die Denkmäler der Natur sowie die Landschaft den Schutz und die Pflege des Staates genießen. Den uns etwas fremd anmutenden Begriff „Naturdenkmal" erläutern die vom preußischen Kultusministerium (1906) ausgearbeiteten „Grundsätze für die Wirksamkeit der Staatlichen Stelle für Naturdenkmalpflege in Preußen." Es heißt dort § 2: „Unter Naturdenkmäler sind besonders charakteristische Gebilde der heimatlichen Natur zu verstehen, vornehmlich solche, welche sich noch an ihrer ursprünglichen Stätte befinden, seien es Teile der Landschaft oder Gestaltungen des Erdbodens oder Reste der Pflanzen- und Tierwelt." Später hat die Staatliche Stelle ihr Arbeitsgebiet erweitert und auf den gesamten Natur- und Heimatschutz ausgedehnt. Als Gegenstand der schützerischen Betätigung bezeichnet sie jetzt (1926):

1. Bemerkenswerte Einzelschöpfungen der Natur (Naturdenkmäler im engeren Sinne),
2. Gefährdete Tier- und Pflanzenarten,
3. Gebiete mit bemerkenswerter Bodengestaltung, Tier- und Pflanzenwelt, Naturschutzgebiete, die entweder a) vollkommene Schutz(Bann-)gebiete, in denen die Natur in ihrer Gesamtheit erhalten bleiben soll, oder b) beschränkte Schutzgebiete, innerhalb derer von den drei Faktoren: Bodengestalt, Pflanzenkleid, Tierwelt nur einer oder einige oder gar nur eine bestimmte Klasse von Erscheinungen geschützt werden sollen, sind.
4. Das Landschaftsbild. (Schutz gegen Entstellung durch Maßnahmen der Industrie, der Verkehrsunternehmungen, der Siedlung, der Forst- und Landwirtschaft, des Reklamewesens und dergl. mehr.)

Wenn wir an der Hand dieser Ausführungen den Laubaner Kreis betrachten, so müssen wir von vornherein gestehen, daß die unter 3 genannten Objekte hier nicht in Frage kommen: Naturschutzgebiete gibt es im Kreise nicht, sie lassen sich auch in Zukunft nicht schaffen. Die fortschreitende Kultur mit ihrer mehr oder minder intensiven Land- und Forstwirtschaft hat den Boden derartig ausgenutzt, daß nirgends mehr ein Fleckchen ist, auf dem die Natur frei nach ihren eigenen Gesetzen schalten und walten kann. Oedländereien finden wir kaum, und die Moore sind zu winzig, um eine charakteristische Flora zu erzeugen und zu erhalten. Ursprüngliche Wälder, deren Bäume nicht aus Pflanzung hervorgegangen sind, suchen wir vergebens. Zwar sind der Nonnenbusch, der Küpper- und

der Hohwald nicht ohne Reize; aber sie unterliegen in ihrem Werden und Vergehen der Forstverwaltung, nicht ihrer eigenen schaffenden, aufbauenden und vernichtenden Kraft. Die Berge der Vorgebirgslandschaft sind zu niedrig, „als daß nicht der Hauch der Grüfte zu ihnen emporstiege". Freuen wir uns des Burgbergs bei Seidenberg und seiner Anlagen, des romantischen Alt-Seidenberger Grundes, der in durchaus berechtigtem Heimatstolz als Schönberger und Kupperer Schweiz bezeichneten Gelände: Naturschutzgebiete in des Wortes wahrer Bedeutung sind es nicht. Auch das Landschaftsbild als solches zu schützen, ist in den meisten Fällen nicht möglich. Wir können die Anlage von Steinbrüchen, die Begradigung der Flüsse usw. nur schwer oder gar nicht verhindern, der Industrie nicht vorschreiben, wie sie ihre Gebäude der Landschaft anzupassen hat; selbst für die Straßen- und Eisenbahnreklame ist es oft schwer, eine Störung des Landschaftsbildes nachzuweisen. Hier muß und wird die Zeit Wandel schaffen. Wir müssen uns deshalb schon darauf beschränken, einzelne Gebilde des Erdbodens, einige seltene Pflanzen- und Tierarten festzustellen, die die Bezeichnung Naturdenkmal verdienen, und die der Schonung und Erhaltung wert sind. Aus der Geologie des Kreises (vergl. S. 66) haben wir gesehen, daß sein erdgeschichtlicher Werdegang sehr interessant und mannigfaltig ist; er hat manche Zeugen hinterlassen, die wohl als Naturdenkmäler anzusprechen sind. Am Südfuß des Ramsen (436,1 Meter) hält das „Ramsenmännel" treue Wacht nach dem Queis hin; es ist ein ca. 14 Meter hoher Gneisfelsen, der in seinen Umrissen wirklich an eine menschliche Gestalt erinnert. Im Alt-Seidenberger Grunde finden wir den kleinen und unmittelbar an der Grenze mit der Tschechoslowakei den großen Katzenstein, Granitfelsen, die hier dem Lausitzer Granitmassiv aufgelagert sind. Bei beiden tritt die für den Granit so seltene säulenförmige Absonderung, die schon Glocker in seiner „Geologischen Beschreibung der Oberlausitz" (1857) als Merkwürdigkeit erwähnt, auf. Die dicken, unregelmäßigen Säulen stehen am kleinen Katzenstein senkrecht, während sie am großen schief gegen das Tal hin (südwestlich) einfallen, so daß man das Gestein auf den ersten Blick für Basalt halten könnte. Der große Katzenstein ist für den Forscher auch noch dadurch interessant, daß in den Granit leicht erkennbare gneisartige Partien eingelagert sind. Geologische Naturdenkmäler von besonderem Reiz bieten ferner die sogenannten „Weißen Steine", von denen wir im Kreise zwei finden, der eine liegt im Markliſſaer Stadtwalde oberhalb des Waldgasthauses südöstlich von Markliſſa, der



„Das Ramsenmännel." Von G. Sprenger

andere östlich von Ober-Gerlachsheim. Ihre Entstehung verdanken sie wie der Totenstein bei Steine im Kreise Löwenberg emporsteigenden Kieselsäurelösungen, die auf Spalten im Gneis oder Glimmerschiefer die Kieselsäure als milchweißen Quarz absetzten, der dann infolge seiner größeren Widerstandsfähigkeit durch die Verwitterung des umgebenden Gesteins freigelegt wurde. Die Quarzmassen des letzteren, die sich auf der tschechoslowakischen Seite bei Wünschendorf fortsetzen, sind z. T. durch Eisenoxydhydrat rot ge-



Der Knappberg bei Markliffa.

färbt. Im Volksmunde führen sie den Namen „Roter Jürg", weil sie der Sage nach der Teufel — allerdings unter Verfehlung des Zieles — nach einem so benannten Klausner, der hier seine Anhänger sammelte, geworfen haben soll.

Während die bis jetzt genannten Naturdenkmäler aus dem Altertum der Erde stammen, versetzt uns eine Reihe anderer in die Neuzeit, in jene Epoche, die wir als Tertiär oder in etwas einseitiger Beurteilung als Braunkohlenzeit bezeichnen. Starken, von Nordosten und Südwesten kommenden Drucken ausgesetzt, wurde der Felsboden unserer Heimat in dieser Zeit zusammengeschoben; Risse und Spalten bildeten sich, und auf diesen drang als feurigflüssige Masse der Basalt nach oben, mehr oder weniger spitze Eruptionskegel bildend oder sich als Deckenergüsse über weite Flächen (Laubaner Hohwald) ausbreitend. Gewaltige, im Tertiär niedergegangene Regenmassen kühlten die glühende Lava ab und veranlaßten die für den Basalt so typische Bildung von Säulen, die bei Deckenergüssen senkrecht stehen, bei den Eruptionskegeln meist geneigt sind. Der

Laubaner Hohwald zeigt uns in jedem seiner vielen Steinbrüche die prächtige Senkrechtstellung. Am Knappberg bei Markliſſa (403 Meter) finden wir die eigenartige Meilerſtellung der Säulen, während ſie beim Riedſtein (465 Meter) bei Gebhardsdorf und beim Heidersdorfer Spitzberg



Die alte Eibe in Katholiſch-Hennersdorf.

ſchräg nach allen Seiten geneigt ſind. Die an der Grenze des Kreiſes bei Nieda liegenden Heidenſteine zeigen ſogar die ſeltene plattenförmige Abſonderung des Baſalts. Auf dem Gipfel des Burgberges finden wir wie am Löbauer Berg in einzelnen Partien den erbſenkörnigen Dolerit-baſalt. Knappberg, Riedſtein, Heidersdorfer Spitzberg und der Burg-berg müßten unbedingt als Naturdenkmäler dem Kreiſe erhalten bleiben und vor dem immer mehr um ſich greifenden Steinbruchbetriebe bewahrt werden; ſie entſprechen nicht nur in landſchaftlicher, ſondern vor allem auch in wiſſenſchaftlicher Hinſicht allen Anforderungen, die wir nach unſerer Einleitung an ein Naturdenkmal ſtellen müſſen. Schon naht ſich ihnen

die Spitzhacke, und ich will nur hoffen, daß es dem Kreise und den interessierten Gemeinden gelingt, diese Basaltberge zu retten. Das Mittelalter der Erde und die Eiszeit, die besonders im Norden und Osten der Oberlausitz von nachhaltigem Einfluß auf die Bodengestaltung gewesen ist, haben im Laubaner Kreise keine bedeutsamen Zeugen hinterlassen, und wir könnten hiermit die Betrachtung der geologischen Naturdenkmäler überhaupt abschließen, wenn wir nicht noch auf einige wichtige Aufschlüsse



Die „Einsame Kiefer" auf dem Fichtelberg bei Katholisch-Hennersdorf.

im Kreise hinweisen wollten, die ich als geologische Urkunden bezeichnen möchte, weil sie nicht den Charakter eines Denkmals besitzen, wissenschaftlich aber von hohem Werte sind und deshalb Anspruch auf Schutz haben. Bei der Chamottefabrik in Wünschendorf sind an mehreren Stellen die Brandschiefer, die dem Rotliegenden angehören, erschlossen. Noch heute findet man in ihnen Abdrücke von Farnen, Fischen, Estherien und Koprolithen. Die Erhaltung eines dieser Aufschlüsse ist mir bereitwilligst zugesagt worden. Im Alt-Seidenberger Grunde tritt im Granit ein schmaler Basaltgang zu Tage, der allerdings durch den Steinbruchbetrieb leider schon sehr gelitten hat. Von ganz besonderem Interesse aber ist ein beim Bau des Weges nach der Goldentraumer Talsperre freigelegter Vulkanschlot, ein Vulkan der Tertiärzeit, der nicht zur Entwicklung gekommen, gleichsam ein Embryo geblieben ist. Der Gneis ist hier durch eine schwarze, unregelmäßige Masse unterbrochen, die erfüllt ist mit Basaltlapilli und zum Teil gelbrot gebrannten Gneisstücken. Leider

wird dieses interessante Gebilde, auf das Herr Professor Dr. Berg zuerst aufmerksam machte, bald bewachsen und dadurch der Beobachtung entzogen sein.

Von den Naturdenkmälern des Erdbodens wenden wir uns denen der Pflanzenwelt zu. Hier müssen wir zunächst die alten Bäume würdigen. Majestätische, uralte Bäume waren es, die einst Alexander von Humboldt auf seinen Reisen in Südamerika veranlaßten, den Begriff „Naturdenkmal" zu prägen, und noch heute erfüllt uns der Anblick eines solchen Baumriesen, der Jahrhunderte, Jahrtausende überdauert hat, mit Ehrfurcht und Scheu. Wir sind nun im Kreise Lauban in der glücklichen Lage, den ältesten Baum Deutschlands, wenn nicht Mitteleuropas, zu besitzen, die Eibe in Katholisch-Hennersdorf. Bei einem Umfang von 5.02 Metern dürfte ihr Alter, wie ich vor kurzem berechnet habe, mit 1400 Jahren nicht zu hoch gegriffen sein. Bei seinem jetzigen Besitzer, dem „Ibenbauer" Herschel, steht dieser Veteran, der allerdings hohl ist und auch sonst viele Zeichen von Altersschwäche zeigt, in guter Hut, so daß sich hoffentlich noch recht viele Geschlechter an ihm erfreuen können. Alte Eiben, etwa 30, finden wir auch beim Schlosse Tzschocha, von denen die stärkste einen Umfang von 3 Metern und ein Alter von etwa 7- bis 800 Jahren hat. Die Eibe gehört zu den Nadelhölzern, und wenn wir uns nun gleich nach anderen hervorragenden Vertretern dieser Ordnung umschauen, so fällt unser Blick auf die „Einsame Kiefer" auf dem Fichtelberge nördlich von Katholisch-Hennersdorf. Mit 2 Metern Umfang ist sie die stärkste Kiefer des Kreises und übertrifft die sonst schönere und hochwüchsigere Kiefer bei Rengersdorf, deren Schutz in den letzten Jahren erreicht worden ist. Starke Fichten sind im Kreise merkwürdiger Weise selten, und wir wollen uns hier auf die Erwähnung der dicken Fichte (2,5 Meter Umfang) im Laubaner Hohwald beschränken. Nordöstlich von Alt-Gebhardsdorf steht der „Einsame Baum", eine etwa 100jährige Lärche, die weithin das Wahrzeichen der Gegend bildet. Bei der Umschau unter den Laubbäumen fällt uns auf, daß die Eiche im Laubaner Kreise bei weitem nicht in so starken Stücken vertreten ist wie in den anderen Kreisen der Oberlausitz. Wenn wir von den beiden Eichen im Park von Ober-Gerlachsheim (4 Meter und 6,6 Meter Umfang) absehen, so finden wir im ganzen Kreise eigentlich nur einen nennenswerten Baum, nämlich am Wege vom Dominium Messersdorf nach dem Heller. Es ist eine gesunde, kräftige Sommereiche mit 4,12 Meter Umfang, die nach



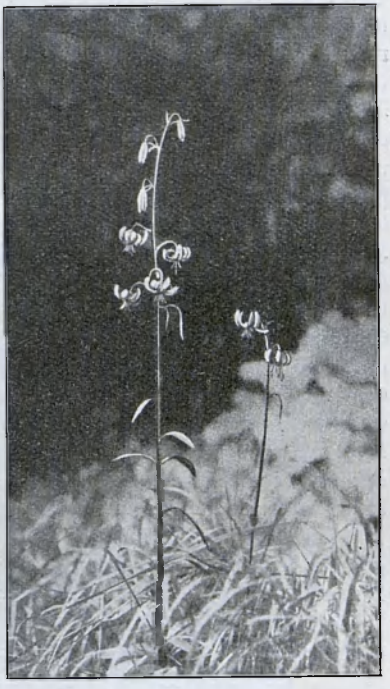
Die Kiefer bei Rengersdorf.

dem Meßtischblatt (2944) „Prinz-Wilhelm-Eiche" heißt, ein Name, der allerdings in der Gegend gar nicht bekannt ist. Etwas besser sieht es im Kreise um die Buchen aus. Allen Queistalwanderern ist die schöne Kaiserbuche (3.40 Meter Umfang) im Adlerstein bekannt; ansehnliche Vertreter der Gattung finden wir ferner auf der Anhöhe südlich der Franz-Joseph-Quelle in Straßberg (3,3 Meter Umfang) und am Südrande des Oberwaldes bei Kath.-Pfaffendorf von derselben Stärke. Auch die beiden stattlichen Buchen an der Parkmauer in Mittel-Gerlachsheim, von denen die stärkere (4 Meter Umfang) allerdings schon recht abständig ist, und die schönen Exemplare am Anfang der Schwarzen Allee in Meffersdorf müssen wir hier noch erwähnen. Wie einst bei unseren Vorfahren, so erfreut sich auch heute noch die Linde allgemeiner Beliebtheit. An der Nordseite von Kath.-Hennersdorf steht die durch eine wunderbare Krone ausgezeichnete „Viehweglinde", das „Lindl" genannt (3,3 Meter Umfang); sie soll mit einigen anderen hier stehenden nahezu ebenso starken Linden und der oben erwähnten „Einsamen Kiefer" den Rest des Nonnenbusches bilden, aus dem Ziethen am 23. November 1745 über die Sachsen herfiel, ein Streich, der ihm seinen bekannten Beinamen „Ziethen aus dem Busch" verschaffte. Schöne Linden treffen wir weiter bei Seidenberg an der Görlitzer Chaussee, das „Ringl" genannt, und an der Wegkreuzung Ober-Gerlachsheim—Hartmannsdorf—Wünschendorf. Beide Bäume sind von Bänken umgeben und bieten dem Wanderer ein beschauliches Plätzchen. Die stärkste Linde des Kreises in Volkersdorf, die am Grunde einen Umfang von 8 Metern, in Brusthöhe von über 5 Metern hatte, ist, nachdem sie der Sturm wiederholt arg mitgenommen hatte, leider wie auch die alte Linde an der Weggabelung Meffersdorf-Neugersdorf der Axt zum Opfer gefallen. Mit der Erwähnung der starken Roßkastanie (3,5 Meter Umfang) an der Kastanienschänke in Hartmannsdorf, der schönen Urle (Bergahorn) an der Franz-Joseph-Quelle in Bergstraß und der riesigen Schwarzpappel (4.25 Meter Umfang) am Wege von Schönbrunn nach Lauterbach wollen wir die Betrachtung der Naturdenkmäler aus der Baumwelt abschließen und nur noch auf die sagenumwobene Hofallee, die „Schwarze Allee" bei Meffersdorf, die aus Buchen (siehe oben), Kastanien, Linden, Eichen und Ahornbäumen besteht, und auf die Lindenallee am Gute Alt-Seidenberg hinweisen.



Einsamer Baum bei Alt-Gebhardsdorf.

Durch die von den Ministern für Wissenschaft, Kunst und Volksbildung und für Landwirtschaft, Domänen und Forsten erlassenen Polizeiverordnung vom 30. Mai 1921 sind für ganz Preußen eine Anzahl Pflanzen als Naturdenkmäler unter Schutz gestellt worden. Diese Polizeiverordnung verbietet, „geschützte Pflanzen zu entfernen oder zu beschädigen, insbesondere sie auszugraben, abzureißen oder abzuschneiden." Ferner ist das Feilhalten, der An- und Verkauf, sowie die Beförderung der geschützten Pflanzen untersagt, ebenso auch jede andere Art des Erwerbs oder der Veräußerung. Uebertretungen werden mit Geldstrafen bis zu 150 Mk. oder mit Haft geahndet. Von diesen geschützten Pflanzen kommen für den Laubaner Kreis zunächst die Bärlapp- oder Schlangenmoosarten in Frage. Es sind auf dem Boden hinkriechende, blütenlose Pflanzen, die hin und wieder noch heute zum Schmücken der Häuser, zu Guirlanden und Kränzen verwertet werden. Am häufigsten und daher weniger gefährdet sind der Tannenbärlapp (Lycopodium selago L.) und der keulenförmige Bärlapp (Lycopodium clavatum L.), bei uns auch Bärlatsch, August- oder Teufelsfinger genannt. Der sprossende Bärlapp (L. annotinum L.) ist nur aus dem Laubaner Hohwald bekannt, während der noch seltenere flache Bärlapp (L. complanatum L.) nur im Nonnenbusch bei Lauban gefunden wurde. Ganz allgemein ist auch die Eibe (Taxus baccata L.) geschützt, doch dürfte sie außer den bei den Bäumen genannten Naturdenkmälern kaum noch wild im Kreise vorkommen. An der äußersten Ostecke des Kreises, allerdings schon im Görlitzer Kreise, wachsen noch einige Exemplare des als Relikt aus der Steppenzeit geltenden Federgrases (Stipa pennata L.), die dringendster Schonung bedürfen. In derselben Gegend, sich aber bis in den Laubaner Kreis hineinziehend, finden wir den herrlichen Türkenbund (Lilium martagon L.), die Zierde der Oberlausitzer Flora. Hinweisen möchte ich hier noch auf die allerdings außerhalb der Landesgrenze auf sächsischem Gebiet gedeihende Wassernuß (Trapa natans L.), die früher in der Oberlausitz weit verbreitet war, jetzt aber im Stiftsteich von Joachimstein eine der letzten Zufluchtsstätten gefunden hat. In Gebüschen, Bergwäldern (Hohwald), an Gräben, wächst der Seidelbast (Daphne mezererum L.), auch Kellerhals genannt, der uns oft schon Ende Februar durch seine hellpurpurnen oder weißen Blüten erfreut. Außer diesen amtlich geschützten Pflanzen



Türkenbund am Bohraer Berg.

finden wir im Kreise Lauban noch eine große Menge von eigenartigen und seltenen Gewächsen, deren Schonung dringend zu empfehlen ist; denn es ist ja nicht die Seltenheit allein das Ausschlaggebende, sondern erst die mannigfachen Probleme, die sich daran knüpfen, machen die Art erhaltenswert. Erinnert sei hier an den Eichenschildfarn (Aspidium dryopteris Baumg.) im Laubaner Hohwald und am Knappberg bei Markliffa, den Bergschildfarn (Asp. montanum Aschers.) auf dem Buchberge im Hohwald, den braunstieligen und nördlichen Streifenfarn (Asplenum trichomanes L. und Aspl. septentrionale L.) mit ihrem äußerst seltenen Bastard (A. germanicum) am Heidersdorfer Spitzberg, Steinberg, Knappberg und Riedstein, an die Mondraute (Botrychium lunaria) auf dem Steinberge, die vierblättrige Einbeere (Paris quadrifolia) im Hohwald, bei Schönberg und Kath. Pfaffendorf, die grüne Hohlzunge (Coeloglossum viride), die fliegenartige Höswurz (Gymnadenia conopea), die gemeine und breitblättrige Sumpfwurz (Epipactis palustris und E. latifolia) bei Nikolausdorf und im Hohwalde, die Herbstwendelorche (Spiranthes autumnalis), die Nestwurz (Neottia nidus avis), die Prachtnelke (Dianthus superbus) und das sichelblättrige Hasenohr (Bupleurum falcatum) auf den Niedaer Bergen, an die Schuppenwurz (Lathraea squamaria), die Haselwurz (Asarum europaeum) am Burgberge, an den Sonnentau (Drosera rotundifolia) und die weiße Seerose bei Zwecka. Diese Pflanzen treten meist nur vereinzelt auf, ihre Standorte sind vielfach derartig, daß sie von ihrem schlimmsten Feinde, der modernen Bodenkultur, nicht erreicht werden; zum Glück sind sie fast alle so wenig auffällig, daß ihnen nur von Fachleuten Gefahr droht. Da aber diese in ihrem Sammeleifer schon manche Pflanze ausgerottet haben, so seien auch sie an ihre Pflicht erinnert, in Fragen des Naturschutzes mit gutem Beispiel voranzugehen; denn die Wissenschaft selbst hat das größte Interesse an der Erhaltung dieser Arten.

Zum Schluß wenden wir uns der Tierwelt zu. Es mag gewiß manchem auf den ersten Blick sonderbar erscheinen, daß es auch hier „Naturdenkmäler" geben soll, und doch ist es so. Die durch die fortschreitende Kultur und dauernde Verfolgung selten gewordenen und seltener werdenden Arten ohne Rücksicht auf Nutzen oder Schaden verdienen mit Recht diese Bezeichnung. Es war ja überhaupt ein großer Fehler der alten Schule, daß sie die Tiere in nützliche und schädliche teilte, die ersteren über den grünen Klee lobte, den letzteren aber durch die Beschreibung nur den Steckbrief ausstellte, damit sie jeder totschlüge, der sie findet. Ihrer Aufgabe und Stellung im Haushalt der Natur wurde wenig oder gar nicht gedacht. Das ist zum Glück anders und, wir können wohl sagen, besser geworden. Unter den Säugetieren gehört zunächst der Fischotter, dieser urwüchsige und interessante Bewohner des Wassers, ohne Zweifel zu den Naturdenkmälern. Früher weit verbreitet, ist er mir in den letzten Jahren nur noch von der Grenze des Kreises aus der Wittig und dem Queis gemeldet worden. Gewiß, der Otter ist unzweifelhaft ein arger Fischräuber, aber bei der Seltenheit des Tieres fällt der angerichtete Schaden für die Allgemeinheit überhaupt nicht mehr ins Gewicht. Wie ihm, ist es Grimbart, dem Dachs, ergangen. Durch maßlose Verfolgung, daß man ihn mit Kind und Kegel ausgrub, ihm mit Pulver

und Blei, Gift und Fallen nachstellte, ihn selbst auf Treibjagden nicht schonte, ist er heute im Kreise tatsächlich auf den Aussterbeetat gesetzt. Sein Vetter, der Fuchs, ist zwar noch ziemlich verbreitet; aber wenn ihm weiter so mit allen Mitteln zu Leibe gegangen wird, dann sind auch die Tage Meister Reinekes gezählt. Zu meiner Freude aber kann ich



Die Haselmaus. Museum Görlitz.

hier berichten, daß mir gerade aus dem Kreise Lauban Förster bekannt geworden sind, die den Wert des Fuchses erkannt haben und ihn deshalb schonen. Der Edelmarder ist mit der Zeit so selten geworden, daß wir ihn kaum noch als Bürger des Kreises buchen können,*) das gleiche Schicksal droht dem Steinmarder. Wie arg dem Maulwurf, diesem modernsten Pelztier, zugesetzt worden ist, ist ja zur Genüge bekannt, und selbst der Igel erfreut sich nicht allgemeiner Schonung. Zu

*) Durch eine Verordnung des Regierungspräsidenten vom 7. Mai 1927 ist der Edelmarder bis zum 31. Mai 1929 unter Schutz gestellt worden.

den Naturdenkmälern aus der Tierwelt gehören auch unsere Schläfer, von denen die kleine Haselmaus im Kreise nicht so selten ist, der Siebenschläfer dagegen im letzten Jahrzehnt nur noch in Friedersdorf und Tzschocha beobachtet worden ist. Daß alle Fledermäuse uneingeschränkter Schonung verdienen, braucht hier wohl nur erwähnt zu werden. Böse ist es um die gefiederte Welt, um unsere einheimischen Vögel, bestellt. Hier ist maßlos gewüstet und gesündigt worden, nicht nur bei uns, sondern überall. Zunächst und am meisten an den Raubvögeln! Der Name ist den unglücklichen Geschöpfen zum Verderben geworden. Alles, was einen krummen Schnabel und scharfe Krallen hatte, wurde abgeknallt, vergiftet, im Eisen hingemordet; sie waren „vogelfrei" im wahrsten Sinne des Wortes. An ihre Aufgabe als Schutzpolizei, als treue Gehilfen im Kampf gegen Schädlinge, als Erhalter des Gleichgewichts in der Natur dachte niemand. Dadurch hat man nun glücklich erreicht, daß alle Raubvögel, vom kleinen Turmfalken bis zum Habicht, so selten geworden sind, daß man sie heute als Naturdenkmäler ansprechen muß; andere (Adler, Uhu) sind gänzlich bei uns ausgerottet. Feinde der Niederjagd sollten sie sein; nun, ich frage jeden Jäger: „Ist die Niederjagd besser geworden, seitdem die Raubvögel verschwunden sind?" Im Gegenteil! Zum Glück hat sich das Gesetz ihrer angenommen und nahezu alle Tagraubvögel und sämtliche Eulen für das ganze Jahr oder wenigstens einen Teil desselben geschützt. Neben den Raubvögeln sind viele große und besonders bunte Vögel aufs äußerste bedroht, sei es, daß sie der „Auchjäger" als Schädlinge herunterschießt, sei es, daß man sie als Trophäen für die Diele, das Arbeitszimmer braucht. Der Kreis Lauban ist seit langem in der Literatur dadurch bekannt, daß in ihm kein einziger Horst des weißen Storches vorhanden ist. Aber wer sich für Freund Adebar interessiert, der findet unmittelbar an der Grenze bei Ullersdorf noch ein Nest, das ihm Gelegenheit bietet, diesen herrlichen Vogel beim Bau der Wohnung und bei der Aufzucht der Jungen zu beobachten. Auch an der Westgrenze des Kreises bei Nikrisch ist seit Jahren ein Storchenpaar bemüht, sich ein Heim zu gründen. Der schwarze Storch überfliegt nur hin und wieder von Klitschdorf aus das Gebiet, während der Kranich ihm von der Görlitzer Heide und zur Zugzeit seinen Besuch abstattet. Der vielgeschmähte und verfolgte Fischreiher ist als Gast an einzelnen Teichen und an den Talsperren beobachtet worden, während die große Rohrdommel nur selten den Kreis berührt. Auf der großen Genossenschaftsweide bei Nikolausdorf hat sich der Wiedehopf wieder angesiedelt, und läßt dort seinen charakteristischen Ruf erschallen; doch leidet er sehr unter der Wohnungsnot — er ist ein Höhlenbewohner —, so daß die Hoffnung, daß er sich hier wie die ebenfalls dort beobachtete Blauracke dauernd halten wird, nur gering ist. Unsern herrlichen Eisvogel, diesen fliegenden Edelstein, der ehemals an allen Gewässern häufig war, hat man als Fischräuber nahezu ausgerottet. Hin und wieder vernimmt man zur Balzzeit noch das Kollern des Birkhahns, während sich sein großer Vetter, der Ur- oder Auerhahn, schon längst in die dichten Wälder von Klitschdorf und am Dreßlerberg zurückgezogen hat. Doch genug der Beispiele! Wir können nicht weiter auf Einzelheiten eingehen, müssen leider aus Raummangel unsere Sänger

in Wald und Feld ganz außer Betracht lassen; aber das wird, hoffe ich, unsere kurze Uebersicht gezeigt haben, daß es heute bei der grenzenlosen Verarmung unserer heimatlichen Vogelwelt nicht mehr heißen kann: „Schützt diesen oder jenen Vogel!" sondern „Schützt alle Vögel! Schafft ihnen



Der Siebenschläfer. Museum Görlitz.

Nistgelegenheit! Stört sie nicht beim Brutgeschäft! Füttert die Vögel im Winter!"

Von den niederen Wirbeltieren sind in erster Linie der Feuersalamander, die Unken und Molche, alle Eidechsen, die Ringelnatter und glatte Natter zu schonen. Die allgemein als Naturdenkmal geschützte Flußschildkröte ist im Kreise noch nicht beobachtet worden, dürfte dort auch kaum vorkommen.

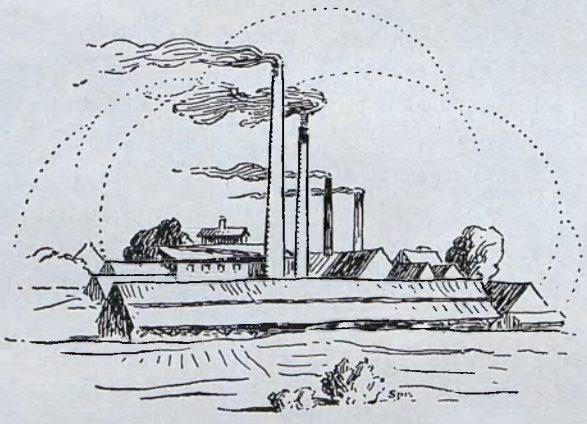
Nur eine Anzahl der wichtigsten und bedeutendsten Naturdenkmäler des Kreises habe ich hier herausgegriffen. Aus guten Gründen. Die Bezeichnung Naturdenkmal bedeutet letzten Endes ein Werturteil, mit dem man nicht verschwenderisch umgehen soll, da durch häufigen Gebrauch

der Wert des Ausdrucks vermindert wird. Es ist nicht angängig, jeden Hügel, jeden geologischen Aufschluß, jeden etwas sonderbar gewachsenen Baum, der vielleicht morgen schon abgehauen wird, als Naturdenkmal zu bezeichnen; nur für wirkliche Glanzstücke sollte dieser Begriff angewendet werden. Andererseits dürfen wir uns aber auch nicht allein auf den Schutz der Naturdenkmäler beschränken. Das höchste Ziel der Naturdenkmalpflege muß der Schutz der gesamten Natur sein, ein Ziel, das nicht durch Polizeivorschriften und Strafmandate, sondern durch Erziehung zur rechten Naturschutzgesinnung zu erreichen ist. Immer mehr muß sich im ganzen Volke, bei jung und alt, arm und reich, die Erkenntnis Bahn brechen, daß es sich hier um bedeutende ethische und soziale Aufgaben handelt, daß es hohe, ideale Ziele sind, denen wir nachstreben. Der Grund zu dieser Auffassung aber muß bereits im Elternhaus und in der Schule gelegt werden durch zweckmäßige Belehrung, durch Erziehung auf Wanderungen, durch Anleitung zu praktischer Betätigung. Die Jugend muß zu einem tiefen Verständnis des Waltens der Allmutter Natur, zu einer sinnigen, gemütvollen Betrachtung ihrer Schönheit im ganzen wie im einzelnen geführt werden. Dann wird die Liebe zu ihr von selbst erwachen, jene Liebe, die schützend die Hand über ihre Gebilde erhebt, die die Wurzel der Heimatliebe und damit der Liebe zu Volk und Vaterland ist.

*

Ane Geschichte.

'ch war Euch amoal woas soin:
A Schlitten is kee Woin,
A Woin, doas is kee Schlitten,
Der Bauer kimmt geritten.
Geritten kimmt der Bauer,
Doas Laben wird ihm sauer.
Sauer wird ihm 's Laben,
Der Weinstuck hoat 3 Raben.
3 Raben hoat der Weinstuck.
A Koalb is kee Ziegenbuck.
A Ziegenbuck is kee Koalb.
Meine Prädigt is ock hoalb.
Hoalb is meine Prädigt,
Der Wurte bie 'ch entledigt.
Und hätt 'r mich nie ausgelacht,
Hätt' ich die Prädigt wetter gemacht.



Bodenschätze und Industrie

Die Landwirtschaft des Kreises.

Von A. Voellmer, Lauban.

„Viele haben die Andacht vor einem reifenden Kornfeld fast verloren. Es will nicht mehr so richtig in unsere Augen passen, jenes große, göttergroße Bild vom säenden Bauersmann. Da spricht man vom Fluch der Erde. Niemals hat es einen Fluch der Erde gegeben. Sie läßt mit sich ringen, so lange mit sich ringen, bis die Bauernfaust schwielig ist, bis der Schweiß in ihre Furchen fällt. Aber dann gibt sich diese Erde segensfroh hin."

Jungnickel.

Heimat, liebe Heimat, wo ist sie mehr als draußen am Bach, in dem wir als Kinder wateten, im Wald, wohin es uns immer wieder zieht, auf der Höhe, mit dem Blick in die Ferne, wo Himmel und Erde sich berühren.

Der Stadtgeborene findet sie wohl auch in der Enge der winkligen Straßen, der Landgeborene wird sie nur draußen finden, aber unsere kleinen und mittleren Städte hängen noch zu eng mit der Landschaft zusammen, um nicht auch ihren Bewohnern ein Stück der Gebundenheit zu lassen, die sie der Landschaft zugehörig macht.

Aber wer ist enger verbunden mit der Landschaft der Heimat als der Bauer. Ihr entsprossen ist sein Heimathaus, das sich eng an die Hügel anschmiegt, so eng, daß es von Bäumen umschattet, den Blick niemals stört, ein Stück der Mutter Erde.

So durchziehen in langen Reihen die Gehöfte die Täler in zwei Reihen, zwischen ihnen ein Bach und eine Straße mit Wiesengründen daran. Nicht eng aneinander liegen die Höfe, sondern jeder gesondert für sich.

Da geht man oft eine Stunde lang durch ein Dorf, wenn man sich heut noch herabläßt, auf Schusters Rappen zu reisen. Und hier begegnen wir dem Bauer, hier sind wir in seinem Reich, hier ist er zu Haus, hier wirkt er nicht fremd wie in den Straßen der Stadt oder den Räumen eines städtischen Hauses.

Schlicht und einfach und still wie seine Umgebung, die ihn schuf. Warum mißfällt uns all der städtische Putz auf dem Lande? Er stört uns, denn er bringt eine Dissonanz in die Harmonie der Landschaft.

Den Landmann, viel gescholten und selten gepriesen, einmal beneidet, ein andermal verachtet vom Städter, — lerne ihn hier auf seinem Hof kennen, geh in das Haus, das er mit seinen Tieren teilt, sieh ihm zu, wie er still hinter dem Pfluge herschreitet, sieh, wie in aller Herrgottsfrühe das Vieh von ihm versorgt wird, ehe er selbst noch an sich gedacht

hat und sieh ihn in der Abenddämmerung spät mit seinen Pferden vom Feld kommen, nicht hastig und schnell, nicht in träger Ruhe, aber mit ruhigem, immer gleichmäßigem Schritt.

Die Fremdheit zwischen Stadt und Land ist nicht verwunderlich, einen anderen Schritt ging der Städter, einen schnelleren als der Landbewohner. Hier draußen bleibt man länger dem Alten treu, da gibt es Gewohnheiten und Arbeiten, die sich Jahrhunderte erhielten, manche wohl



Aufziehendes Gewitter. Nach einem Aquarell von E. v. Lucius.

ein Jahrtausend. Die Erde hielt ihre Kinder fest in der Hand und erzog sie; darin liegt auch das Geheimnis der erhaltenden Kraft. Schwer nur dringt Fremdes hinein, bemerkbar ist leicht, wo das Fremde gewaltsam sich Bahn machte, wo Schlote und Schächte die Landschaft störten, aber auch da gelang es nicht, dem ländlichen Wesen alles zu nehmen.

Dieser Landschaft müssen wir uns bemächtigen, ihre Eigenart erfühlen. Der heimische Kreis ist es wert. Neben seinen reichen landschaftlichen Schönheiten wurde viel Fleiß an die Kultur des oft spröden Bodens verwendet.

Die landschaftlichen Reize schuf seine Lage, in den Vorbergen des Isergebirges bis 600 Meter am Fuße der Tafelfichte ansteigend, zusammen mit den kleinen Gebirgsbächen und dem Queis als größtem Gewässer.

Durch die Vorgebirgslage ist auch das Klima bedingt, das mit etwa 800 Millimeter Niederschlägen weit über dem Durchschnitt Mitteldeutschlands liegt. Aber auch innerhalb des Kreises ergeben sich durch

den von Norden nach Süden fortschreitenden Anstieg des Bodens starke klimatische Unterschiede, die sich landwirtschaftlich auswirken, zumal bei dem den größten Teil des Kreises einnehmenden schweren Verwitterungsboden.

Ein genaueres Bild der Böden des Kreises wird die hoffentlich bald erscheinende Bodenkarte des Kreises ergeben, die z. Zt. von Prof. Dr. Berg für die Preußische Geologische Landesanstalt bearbeitet wird.

Mühsam ist die Arbeit des Landmannes auf diesen Böden, die zum Teil zäh werden und sich schwer bearbeiten lassen. Sie sind (zum großen Teil) kalt und kalkarm, sodaß höhere Ernten nur in besonders günstigen Jahren hervorgebracht werden. Dazu ist der Boden oft recht verschieden, ja in der Seidenberger Gegend erzählt man sich, daß der Teufel alle Bodenreste aufgesammelt und über die Gegend ausgestreut habe.

Etwa 50 Prozent der Böden sind nach Angabe des Wiesenbauamtes Görlitz entwässerungsbedürftig. Zum Glück ist in den letzten Jahren durch die Bildung von Dränagegenossenschaften hierin viel geschehen. Die vor 30 bis 40 Jahren angelegten Entwässerungsanlagen sind alle zu tief, oft bis 1.50 Meter tief gelegt und mit zu großer Entfernung der Stränge. Dazu wurden sie meist wild, d. h. ohne Pläne gelegt, sodaß das Nachgehen jetzt oft schwer ist.

Die Grundbesitzverteilung zeigt nach der Zahl der Betriebe

69,5	Prozent	Wirtschaften	unter	5	Hektar,
25,8	„	„	von	5 — 25	Hektar,
3,6	„	„	„	25 — 100	„
1,1	„	„	„	100	Hektar und mehr.

Nach dem Flächenanteil nehmen die Großbetriebe (Betriebe mit 100 Hektar und darüber) etwa 37 Prozent, die Betriebe unter 100 Hektar etwa 63 Prozent ein.

Ein Fünftel der Fläche des Kreises besteht aus Fichten- und Mischwald. Wie gern wandert der Laubaner des Sonntags nach dem städtischen Hohwald oder dem nahen Nonnenbusch. Ein Fünftel nehmen die Wiesenflächen ein, die sich besonders in den Tälern entlang ziehen, drei Fünftel nimmt das Ackerland ein. Vom Acker ist etwa ein Drittel mit Winterung bestellt, die Hauptanbaufrucht bleibt der Roggen, im wesentlichen Petkuser. Nur etwa 20 Prozent der Winterungsfläche ist mit Weizen bestellt; der Anbau ist unsicherer, da die Saat dem Ausfrieren ausgesetzt ist. Eriewener 104 dürfte die meist angebaute Sorte sein, die als Original von den Dominien Mittel-Schreibersdorf und Schönbrunn angebaut wird. Der Wintergerstenbau ist gering.

Die gleichgroße Fläche wie der Roggen nimmt der Hafer ein, der als die sicherste und geeignetste Frucht der Gegend angesehen werden kann. Die Sortenfrage ist beim Hafer noch nicht geklärt. Streckenthiner wird als Original vom Dominium Mittel-Schreibersdorf angebaut. Besonders geeignet dürfte Petkuser Gelbhafer sein, doch werden Weißhafer (Siegeshafer, Kirsches und andere) noch bevorzugt. Der Gerstenbau ist im Allgemeinen gering und hat seine größte Ausdehnung in dem günstigeren nördlichen

Teil des Kreises. Originale werden angebaut: vom Dominium Wiesa Bergers veredelte Landgerste, Dominium Schönbrunn, Mittel-Schreibersdorf Crietvener 403. Der Sommerweizenanbau spielt keine Rolle, da die Saatzeit für ihn zu spät wird. Sommerroggen findet sich nur in höherer Lage und geringerem Umfang. Der Hülsenfruchtbau ist unsicher und daher wenig ausgedehnt. Am meisten werden Feldbohnen angebaut.



Abtrieb von der Weide (Rittergut Mittel-Schreibersdorf).

Von den Hackfrüchten nimmt die Kartoffel den größten Raum ein. Centifolia, Jubel, Parnassia, Kl. Spiegeler-Wohltmann sind die verbreitetsten und z. Zt. bewährtesten Sorten. Der Zuckerrübenanbau ist gering. Seradellaanbau ist nur ganz vereinzelt vorhanden, ebenso selten leider Luzerne, da sie bei uns zu leicht „nasse Füße" bekommt, nicht aushält und leicht vergrast. Von den Futterpflanzen spielt der Klee die Hauptrolle. Der Rübensamenbau beschränkt sich auf wenige Güter: Thiemendorf, Schlesisch-Haugsdorf, Schönbrunn und Wiesa.

Der Zwischenbau von Gründüngungspflanzen dürfte sich bei seinem hohen Wert wohl noch ausdehnen lassen, obgleich die Verhältnisse nicht besonders günstig für ihn liegen.

Der Anbau von Lein, auf den wohl der Ursprung der heute so bedeutenden Leinenindustrie zurückzuführen ist, ist der ihm feindlichen Wirtschaftsentwicklung zum Opfer gefallen. Er beschränkt sich auf die garnicht zu rechnende Fläche von 5 Hektar für den ganzen Kreis Lauban im

Jahre 1926. So sehr dies zu bedauern ist, darf es dem Landwirt nicht verdacht werden, daß er sich nicht dem Risiko der Konjunkturschwankung aussetzen will. Wenn dies schon in günstigerer Zeit nicht richtig ist, für so schlechte Zeiten wie die jetzigen ist es betriebswirtschaftlich unmöglich.

In Bezug auf die Art der Bewirtschaftung des Bodens erkennt man überall noch leicht die uralte Form der Dreifelder-Wirtschaft: ein Drittel Winterung, ein Drittel Sommerung und ein Drittel Brache, die der verbesserten Dreifelderwirtschaft entsprechend mit Brachfrüchten bebaut ist: Kartoffeln und Futtergewächsen.

Ein Viertel der landwirtschaftlich genutzten Fläche nehmen Wiesen und Weiden ein. Die Weiden gehören mit Ausnahme der Genossenschaftsweide Nikolausdorf in der Hauptsache dem Großgrundbesitz. Dieser hat die Eignung der Gegend zur Weide längst erkannt. 1907 legte Herr aus dem Winkel, Logau, die ersten Viehweiden im Kreise an. Seinem Beispiel folgten Graf von Rex, Ober-Oertmannsdorf, und mit wenigen Ausnahmen fast alle größeren Güter des Kreises.

Die Nachkriegszeit mit der Betonung des Wertes des Grünlandes für alle Betriebe, die sich die Viehzucht zur Aufgabe gestellt haben, erweiterte das Gebiet an Weiden. Sie fanden auch im bäuerlichen Betrieb Anwendung und nehmen ständig zu. Die besondere Eignung der Gegend mit ihren verhältnismäßig hohen Niederschlägen und dem schweren Boden, die dem Getreide- und Hackfruchtbau durch ihre Graswüchsigkeit und leichte Verunkrautung große Schwierigkeiten machen, die augenblickliche Ueberlegenheit der Vieherzeugung gegenüber dem Getreidebau, lassen es wünschenswert erscheinen, daß die Nutzung des Bodens als Weide an Ausdehnung gewinnt.

Besonders für die hohen Lagen des Kreises über 300 Meter ist es die z. Zt. einzig annehmbare Form der Wirtschaft. Der Umstellung stehen aber leider große Schwierigkeiten für den Kleinbetrieb gegenüber. Die Genossenschaftsweide wäre hier das Gegebene. Damit müßte eine Hebung der Viehbestände einhergehen.

Während auf den Gütern durchschnittlich gute, leistungsfähige Herden vorhanden sind, an deren Verbesserung in den letzten Jahren intensiv gearbeitet worden ist, sind die Rindviehbestände im kleinbäuerlichen Besitz zumeist noch ein buntes Gemisch aller Rassen, die Schlesien jemals gezogen hat, und darum von geringer Leistungsfähigkeit. Im großbäuerlichen Besitz mehrt sich das Verständnis für die Rasse, und es sind auch hier eine Reihe sehr leistungsfähiger Herden vorhanden. Das schwarzbunte Niederungsrind hat den Hauptanteil, während rote Herden (Ostfriesen) immer mehr zurücktreten. Die Arbeit der Rindviehzuchtgenossenschaft der Oberlausitz hat hier durch Einführung der Milchkontrolle bereits segensreich gewirkt. Aber es bleibt noch sehr viel zu tun, um die gesamte Rindviehzucht des Kreises zu erfassen.

Eine strengere Durchführung der Kreiskörung, die Bildung von Milchkontrollvereinen und Bullenhaltungsgenossenschaften, sowie umfassende Aufklärung über zweckentsprechende Aufzucht, Haltung und Fütterung werden das Ihrige tun.

Die Schweinezucht hatte bisher einen geringen Umfang. Einige größere Zuchten waren auf Dominium Küpper, Dominium Logau, Dominium Tzschocha und Luisenhof, Gerlachsheim. Die letzte wirtschaftliche Entwicklung half der Verbreitung der Aufzucht von Schweinen und dehnte sie auch auf Klein- und Mittelbetriebe aus, wo bisher nur Schweinemast vorhanden war.

Die Pferdezucht ist unter den Verhältnissen der letzten Jahre zurückgegangen. Eine eigentliche Zucht besitzen nur einige Rittergüter und einige mittlere Betriebe. Als Zuchtziel gilt das mittelschwere Oldenburger. Kaltblutzucht ist nur auf Dominium Logau vorhanden. Die Schafhaltung ist kaum nennenswert.

Der Viehbesitz der Wirtschaften ist im Klein- und Mittelbetriebe stark zu nennen. Besser wäre es vielfach, weniger und leistungsfähigeres Vieh zu halten. Nach der Viehzählung am 1. Dezember 1926 wurden im Kreise Lauban festgestellt:

4431 Pferde,
23 Maultiere und Maulesel,
6 Esel,
27535 Rinder,
492 Schafe,
17871 Schweine,
11078 Ziegen,

Auf 1 Hektar landwirtschaftlich genutzter Fläche kommen etwa 0,71 Stück Großvieh. Für die Geflügelhaltung ist auch im kleineren Betrieb von jeher ein größeres Verständnis vorhanden gewesen, sowie eine verhältnismäßig größere Anteilnahme an der Rassenfrage. Besonders die wirtschaftliche Entwicklung der Nachkriegszeit hat fördernd gewirkt.

Seit langem finden sich Geflügelzuchtvereine in fast allen größeren Ortschaften des Kreises, an deren Aufblühen auch städtische Geflügelhalter einen großen Anteil haben.

Die schwierige wirtschaftliche Lage der Landwirtschaft im Gegensatz zu früheren, ruhigeren Zeiten zwingt dazu, überall auf dem Gebiete der Tierhaltung der Leistung nachzugehen. Milchleistungskontrolle bei den Kühen, Gewichtszunahmekontrolle bei Mastvieh, Eierleistungskontrolle bei Hühnern müßte die Mindestforderung sein.

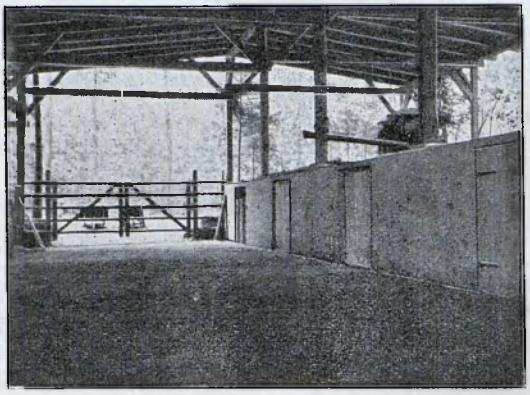
Der von jeher im allgemeinen auf starke Tierhaltung eingestellte klein- und mittelbäuerliche Besitz wird in Zukunft auch mehr als bisher Wert auf bessere eigene Futtererzeugung legen müssen: Anlage von Tummelplätzen für Jungvieh, Ausläufe für Schweine und Geflügel, Verbesserung aller Grünlandflächen.

Bisher noch ungelöst ist die Arbeiterfrage. Gerade sie trägt viel zu den zwiespältigen Gefühlen des Landwirtes gegenüber dem Städter bei. Der Arbeiternachwuchs vom Lande wird mehr und mehr von der Industrie des Kreises aufgesogen. Die Landgemeinde erzieht ihn und nimmt ihn in den ersten Nachschuljahren auf, dann aber verschwinden viele auf Nimmerwiedersehen in der Stadt. Es bleibt eine ernstliche Sorge für die

Zukunft, wie es möglich sein wird, einen Stamm ländlicher und von Jugend auf in der Landwirtschaft geschulter Arbeiter der Landwirtschaft zu erhalten.

An der technischen Förderung der Landwirtschaft ist seit Jahrzehnten von den landwirtschaftlichen Vereinen gearbeitet worden. Der landwirtschaftliche Kreisverein wurde schon im Jahre 1860 in Markliſſa gegründet. 1862 bildete sich der landwirtschaftliche Kreisverein Lauban. Danach entstanden bisher 19 Lokalvereine, die der Landwirtschaftskammer Schlesien angegliedert sind.

Die Landwirtschaftskammer gründete mit Unterstützung von Kreis und Stadt Lauban im Jahre 1921 die landwirtschaftliche Schule in Lauban, die bis 1927 von 188 jungen Landwirten in den Winterhalbjahren besucht wurde. Hier soll die Jugend des mittleren und kleinen Grundbesitzes mit den theoretischen Kenntnissen ausgestattet werden, die heute zur Bewirtschaftung eines Betriebes notwendig sind. Die hauptamtlich an der landwirtschaftlichen Schule tätigen zwei Landwirtschaftslehrer üben außerdem die Beratungstätigkeit für den Kreis aus. Es ist geplant, der Schule eine Mädchenklasse anzugliedern, um auch der weiblichen Jugend eine gründliche Ausbildung geben zu können.



Neuzeitliche Düngerscheune mit Melkhof und Siloanlage bei Gutsbes. Schmidt, Wingendorf. Phot. Boellmer.

Die besondere Beratung der Landwirte des Kreises in Tierzuchtangelegenheiten lag in den Händen der Tierzuchtdirektion Görlitz, deren Arbeit bereits oben gedacht wurde.

Das neue Versuchsringwesen fand in unserer Gegend Eingang durch Gründung des ersten Versuchsringes des Kreises im Großbesitz durch Herrn Landesältesten Wolf, Berna (1925). Neu entstanden ist 1927 der erste bäuerliche Versuchsring für Markliſſa und Umgegend, den Herr von Carnap, Ober-Steinkirch, gründete. Die Versuchsringe haben die Aufgabe, durch Versuche die Düngerbedürftigkeit des Bodens zu prüfen, die Sortenfrage für alle angebauten Früchte zu klären und alle wirtschafts- und betriebstechnischen Fragen der Lösung näher zu bringen.

Wie die Versuchsringe nur durch den Zusammenschluß einer Anzahl von Landwirten möglich sind, so können eine große Reihe landwirtschaftlicher Fragen nur auf genossenschaftlichem Wege richtig gelöst werden. Zwar bestehen bereits 40 Raiffeisengenossenschaften im Kreise (Spar- und Darlehensvereine, Elektrizitäts-, Molkerei-Genossenschaften). Die Genossenschaften müßten aber sowohl vermehrt, als auch ausgebaut werden. Wenn der Genossenschafts-Gedanke in der Landwirtschaft auch durch die Wehen der Nach-

kriegszeit gelitten hat, die Erkenntnis muß sich allmählich doch durchringen, daß die meisten hier erörterten Fragen, welche die Förderung der Landwirtschaft angehen, wie Entwässerung des Bodens, Verbesserung des Saatgutes durch Reinigungsmaschinen, die Anlage von Weiden im kleinbäuerlichen Betrieb, die Förderung der Tierzucht durch Milchkontrolle und gemeinsame Bullen- und Eberhaltung, nur auf genossenschaftlichem Wege möglich ist.

Wie die Landwirtschaft wirtschaftspolitisch fest im Landbund zusammengefügt ist, von dem sich nur noch eine kleine Gruppe von Landwirten fern hält, müßte auch ihre gesamte technische Förderung besser organisiert werden.

Die schwierige Lage der Landwirtschaft muß jedem einsichtigen Menschen zu denken geben.

Die gegenseitige Abhängigkeit von Stadt und Land, die erst jetzt für die Klein- und Mittelstädte richtig fühlbar wird, müßte endlich zu dem Bewußtsein der Zusammengehörigkeit, der gegenseitigen Ergänzung führen.

Stadt und Land gehören zusammen, wenigstens soweit die Klein- und Mittelstadt in Frage kommt. Erzeuger und Verbraucher müssen sich im gegenseitigen Verstehen entgegenkommen. Ist doch der Landmann der Verbraucher städtischer, industrieller Erzeugnisse, wie der Städter Verbraucher der ländlichen Erzeugnisse ist. Deshalb muß das Ziel für die Zukunft heißen:

Stadt und Land
Hand in Hand!

Der Braunkohlenbergbau in Lichtenau.

Von Dr. O. Herr, Görlitz.

Wie weit die Anfänge des Braunkohlenbergbaues in der Oberlausitz, der gegenwärtig einen ganz gewaltigen Umfang angenommen hat, zurückliegen, läßt sich heute nicht mehr feststellen. Da Ablagerungen der Braunkohle vielfach bis nahe unter der Tagesoberfläche anstehen, so werden die Grundbesitzer auf ihren Grundstücken durch regellosen „wilden Tagebau" die Kohlen gewonnen haben, die sie für ihren eigenen häuslichen Bedarf gebrauchten. Die Braunkohlengewinnung in größerem Maßstabe ist sicher erst zu Anfang des 19. Jahrhunderts in unserer Heimat aufgenommen worden. Im Jahre 1822 wurden bei Radmeritz Braunkohlen gefördert, doch wurde der Betrieb, dessen Spuren wir noch heute finden, bald wieder stillgelegt. In den vierziger Jahren des vorigen Jahrhunderts wurde dann die Kohlenförderung bei Lichtenau aufgenommen, allerdings in ganz unbedeutendem Maßstabe, sodaß der Grube „staatsökonomische Wichtigkeit" nicht zukam, und es nicht erforderlich erschien, „die mangelhaften polizeilichen Bestimmungen für sie durch andere zu ersetzen." Während dreier Jahrzehnte ist hier der Bergbau in ziemlich nachlässiger, wenig rationeller Weise betrieben worden, bis sich in den siebziger Jahren die Sachlage mit einem Schlage änderte. Der Rittergutsbesitzer von Dobschütz hatte in Langenöls Kohlengruben besessen, die stillgelegt worden waren. Er kam nach Lichtenau, und am 6. November 1871 wurde hier die „Aktiengesellschaft für Braunkohlenverwertung Glückauf" gegründet. 1873 wurde eine kleine Grube in Geibsdorf auf der Lichtenauer Grenze, die Vereins-Glück-Grube, die schon ein paar Jahre im Betrieb gewesen war, angekauft, dazu einige Felder in Lichtenau. Daneben bestand eine zweite Grube, die, ebenfalls in den siebziger Jahren, von dem Rittergutsbesitzer Bierbaum angelegt war, die Kaiser-Wilhelm-Grube, die später an seinen Schwiegersohn Freiherrn von Steinecker überging. Am 6. Juli 1899 wurde auf Beschluß der Generalversammlung der Glückauf die Kaiser-Wilhelm-Grube erworben und damit für die Aktiengesellschaft die lästige Konkurrenz beseitigt, die keinen recht zu Atem kommen ließ. Seit jener Zeit hat sich der Braunkohlenbergbau in Lichtenau mächtig entwickelt. Die Gesellschaft besitzt heute vier Schächte für die Förderung: den Böge-, Albert-, den südlich der Gebirgsbahn gelegenen Rosenbergschacht und den neuen Robert-Gumpert-Schacht in Geibsdorf. Der Elsaschacht — die alte Kaiser-Wilhelm-Grube — brannte am 31. Juli 1909 ab und ist nicht wieder hergestellt

worden; die Felder werden heute vom Albertschacht abgebaut. Die Förderung aus diesen Schächten betrug im Jahre 1926:

Bögeschacht	1858488 Hektoliter	
Albertschacht	604833 „	war vom 15. 3. bis 15. 9. 26 außer Betrieb.
Rosenberg-Schacht . .	—	seit 1. 10. 1925 stillgelegt.
+ Tagebau	—	
Robert Gumpert-Schacht	999029 Hektoliter	
zus.	3462350 Hektoliter = 247311 Tonnen	
	1927 über 300000 „	Förderung

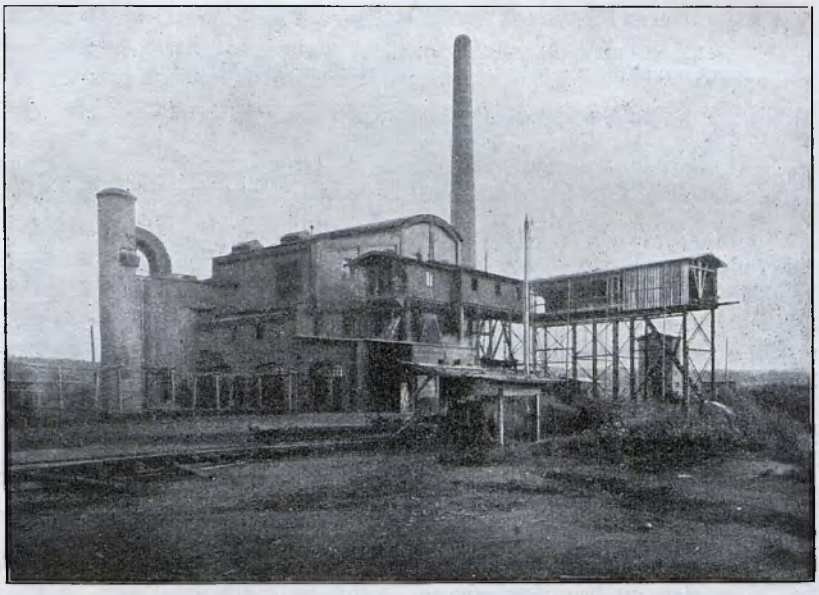
Die Gewinnung der Kohle geschieht wegen des starken Deckgebirges fast ausschließlich im Tiefbau. Nur an einer Stelle der Lichtenauer Gruben haben wir Gelegenheit, einen kleinen Tagebau zu beobachten. In einer noch nördlich der Bahn gelegenen Filiale des Rosenbergschachtes wird das Deckgebirge abgetragen und das Flöz freigelegt; die Förderung der Kohle selbst aber geschieht wieder unter Tage nach dem genannten Schacht hin.

Die Lichtenauer Rohbraunkohle ist von vorzüglicher Beschaffenheit. Sie enthält über 2500 (2507—2575) Wärmeeinheiten und ist als Hausbrandkohle sowie als Betriebskohle in Glashütten, Ziegeleien usw. sehr geschätzt. Eigenartig ist ihre Armut an der sog. Scheitkohle (Lignit, versteinertes Holz), die in den Gruben im Kreise Hoyerswerda und Rothenburg bei weitem vorherrscht.

Nach der Sortierung wird die Kohle zu den Verladestellen oder in die Brikettfabriken gebracht. Der Transport geschieht hier durch Luftseilbahnen, deren Betrieb wir vom Bahnhof Lichtenau aus schön beobachten können. Zwischen Eisentürmen ist das Tragseil ausgespannt, dieses trägt die Laufkatzen, an denen die Förderwagen aufgehängt sind. Ununterbrochen eilen die Wagen über unseren Köpfen dahin. Zum Schutz der Bahn und der Wege sind an den Uebergängen Drahtnetze ausgespannt, die die etwa herausfallenden Kohlen auffangen sollen.

Die zur Brikettierung bestimmte Klarkohle und der Staub gehen in die Brikettfabrik. Die Herstellung der Briketts in dieser Gegend ist schon recht alt; bereits in Langenöls hatte Herr von Dobschütz eine derartige Fabrik, die als eine der ersten in Deutschland angesehen werden kann. Die Preßsteine wurden schon damals weithin, selbst ins Ausland, verschickt, und mannigfache Anerkennungen wurden dem Fabrikanten zuteil. Wurde mir doch bei meinem Besuche auf der Grube das Diplom einer Londoner Firma gezeigt, das sich in sehr befriedigender Weise über die gelieferten Briketts aussprach. Auch Naßpreßsteine, bei denen die Kohle in Formen von Mauersteingröße gepreßt und an der Luft getrocknet wurde, stellte man hier früher, und zwar auf der Kaiser-Wilhelm-Grube her. Die erste Lichtenauer Brikettfabrik (am Bahnhof) wurde in den Jahren 1891/92 erbaut und am 15. Oktober 1892 in Betrieb genommen, die zweite am Bögeschacht wurde 1904 errichtet. Zur Brikettierung gelangten im Jahre 1296 in der ersten Fabrik 1 455 030 Hektoliter, in der zweiten 476 330 Hektoliter Rohkohle.

In der Brikettfabrik wird die Kohle zunächst dem Naßdienst unterworfen. Sie wird durch Feinwalzwerke zerkleinert, sorgfältig gesiebt und gelangt dann auf den Kohlenboden des Naßdiensthauses. Durch Oeffnungen im Boden kommt die Kohle von hier in die Trockenapparate, von denen in Lichtenau ausschließlich Röhrentrockenapparate im Gebrauch sind. Ein geneigt liegender, sich langsam drehender Kessel ist von schmiedeeisernen Röhren durchzogen, die die Kohlen aufnehmen, während zwischen diesen und der Kesselwandung der Dampf durchströmt. Man benutzt dazu den



Die Brikettfabrik am Lichtenauer Bahnhof.

Abdampf der Betriebsmaschinen, hin und wieder auch Frischdampf. Die Kohle bleibt ungefähr 25 bis 30 Minuten in dem Apparat; ihr Wassergehalt geht in dieser Zeit von 52 bis 58 Prozent auf 15 bis 18 Prozent herab. Die den Trockenapparat verlassende Kohle wird dann in besondere Kühlapparate geleitet, in denen sie auf die zum Pressen erwünschte Temperatur von 28° C abgekühlt wird. In der Presse wird die Kohle in die gewünschte Form gebracht und mit dem Stempel des Werkes versehen. Während man vor dem Kriege bezüglich der Form der Preßsteine sehr wählerisch war, werden heute meist nur noch zwei bestimmte Formen hergestellt: die langen „Salonbriketts" mit dem Stempel „Lichtenau" und die kleinen, mit einem L gezeichneten „Industriebriketts".

Wie die Rohbraunkohle, so sind auch die Lichtenauer Briketts außerordentlich geschätzt; sie sind besser als alle übrigen der Oberlausitz und auch der Niederlausitz und stehen demgemäß im Preise höher als diese. Sie enthalten rund 4500 Wärmeeinheiten, sind aber sehr hart und zerfallen

nicht im Feuer, weshalb sie auch von den Glashütten bevorzugt werden. Außerdem finden sie Verwendung als Hausbrand, in der Textil- und keramischen Industrie. Auch die modern eingerichteten Ziegeleien erzeugen jetzt die Hitze durch Vergasung der Briketts, wodurch eine bessere Regulierung der Wärme und dadurch eine wirtschaftlichere Gestaltung des Betriebes möglich ist.

Die Gesamtanlagen in Lichtenau beschäftigen heute 25 Angestellte und 440 Arbeiter. Die Bergleute arbeiten zweischichtig in Zehnstundenschichten, jedoch sind in diese eingeschlossen eine Stunde Pausen und eine halbe Stunde Aus- und Einfahrt.

Wir müssen uns nun noch einen Augenblick mit dem Flöz selbst und seiner Entstehung beschäftigen. Das eigentliche, zurzeit abgebaute Flöz erstreckt sich von Geibsdorf bis Lichtenau und geht noch, wie wir bereits erwähnten, eine Strecke südlich der Gebirgsbahn fort. Da in Mittel- und Ober-Geibsdorf sowie in Neu-Kretscham bei Brunnenbohrungen Braunkohle erteuft wurde, auch bei Löbensluft, Nieder-Linda, Lauban und Holzkirch das Vorkommen festgestellt wurde, so dürfte das Flöz eine weit größere Ausdehnung haben, als bisher angenommen wurde.

Das eigentliche Lichtenauer Flöz lagert in einer durchschnittlichen Teufe von 30 bis 40 Metern. Seine größte Mächtigkeit beträgt 11 bis 12 Meter, im Durchschnitt 7 bis 9 Meter. Die Unterlage des Flözes, das „Liegende", wird von Tonen und Letten gebildet, in den darüberliegenden Schichten, dem „Hangenden", wechseln Tone und Sande in buntester Unregelmäßigkeit miteinander ab. Die Sande sind bisweilen stark wasserführend, und dieses „Schwimmende" hat nicht nur das Niederbringen der Schächte außerordentlich erschwert, sondern ist auch die Ursache zu größeren Unfällen, z. B. in den Jahren 1914 und 1916, geworden. Als Abschluß legt sich über das Ganze eine eiszeitliche Deckschicht von teils lehmiger, teils sandiger Beschaffenheit.

Die Entstehung der Braunkohle führt uns in eine Periode der Erdgeschichte, die wir das Tertiär nennen, von dessen vier Stufen das Miocän für uns in Frage kommt. Damals herrschte in unserer Heimat ein feuchtwarmes, „subtropisches", Klima, unter dessen Einfluß eine außerordentlich üppige Flora gedieh, wie wir sie heute noch in subtropischen Gegenden, z. B. in den sogenannten swamps in Florida (Nordamerika) finden. Sumpfzypressen und Mammutbäume, echte Kastanien, Magnolien und Lorbeerbäume, dazu Haselnußsträucher, Weiden und Erlen als Unterholz bildeten Wälder von undurchdringlicher Dichte, Wälder, die einen Anblick geboten haben müssen, wie ihn Böcklin träumte, als er sein „Schweigen im Walde" schuf. Besonders in sumpfigen Becken gelangte diese „miocäne" Flora zur höchsten Ausbildung, und als ein solches Becken haben wir auch die Gegend von Lichtenau-Geibsdorf aufzufassen, in der sich das Flöz findet. Basalte, Tonschiefer und Grauwacken bildeten den Rand der Senke, in die die Gewässer der Umgebung strömten und sie durch Sinkstoffe ausfüllten, bis sie allmählich zur Ansiedlung von Pflanzen geeignet war. Diese eroberten nach und nach das ganze Becken und brachten es zur Verlandung. Das seltene Vorkommen von Lignit, auf das wir oben hinwiesen, zwingt uns zu der Annahme,

daß größere Bäume in diesem Sumpfgebiet selten waren und daß es hauptsächlich Kryptogamen, Kräuter und Sträucher waren, die die Elemente der Pflanzenwelt bildeten. Dichte Moospolster bedeckten den Boden, Spierstauden, Schwertlilien, Pfaffenhütlein, Zwergmispel und Faulbaum rückten gegen die kleinen Wasserflächen vor, in deren Mitte prächtige Seerosen ihre Blüten, die Wassernuß ihre Blattrosetten entfalteten, bis auch sie der Verlandung zum Opfer fielen. Doch wenn auch in dem jungfräulichen Gebiet die Pflanzenwelt noch so üppig gedieh, so könnte sie allein aus sich selbst niemals Flöze von der oben erwähnten Stärke, die natürlich vor der Verkohlung noch bedeutend stärker waren, geschaffen haben; wir nehmen deshalb heute an, daß sich überall dort, wo sich Braunkohlenflöze befinden, der Boden im Miocän allmählich senkte und dadurch den Pflanzen nicht nur die Möglichkeit, sondern auch den Antrieb gab, ständig nachzuwachsen und so immer stärkere Lager zu bilden. Eine derartige Annahme enthält durchaus nichts Absonderliches; wissen wir doch, daß sich die Erdoberfläche infolge des fortschreitenden Erkaltungsprozesses des Erdballs an vielen Stellen senkt, an anderen naturgemäß hebt. So haben, um nur ein Beispiel anzuführen, die neuesten Messungen ergeben, daß sich der Boden Frankreichs in den letzten 25 Jahren um einen Meter gesenkt hat, und daß die durchschnittliche Senkung in einem Jahre 2,5 Zentimeter beträgt. Im weiteren Verlauf der Erdgeschichte wurden dann die Becken mit Ton und Sand ausgefüllt, die Eiszeit legte eine „diluviale" Decke darüber, und unter völligem Luftabschluß ging der Verkohlungsprozeß vor sich, in dessen Verlauf die Pflanzenleichen in Kohlen umgewandelt wurden. Hinweisen wollen wir hier noch ganz besonders darauf, daß die Kohlenlager im Lichtenauer Becken an Ort und Stelle, „autochthon", entstanden sind und sich nicht aus zusammengeschwemmten Holzmassen, „allochthon", gebildet haben.

Nach unserer soeben entwickelten Theorie müßte jedes Flöz horizontal, „söhlig" sagt der Bergmann, gelagert sein, das ist jedoch in vielen Fällen nicht der Fall. Die meisten Flöze haben mehr oder minder große Störungen erfahren, die den Abbau oft gewaltig erschweren. Auch das Lichtenauer Flöz liegt nicht söhlig; durch dasselbe zieht sich eine anfangs von Westen nach Osten streichende, später sich gabelnde Mulde, von der südlich ein Sattel liegt, der anfangs auch westöstlich verläuft, später, südlich des Elsaschachtes, sich nach Nordnordwesten umwirft. Das ganze Flöz ist also zusammengefaltet, wie man etwa ein nasses Tuch zusammenschieben kann, wobei ebenfalls Mulden und Sättel entstehen. Durch welche Kräfte aber ist die Auffaltung erfolgt? In den Gruben der Kreise Hoyerswerda und Rothenburg machen wir für diese Störungen die Eiszeit verantwortlich. Durch den Druck des vorrückenden Inlandeises wurden die Flöze wie das feuchte Tuch zusammengefaltet. Eine derartige Ursache kommt aus mancherlei Gründen für das Lichtenauer Flöz nicht in Frage. Hier waren es jedenfalls die von den Wässern von Norden und Süden in das Becken gestürzten Sand- und Schlammassen, die einen solchen Druck auf die Ränder des Flözes ausübten, daß sie es allmählich wellenförmig aufpreßten und den Sattel so weit hoben, daß er stellenweise bald die Tagesoberfläche erreichte. Und gerade diesem Umstande ist es zu danken, daß man hier frühzeitig die

Kohle entdeckte und den Bergbau begann, der sich heute zu der erwähnten ansehnlichen Bedeutung entwickelt hat.

Nach einer oberflächlichen Schätzung werden die Kohlenlager in Lichtenau noch mehrere Jahrzehnte reichen, und so werden auch sie dazu beitragen, uns über die schwere Zeit unseres Vaterlandes hinwegzuhelfen. Hoffen wir, daß es recht bald geschieht, daß uns, wie den Bergmann nach seiner schweren Arbeit im finsteren Stollen das Tageslicht freundlich grüßt, nach dem Dunkel der Gegenwart bald wieder das helle Licht einer besseren Zukunft strahlt. „Glückauf!"

Eine Grubenfahrt.

Von F. Bertram, Lauban.

Ein lachender Frühsommertag hat die Mittagshöhe überschritten. In rascher Fahrt bringt uns das von der Bergwerksverwaltung freundlichst zur Verfügung gestellte Auto durch Lichtenau nach Geibsdorf bis zum neuen Gumpertschachte, dessen eiserner Förderturm schon von weither grüßte. Schon hält es vor der Schachtanlage und der liebenswürdige Betriebsleiter führt uns zunächst in ein Gebäude, das neben Büros auch Ankleide-, Wasch- und Aufenthaltsräume für die Belegschaft enthält. Ein prüfender Blick auf unsere Kleidung hat ihm gezeigt, daß sie zur Einfahrt wenig geeignet ist. Er leiht uns darum einen Bergmannskittel, drückt jedem eine Mütze auf das Haupt und ladet uns dann durch eine Handbewegung ein, ihm nach dem Schachte zu folgen.

An mächtigen Stößen aufgeschichteten Grubenholzes vorüber führt er uns zuerst zu der Oeffnung eines Luftschachtes, der die Aufgabe hat, den unter Tage arbeitenden Bergleuten dauernd frische Atemluft zuzuführen. Nachdenklich schauen wir eine Weile in die dunkle Tiefe. Dann begeben wir uns zu dem Gebäude des Förderturmes, das über dem Fahrschacht steht. Einige Bergleute, Gesicht und Hände von Kohlenstaub geschwärzt, erwidern ernst unser „Glückauf!" und leihen uns dann Acetylenlampen, deren Licht unsern Pfad dort unten in der Dunkelheit erhellen soll. Da wir uns nicht bloß mit der Besichtigung begnügen wollen, sondern auch einige Blitzlichtaufnahmen in Aussicht genommen haben, können wir in Rücksicht auf die mitzuführenden Apparate nicht gut den für die Bergleute vorgeschriebenen Weg die Leitern hinab wählen. Der Betriebsführer weicht darum einmal ausnahmsweise von der bestehenden Vorschrift ab und ladet uns ein, die Förderschale zu benutzen, die sonst nur dem Transport der geförderten Kohle dient.

Auf ein Klingelzeichen steigt die an einem starken Drahtseil hängende Förderschale, elektrisch angetrieben, aus der Tiefe empor. Die den Zugang wehrende eiserne Schranke tut sich auf und wir betreten mit dem Betriebsführer das Geviert der Förderschale. Ein neues Klingelzeichen und schon bewegt sie sich mit ziemlicher Geschwindigkeit nach unten. Kleiner und kleiner erscheint uns die vom Tageslicht beleuchtete obere Schachtöffnung, bis sie schließlich nur noch wie ein Stern zu uns herunterschimmert. Ein

schwaches Aufstoßen belehrt uns bald darauf, daß wir die Sohle des etwa 50 Meter tiefen, gemauerten Schachtes erreicht haben. Mit unserem ortskundigen Führer betreten wir nunmehr den Hauptförderstollen, einen kellerartig gewölbten, ausgemauerten, etwa 3 Meter hohen Gang, der von elektrischen Lampen erleuchtet wird. Dieser Stollen weist mehrere Schienengeleise, sowie die dazu gehörigen Weichenanlagen auf und mündet gradlinig in einen Raum, in dem sich eine elektrisch angetriebene Maschine für die Seilförderung der Wagen auf der Hauptstrecke befindet. Eben rollen mehrere, mit Braunkohle beladene Wagen heran. Ein Handgriff des Weichenstellers lenkt sie dem Förderkorb zu, der zwei von ihnen aufnimmt und ans Tageslicht befördert.

Hinter unserem Führer schreiten wir die rechts einmündende, gleichfalls ausgemauerte Hauptstrecke hinunter. Spärlicher werden allmählich die elektrischen Lampen. Mehr und mehr sind wir auf das Licht unserer Grubenlampen angewiesen. Plötzlich hört die Mauerung des Ganges auf und wir betreten eine Strecke, die nur noch durch die Zimmerung gestützt wird. Zwei starke, fast senkrecht stehende Balken — Stempel genannt — tragen einen kurzen Querbalken, der die Decke stützt. Diese Decke besteht, ebenso wie die Seitenwände, aus Braunkohle. Eine in der Mitte des Querbalkens angebrachte Zahl, z. B. 2,80 Meter, zeigt, in welcher Mächtigkeit die Kohle oder wie der Bergmann sagt „das Kohl" noch über dem Balken lagert. Die Decke ist mit Brettern verschalt, um ein Zubruchgehen der sie bildenden Kohle (des Hangenden) zu verhüten. Durch ein Gewirr von sich kreuzenden Stollen folgen wir auf dem schmalen Laufbrett zwischen den Schienengeleisen dem voranschreitenden Führer zu der Stelle, (dem Ort), wo die Kohle abgebaut wird. Mehr als einmal taucht der Gedanke in uns auf: Wenn jetzt der eilig dahinschreitende Führer plötzlich um eine Ecke verschwände, die Lampe in der Hand verlöschte, was dann? Wie dann im Dunkel tappend zurückfinden in diesem Labyrinth bis zum Fahrschachte? Doch rasch wird dieser Gedanke jedesmal auch wieder als außerhalb der Möglichkeit liegend zurückgewiesen. Und zuversichtlich stapfen wir hinter dem Betriebsführer drein, der jetzt vor einer in das Flöz eingebauten Maschine Halt macht und uns erklärt, daß das ein Ventilator sei, dazu bestimmt, den vor Ort arbeitenden Bergleuten immer wieder frische Luft zuzuführen.

Dumpfe Schläge der Spitzhacke und das schurfende Geräusch einer Schaufel belehren uns, daß wir einer Arbeitsstätte nahe sind. Nachdem wir noch um eine Ecke gebogen sind, blinken Grubenlichter uns entgegen und wir grüßen mit fröhlichem „Glückauf!" zwei kräftig gebaute Bergleute, die nur die notwendigste Kleidung tragen, um bei der Arbeit mit Hacke und Schaufel möglichst wenig beengt zu sein. Sie bedürfen auch keines größeren Aufwandes von Kleidern, denn die Arbeit in der Tiefe macht zur Genüge warm. Unter den wuchtigen Schlägen der Spitzhacke des Hauers prasseln große Stücke von Braunkohle hernieder, die von dem zweiten Mann, dem Schlepper, eilig in den bereit stehenden Wagen geschaufelt werden. (Akkordarbeit.) Jetzt ist der Wagen voll. Mit geschicktem Griff befestigt der Schlepper seine Grubenlampe an der glatt anliegenden Krempe des Hutes und schiebt den auf den Schienen leicht dahinrollenden Wagen bis zu der

Hauptstrecke, wo er dann mechanisch (elektrisch) bis zum Förderschachte weiter befördert wird. Ein leerer Wagen rollt heran, um abermals von fleißigen und starken Händen in kurzer Zeit gefüllt zu werden.

Eine Weile haben wir schweigend dem emsigen Schaffen der beiden Männer zugeschaut, das jetzt auf die Bitte meines Begleiters unterbrochen wird, der unterdessen den Apparat aufgestellt und alles zur ersten Blitzlichtaufnahme fertig gemacht hat. In einer für ihre Arbeit kennzeichnenden Stellung verharren die Beiden regungslos einen Augenblick. Da flammt das Blitzlicht auf. Die Aufnahme ist erfolgt. Ehe sich noch meine vom grellen Magnesiumlichte geblendeten Augen wieder an die dunkle Umwelt gewöhnt haben, vernehme ich schon wieder den dumpfen Schlag der Hacke, das Schurren der Schaufel. Zeit ist Geld. Das Wort besteht nicht mehr in Amerika allein, nein auch im industrialisierten Deutschland zu Recht.

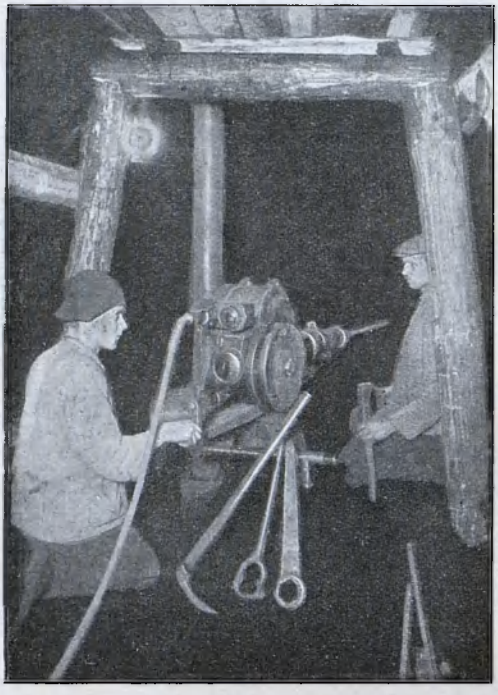


Handarbeit an Ort. Phot. Pfeiffer.

Und wieder folgen wir dem Führer hin zu einer Arbeitsstätte, wo wir das Wirken einer Bohrmaschine kennen lernen sollen. Nun schon etwas mehr an die Art des Schreitens in der Tiefe gewöhnt, brauchen wir unsere Blicke jetzt nicht mehr so ausschließlich auf den Boden zu heften, wie das zu Anfang nötig war. Mehr als bisher können wir daher den Stollenwänden Beachtung schenken, soweit sie nicht mit Brettern verkleidet sind. Deutlich erkennen wir an der anstehenden Kohle, daß sie aus dem Holze untergegangener Wälder entstanden ist, deren Baumarten unseren Nadelhölzern verwandt waren. Dort ragt sogar ein ganzes Geflecht von feinen und mittelstarken Wurzeln aus der Wand heraus. Natürlich sind auch sie verkohlt. Wie verschieden auch die Härtegrade der Braunkohle sind, zeigt uns ein Stück Stollen, das wir jetzt durchschreiten und das keine Zimmerung aufweist. Die Kohle ist an dieser Stelle so fest, daß die Gefahr des Zubruchgehens der Deckenschicht ausgeschlossen ist. Nicht ganz hundert Schritte weiter erweist sich jedoch die Zimmerung schon wieder notwendig.

Der Führer vor uns verschwindet plötzlich in einer Oeffnung dicht am Boden. Wir folgen ihm auf einer Leiter in einen tiefer gelegenen Stollen

und erfahren bei dieser Gelegenheit, daß ein Bergwerk mitunter mehrere übereinander liegende Flöze aufweist, und die zu ihrem Abbau erforderlichen Stollen darum nicht alle in einer Ebene, sondern stockwerkartig übereinanderliegen. Nach kurzer Wanderung gelangen wir zu der bezeichneten Arbeitsstelle und sehen hier eine durch Preßluft angetriebene Bohrmaschine, deren scharfer Stahl sich in rasch pulsierenden Stößen in die Kohle hineinarbeitet und dabei von dem Führer der Bohrmaschine seitlich nach rechts und links verschoben werden kann. So entsteht in verhältnismäßig kurzer Zeit ein schmaler Spalt im Flöz, der sich immer tiefer in dasselbe einfrißt und in gleichem Maße die darüber hängende Kohle lockert, sodaß es dem nun mit seiner Arbeit einsetzenden Häuer hier leichter wird, die Kohle loszubekommen. Auch dieser ganze Arbeitsvorgang wird im Bilde festgehalten. Dann streben wir hinter unserem Führer einer Strecke zu, die sich hallenartig erweitert und deren Decke durch zahlreiche Baumstämme (Stempel) geschützt ist. Hier ist das Flöz im Laufe der Zeit schon ziemlich ausgeraubt worden. An einer Stelle, auf die man uns besonders aufmerksam macht, tritt schon die Lettenschicht hervor. „Der tote Mann" nennt der Bergmann eine solche Stelle. In kurzen Abständen fallen kleinere Kohlenstückchen von der sich über uns wölbenden Decke herab, ein deutlicher Hinweis darauf, daß hier die Gefahr eines Einsturzes nur durch die zahlreich angebrachten Stempel hintenan gehalten wird.



Arbeit mit der Bohrmaschine an Ort. Phot. Pfeiffer.

Ist das Bruchfeld — so nennt man eine solche Stelle — genügend ausgebeutet, so werden die Stempel unter Aufsicht des Steigers geraubt, d. h. man schlingt dicht am Boden ein Seil um sie, bringt sie durch einen Ruck zu Fall und schafft sie dann an eine andere Stelle, um sie dort wieder zu verwenden. Solche Arbeit des „Raubens" ist wegen der Möglichkeit eines raschen Zusammenbruches der nicht mehr gestützten Teile nicht ohne Gefahr und muß darum planmäßig unter sachkundiger Leitung ausgeführt werden. Früher oder später bricht dann die ganze Decke zusammen, reißt auch darüberliegende Erdschichten mit in die Tiefe

und bildet so die zahlreichen Bruchlöcher, die wir auf den Feldfluren Geibsdorfs, Lichtenaus und Löbenslusts so häufig beobachten können. Da das Betreten ihrer näheren Umgebung mit Gefahr verbunden ist, sind sie in weiterem Umkreis durch Drahtseil abgesperrt und durch Warnungstafeln kenntlich gemacht.

Die Unterhaltung mit dem Führer über die Möglichkeit von Unglücksfällen bei der Arbeit des Raubens führt uns ganz von selbst auch auf die Erörterung anderer Gefahren, die dem Bergmann im Braunkohlenbergwerke drohen. Wir hören, daß man es hier nie mit schlagenden Wettern zu tun hat, einer Entzündung von angesammeltem Kohlenwasserstoffgas, das durch Vermischung mit gewöhnlicher Luft ein leicht explodierendes Gas bildet. Wie dürfte man sonst im Braunkohlenbergwerk ohne Sicherheitslampe arbeiten? Nein, schlagende Wetter kommen nur in der Steinkohle vor. Wohl aber sammelt sich im Braunkohlenbergwerk mitunter in verlassenen, außerhalb der Wetterführung (Luftzuführung) liegenden Stollen die giftige Kohlensäure an, deren Einatmung den Menschen erst betäubt und schon nach kurzer Zeit tötet. Stickende Wetter nennt der Bergmann darum solche Ansammlungen von Kohlensäure. Da diese Gasart jede Art von Verbrennung hindert, besitzt der Bergmann in seiner Acetylenlampe einen untrüglichen Anzeiger für sie. Beginnt die Lampe nämlich trübe zu brennen, droht wohl gar zu verlöschen, so weiß der Bergmann, daß hier Kohlensäure vorhanden ist und er sich schleunigst in Sicherheit bringen muß. Wenn wir in diesem Zusammenhange noch die Bedrohung des Bergmannslebens durch das „Schwimmende" (plötzlicher Ein- oder Durchbruch von Wasser und Schwemmsand) erwähnen, haben wir damit so ziemlich alle Gefahren mit Ausnahme der im maschinellen Betriebe möglichen aufgeführt, welche dem Bergmann in der Tiefe des Braunkohlenbergwerks drohen.

Auf dem Rückwege zum Förderschachte besichtigen wir dann noch die großen Wasserhaltungsmaschinen, dazu bestimmt, die sich in jedem Bergwerk an den tiefen Stellen sammelnden, bedeutenden Mengen von Grubenwasser an die Erdoberfläche zu pumpen und damit ein „Ersaufen" des Schachtes zu verhüten. Mit stampfendem Geräusch arbeiten diese Maschinen unablässig Tag und Nacht unter dauernder, scharfer Kontrolle. Hängt doch von ihrer geregelten Tätigkeit die Sicherheit des ganzen Betriebes ab. Wie von dem Bruchfeld ist auch von ihnen ein Bild gefertigt worden, und erfüllt von den zahlreichen Eindrücken, die wir in uns aufnehmen durften, lenken wir unsere Schritte nun wieder dem Hauptförderstollen zu. Eine vorgetriebene Strecke desselben wird erst ausgemauert. Hell klingt der Schlag des Maurerhammers auf den festen Ziegelstein noch eine ganze Weile hinter uns her. Dann stehn wir, eher als wir es gedacht, wieder an der Förderschale, die uns auf unsers Führers Zeichen in kurzer Zeit hinaufträgt, nicht nur bis zur Einfahrtsstelle an der Rasenhängebank, nein, noch höher im Förderturm bis zur oberen Hängebank in Höhe des Wipperbodens, wo die Wagen die Förderschale automatisch verlassen, um auf kurzem Geleisstück einem zylinderartigen Gestell aus festen Eisenstäben (dem Kreiselwipper) zuzurollen. Ein Hebeldruck stellt den Wagen in dem Zylinder fest und schon dreht sich dieser um seine Achse, sodaß der Wagen seinen Inhalt auf die darunter befindliche Sortiermaschine aus-

schüttet. Ein zweiter Hebeldruck und der Förderwagen verläßt, seines Inhalts ledig, das zylindrische Gestell und gleitet auf einer Gleisanlage in einem halb elliptischen Bogen wieder zu der Stelle zurück, an der er aus der Tiefe aufstieg, um mit einem zweiten Wagen wieder auf der Förderschale in den Schacht hinabzusinken und neue Kohlenvorräte ans Tageslicht zu bringen.

Was aber geschieht nun mit den Kohlen auf der Sortiermaschine? Diese besteht aus mehreren großen Metallsieben, die verschiedene Maschenweite haben und etwas schräg abfallend so nebeneinander angeordnet sind, daß die Kohle zunächst auf das engmaschigste Sieb fällt. Dieses sortiert den Kohlenstaub und kleinste Kohlenstückchen. Infolge der dauernden, rütteln-den Bewegung der Siebe gleitet die zurückgebliebene Kohlenmasse auf das zweite Sieb, das Stücke in der Größe einer welschen Nuß durchläßt (Nußkohle). Das folgende Sieb ist für Stücke von der Größe einer Faust, die sogenannte Bäckerkohle bestimmt. Größere Stücke (Stückkohle) gleiten am Ende des vierten Siebes in den für sie bestimmten Bunker. Diese Bunker sind mit schrägem Boden versehen. Zieht man nun den an ihrer Vorderseite angebrachten Schieber auf, so rutscht die Kohle ganz von selbst in den darunter stehenden Kastenwagen, der, nachdem er zum zweiten Male auf der Centesimalwage gewogen wurde, von kräftigen Pferden gezogen, die Kohle ihrem Bestimmungsort zuführt.

Um diese äußerst praktische Ladeweise beobachten zu können, folgen wir unserem freundlichen Führer eine die Förderbühne mit der ebenen Erde verbindende eiserne Treppe hinab und stehen nun wieder in dem weiten, den Förderturm umgebenden Hofraum, in dem gleichfalls eine rege Tätigkeit herrscht.

Noch einmal lassen wir die Blicke über die ganze Anlage schweifen, dann begeben wir uns wieder in das Nebengebäude, säubern uns und vertauschen die entliehene Bergmannskleidung mit der eigenen, um dann nach herzlichen, an unseren freundlichen Führer gerichteten Dankesworten mit dem Auto die Rückfahrt anzutreten.

Der Basalt und seine Verwendung.

Von F. Bertram Lauban.

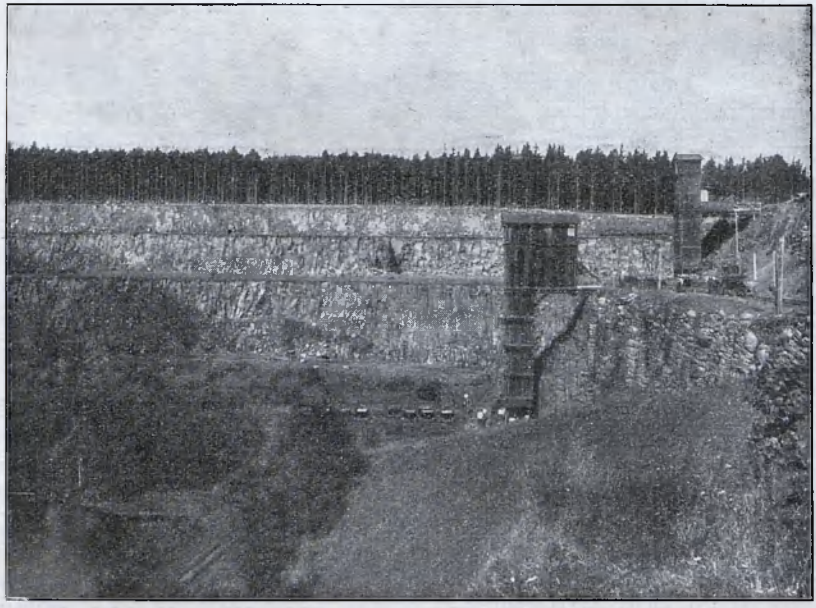
Bei unseren zahlreichen Wanderfahrten durch die schöne Heimat konnten wir immer wieder feststellen, daß die zahlreichen Berge und Hügel, welche das Landschaftsbild des Kreises Lauban so reizvoll gestalten, aus Basalt bestehen, der vor Jahrmillionen die starre Kruste der Urgesteine durchbrach und größtenteils unter sich begrub. Was lag darum für die Bewohner unserer Heimat seit altersher näher, als sich diesen Umstand zunutze zu machen und den Basalt als Baustoff zu verwenden. Zahlreiche Bauten sind darum entweder ganz (Laubaner Stadtmauern, Salzhaus) oder teilweise (Kerzdorfer Mühle) aus Basalt aufgeführt worden. Und noch heut verwendet man dieses vulkanische Gestein wenigstens zur Errichtung der Grundmauern der Gebäude.

Seit man dann vor etwa einem Vierteljahrhundert damit begann, den Oberbau deutscher Eisenbahnstrecken durch Basaltsteinschlag zu verstärken, bot sich gerade in unserem Kreise die Möglichkeit, die vorhandenen Steinbrüche besser auszunutzen und neue zu erschließen. Zuerst in Wingendorf, dann auch in Kerzdorf, Lichtenau, Linda, Langenöls, Schadewalde, Hartmannsdorf, Bellmannsdorf, Wiesa und anderen Orten entstanden Schotterwerke entsprechend dem ständig steigenden Bedarf.

Einem dieser Werke und zwar dem zu Kerzdorf galt an einem schönen Sommernachmittage unser Besuch. In liebenswürdiger Weise übernahm es sein Besitzer, der Herr Stadtrat Reiske selbst, uns durch das Basaltwerk zu führen und die dort vorhandenen Einrichtungen zu erläutern. Um uns Gelegenheit zu geben, den Werdegang des Schotters in der richtigen Reihenfolge kennen zu lernen, führte er uns zwischen den hohen Schutthalden hindurch, an den Maschinengebäuden vorüber zunächst einmal in den am Ostabhange eines Höhenzuges gelegenen Bruch. Die gewaltige Ausdehnung desselben vermittelt uns einen Begriff davon, welche Menge von Steinen er in den 22 Jahren, die das Werk besteht, schon geliefert hat. In vier verschiedenen Absätzen von je 10 bis 13,5 Meter Höhe wird der Bruch ausgebeutet. Auf der untersten Sohle schürft man jetzt noch 3 Meter in die Tiefe, um den dort vorhandenen festen Stein gleichfalls auszunützen. An dieser Stelle ist man also schon rund 50 Meter tief in den gewaltigen, dort lagernden Basaltvorrat eingedrungen.

Neun Arbeiterkolonnen gehen auf den vier terrassenförmig übereinander liegenden Sohlen mit Brechstange, Steinbohrer und Hacke dem Basalt zu Leibe. Uns fesselt zunächst der zur Herstellung von Sprenglöchern bestimmte Steinbohrer, welcher auf der tiefsten Sohle steht und mit Preßluft

arbeitet. Ein kleiner Explosionsmotor liefert die Preßluft zum Antriebe. Steinstößer müßte man den Apparat besser nennen, denn er bohrt nicht seine 2,86 Meter tiefen Sprenglöcher in den Stein, sondern arbeitet sich mit Tausenden von kleinen Stößen in ihn hinein. Wenige Schritte von dem augenblicklichen Standorte des Motors nach rechts ist früher einmal eine kleine Wasserader angeschlagen worden, welche in kurzer Zeit die ganze tiefgelegene Bruchstelle unter Wasser setzen würde, wenn dieses nicht ständig



Der Basaltbruch in Kerzdorf. (Abbau auf verschiedenen Sohlen und Aufzüge für die Kippwagen. Phot. Pfeiffer.

durch zwei abwechselnd arbeitende Druckpumpen entfernt würde. An der Steinwand links vom Steinbohrer arbeiten mehrere Arbeiter mit Hacke und Brechstange an den durch die letzte am Mittag erfolgte Sprengung gelockerten Steinmassen. Andere Arbeiter beladen bereitstehende, je eine Tonne fassende, eiserne Kippwagen, die durch Maschinenkraft am Drahtseil einen sogenannten Bremsberg (schiefe Ebene) hinaufgezogen werden. Die zur Verladung kommenden Steine haben etwa Kopfgröße. Links fährt der gefüllte Wagen auf der doppelgleisigen Schrägbahn hinauf, rechts kommt dafür ein leerer Wagen herunter. Oben angekommen wird der volle Wagen mit Hilfe der Weichenstellung zu einer Art Sammelstelle gebracht und mit den schon vorhandenen zu einem kurzen Zuge zusammengestellt. Eine kleine Maschine fährt diesen zum Knacker. Eben kommt eine solche Maschine mit einem Leerzuge von dort zurück, wird umrangiert und setzt sich vor den gefüllten Zug, um dem unersättlichen Steinbrecher neuen Vorrat zuzuführen. Die auf höher gelegenen Sohlen gefüllten Wagen

werden durch Aufzüge auf das rechte Gleis gebracht. Bei der Betrachtung des bewegten Bildes stellen wir fest, daß neben elektrisch angetriebenen Maschinen auch solche verkehren, die mit einem Benzolmotor ausgestattet sind. Das Benzol liefert die Laubaner Gasanstalt.

Der in dem Bruch gewonnene Basalt ist, wie man uns versichert, ein außerordentlich fester Stein von verschiedener Schichtung. Während an einer Stelle fünf- und sechsseitige Säulen fast senkrecht in die Höhe streben, zeigen sie an der anderen infolge von Verwerfungen eine Schrägstellung. An einer dritten Stelle können wir an den Säulen schon starke Merkmale der Verwitterung feststellen. Und da diese beim Basalt in der Weise wirksam wird, daß sich von den einzelnen Stücken der geborstenen Säulen Kugelkappen ablösen, so nehmen diese Stücke mit der Zeit Kugelgestalt an. In der Mitte des Bruches weist der Basalt gar keine Säulenbildung, sondern Blockform auf. Gerade dieser Stein zeichnet sich durch besondere Festigkeit aus.

Gewaltige, fast mannshohe Steinblöcke liegen allenthalben umher. Bei näherem Zusehen bemerken wir, daß sie mit Bohrlöchern versehen sind, in welche der Schießmeister schon die Ladung (Ruborit, eine Art Dynamit) eingelegt hat. Aus dem verschlossenen Bohrloche ragt etwa ½ Meter Zündschnur heraus. Wenn sie um 5 Uhr unter den üblichen Sicherheitsmaßnahmen angebrannt wird, ist der Steinkoloß wenige Minuten später in zahlreiche Trümmer zerrissen, die den Boden ringsumher bedecken. Immerhin sind diese Trümmer noch zu groß, um sofort Verwendung finden zu können. Sie werden darum auf die Kippwagen geladen und in der geschilderten Weise zum Knacker gebracht, dessen Arbeit wir nun kennen lernen sollen.

Wir folgen deshalb den aus dem Bruche herausführenden Geleisen. Dabei macht uns Herr Reiske auf einen Schuppen aufmerksam, welcher in kalten Winternächten einer der mit einem Benzolmotor versehenen Zugmaschinen Aufnahme gewährt. Die isolierte Decke, sowie die Doppelwände des Schuppens hindern das Eindringen der Kälte in den Schuppen, welches ein Ein- wohl gar Zerfrieren der Maschine zur Folge haben könnte. Zwei elektrische Lampen, die bei strenger Kälte die ganze Nacht brennen, sorgen überdies durch ihre Wärmeabgabe dafür, daß die Temperatur in dem Raume nicht unter o Grad sinkt. Unser freundlicher Führer berichtet uns ferner, daß die Versendung des Steinschlages hauptsächlich in der Zeit vom April bis Ende Oktober vor sich geht, weil da die meisten Um- und Neubauten von Eisenbahnkörpern und Kunststraßen vorgenommen werden. In den übrigen Monaten arbeitet das Werk auf Vorrat. Mit Interesse lauschen wir den Ausführungen, haben dabei den verhältnismäßig schmalen Eingang des Bruches erreicht und schreiten diesmal auf einer hohen und langen Holzbrücke dem obersten Stockwerk des Maschinengebäudes zu, in dem sieben Brecher nebeneinander täglich acht Stunden lang den herangeführten Basalt zermalmen.

Eben rollt wieder ein gefüllter Wagenzug heran und macht in dem Gebäude Halt. Die Wagen werden umgekippt und schütten ihren Inhalt vor den Brechern aus. Jeder Brecher wird von einem Manne

bedient, der teils mit der Hand, teils mit der Schaufel die Steine in den Knacker wirft. Von den beiden rechtwinklig geformten Backen des Brechers steht der eine fest, während der andere fortwährend eine Bewegung von nur zwei Zentimeter Länge ausführt, die aber genügt, den zwischen die Backen gelangenden Stein in Stücke von der gewünschten Größe zu zermalmen. Voraussetzung dafür ist natürlich die Verwendung von nur bestem Stahl. Der Name der Firma Krupp in Essen, welche die



Steinknacker im Basaltwerk. Phot. Pfeiffer.

Brecher samt den Ersatzteilen lieferte, bürgt dafür, daß man es hier mit einem erstklassigen Erzeugnis der Stahlindustrie zu tun hat.

Das Brechen der Steine verursacht neben einer starken Staubentwicklung auch einen gewaltigen Lärm. Zur Not versteht man das ins Ohr geschrieene Wort. Die Arbeitsleistung der sieben Brecher ist eine ganz bedeutende. Bringen sie es doch auf eine Tagesleistung von 850 bis 860 Tonnen. Die zertrümmerten Steine fallen in dem unter den Brechern gelegenen Raume auf starke Stahlsiebe mit etwa 1 Zentimeter im Durchmesser haltenden, kreisrunden Oeffnungen. Durch diese werden der Staub und die kleinen Splitter von dem verwendbaren Steinschlag geschieden. Während man den Abraum hinausfährt und damit die schon vorhandenen, dicht am Werke liegenden Halden vergrößert, wird der Steinschlag auf Kippwagen zu den Bunkern gebracht, die zur gegebenen Zeit in darunter gefahrene Eisenbahnwagen entleert werden. Während der Monate April—Oktober bringt eine Lokomotive vom Bahnhof Lauban jeden Tag einen Zug von 50 leeren Wagen nach dem Werk. Hier wird

er halbiert und zunächst die erste Hälfte beladen. Zu dem Zwecke fährt jeder Wagen erst leer auf die Centesimalwage und wird, nachdem sein Eigengewicht festgestellt ist, beladen. Das geschieht sehr einfach und praktisch. Mit Hilfe von Hebeln werden zwei Schieber an der Decke des Verladeraumes geöffnet und die darüber liegenden Bunker entleeren sich nun in den darunter stehenden Wagen. Nachdem das Bruttogewicht festgestellt ist, zieht auf ein gegebenes Zeichen die Maschine kurz an und bringt dadurch den folgenden leeren Wagen unter die inzwischen geschlossenen Schieber, welche sich nun wieder öffnen, um gewaltige Steinmengen in den Wagen niedersausen zu lassen. Dieser Vorgang wiederholt sich solange, bis die 25 Wagen gefüllt sind und nach dem Bahnhof Lauban gebracht werden; dann kommt die zweite Hälfte des Leerzuges an die Reihe.

Nach dem Gesehenen und Gehörten glaubt man es gern, daß in den Zeiten des Hochbetriebes die angestrengte Arbeit von 180 Mann erforderlich ist, um solche gewaltige Tagesleistungen zu ermöglichen. Ein Gang durch Wasch- und Ankleideräume, durch die Kantine mit ihren Vorrichtungen zur Warmhaltung der von den Arbeitern mitgebrachten Speisen, ein Blick in den Trockenraum für naß gewordene Kleider zeigt uns, daß dem Besitzer des Werkes das Wohl seiner Arbeiter am Herzen liegt. Mit aufrichtigem Dank trennen wir uns von ihm, nachdem er uns noch beim Vorübergehen an den Halden auf hier arbeitende Maschinen aufmerksam gemacht hat, welche den Abraum noch einmal durchsieben, weil die darin enthaltenen Steinsplitter von einem halben bis einem Zentimeter Durchmesser in neuerer Zeit bei der Beschüttung der sogenannten geteerten Autostraßen Verwendung finden. — Wenn uns später wieder einmal bange werden will, um unser Volk und seine Zukunft, dann werden wir uns der an diesem Nachmittage im Kerzdorfer Basaltwerke verbrachten Stunden erinnern und daraus die Hoffnung schöpfen, daß ein Volk, in dem so viel Verstandeskräfte, ein so starker Arbeits- und Lebenswille vorhanden sind, nicht untergehen kann.

Das Gipswerk in Schlesisch-Haugsdorf.

Nach eigener Anschauung und Aufzeichnungen des früheren Werkleiters, Herrn Seibt, bearbeitet von F. Bertram.

Dicht an der Nordgrenze des Kreises Lauban liegt es, das Gipswerk zu Schlesisch-Haugsdorf, und zwei Stunden muß man stramm marschieren, um es von Lauban aus zu Fuß zu erreichen. Heut hält der bequeme, zwischen Lauban und Naumburg verkehrende Postkraftwagen in seiner Nähe, sodaß man von der Haltestelle bis zum Werke nur etwa ein Viertel der oben angegebenen Zeit braucht.

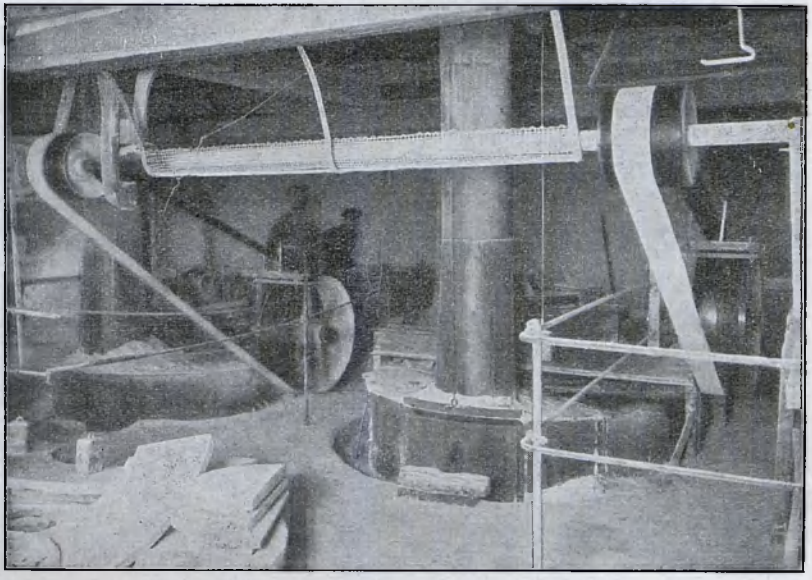
Wir sprechen zunächst im Kontor des Werkes vor, wo uns der Werksleiter schon erwartet und nun die Führung übernimmt. War die Grundfarbe der näheren Umgebung des Gumpertschachtes in Geibsdorf das Schwarzbraun der Kohle, so treffen wir hier allenthalben auf das Weiß des Gipses. Unser freundlicher Führer weist auf einen alten, nicht mehr in Gebrauch befindlichen Kalkofen und erzählt uns, daß das von Herrn Kommerzienrat Haenschke, Waldenburg in Schlesien, im Frühjahr 1877 gegründete Werk anfänglich nur den hier auch vorkommenden kohlensauren Kalk förderte und brannte. Später beutete man beide Kalkarten, kohlensauren sogut wie schwefelsauren Kalk, aus, bis sich herausstellte, daß der Alleinbetrieb des Gipswerkes der lohnendere war. Der Haugsdorfer Kalk soll von guter Beschaffenheit gewesen und darum gern verwandt worden sein.

Die Gipsader liegt in einer Stärke von durchschnittlich zwei Metern zwischen Tonschiefer und Schieferton eingebettet in einer Tiefe von etwa 50 Metern und erstreckt sich von Südosten nach Nordwesten. Der Gips muß also wie die Lichtenauer Braunkohle bergmännisch gewonnen werden. Auch hier für die Einfahrt mit zweckdienlicher Kleidung versehen, begeben wir uns mit dem Werksleiter auf der Förderschale in die Tiefe. Wir durchfahren dabei eine Stelle, auf der von allen Seiten Wasser auf uns herabsprüht, und können uns selbst davon überzeugen, daß hier reichlich Wasser führende Erdschichten durchschlagen wurden, die in ziemlich großem Ausmaße vorhanden sind und umfangreiche, kostspielige Abdämmungsarbeiten nötig machten, um ein abermaliges Ersaufen der ganzen Anlage (zweimal ist das schon geschehen) zu verhindern.

Unten angelangt, verlassen wir die Förderschale, um mit Acetylenlampen ausgerüstet, dem Führer durch die Stollen zu folgen. Hier ist natürlich kein Stützen des Hangenden erforderlich, wie etwa bei der Braunkohle, da die Stollen ja in festem Gestein vorgetrieben sind. Zudem läßt man in kurzen Abständen Sicherheitspfeiler im Gestein stehen, die eine Grundfläche von 5 Quadratmetern und damit eine bedeutende Tragfähigkeit

besitzen. Diese Pfeiler machen uns die schachbrettartige Anordnung der Stollen erklärlich, die uns bei der Betrachtung des Grubenplanes im Kontor aufgefallen war und auf die man uns noch besonders hingewiesen hatte.

Beim Schein der Lampen erkennen wir, daß das obere Gestein eine rote, das untere eine grauweiße Färbung aufweist. An mehreren Stellen können wir Alabaster (kristallinischen Gips) beobachten. Ein mehrmaliges, dumpfes Rollen, von Sprengschüssen herrührend, zeigt an, daß wir uns



Kocher im Gipswerk zu Schlesisch-Haugsdorf. Phot. Pfeiffer.

den Arbeitsstellen nähern. Da sich die Gipsader in der Längsrichtung allmählich senkt, sind wir dauernd schräg abwärts gestiegen und befinden uns nun etwa 75 Meter tief unter der Erde. Bei der Arbeit vor Ort können wir beobachten, daß neben der Spitzhacke die hier elektrisch angetriebene Bohrmaschine Verwendung findet und zwar zur Herstellung von Sprenglöchern. Das gelöste Gestein wird von fleißigen Händen in kleine Wagen geschaufelt, die dann auf schmalen Geleisen nach der Förderschale gebracht werden. Da die Steigung bis dahin aber ziemlich erheblich und der Transport der Wagen an der steilsten Stelle mehr als Menschenkraft erfordert, hat man hier einen sogenannten Bremsberg (schiefe Ebene) angelegt. Mit Hilfe einer elektrisch betriebenen Zugvorrichtung werden die gefüllten Wagen den Bremsberg heraufgebracht; die leeren Wagen gleiten, gleichfalls am Drahtseil befestigt, daneben hinab.

Wir verlassen den Schacht, um die weitere Bearbeitung des gewonnenen Rohstoffes zu beobachten. Die verschieden großen Gipsstücke werden zunächst in einer Maschinenanlage vorgebrochen. 50 Prozent der Förderung kommen in diesem Zustande schon zum Versand. Auf einer Feldbahn

wandert der Rohgips bis zur Verladerampe der Firma am Bahnhofe Naumburg a. Qu. Abnehmer dieses Rohgipses sind die Zementfabriken, besonders die zu Oppeln, welche ihn zur Herstellung von Zement benötigen. Die jährliche Gesamtförderung beträgt 15 bis 20 Millionen Kilogramm Gipsstein. Der übrige Rohgips wird noch einmal zerkleinert und dann in einer Mühle zu Staub zermahlen. Das im Rohgips enthaltene Kristallwasser, sowie das an der Oberfläche der Steine befindliche Grubenwasser setzen der Vermahlung einen starken Widerstand entgegen, so daß ein schneller Verschleiß der Mühlsteine eintritt.

Die weitere Behandlung richtet sich darnach, ob man Stuck-, Modell- oder Estrichgips erhalten will. Besonders guter und weißer Stein wird zu Alabaster und Zahnarztgips verarbeitet, d. h. besonders fein gemahlen und gesichtet. Aus Alabaster werden Kunstgegenstände hergestellt. Die Zahnärzte benutzen den feinen Gips, um Gaumenabgüsse herzustellen. Will man Stuck- und Modellgips erhalten, so ist es nötig, dem Rohgips das in ihm enthaltene Kristallwasser zu entziehen. Das geschieht bei verhältnismäßig niedriger Temperatur (200 Grad). Zu dem Zwecke wird der gemahlene Gips mit Hilfe einer Schnecke zu den Füllrümpfen der Kochkessel gebracht und in diesen Kesseln gebrannt, richtiger: gekocht. Die Erhitzung geschieht indirekt, d. h. die Hitze des Kohlenfeuers, bezw. der Heizgase, wirkt zunächst auf die Eisenwand des Kochkessels und dann erst auf den Gips. (Gegensatz zum Brennen des kohlensauren Kalkes.) Während der ganzen Brenndauer (zwei bis drei Stunden) wird der Gips im Kochkessel durch ein Rührwerk in ständiger Bewegung gehalten, damit er gleichmäßig durchbrennt. Ist das nicht der Fall, so ist die Ware minderwertig und wird von den Abnehmern beanstandet. Bald beginnt der Gips zu brodeln, denn das in ihm enthaltene Wasser verdampft. Auf diese Weise wird es möglich, den Wassergehalt des Rohgipses auf etwa 3 bis 4 Prozent des Gesamtgewichts herabzumindern.

Das gebrannte Gut geht dann noch einmal durch eine feingestellte Mühle und wird zuletzt durch „Elevatoren" (Aufzüge) in die „Silos" (Aufbewahrungsräume) gebracht. Von dort kann es durch ein senkrechtes Rohr direkt in Papier- oder Stoffsäcke abgefüllt werden. Eine sinnreiche Vorrichtung beschränkt dabei die gesundheitsschädliche Aufwirbelung des gemahlenen Gipses auf das geringste Maß.

Der so erhaltene Gips ist schnell bindend, d. h. er erhärtet nach dem Anrühren in 10 bis 25 Minuten. Wird der Gips während des Kochens zu stark erhitzt, so brennt er tot und ist dann nicht mehr ohne weiteres verwendbar. Erst nach einer weiteren Erhitzung auf 870 bis 970 Grad wird er wieder gebrauchsfähig. Man erhält dann den langsam bindenden Estrich- oder Baugips.

Bei der immerhin starken Förderung dürfte zum Schluß die Frage berechtigt sein, wie lange die Gipsader abbaufähig bleiben kann. Darauf ist zu sagen: Falls es möglich wird, den gegenwärtig unter Wasser stehenden Teil derselben trocken zu legen und zu verarbeiten, dürfte eine Erschöpfung der Ader erst nach 20 bis 30 Jahren eintreten. Andernfalls ist das Werk, das zur Zeit der Firma Ernst Süßmilch, G. m. b. H., Gipswerke in Niedersachswerfen am Harz, gehört, schon eher gezwungen, zu schließen.

Die Tonwerke des Kreises.

Von Direktor F. Auguſtin.

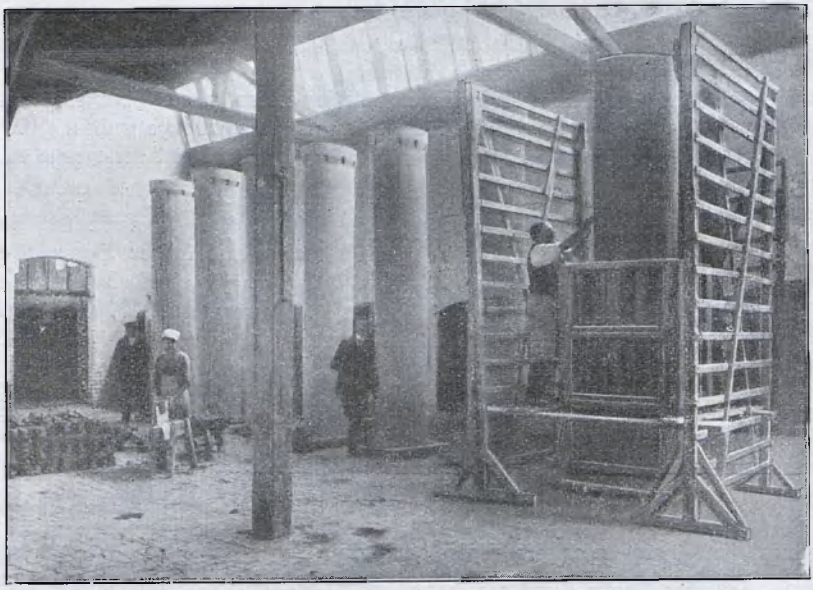
Im Kreiſe Lauban kommen an vielen Orten Lager von tertiären und diluvialen Tonen vor, zum Teil von vorzüglicher Beſchaffenheit. Sie haben Anlaß zum Entſtehen einer ziemlich bedeutenden Tonindustrie gegeben.

Außer einer Anzahl kleiner Ziegeleien, die zum Teil noch in urſprünglicher Weiſe mit Handbetrieb arbeiten, finden ſich ſolche — namentlich in Holzkirch —, die Maſchinenbetrieb eingeführt haben und in der Hauptſache ſehr gute Dachziegeln herſtellen. Größere Ringofen-Ziegeleien beſtehen in Lauban, Kerzdorf (Stadtziegelei), Langenöls, Seidenberg und Wilka. Zwei Fabriken größeren Umfanges ſind die Tonwerke in Lauban und die Fabrik der Firma M. Knoch & Comp. in Wünſchendorf.

Die Laubaner Tonwerke wurden 1854 von dem damaligen Maurermeiſter A. Auguſtin begründet, der zunächſt nur die Terrakotten für die von ihm entworfene und zu erbauende katholiſche Dreifaltigkeitskirche ſelbſt herſtellen wollte. Er erwarb dazu ein Tonlager in Holzkirch; und da ſich zeigte, daß der dort gewonnene Ton ſorgfältig verarbeitet und gebrannt eine ganz beſonders ſchöne, tiefrote Farbe annahm, kam er auf den Gedanken, daraus mit Maſchinen gepreßte, ſauber bearbeitete Steine zur äußeren Verkleidung von Gebäudefronten, ſogenannte Verblendſteine, herzuſtellen, die durchlocht wurden, um ſie leichter zu machen. Dieſe Steine wurden zuerſt in den ſechziger Jahren des vorigen Jahrhunderts zur Verkleidung der Fronten des Berliner Rathauſes verwendet und fanden den größten Beifall. Die Aufträge mehrten ſich infolgedeſſen und die Fabrik mußte bald vergrößert werden. Außer roten Verblendſteinen wurden auch ſolche in anderen Farben und Profilen hergeſtellt, außerdem größere Architekturteile und Figuren aus Terakotta, auch farbige Glaſuren. So wurde Lauban die Urſprungsſtätte der modernen Verblendſtein-Induſtrie.

Im Jahre 1875 wurde die Fabrik Aktiengeſellſchaft und der Umfang der Werke wurde durch den Bau einer zweiten Fabrik in Heidegersdorf verdoppelt. Die großen Erfolge der Laubaner Induſtrie bewirkten aber bald, daß eine Anzahl anderer Verblendſteinfabriken, namentlich in Niederſchleſien entſtand und ſich ein erbitterter Wettbewerb entwickelte, der auch das Beſtehen der Laubaner Werke gefährdete. In den neunziger Jahren des vorigen Jahrhunderts fing das Intereſſe der Architekten für den Verblendſtein- und Terrakottenbau an nachzulaſſen und hörte allmählich ſo gut wie ganz auf. Es war daher eine Lebensfrage für die Fabrik, ſich auf die Herſtellung anderer Waren einzuſtellen. Günſtige Abſatz-

möglichkeiten versprachen die jetzt allgemein verwendeten Wandverkleidungsplatten und Formsteine aus weißem Tone mit weißer Porzellanglasur oder auch mit farbigen Glasuren, wie sie gegenwärtig in großen Mengen für Lichthöfe, Tunnel, Bade-, Wasch- und Bedürfnis-Anstalten usw. sowohl im Inlande, als auch in immer steigenden Mengen im Auslande verwendet werden. Der weiße Ton dafür kommt aus Gruben in Tschirne und Rothwasser.



Im Chamottewerk zu Wünschendorf. (Handgeformte 4 Meter lange Retorten für Gasanstalten.) Phot. Pfeiffer.

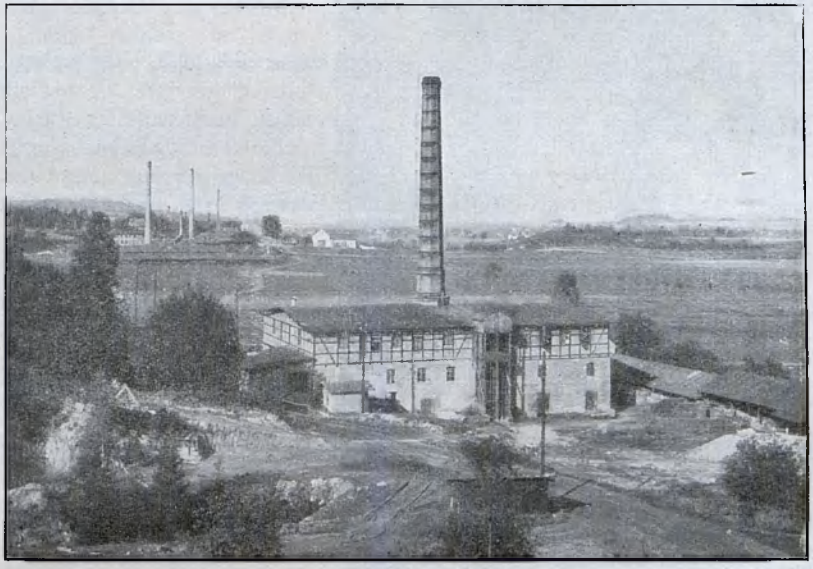
Außer den erwähnten Erzeugnissen werden noch glasierte Kunstkeramiken in den verschiedensten farbigen, matten und glänzenden Glasuren hergestellt, sowie alle Arten von Chamottewaren, besonders für die Eisenindustrie, z. B. Guß- und Trichterrohre, ferner Feuerschirmsteine für Lokomotiven.

Die Laubaner Tonwerke beschäftigen gegenwärtig 290 Arbeiter, davon 135 in Lauban, sowie 17 Beamte und Angestellte. Seit 1910 sind sie mit den Siegersdorfer Werken zu einer Aktiengesellschaft vereinigt.

Das zweite bedeutende Tonwerk im Kreise, die Fabrik der Firma M. Knoch & Comp. in Wünschendorf, ist aus einer in den sechziger Jahren des vorigen Jahrhunderts erbauten Ziegelei entstanden, welche allmählich vergrößert wurde und die Herstellung von Eisenklinkern aufnahm, die sich bald eines guten Rufes erfreuten. Das dazu erforderliche geeignete Rohmaterial wurde in eigenen Gruben gewonnen (siehe Rotliegendes). Aus dem Besitz der früheren Firma Leder, Herrmann & Co. ging das Unternehmen im Jahre 1902 in die Hände des Ingenieurs Max Knoch über, der in Verbindung mit anderen Gesellschaftern die Fabrikation feuer-

fester Erzeugnisse aufnahm. 1909 kam es in den Besitz der jetzigen Gesellschaft M. Knoch & Comp., G. m. b. H. Herr Max Knoch hatte die Leitung bis zu seinem im Februar 1918 erfolgten Tode inne.

Mit der Herstellung aller besonders in der Eisenindustrie benötigten, hochfeuerfesten Erzeugnisse wurde auch die Bauausführung von Industrie-, insbesondere Retorten-Oefen für Gasgewinnung aufgenommen, außerdem der Bau von Kalköfen usw.



Die Dachziegelwerke in Holzkirch. Phot. Pfeiffer.

In den Jahren 1912 bis 1913 stellte man vorübergehend auch Dachziegel her, ließ aber in demselben Augenblicke wieder davon ab, in dem der Bedarf an feuerfesten Erzeugnissen für die Eisenindustrie und besonders für die preußische Staatsbahn die vorhandenen Einrichtungen völlig in Anspruch nahm. Die damalige Belegschaft belief sich auf ca. 260 Arbeiter nebst einem Stabe von technischen und kaufmännischen Beamten. Nach Ausbruch des Weltkrieges im August 1914 kam das Werk vorübergehend zum Stillstand, da über die Hälfte der Arbeiter und Angestellten zu den Waffen eingezogen wurden.

Schon nach einigen Wochen aber wurden die Anforderungen der Industrie und des Staates wieder lebhafter, und die Arbeit wurde unter Zuhilfenahme von ca. 100 Gefangenen — erst Franzosen, dann Russen — wieder aufgenommen und in vollem Umfange bis Friedensschluß weitergeführt. Die nun einsetzende Inflation brachte ebenfalls reichliche Beschäftigung, besonders im schlimmsten Jahre 1923. Die vorhandenen Einrichtungen waren in den Jahren 1919 bis 1923 erheblich vergrößert und verbessert worden. Anstatt der seit 1903 bestehenden Kleinbahnverbindung

mit dem Verladeplatz an der Lauban—Kohlfurter Strecke wurde ausgangs 1923 und im Jahre 1924 ein Vollbahnanschluß geschaffen. Durch maschinelle Vervollkommnung wurde die Herstellung vereinfacht und Handarbeit zum Teil erübrigt, sodaß im Jahre 1924 zu 1925 nur ca. 220 Arbeiter und 15 Angestellte benötigt wurden.

Der Zollkrieg mit Polen unterband den Absatz nach dem jetzt polnischen Oberschlesien, sodaß sich der Absatz dadurch und unter dem Drucke der jetzigen allgemeinen Krise verminderte und ein Drittel der Arbeiter anderweitig Beschäftigung suchen mußte.

Das Werk verfügt über ausgezeichnete, eigene Rohstoffe, ganz moderne Maschinen und ist für ca. 23 000 Tonnen Leistung eingerichtet. Hergestellt werden sämtliche für die Eisenindustrie erforderlichen hochfeuerfesten Steine, ebenso alles Material für Gasanstaltsöfen und als Spezialität Feuerschirmsteine für Lokomotiven. Besondere Bedeutung gewinnt das vorzügliche Produkt in hochkieselsauren (Silica-)Steinen, deren Fabrikation in den Jahren 1918 — 1919 eingerichtet wurde.

Die zur Verarbeitung kommenden Tone sind in der Tertiärzeit abgelagert worden und in verschiedenen Qualitäten vorhanden. In den Gruben werden eratische Blöcke schwedischen Granits und Sandsteins, zum Teil mit interessanten Gletscherschliffen gefunden. Die Gruben, in welchen Klinkerton gewonnen wird, enthalten auch Schichten mit Abdrücken urweltlicher Fische, Krebse usw.

Zum Werke gehört eine eigene Beamten- und Arbeiterkolonie mit Schule und eigener Wasserversorgung.

Ein Wort über tönerne Nisturnen.

Zu den im Eingang dieser Arbeit erwähnten Holzkirchner Dachziegelwerken zählt auch das der Firma Walter Menzel (Inhaber Fritz Geist) gehörige. Wenn hier noch einige Worte über dasselbe gesagt werden, geschieht es aus dem Grunde, weil in demselben neben Dachziegeln auch tönerne Nisturnen hergestellt werden. Es ist eine bekannte Tatsache, daß infolge des modernen Forstbetriebes die Zahl der hohlen Bäume ständig abnimmt, da man sie selten so alt werden läßt, daß diese Fäulniserscheinung noch eintreten könnte. Die hohlen Bäume boten einst den sogenannten Höhlenbrütern (Meisen, Staren u. a. Vögeln) willkommene Nistgelegenheiten. Um diese nützlichen Vertilger aller Forstschädlinge dem deutschen Walde zu erhalten, kam der Freiherr von Berlepsch auf den Gedanken, ihnen durch Anbringung von hölzernen Nistkästen, welche aus Stammholz gefertigt und mit zweckentsprechenden Bohrlöchern versehen sind, künstliche Brutgelegenheit zu schaffen. Sie haben sich auch außerordentlich bewährt. Im ersten Jahrzehnt unseres Jahrhunderts erwog nun der Fabrikbesitzer Paul Menzel senior, ein ehemaliger Forstmann, die Frage, ob man nicht die Herstellung und damit auch den Bezugspreis von Nisturnen dadurch verbilligen könne, daß man sie aus Ton anfertigte. Nachdem sein Plan durch den um den Vogelschutz in Deutschland hoch-

verdienten Oberlandstallmeister von Schlüter gutgeheißen worden war, auch einige Verbesserungen erfahren hatte, ging der Sohn des Erfinders, Walter Menzel, daran, die Herstellung tönerner Nisturnen seinem Dachziegelwerke als Nebenbetrieb anzugliedern. Er sollte den Schritt nicht zu bereuen haben. Die tönernen Nisturnen bewährten sich durchaus und wurden gern von den Höhlenbrütern angenommen. Ihre Haltbarkeit und der billige Preis bestimmte viele staatliche und private Forstverwaltungen, sie in Mengen zu beziehen und im Walde aufzuhängen. Der Einwand mancher Gegner der von Schlüterschen Nisturnen, daß sie zu kalt seien und darum in ihnen keine Brut aufkommen könne, wurde durch die schon angeführte Tatsache entkräftet, daß sie tatsächlich von Höhlenbrütern zu Nistzwecken benutzt werden, erst recht, seitdem man ihnen eine Doppelwandung und damit eine isolierende, wärmende Luftschicht gegeben hat. An der Vervollkommnung der tönernen Nisturnen ist auch nach dem Tode des Freiherrn von Schlüter und Walter Menzels unablässig gearbeitet worden. F. Geist fand in dem Geheimrat Prof. Dr. Rörig einen lebhaft interessierten, wissenschaftlichen Beirat, sodaß die Gewähr gegeben ist, daß die tönernen Nisturnen auch in Zukunft allen an sie zu stellenden, hohen Anforderungen gerecht werden können. Unser Bild zeigt einige der übrigens unter Gebrauchsmusterschutz stehenden Urnen von verschiedener Größe und Färbung. Man gibt den Nisturnen auf die im Bilde erkennbare Art eine gewisse Schutzfärbung, welche einen neuen Vorzug für sie bedeutet. Mit der Bemerkung, daß die Menzelsche Ziegelei das einzige Unternehmen in Deutschland ist, welches tönerne Nisturnen herstellt, seien die Ausführungen über sie geschlossen.



Tönerne Nisturnen. Phot. Pfeiffer.

Die Textilindustrie des Kreises.

Von Fritz Bertram, Lauban.

Wie man dereinst in Katholisch-Hennersdorf den Flachs gewann.

„Murne wird zuirscht der Flachs geroft," sagt der Herschelbauer am Abend eines arbeitsreichen Sommertages zu seinem Großknecht, mit dem er die Verteilung der Arbeit für den kommenden Tag bespricht. „Woarten mer noa länger, wird a mer zu reif und mer kriegen keene feine Foaser nich." „'s is gutt!" gibt drauf der Knecht Bescheid und verläßt die geräumige Wohnstube.

Am nächsten Morgen, schon bei guter Zeit, sind eine ganze Anzahl fleißiger Hände damit beschäftigt, den Flachs zu „raufen", d. h. auszuziehen und gleich auf dem Felde zum Trocknen auszubreiten oder aufzustellen. Sonne und Wind tun ihre Schuldigkeit und nach wenigen Tagen schon geht's an das Riffeln des getrockneten Flachses. Dabei werden die Stengel durch den Riffelkamm gezogen, wodurch die Blätter, Seitentriebe und Samenansätze entfernt werden. Schmunzelnd schaut der Bauer zu, wie man auf diese Weise das Flachsstroh gewinnt, das, wie er seinem Jüngsten, dem Joseph erklärt, etwa 20 bis 27 vom Hundert Bastfasern enthält. „Im die oalleene aber handelt sich's," fährt er dann fort und hebt ein wenig von dem Flachsstroh auf. „Sieh dersch genauer oa, doa wirscht de sahn, doaß hie eim Struh die Foasern noa mit der Rinde und 'm Stengelhulz zusoammenklaben. 's is ane Oart vu Leim, dar se zusoammenhält. Im nu de Foasern vu dam Hulze und vu der Rinde luszukriegen, missen mersch 's Flachsstruh rösten. Wie mer doas machen, wirscht de murne sahn."

Am andern Morgen ist der Joseph auch mit auf dem Felde und sieht mit Staunen zu, wie man das Stroh in Bündel packt und einen Teil derselben in den Teich, der hinterm Stalle liegt, wirft. Damit sie unter Wasser bleiben, beschwert man sie mit Steinen. Den größeren Rest der Bündel versenkt man auf die gleiche Weise in dem klaren Wasser der Struppe, die das Dorf durchfließt, denn die „Flachsröste" in fließendem Wasser ist der in stehendem vorzuziehen. „Nu poaß ock uf," belehrt der Bauer weiter seinen Sohn, „'s wird goar nie lange dauern, do fängt doas Zeug zu faulen oa. Dar Leim, vu dam ich sproach, dar lest sich doderbeind eim Woasser uf, und woas de Foasern sein, die warden lucker. Ufpoassen muß ma freilich, doaß de Bindel nie zu lange ei

Quellen: Erna Schottländer: „Die Entwicklung der Leinenweberei in Lauban". Ungedruckte Erlanger Dissertation 1921.

der Jauche bleiben, sunst wird de Foaser oa mit oagegriffen und is dann nimmeh asu feste als wie sunst. Ma kriegt's ja mit der Zeit o weg, die richt'ge Zeit gutt oabzupoassen."

Nachdem diese Zeit um ist, werden die Bündel eines Tages wieder aus dem Wasser herausgeholt und bei sonniger, trockener Witterung fächerförmig in sogenannten Kapellen auf dem Felde zum Trocknen aufgestellt. Fehlt das Trockenwetter, wird der Backofen angeheizt und das „Dörren" des Flachses dort vollzogen. „De Noase doarf ma freilich nie zu noahnd' hiehaln," sagt der Bauer lächelnd, als er sieht, wie sein Sohn sich erschrocken von den übel duftenden Bündeln abwendet.

Die getrockneten Bündel kommen am folgenden Tage zu der Brechbank. Der kleine Joseph sieht, wie ein Knecht eine Handvoll des gedörrten Flachsstrohs mit der linken Hand ergreift, auf die Brechbank legt und nun mit dem großen hölzernen Messer, das an einem Ende der Brechbank drehbar befestigt ist (einarmiger Hebel), solange auf das Flachsstroh schlägt, bis Rinde und Holzteile sich lösen und zu Boden fallen. Was noch davon an den Fasern haftet, wird durch das Schwingeln beseitigt. Der Abfall heißt Schäbe, kurze Flachsfasern im Abfall Hede oder Schwingwerg.

„A Schwingflachs kinn'n mer aber noa ne spinnen," vernimmt der kleine Joseph aus des Vaters Munde, „de Foasern sein noa lang' nie reen genung und häng'n o no zu siehr zusoamm'n. Je meher mer se auseinanderkriegen, desto feiner warn se. Desderwägen tutt de Moid durt drieben noa de Foasern hecheln. Sieh'ch dersch ock oa: Se nimmt a Päckstel Foasern ei de rechte Hand und schlät se uf die spitz'gen Zinken, die de durt aus dam Bratel gucken. A urndtlich bissel Hede oder Werg bleibt oa dan Zinken oa noa hängen. Woas iebrig bleibt, is guder und gesunder Hechelflachs und hoat, wie de hie sahn koannst, ane hellblonde bis graue Forbe und o an milden Glanz. Vill is nie groade, woas als Hechelflachs noa iebrig bleibt. Bu gutt zwee Zentnern Flachs kriegt ma bei dreimoal Hecheln zwanzig Pfund Flachs und vier'nzwanzig Pfund Werg. Wenn mer de Foasern goar sechsmoal durchhecheln, krieg mer noa vill winger Flachs, ock ern a sechzehn Pfund und acht'nzwanzig Pfund Werg. Dan Hechelflachs, dan tun de Mutter und de Madel uff'n Winter spinn'n. Do wird doas Goarn dann draus, doas inse Waber brauchen, wenn se Leinwand wirken. Nu wißt d' Bescheed. Nie woahr, mei Junge?"

Auf die hier geschilderte Weise gewann man einst den Flachs und nicht allein in Hennersdorf, denn auch andere Orte des Kreises, z. B. Gerlachsheim, trieben früher bedeutenden Flachsbau. Heut deckt der von der heimischen Landwirtschaft gelieferte Flachs den Bedarf bei weitem nicht mehr. Die Oberlausitz und Schlesien sind darum gezwungen, Flachs aus anderen Ländern einzuführen. Der meiste in Deutschland versponnene Flachs wurde vor dem Kriege aus Rußland eingeführt. Den feinsten Flachs liefern noch heut Irland, Belgien und Holland.

Bis in das 19. Jahrhundert hinein war Flachs der bevorzugte Faserstoff für die Handspinnerei. Durch die Einführung brauchbarer Spinn-

maschinen für Baumwolle und die dadurch bedingte vermehrte Einfuhr entkörnter Baumwolle aus Amerika und Indien wurden aber die teuren Leinengarne und -stoffe von den billigeren baumwollenen mehr und mehr zurückgedrängt. Die Welterzeugung an Flachs betrug schon im Jahre 1912 nur etwa den achten Teil der jährlichen Baumwollenerzeugung.

Beide, Flachs- wie Baumwollenfaser, müssen, wie schon angedeutet, wurde, zunächst zu Garn versponnen werden. Unter Spinnen versteht man allgemein gesagt, die Bildung eines beliebig langen Fadens durch Ausziehen und Zusammendrehen spinnbarer Fasern. Je kürzer, dünner und glätter die Fasern sind, desto weniger eignen sie sich zum Verspinnen. Bis zum 16. Jahrhundert wurde bei uns mit der Kunkel-Spindel von der Hand gesponnen. Die Kunkel nahm die Flachsfasern auf, die linke Hand zog daraus dünne Faserbündel, die rechte setzte die Spindel in Drehung und bewirkte dadurch das Zusammendrehen der Fasern und das Aufwickeln des gebildeten Fadens. 1530 erfolgte die Erfindung des Spinnrades durch den Deutschen Johann Jurgens aus Watenbüttel bei Braunschweig. Nun brauchten die Hände nur noch das Fasergut auszuziehen, während sich die Spule mit Hilfe des mit dem Fuße in Bewegung gesetzten Spinnrades drehte und dabei gleichzeitig das Drehen oder Zwirnen des Fadens, sowie das Aufwickeln desselben bewirkte. Dieses Spinnrad ist in unserem Kreise noch bis weit in die zweite Hälfte des 19. Jahrhunderts in Gebrauch gewesen. Während der langen Winterabende kam man in den Dörfern des Kreises bald bei diesem, bald bei jenem Bauer zusammen und spann auf den mitgebrachten Spinnrädern beim Lichte des Kienspanes den Flachs zu feinem Garn. Wie es damals mitunter in solch einer Spinnstube zuging, soll an anderer Stelle erzählt werden.

Heut sind fast alle zur weiteren Verarbeitung kommende Garne Maschinengespinste. Bei der Maschinenspinnerei sind zwei Arbeitsvorgänge zu unterscheiden: Die Vorbereitung der Faser und das Spinnen selbst. Zur Vorbereitung gehört das chemische und mechanische Lockern und Reinigen, sowie das Kämmen der Faser, das auch Kratzen oder Krempeln genannt wird. Beides geschieht auf besonderen Maschinen. Das erste Reinigen beseitigt die groben Unreinlichkeiten und etwaige Fremdkörper. Das Kämmen setzt das Reinigen fort, scheidet schwache und allzukurze Fasern aus und bringt zugleich die guten Fasern möglichst in gleichlaufende Richtung. Als endloser Flor verläßt die Fasermasse in Watte- oder Bandform die Vorbereitungsmaschinen und wird durch weiteres allmähliches Strecken und Verfeinern oder durch Zerschneiden zu schmalen Bändern in die Form des auch schon leicht gedrehten Vorgespinstes gebracht. Dieses erhält dann auf der Feinspinnmaschine durch weiteres Strecken, Ausziehen und Drehen die gewünschte Feinheit und Festigkeit und wird als fertiges Gespinst, als Rohgarn, auf Hülsen und Spulen aufgewickelt.

Das auf die angedeutete Weise erhaltene Garn dient nun zur Herstellung des Gewebes auf dem Webstuhle. Ein Gewebe besteht aus Längsfäden, Kette oder Zettel genannt, und aus Breitfäden, dem Eintrag, Einschuß oder Schuß. Beide, Kette und Schuß, verflechten sich rechtwinklig miteinander. Die Fadenzahl der Kette richtet sich nach der Breite und

Dichte der Kette. Ihre Länge bedingt die Länge des Gewebes. Der Schuß wird von einem einzigen Faden gebildet, der von der im Weberschiffchen enthaltenen Hülse oder Spule abläuft. Er wird wechselweise von rechts nach links und dann wieder von links nach rechts zwischen den Kettenfäden hin und hergezogen und verflicht sich dabei in ganz bestimmter Ordnung mit den Kettenfäden. Die Umkehr an der linken, bezw. rechten Stoffgrenze bewirkt die Bildung der Webkanten, die man bei uns fast überall Salleiste nennt. Durch das Anschieben und Andrücken der eingeführten Schußfäden an die vorhergehenden mit Hilfe der Weblade wird eine zusammenhängende, fest verflochtene Fläche, eben das Gewebe, erzeugt. Bis weit in das letzte Viertel des 19. Jahrhunderts hinein klapperte in den meisten Dörfern des Kreises fast in jedem Hause der Handwebstuhl. Es dürfte darum auch angebracht sein, an dieser Stelle ein Kapitel aus der Geschichte der Leinenweberei des Kreises Lauban einzuflechten.

Aus der Geschichte der Leinenweberei in Lauban.

Leinen- wie Wollengewebe hat man bekanntlich schon sehr früh angefertigt, jedoch lediglich für den Hausgebrauch. Früher als auf dem Lande spaltete sich das Weben in den Städten vom Tätigkeitsbereich der Frau ab und wurde zum selbständigen Gewerbe. Nach dem Vorbilde anderer Handwerker schlossen sich die städtischen Leineweber zu einer Zunft zusammen, die man auch Zeche nannte. Wie die Leineweberzechen in Görlitz, Zittau und Bautzen, gab sich auch die Laubaner Leineweberzunft eine Zunftordnung, welche 1571 vom Rate bestätigt oder konfirmiert wurde. Damit war der erste, wenn auch noch sehr bescheidene Schritt zur wirtschaftlichen Aufwärtsentwicklung der Sechsstadt Lauban nach den schweren, dem Pönfall (1547) folgenden Zeiten getan, zu einer Aufwärtsentwicklung, die später eine neue Blüte der Stadt herbeiführen sollte. Die heutige Bedeutung Laubans für den Welthandel liegt ja in seiner Leinen- bezw. Textilindustrie. In der ersten Zeit des Bestehens der Zeche führten die Leineweber vor allem Lohnarbeit aus. Die Bürger brachten ihnen das Garn und erhielten die gefertigte Leinwand zurück. Rat wie Zeche sahen streng darauf, daß nur zünftige Meister mit solcher Lohnarbeit beschäftigt wurden oder für den freien Markt arbeiteten. Die Zunft sorgte denn auch dafür, daß alle Waren, die in Lauban gefertigt wurden, als z. B. allerlei Sorten von Leinwand, Zwillich, gezogene und ungezogene oder gemeine Ballen, Taschentücher, Handtücher, Tellertücher und gemeine Tücher in gehöriger Güte gefertigt wurden, auch die gebührende Länge und Breite hatten, damit Handelsleute, Käufer und Ausländer wohl bedient waren und die Arbeit bei der Stadt erhalten blieb. Die Folge dieser Wirtschaftspolitik war ein frisch-fröhliches Aufblühen des Leinengewerbes. Seinen Gipfelpunkt erreichte dieser Aufstieg im ersten Jahrzehnt des dreißigjährigen Krieges, denn während dieses Zeitabschnittes wurde die Oberlausitz noch von der Kriegsfurie verschont. Die Erweiterung des Absatzgebietes machte gute Fortschritte. Mit fremden, namentlich Nürnberger Kaufleuten, schloß die Zeche Lieferungsverträge ab. Ein solcher

mit zwei Nürnberger Kaufleuten geschlossener Vertrag aus dem Jahre 1599 ist noch im Laubaner Archiv vorhanden. Beide Teile müssen mit diesem Vertrage gut gefahren sein, denn er wurde in ununterbrochener Reihenfolge bis 1611 Jahr um Jahr erneuert. Man könnte fragen, ob die Nürnberger ihre Ware, die sie mit Wagen von Lauban abholten, nicht aus näher gelegenen Orten beziehen konnten. Das war aber aus dem Grunde nicht der Fall, weil es sich hier um eine besondere Art handelte. Ihre Herstellung blieb lange Zeit hindurch Geheimnis und sicherte der Zeche ihr Privileg. Um 1630 löste der Krieg alle auswärtigen Verbindungen. Diese Unterbindung des Absatzes in die Ferne, die allgemeine Unsicherheit der wirtschaftlichen Verhältnisse, die zunehmende Verarmung, welche die Kaufkraft der Bevölkerung herabminderte, hatten eine empfindliche Verschlechterung der Lage des Handwerks zur Folge. Diese nachteiligen Folgen des Krieges hätten sich nach dessen Beendigung leichter beheben lassen, wenn nicht gerade jetzt Freiwirker und Dorfweber mit den zünftigen Meistern in einen gefährlichen Wettbewerb getreten wären. Ursprünglich war jedem Bürger und Einwohner der Stadt das Weben für den Hausgebrauch, das sogenannte Freiwirken, gestattet. Allmählich aber riß der Mißbrauch ein, daß mancher Unzünftige in seinem Hause mehrere Webstühle aufstellte, darauf Leinwand für den öffentlichen Markt herstellte und mit ihr handelte. Wir können hier nicht näher auf den sich entspinnenden Kampf eingehen. Die Gesamtentwicklung des Handels, welche allmählich zur Bildung des Weltmarktes führte, bedingte nach dem Kriege eine allmählich wieder steigende Nachfrage nach Leinewand und ein wachsendes Interesse der Ausländer an Oberlausitzer und schlesischer Leinwand. Für die Oberlausitzer Städte verlor Nürnberg etwas an Wichtigkeit, während Hamburg für Oberlausitz'sche und schlesische Leinewand erster Hafenplatz wurde. Da sich in jener Zeit nur Frankreich eine eigene Leinenindustrie schuf, erhielt die oberlausitzische Ware im Verein mit der schlesischen eine Art Monopol auf dem Weltmarkte. Während der Gegenreformation flüchteten viele Kaufleute aus Schlesien und ließen sich in Lauban nieder. Sie übernahmen die Sorge für den Absatz der Ware. Es begann damit eine Umgestaltung des Handwerks, dessen Prinzip bisher der direkte Verkauf des Meisters an den Verbraucher gewesen war. Von nun an wurde Ware nicht mehr lediglich zu dem Zwecke erzeugt, um den Lebensunterhalt zu erwerben, sondern um Gewinn zu erzielen. Eben darum aber beschäftigte der Kaufmann lieber den billiger arbeitenden Dorfweber und Freiwirker als den zünftigen Weber. Allmählich drückte der Kaufmann den Weber immer mehr zum abhängigen Lohnarbeiter herab. Die gelieferte Leinewand war in unzählig kleinen Betrieben hergestellt und darum recht ungleichartig. Das würde sie für den Weltmarkt ungeeignet gemacht haben. Darum übernahm nun meist der Verleger die letzte Aus- und Zurüstung, um gleichsam ihren persönlichen Charakter zu verwischen. Dadurch, daß der Kaufmann die nach eingesandten Mustern bei Stadt- oder Dorfwebern bestellten Waren selbst dann für fehlerhaft erklären konnte, wenn sie richtig und tüchtig geliefert waren, kürzte er dem armen Weber seinen erhofften und wohlverdienten Lohn nicht selten zur Hälfte. Wenn die Kaufleute aber gar ohne Bestellung

auf Lager kauften, war der Weber noch übler dran. Weil er Geld brauchte, wurde ihm die Ware zu Preisen abgedrückt, bei denen er kaum das verarbeitete Garn bezahlt erhielt. Dauernd schritt das Angebot an Waren rascher fort als die Nachfrage, die Preise fielen, Rohstoffmangel und -verteuerung gesellte sich dazu. Bald gab es darum für den Zunftmeister nur noch zwei Möglichkeiten. Entweder mußte er mit der herkömmlichen Art der Warenerzeugung brechen und zum gewerblichen Unternehmer aufsteigen oder er ging wachsender Verelendung entgegen. Im ersten Falle ließ der Weber Aufträge eines Kaufmannes durch andere ausführen, wurde also Verleger und gab ärmeren Mitmeistern Gelegenheit, sich zu beteiligen. Verarmten Webern stellte man Briefe aus, die ihnen das Recht zum Betteln gaben. Da sich viele schämten, zu betteln, wanderten sie nach den Niederlanden aus, um die von den Meeresfluten eingerissenen Dämme als Tagelöhner wieder aufbauen zu helfen. Die Zahl der Stadtmeister ging dauernd zurück. Während früher 400 bis 500 Gesellen und halb soviel Lehrjungen in Lauban arbeiteten, gab es 1724 nur 10 bis 12 Gesellen und einen Lehrjungen. Dagegen war die Zahl der Freiwirker auf 600 gestiegen. Im gewerblichen Leben der Stadt spielte die Leinenweberzunft bald gar keine Rolle mehr. Eine Weile noch führte sie ein Scheindasein, bis sie sich endlich auflöste. Wahrscheinlich fiel dieser Zeitpunkt mit der Erklärung der Gewerbefreiheit zusammen.

Einen genaueren Einblick in die Technik der Handweberei und zugleich auch in die ungeheure Armut, die Not, welcher die Handweber namentlich im 19. Jahrhundert ausgesetzt waren, gibt die nachstehende Skizze:

Ein Tag aus dem Leben des Handwebers.

Die warme Frühlingssonne guckt, wie schon so oft, auch heute wieder halb verwundert und halb ärgerlich in die Fenster des kleinen Fachwerkhäuschens dort am Rand des Dorfbaches. Jeden Morgen ist sie nun schon etwas früher aus dem weichen Wolkenbett gestiegen, um doch einmal die Erste zu sein. Und jeden Morgen muß sie es erleben, daß ihr aus den kleinen Fenstern drüben das trübe Licht der Hängelampe entgegenblinzelt, bei deren Schein der Handweber Julius Helbig, auf der Wurfbank des Webstuhls sitzend, das Weberschifflein, auch Schützen genannt, mit unermüdlich fleißigen Händen von rechts nach links und wieder von links nach rechts schießen läßt. Freilich erlebt sie nun auch den Triumph von neuem, daß ihre siegreichen Strahlen das Lampenlicht verblassen und gar bald verlöschen lassen. Jedoch die Erste auf dem Platz ist sie auch heute nicht gewesen, ebensowenig wie sie gestern abend bei ihrem Untergang die Letzte war. Denn als sie dabei noch einmal über den Rand des Deckbettes zu dem Weberhaus hinüberschaute, da saß der Helbig immer noch wie festgebannt auf seiner Bank und rührte Hand und Fuß. Jetzt weiß sie, wird das „Vierhängel" bald in die Höh gezogen, das bleiche, magere Gesicht des Webers wird hinter den kleinen, blanken Scheiben erscheinen, die von der Uebermüdung rotgeränderten Augen werden eine kleine Weile Umschau halten nach dem Wetter, um sich dann bald wieder auf die Arbeit zu heften.

Eben rückt der „Seeger" auf sechs, da öffnet sich die Tür, und die Webersfrau tritt ein. Auch sie hat, wie ihr Aussehen zeigt, nur eine kurze Nachtruhe hinter sich. Denn, als sie gestern abend ihre neun Kinder zur Ruhe gebracht hatte, da war ihr Tagewerk noch lange nicht zu Ende. Ein wenig Ordnung galts dann in der Stube noch zu schaffen, den Riß im Kleid der Martha und das Loch in Brunos Hose zuzuwiebeln, die Windeln für den Jüngsten auszuwaschen. So war die Mitternacht beinahe herangekommen, als sich die Frau dann erst noch einmal an den zweiten Webstuhl in der Stube setzte, um noch ein halbes Dutzend Taschentücher anzufertigen. Die dritte Stunde war schon lange angebrochen, ehe sie das Bett aufsuchen konnte. Nun ist sie auch schon wieder aus den Federn, hat die Ziege gemolken und schürt das Feuer an, die Morgenmehlsuppe zu bereiten. Und während dessen sitzt der Mann auf seiner Bank und webt und webt. Soll doch das Dutzend Handtücher noch fertig werden vor dem Frühstück. Da gilt es, sich heranzuhalten. Schweigsam verrichtet jedes seine Arbeit und läßt dabei den eigenen Gedanken freien Lauf. Sie sind nichts weniger als erfreulicher Natur. Dreht sich doch alles Sinnen, alles Denken bei den beiden armen Menschenkindern um die einzige bange Frage: „Wie beschaffst du Brot für dich und deine Kinder?" Jetzt zieht die Frau den Topf vom Feuer, gießt die dampfende Suppe in eine große Schüssel. Eben schneidet sie einige Stücke Brot in die Suppe, da geht die Tür auf, und die drei ältesten der Kinder treten frisch gewaschen und gekämmt in die Wohnstube, begrüßen Vater und Mutter kurz und lassen sich am Tische nieder, die Augen begierig auf die Schüssel richtend, in der die Suppe dampft, denn für den jugendlichen Magen war die Essenspause während der Nacht gerade lang genug und er fordert nun gebieterisch sein Teil. Doch harren die drei geduldig, bis die Weblade des Vaters den letzten Schlag tut, das Dutzend Handtücher nun fertig ist. Seufzend erhebt der Weber sich von der Wurfbank, reckt den vom langen Sitzen steif gewordenen Körper auf, streicht mit der Hand über den schmerzenden Rücken und läßt sich dann am Tische nieder. Die Frau, die noch bis dahin an dem großen Kachelofen hantierte, kommt ebenfalls herbei, und nun beginnt, nachdem das Tischgebet vom ältesten der Kinder rasch gesprochen, das schweigsame Frühstück. Abwechselnd tauchen die fünf Löffel in die Suppe mit den aufgeweichten Brocken ein, um dann gefüllt zum Mund geführt zu werden. Hier und da schiebt der Vater beim Eintauchen mit dem Löffel seiner Zweiten, der Gustel, einen besonders großen Brocken zu. Sie braucht's notwendig, das langaufgeschossene Ding mit den blassen Wangen. Und während seine Frau in Gedanken sich die Tagesarbeit so einteilt, daß keine Minute ungenützt verrinnen kann, berechnet er, ob der Erlös der eben beendeten Arbeit ihm wohl neben den wichtigsten Ausgaben für den Haushalt etwas übrigläßt, das er zurücklegt für die Hypothekenzinsen, die am nächsten Ersten fällig sind. Zu einer Pfeife Tabak oder gar zu einer Kufe einfach Bier für ihn, den unermüdlich Tätigen, reicht es dann freilich nicht. Was tuts. Wenn man sich nur gerade so ehrlich durchschlägt durch das liebe Leben. Die Gustel sagt indessen in Gedanken noch einmal den Vers auf, den sie für die Schule lernen sollte, und

die beiden Jungen fangen nun, nachdem der erste Hunger gestillt ist, an, sich zu necken und mit den Ellenbogen zu „schippen". Jetzt ist die Schüssel bis auf den Grund geleert. Paul macht von seinem Gewohnheitsrecht Gebrauch, hebt sie mit der Linken hoch, neigt sie, und läßt den letzten Suppenrest in einem dünnen Strähnchen in den untergehaltenen Löffel laufen. Der Vater ist zum Webstuhl, die Mutter zur Hausarbeit zurückgekehrt. Die Gustel nimmt den Platz an Mutters Webstuhl ein, um vor



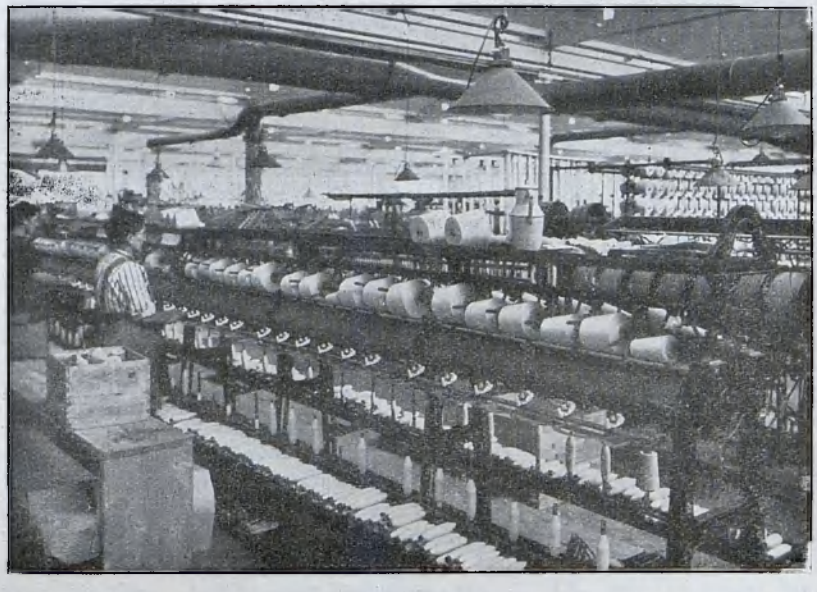
Letzte Handwebstube in Geibsdorf. Phot. Pfeiffer.

der Schule noch ein wenig an dem Stück zu arbeiten. Der Bruno aber setzt sich an das Treibrad, entnimmt dem am Fußboden stehenden Korbe eine der darin liegenden hölzernen Pfeifen (große Spulen) setzt sie ein und beginnt zu treiben, d. h. das auf der Weife befindliche Garn sauber aufzuspulen. Paul erhält vom Vater, der das fertige Stück vom Webstuhl nimmt, den Auftrag, den Scherrahmen aus dem Hausflur hereinzuholen und aufzustellen, damit der Vater eine neue Kette scheren kann. „Ja, was bedeutet das?" wird mancher fragen. Geduld! Das wollen wir bald haben. Legt ein Gewebe, ganz gleich welcher Art, gerade vor euch hin, so seht ihr, daß der eine Teil der sich rechtwinklig kreuzenden Fäden senkrecht auf euch zuläuft, der andere wagerecht von rechts nach links verläuft. Genau so senkrecht werden die Fäden auf den Webstuhl gespannt. Wie das geschieht, sehen wir später noch. Die senkrechten Fäden bilden die Kette, in welche dann mit Hilfe des Weberschiffleins die wagerechten Fäden eingeschossen werden. Die Kette aber muß besonders hergerichtet werden und eben zu der Arbeit schickt sich Helbig an,

als Paul den Scherrahmen, eine Art großer Garnwinde, hereinbringt, das eine Ende der Welle in eine Oeffnung der niedrigen Balkendecke steckt, das andere in ein mit einem runden Loch versehenes Brettchen des Fußbodens stellt. Die beiden viereckig geformten Teile des Scherrahmens werden nun soweit aufgeklappt, daß sie rechtwinklig zueinander stehen und durch das Einsetzen des oberen und des unteren Schrankbrettes in dieser Stellung festgehalten. Aufmerksam hat Helbig die Arbeit seines Jungen verfolgt. Jetzt wendet er sich der Scherlade zu, einem hölzernen Rahmengestell, in dem zwanzig mit Garn gefüllte Pfeifen, je zwei nebeneinander drehbar angebracht sind. In der linken Hand hält er das mit zwei Reihen von Löchern versehene Scherbrett, erfaßt mit der Rechten den herabhängenden Faden der ersten Pfeife, zieht ihn durch das linke obere Loch des Scherbrettes und drückt dann das Ende mit dem Daumen gegen das Scherbrett, um ein Zurückgleiten zu verhindern. Das gleiche tut er mit dem zweiten, dritten und so fort mit allen zwanzig Fäden. Die zwanzig freien Enden verknüpft nun Helbig miteinander, befestigt die geknüpfte Stelle an einem aus dem oberen Schrankbrett hervorstehenden hölzernen Pflock, faßt mit geschicktem Griff zehn Fäden mit der linken, zehn Fäden mit der rechten Hand, verschränkt sie und legt sie so verschränkt um einen zweiten Pflock des Schrankbrettes, damit sie nicht wieder in die alte Lage zurückschnellen können. Zu dem gleichen Zwecke schiebt er zwischen die verschränkten Fäden kreuzweis einen Faden und verknüpft dessen freie Enden miteinander, sodaß die zwanzig Fäden in der Schränkung erhalten bleiben, auch wenn sie später vom Scherrahmen genommen werden.

Nachdem das alles geschehen, beginnt Helbig den Scherrahmen mit der Hand langsam um seine Achse zu drehen. Die Fäden rollen von den Pfeifen ab, gehen durch das Scherbrett und wickeln sich, spiralig abwärts steigend, auf den Scherrahmen soweit auf, bis sie zum unteren Schrankholz kommen. Wieder faßt hier Helbig zehn der Fäden mit der linken, zehn mit der rechten Hand, verschränkt sie auf dem ersten Pflock des unteren Schrankbrettes, legt sie auf den zweiten Pflock, bindet sie mit einem besonderen Faden kreuzweis fest und wickelt unter fortwährendem Drehen des Rahmens nun die Fäden wieder nach oben. Jede solche Aufwicklung nennt unser Weber einen halben Gang. Zum ganzen Gang verwendet er statt zwanzig vierzig Fäden. 17 Gänge brauchte er, als er die Kette zu den eben fertiggestellten Handtüchern schor. Zur Stückleinwand dagegen braucht er noch einmal soviel Gänge. Denn nach der Zahl der Gänge richtet sich die Breite des Gewebes. 34 Mal muß Helbig dann die Fäden bald von dem oberen zu dem unteren, bald von dem unteren zu dem oberen Schrankbrette laufen lassen. Doch diesmal macht er schon nach 17 Malen Halt, schneidet die Fäden von den Pfeifen los und bindet ihre freien Enden fest zusammen. Dann faßt er dieses Ende mit der linken Hand und beginnt, die zwanzig Fäden zu einem Strähn, der Zopf genannt wird, von dem Scherrahmen ab und um die linke Hand zu einem großen Knäuel kunstvoll zu wickeln. Topf nennt er den fertigen Knäuel. Den freigewordenen Scherrahmen und die Scherlade trägt Paul, der aufmerksam des Vaters Arbeit zugeschaut hat, hinaus

an Ort und Stelle. Dann mahnt die Mutter die drei Kinder an den Gang zur Schule, gibt ihnen viel Mahnungen und wenig Frühstücksbrot mit auf den Weg, und unterbricht die Hausarbeit, um ihrem Manne beim Auflegen der Kette auf den Webstuhl zu helfen. Der starke Webebaum, der unten drehbar, zwischen den Stellwänden (Seitenwänden) jedes Webstuhles ruht, wird auf das Querholz in der Mitte des Stuhles gelegt. Dann stellt die Frau den großen Knäuel, den Topf, hinter den



Spulerei einer Laubaner Taschentuchweberei. Phot. Preiffer.

Webstuhl auf den Fußboden. Der Mann erfaßt das eine Ende des Garnzopfes und zieht es dicht am Boden unterm Webstuhl nach vorn, führt es dann um die verschiedenen Querbalken des Stuhles, wie Leinwandbaum, Steg und Brustbaum bis hin zum Webebaum und befestigt das Ende des Zopfes in einem Spalt des Webebaumes, nachdem er die Fäden durch den Reitkamm, eine Art Gitterwerk laufen ließ, der sie nach Gängen auf den Webebaum verteilt. Jetzt dreht er die Kette an, d. h. er wickelt sie durch Drehen des Webebaumes auf diesen, während die Frau den Topf am Boden festhält und den Zopf langsam ablaufen läßt. Dabei hat Helbig darauf geachtet, daß die Fäden der Kette auch richtig durch das Blatt, ein in der Weblade befestigtes, kammartiges Gitterwerk, und durch das Zeug geführt werden, das zur Herstellung des Musters dient. Das Blatt, dessen Zähne aus Messing, Stahl oder auch aus Rohr gefertigt sind, hat ihm der Blattbinder geliefert. Das Zeug oder der Zug sind 8 bis 16 kurze Kämme, welche zu zweien oder zu vieren hintereinander angeordnet sind. In der Mitte des oberen Randes jedes Zeuges ist an einer Oese eine Schnur befestigt, die nach oben über eine vom

oberen Querbalken des Stuhles herabhängende Rolle und dann nach unten zu dem Trittschemel führt, an den ihr freies Ende geknüpft wird. Soviel Zeuge vorhanden sind, soviel Trittschemel benötigt Helbig. Beides, Zeuge und Trittschemel, sind erforderlich zur Herstellung des Musters und der Kante. Das Muster spielt beim Handtuchweben eine große Rolle. Vierwendig ist das Streifenmuster, denn viermal wechselt hier der Kettenfäden Stellung. Doch braucht man zu ihm und der Kante acht Zeuge. Das Damenmuster, das hell und dunkel abschattierte Vierecke aufweist, ist achtwendig und das Rosenmuster zwölfwendig. Je nachdem Helbig den einen oder den andern Trittschemel heruntertritt, hebt sich das entsprechende Zeug und mit ihm ein Teil der Kettenfäden, unter denen das Weberschifflein hinweggleitet, ohne sie mit dem Faden zu durchschießen. Mit der Befestigung des freien Endes der Kette am Leinwandbaum ist das Auflegen der Kette beendet. Der Webebaum wird in seine alte Lage zurückgebracht, und die Frau geht wieder der Hausarbeit nach, von der sie jedoch nur zu bald durch das Schreien des jüngsten Kindes, das aus der Kammer nebenan herübertönt, abgerufen wird. Sie eilt hinüber, um es zu beruhigen, ehe es durch sein Geschrei die andern kleinen Schläfer weckt. Helbig hat sich indessen wieder auf der Wurfbank niedergelassen und greift zum Weberschifflein, in das er eine Spule mit dem Schußgarn eingelegt hat. Dies Garn muß weicher sein als das der Kette. Deshalb hat er es gestern vor dem Spulen schon gepocht, d. h. mit einem großen hölzernen Schlägel so lange geschlagen, bis es seine Härte verloren hat. So kann er wieder an die Webearbeit gehen, und stundenlang fliegt nun das Schifflein, von der fleißigen Hand geworfen, hin und her, indes das Zeug, durch Helbigs Fußtritte regiert, bald auf, bald nieder gleitet, je nachdem das Muster es erfordert. Und unablässig kreisen bei der Arbeit die Gedanken um die eine Frage: „Wie schaffe ich Brot für Frau und Kinder?" Ab und zu unterbricht er seine Arbeit, greift zu einer großen Bürste, taucht sie in die Schlichte, d. i. gekochte Stärke, und streicht damit über das gefertigte Gewebe, damit sich die Fäden fester aneinanderschmiegen. „A Schuck sechzig Stück und a Stück hoat vier Strähne, vier Strähne, der Strahn zahn Gebinde, Gebinde, Gebinde, 's Gebind achtzig Foaden, ja Foaden, ja Foaden!" so summt ihm der Webstuhl bei der Arbeit zu. Er aber rechnet und rechnet. Was hat er an den Taschentüchern groß verdient, die er vorgestern dem in Lauban wohnenden Fabrikanten ablieferte? Ein Schock leinenes Garn verwebte er dazu. Das gab fünf Parten und die Parte ungefähr zehn Dutzend. Für eine Parte zahlte man ihm 35 Mk., denn seine Tücher hatten Mittelbreite. Wenn er den Preis für Garn und andere Unkosten abrechnete, so blieben ihm 6 Mark Verdienst und das für weit, weit mehr als 60 Stunden angestrengtester Arbeitszeit. Wie soll das reichen, um auch nur das Allernotwendigste zu beschaffen? In diesem Augenblick tritt seine Frau mit düstrer Miene aus der Kammer und teilt ihm mit, daß das kleine Marel „Hitze hat" und wahrscheinlich die „Bräune" kriegen wird. Ein jäher Schreck durchfährt des Vaters Glieder. Wenn nun noch Krankheit einkehrt in sein Haus, man gar den Doktor braucht, was dann? Was dann? Wie er auch grübeln mag, er findet keinen Ausweg aus dem

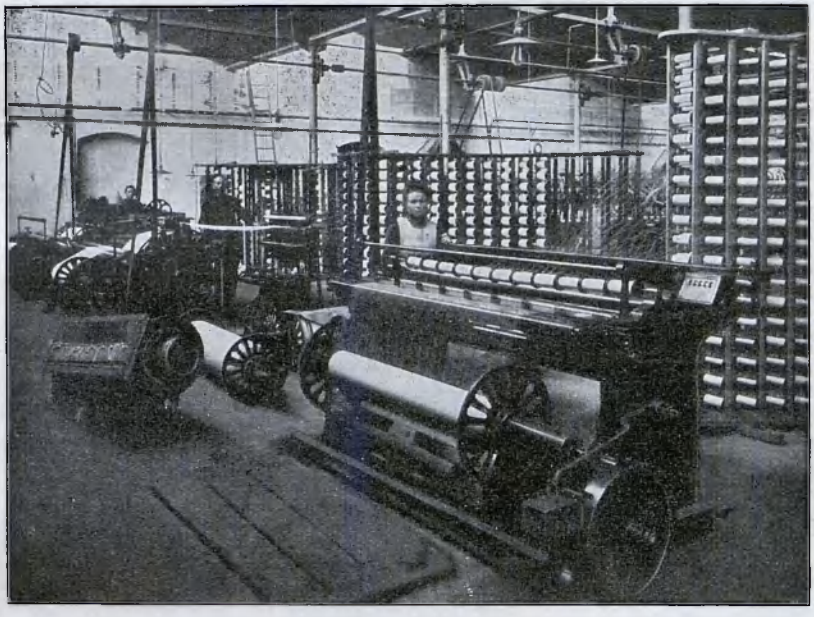
Wirrsal, aus der Not. Und auch der Frau und Mutter hat's für einen Augenblick die Kraft gelähmt. Sie sinkt auf einen Schemel, der am Tische steht, und starrt wie geistesabwesend vor sich hin. Wenn das noch kommt, wenn diese Seuche schließlich auch die andern Kinder noch befällt, wo kommt die Zeit zur Pflege her? Und nimmt sie sich die Zeit, wer schafft indes an ihrer Statt am Webstuhl und hilft Brot verdienen? So sitzt sie da und sinnt, bis sie erneutes Weinen wieder an das Bett des kranken Kindes ruft. Bei ihrem Manne ist indessen ein Entschluß gereift. Er wird, wenn er die fertige Ware wiederum nach Lauban zu dem Fabrikanten bringt, ein ernstes Wort mit diesem reden, ihn bitten, daß er ihm für diesmal einen größeren Posten Garn ohne Vorausbezahlung gibt. Das Garn wird er, der Helbig, dann von andern Webern seines Dorfes für seine Rechnung weben lassen. Er selber will dann nur die Ketten scheren und an die Weber zur Verarbeitung ausgeben. Vielleicht, daß es gelingt, auf diese Art der Not, die riesenhaft vor ihm emporwächst, noch einmal zu steuern. Kommt erst die Frau wieder herein, wird er mit ihr darüber sprechen. Ein schwacher Hoffnungsschein fliegt über Helbigs blasses, faltiges Gesicht. Mit neugewonnenem Mut läßt er das Webers-schiff von einer Hand zur andern wandern.

*

Nach dem bisher Gesagten könnte es scheinen, als ob die Weber die alleinigen Leidtragenden bei der Entwicklung der geschilderten Verhältnisse gewesen seien. Und doch hatte auch der Kaufmann nur zu bald sein Päckchen zu tragen. Da der heimische Flachsbau und die heimische Spinnerei den Bedarf an Gespinsten nicht mehr deckten, bildete die Einfuhr einer ausreichenden Menge tadelloſen Gespinstes aus Schlesien die erste Sorgenquelle aller laubanischen Kaufleute. Dabei waren sie fast ganz auf die oberschlesischen Garnhändler angewiesen, welche den Einkauf der Garne mehr und mehr als ihr alleiniges Recht in Anspruch nahmen. Diese Leute aber pflegten die Garne nicht ordnungsgemäß zu sortieren und bleichen zu lassen, sodaß fast niemals gleichwertige Ware auf den Markt kam. Der Kaufmann, der seinen Bedarf an Garnen bei ihnen deckte, konnte darum nur minderwertige Ware liefern. Infolgedessen mußten die Verkaufspreise so niedrig gehalten werden, daß an einen Gewinn nicht mehr zu denken war. Alle Bemühungen der Kaufleute, den Großhandel in gesunde Bahnen zu leiten, zeitigten nur geringe Erfolge. Nur, wenn es dem Kaufmann möglich war, an den Markttagen fertige Waren von den Webern so billig als möglich einzukaufen, konnte er hoffen, daran etwas zu verdienen. Während früher auch beim Großhandel, dem Messehandel, Barzahlung üblich war, klagten um 1731 schon die Kaufleute: „Mit dem Messehandel ist es dahin gekommen, daß fast kein Stück Ware mehr für bares Geld verkauft werden kann." Sechs, neun und mehr Monate mußten die Kaufleute mitunter auf Bezahlung der gelieferten Ware warten. Schuld daran war auch hier das Ueberangebot an Waren. Mehr und mehr wurde darum der Kommissionshandel üblich, bei dem der Kaufmann für irgend einen Ausländer den Einkauf übernahm. Der Auftraggeber schickte Muster ein, schrieb Güte,

Länge und Breite vor und setzte in der Regel auch gleich den Preis fest. Der von den Kaufleuten erzielte Gewinn war zwar nicht allzuhoch, dafür aber wurde die Ware im voraus bezahlt. Natürlich bot auch diese Art des Handels den Kaufleuten so manche Schwierigkeiten, die dann durch die Zollpolitik nicht nur des sächsischen, sondern auch der Abnehmerstaaten noch vermehrt und vergrößert wurden. In fast allen Ländern, die bisher Käufer Oberlausitzer Leinwand gewesen waren, erwuchs hinter Schutzzollmauern ein eigenes Fabrikwesen. Einfuhrverbote sperrten einzelne Märkte ganz und gar, erschwerten in anderen Fällen den Absatz. Unter solchen Verhältnissen vermochte die Solidität den Handel nicht mehr zu sichern. Billigkeit allein wurde das Losungswort, eine Billigkeit, die dem Händler kaum noch einen Verdienst ermöglichte, den Hersteller aber dem Verhungern nahe brachte. Längst beschränkte sich der Leinwandhandel nicht mehr auf die Stadt. Unternehmungslustige Leute nahmen den Fabrikanten auf den Dörfern die Ware ab, bezogen damit die Messe oder versendeten sie direkt. Die Regierung erließ zum Schutz der Kaufleute in den Städten Gesetze gegen den Pfuscherhandel der Bauersleute. Doch fruchteten alle diese Verordnungen ebenso wenig, wie der Zusammenschluß der Kaufleute zu einer Sozietät. Von Dörfern des Kreises Lauban, in denen der Leinwandhandel zu jener Zeit die wichtigste Nahrungsquelle der Bevölkerung war, seien besonders erwähnt: Geibsdorf, Hennersdorf, Linda, Heidersdorf und Friedersdorf. Geibsdorf, das an 3 800 Fabrikanten zählte, war besonders durch den Vertrieb bunter Waren und weißer Taschentücher mit roten Rändern aus türkischem Garn bekannt. Für mehr als 100 000 Taler wurden damals jährlich Waren hergestellt und verkauft. Von Friedersdorf versendete eine bedeutende Handlung manches Jahr für 400 000 Taler Ware auf die Leipziger Messe. Zu den eben geschilderten Schwierigkeiten des Großhandels gesellte sich der immer schärfer in Erscheinung tretende Wettbewerb der schlesischen Fabrikanten. In ihm lagen fast alle Vorteile auf Seiten Schlesiens. Reiche Getreide- und gute Flachsernten bildeten dort die Grundlage eines Gewerbes, das inbezug auf den zu verarbeitenden Rohstoff gänzlich unabhängig vom Auslande war, während den Oberlausitzern der Bezug von Leinengarnen aus Schlesien dauernd erschwert wurde. Innerhalb Deutschlands entstanden um dieselbe Zeit in vielen Gegenden, die bisher Oberlausitzer Leinwand bezogen hatten, eigene Fabriken, vor allem aber ließ die englische Nachfrage nach. Als dann Schlesien unter Friedrich dem Großen preußisch geworden war, bemühte sich der weitblickende Fürst, die Ausfuhr von Leinwand mit allen Mitteln zu heben. Die Rückwirkung seiner Maßnahmen auf das Leinengewerbe der Oberlausitz konnte nicht anders als vernichtend sein. So mußten es die Leinenkaufleute dieser sächsischen Provinz schon als einen Lichtblick betrachten, daß die fortschreitende Gesundung der Finanzlage — eine Folge der Thronbesteigung Friedrich August III. — es erlaubte, den bis dahin vorhandenen, unerhörten Steuerdruck allmählich abzubauen. Aber der Stillstand der im Wirtschaftsleben der Oberlausitz nicht zuletzt auch durch die Rückwirkungen des siebenjährigen Krieges eingetreten war, konnte durch Verwaltungsmaßnahmen nicht behoben werden, zumal ja auch die steigende Nachfrage nach baumwollenen Geweben die Leinenindustrie empfindlich

schädigte. In Lauban begann die Baumwollindustrie seit 1803 aufzukommen und griff auch bald auf die Dörfer über. Kaufleute aus Zittau und Löbau beschafften die erforderlichen, englischen Garne. Freilich kann auch den Laubaner Kaufleuten nicht der Vorwurf erspart werden, daß sie sich nicht rechtzeitig die Fortschritte auf dem Gebiete der Technik zunutze machten. Der schon 1738 erfundene Schnellschütze wurde in Lauban erst 1803 durch den Fabrikanten Lummelt eingeführt und vermutlich auch nur



Schermaschine einer Laubaner Taschentuchweberei. Phot. Pfeiffer.

für baumwollene Waren benutzt. Immerhin stand Lauban lange Zeit inbezug auf seine Ausfuhr unter den Oberlausitzer Leinenhandelsplätzen noch an dritter Stelle. 1777 hatte es noch 16 Handelshäuser, welche für 149460 Reichsthaler Waren ausführten. Bis 1780 ging die Zahl der Handelshäuser auf 9 zurück. Im Jahre 1801 haben die noch vorhandenen acht Handelshäuser auf der Laubaner Stadtwage 4699 Zentner Ware verwiegen lassen, 1814 nur noch 2093¼ Zentner, 1815 1849 Zentner und 1816 nur noch 1627 Zentner. Diese Zahlen veranschaulichen deutlich den unaufhaltsamen Rückgang der Ausfuhr aus den uns nunmehr bekannten Ursachen. Die politische Vereinigung der Oberlausitz mit Schlesien wurde in dieser Zeit des allgemeinen Niederganges für den Laubaner Handel bedeutungslos. Erst in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts nahm es wieder einen Aufstieg. Dieser war zunächst mit auf die wirtschaftliche Umgestaltung zurückzuführen, die sich innerhalb Deutschlands vollzogen hatte, auf die Ausbildung des Verkehrswesens, die eine Aenderung des bisherigen,

auf Kommissionshandel und Messen begründeten Absatzes hervorrief. In einem seit der zollpolitischen Einigung Deutschlands ständig fester zusammenwachsenden Wirtschaftskörper wurde ein heimischer Markt geschaffen, dessen Aufnahmefähigkeit in demselben Maße stieg, als die Bevölkerungszahl wuchs, die Kaufkraft des Einzelnen sich langsam hob und größere Städte entstanden, deren Einzelgeschäfte ständig Lager hielten. Zudem hatte eine in Amerika ausgebrochene Baumwollenkrisis den Bedarf an Leinenwaren derart gesteigert, daß die Handweberei vorübergehend eine gewaltige Zunahme erfuhr. Der Laubaner Bezirk war fast ausschließlich zu dem Spezialartikel „leinene Taschentücher" übergegangen. Noch heut ist der Hauptindustriezweig Laubans die Herstellung leinener, halbleinener und baumwollener Taschentücher. Die Waren wurden zunächst noch ausschließlich auf Handwebstühlen hergestellt, da der harte Gang der damaligen mechanischen Webstühle die Verwendung von Flachsgarnen noch nicht ermöglichte. An mechanischen Webereien bestand im Jahre 1865 nur eine, die am Schlusse des genannten Jahres etwa 440 Stühle im Betrieb hatte und baumwollene Stückware herstellte. Erst 1872 trat die erste mechanische Weberei für Leinenwaren im Laubaner Kreise mit 60 Stühlen in Kraft. Doch wurden leinene Taschentücher auch weiterhin noch im Handwebverfahren hergestellt. Da sich indessen die Zahl der Handweber ständig verringerte, — die Leute wandten sich anderer, lohnenderer Beschäftigung zu — so wurde die Frage, auch leinene Taschentücher mechanisch herzustellen, immer brennender. Schon seit längerer Zeit hatte man dahinzielende Versuche angestellt, die schließlich auch von Erfolg gekrönt waren. 1898 gelangte die erste mechanische Taschentuchweberei in Betrieb. Weitere Anlagen befanden sich im Bau. Damit trat eine völlige Umwandlung in der Herstellung leinener Taschentücher ein, die selbstverständlich auch auf die Lage der Handweber eine einschneidende Wirkung ausübte. Ein Notstand trat aber für die Handweber nicht ein, da sie zum großen Teil in den mechanischen Betrieben Aufnahme fanden und die Umwandlung sich ja auch nur allmählich vollzog. Einige Zahlen mögen den Rückgang der Handweberei veranschaulichen. Hatte sich die Zahl der Handwebstühle jahrzehntelang auf der Höhe von 6000 gehalten, fiel sie um 1900 auf 4932, 1902 auf 2602 und ist seitdem unaufhaltsam zurückgegangen.

Die mechanische Weberei.

Das Wesen der Fabrik ist die Massenerzeugung von Waren, durch welche dieselben wesentlich verbilligt worden sind. Ein Beispiel mag das erklären. Der Handweber stellte früher unter Mithilfe seiner Familienmitglieder, welche ihm die Arbeit des Spulens abnahmen und beim Scheren der Kette behilflich waren, an einem Arbeitstage höchstens sechs Meter Leinwand fertig. In der Fabrik dagegen kann heute ein Arbeiter auf vier mechanischen Webstühlen, die er zugleich bedient, je nach der Breite der Ware an einem Arbeitstage hundert Meter Leinwand, unter Umständen noch mehr, erzeugen. In der Berechnung des Arbeitslohnes für einen Posten Ware wirkt sich das dadurch aus, daß für das Meter Ware eine

ganz geringe Summe in Ansatz kommt, während früher bei der Handweberei das Arbeitslohn neben den Rohstoffkosten der größte Rechnungsposten war. Der mechanische Webstuhl, wie wir ihn heut zu Hunderten in einem modernen Websaale finden, ist aus Eisen gebaut. Die einzelnen Teile sind dieselben wie beim Handwebstuhle. Auch die Anordnung gleicht im allgemeinen diesem. Um aber den mechanischen Webstuhl kleiner, vor allem niedriger bauen zu können, ist die Weblade nicht wie beim Hand-



Einziehen der Kette. Phot. Pfeiffer.

webstuhle oben, sondern unten beweglich angeordnet. Verschiedene Neuerungen im Webstuhlbau, besonders bei Webstühlen für baumwollene Tücher, haben es möglich gemacht, daß ein Arbeiter vier, ja unter Umständen sogar sechs Webstühle zugleich bedienen kann. Das Scheren der Kette geschieht heut natürlich auch auf mechanischem Wege, während das Aufbringen der gescherten Kette auf den Webstuhl noch viel Aehnlichkeit mit den entsprechenden Vorgängen am Handwebstuhle zeigt. Sind die Kettenfäden mit dem Warenbaum verbunden und entsprechend gespannt, so kann das Weben beginnen, das auch hier aus dem abwechselnden Heben und Senken der Kettenfäden, der Webfachbildung, dem Einarbeiten des Schußfadens und Anschlagen desselben durch die Weblade besteht. Natürlich vollziehen sich diese Vorgänge in viel rascherer Reihenfolge als beim Handwebstuhle. Um dem Kettenfaden eine größere Widerstandsleistung gegen Stoß und Zug im mechanischen Webstuhle zu ermöglichen, werden baumwollene sowohl als auch leinene Garne vor dem Verweben durch einen kleisterartigen Brei aus Weizen- oder Kartoffelstärke geleitet. Dadurch werden die feinen, abstehenden Fäserchen an den Garnkörper geklebt, die Fäden glatter und

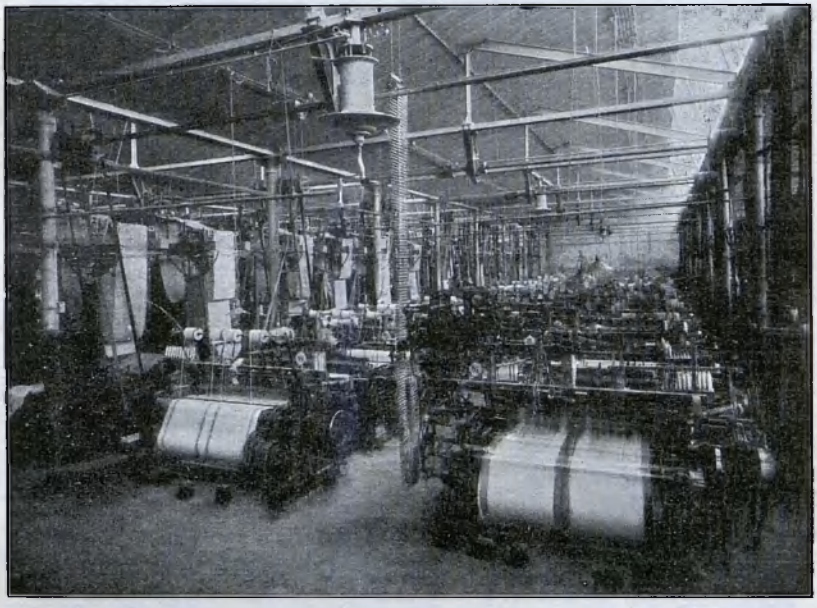
widerstandsfähiger gegen Reibung, Zug und Schlag. Man nennt diese Arbeit „schlichten". Selbstverständlich sind die Schlichtmaschinen so gebaut, daß die einzelnen Fäden von einander getrennt in einem besonderen, der Maschine angegliederten Trockenkasten gut trocknen können, damit ein Zusammenkleben auf dem Kettenbaume unmöglich ist. Das Schußgarn wird in vielen Fällen schon von der Spinnerei in einer Spulenform geliefert, welche bequem in den Webschützen hineinpaßt. Andernfalls muß es auf der Spulmaschine von der Strangform zur Spule umgeformt werden. Eine sinnreiche Vorrichtung führt beim Reißen eines Kettenfadens den sofortigen Stillstand der Maschine herbei. Ist das Garn einer Schußspule verwebt, so wird die leere Spule selbsttätig blitzschnell entfernt und ebenso schnell selbsttätig eine volle Spule in das Webschiff, den Schützen, gedrückt. Beides geschieht, ohne daß der Gang des Webstuhles dabei unterbrochen zu werden braucht.

Während man zuerst die mechanischen Webereien in früheren Weberdörfern anlegte und Lauban der Sitz der Säumerei, Legerei und Packerei blieb, hat sich das bereits vor dem Kriege geändert. Bedeutende Webereien entstanden in Lauban selbst, und diese Entwicklung ist noch im Wachsen begriffen. Schon vor Jahren beschäftigte die Textilindustrie um Lauban ungefähr 5000 Personen, von denen 1200 Stückware, 3 800 Taschentücher herstellten. Wöchentlich wurden 75 000 Dutzend Taschentücher fertig, für die 2 500 Webstühle in Tätigkeit traten. Außerdem bezieht Lauban sehr bedeutende Mengen von Halbfabrikaten aus Süddeutschland, die hier veredelt, gesäumt, gelegt und verpackt werden. Die Zahl der hierbei im Fabrik- und Heimarbeiterbetrieb beschäftigten Personen ist ebenfalls bedeutend. Während früher das Taschentuch lediglich Gebrauchsgegenstand war und entweder Band- oder Fadenkante zeigte, hat sich jetzt die Mode auch seiner bemächtigt. Seitdem zeigt das Taschentuch die verschiedensten Ausstattungen in farbigen Kanten, Hohlsäumen, Stickereien und Häkeleien, die einem ständigen Wechsel unterliegen. Erleichtert wurde diese Neueinstellung des Betriebes durch die Verwendung der Indanthren-Farben für die Kanten und durch die Vervollkommnung der Stickereimaschinen.

Vom Bleichen.

In dem Veredelungsprozeß, den das den Webstuhl verlassende Taschentuch durchmachen muß, ehe es verkaufsfertig ist, spielt die Bleiche mit die bedeutendste Rolle. Die Naturfarbe der meisten Faserstoffe kann nicht in allen Fällen beibehalten, sondern muß durch bleichende Mittel beseitigt werden. Dies ist notwendig bei allen weiß und licht gefärbten Garnen und Stoffen. Man unterscheidet Naturbleiche, die heute nur noch wenig angewendet wird, und die künstliche oder chemische Bleiche, mit der die Mehrzahl der zu bleichenden Webstoffe behandelt wird. Die Naturbleiche beruht darauf, daß die organischen Naturfarbstoffe unter der oft monatelang dauernden Einwirkung von Luft, Feuchtigkeit und Sonnenschein zerstört werden. Man nimmt an, daß sich dabei Ozon und Wasserstoffsuperoxyd, die eigentlich bleichenden Stoffe, bilden. Auf den weiten Rasenflächen,

welche die Ufer des Queises und des Altlaubanbaches heute noch einsäumen, wurden einst Garn und Stückware gebleicht. Gegenwärtig sind die Rasenbleichen ganz verschwunden. Einmal konnten sie sich gegenüber den modern eingerichteten Betrieben nicht halten, welche den chemischen Bleichprozeß einführten, zum anderen wurde durch den wachsenden Fabrikbetrieb und den Braunkohlenbergbau das Wasser verunreinigt und damit ungeeignet zum Bleichen. Durch die Ausbreitung der Stadt nach Osten, den ge-



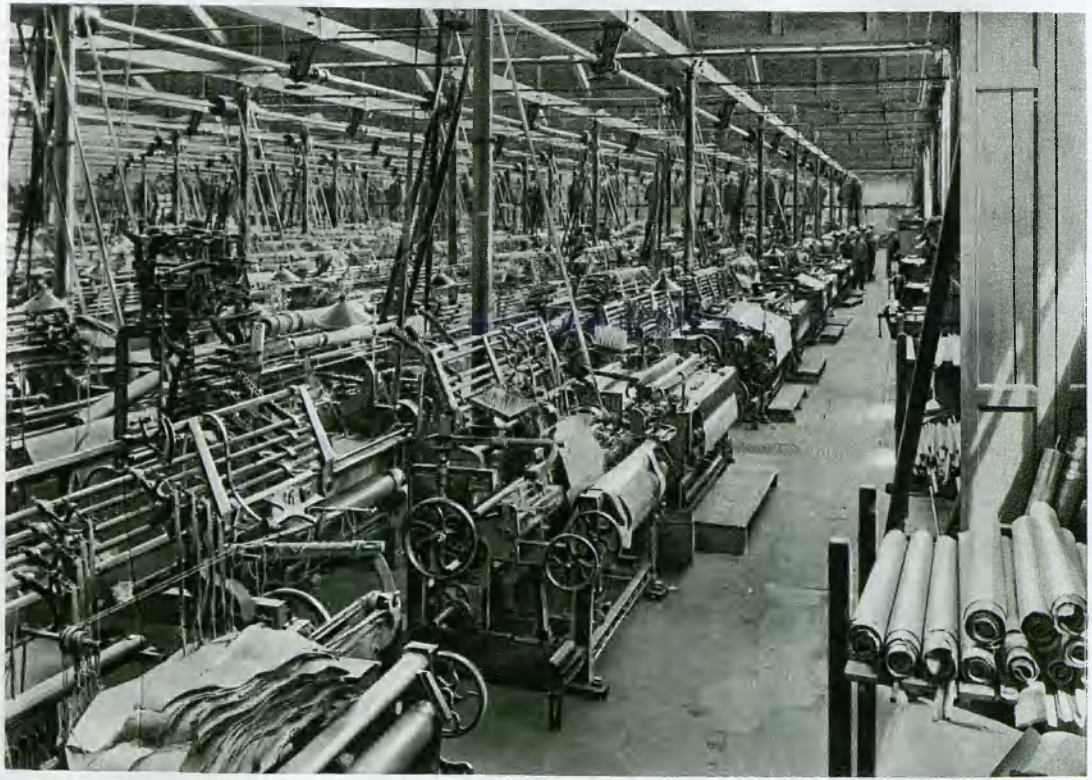
Websaal einer Laubaner Taschentuchfabrik. Phot. Pfeiffer.

steigerten Eisenbahnverkehr, durch die Erweiterung der Eisenbahnwerkstatt und den wachsenden Betrieb der Laubaner Tonwerke wurden die im Osten gelegenen Bleichplätze stark durch fallenden Ruß beeinträchtigt. Darum verlegte man die Garnbleichplätze nach dem Norden der Stadt. Die Leinenstückbleichen gaben den größten Teil ihrer Arbeit nach Greiffenberg und Schmiedeberg ab und nahmen dafür die Veredelung der Baumwolltücher auf, für die Rasenbleiche nicht erforderlich ist. Zurzeit sind darum die weiten Bleichpläne zum größten Teil wieder der Landwirtschaft dienstbar gemacht worden, denn man hat die eine Garnbleiche in eine Flachsröste verwandelt, während die beiden Stückbleichen ihren Betrieb nach allen Erfordernissen der Neuzeit für Baumwollenware ausgebaut haben. Garne und Stoffe werden zuerst mit Sodalauge in geschlossenen Kesseln unter Druck mehrere Stunden lang gekocht (gebäucht), wodurch Fette und andere Unreinigkeiten gelöst werden, der Naturfarbstoff aber noch nicht beseitigt wird. Dabei darf die Ware nicht mit Luft in Berührung kommen, weil sie sonst geschwächt würde. Die Luft muß deshalb vor dem Kochen

aus dem Bäuchelkessel durch Absaugen entfernt werden. Ein darauffolgendes Chlorkalkbad erzeugt die weiße Farbe. Da Chlor bei längerer Einwirkung die Faser angreifen würde, muß durch wiederholtes, gründliches Waschen in oft erneuertem Wasser jede Spur von Chlor beseitigt werden. Eine Nachbehandlung mit Säuren macht etwa noch vorhandene Chlorreste unwirksam. Wieder folgt gründliches Waschen und dann das Bläuen, durch welches der immer noch gelbliche Schein der Garne und Tücher verdeckt und die weiße Farbe verstärkt wird. Bei gewissen Waren, deren Faser recht weich bleiben soll, wie z. B. bei erstklassigen Baumwolltrikotstoffen, wird die elektrische Bleiche angewendet. Das Bleichbad wird dadurch gebildet, daß elektrischer Strom durch eine Steinsalzlösung geleitet wird, wobei sich Elektrolytlauge bildet, die vollständig kalkfrei ist.

Das Bleichen der Leinen ist zwar der Baumwollbleiche ähnlich, verlangt aber ein viel zeitraubenderes, umständlicheres Verfahren, weil Flachs mehr Farbstoff und Verunreinigungen enthält und auch gegen Säuren und Chlor viel empfindlicher ist als Baumwolle. Für Leinen ist darum die gemischte Bleiche, bei der Rasen- und chemische Bleiche miteinander abwechseln, die gebräuchlichste. Nach mehrtägiger Rasenbleiche erfolgt ein Behandeln mit schwacher Sodalauge, dann Spülen im Wasser und Absäuern in verdünnter Schwefelsäure, erneutes Spülen und Behandlung in verdünntem Chlorkal, Säuerung und gründliche Durchspülung. Hierauf folgt eine warme Behandlung in verdünnter Seifen- und Sodalösung, Spülen und eine nachfolgende, mehrtägige Rasenbleiche. Je nach dem Grade der Bleiche, ob Halbbleiche, Dreiviertelbleiche oder Vollbleiche, muß das umständliche Verfahren wiederholt werden. Die Erzielung höchster Weiße durch Chlor und Säure geht aber stets auf Kosten der Haltbarkeit des Leinen. Es heißt daher wirtschaftlich handeln, wenn man nur halb- oder dreiviertelgebleichtes Leinen kauft und die Bildung höchster Weiße den folgenden Hauswäschen überläßt.

Nach dem Bleichen erhalten dann viele Gewebe noch eine Appretur. Sie umfaßt diejenigen Arbeiten, die dem Zurichten und Verschönern der Gewebe für den Verkauf oder dem Anpassen an ihren besonderen Zweck dienen. Uns interessiert hier natürlich nur die Leinen- und Baumwollenappretur. Die beiden Gewebearten sollen nach dem Bleichen noch mehr „Griff und Schwere", vor allem aber mehr Glanz erhalten. Diese Eigenschaften verschafft man ihnen durch Imprägnieren mit einer Appreturmasse, die aus steifenden, füllenden und beschwerenden, sowie glanzerzeugenden Stoffen zusammengesetzt ist. Steifende Mittel sind die verschiedensten Mehle und Stärken, wie z. B. Kartoffel-, Weizen-, Reis- und Roßkastanienstärke; füllende und beschwerende: Gips, Mineralweiß, Kreide, Alaun, Wasserglas; geschmeidig und glänzend machende: Glyzerin, Fette, Öl, Wachs und Stearin. Endlich kommen auch noch antiseptische Mittel, wie Tonerde, Salizylsäure, Essigsäure, als Zusätze zur Appreturmasse in Betracht, um die Schimmelbildung, das Stockigwerden der Lagerware so lange wie möglich zu verhindern. Nicht selten dient die Appretur auch dazu, Mängel der Ware zu verdecken, undichte Gewebe dicht und schwer erscheinen zu lassen. Bringt man aber ein solches Gewebe in die Wäsche oder reibt es nur zwischen den Händen, so verschwindet die Appreturmasse und der



Webſaal (Seidenweberei Otto Müller & Co., Seidenberg, O.-L.). Phot. Rückert-Heldman.

wahre, geringe Wert der Ware kommt zum Vorschein. Da durch die starke Appretur alle Zwischenräume ausgefüllt und geschlossen werden, verliert der Stoff seine poröse Beschaffenheit, behindert somit die Luft am Zutritt zum Körper und beeinträchtigt damit die für unser Wohlbefinden so richtige Hautatmung. Das Streben guter, solider Firmen, zurzeit die Stoffe so durchlässig als möglich herzustellen, verdient daher volle Anerkennung. Das gilt in erster Linie für Baumwollengewebe. Leinengewebe werden nach dem Bleichen unter Zusatz von Wachs oder Talg leicht gestärkt und zum Schluß noch im schon gelegten Stück gepreßt. Man erreicht damit eine Erhöhung des natürlichen milden Glanzes, der Leinen ja ganz besonders auszeichnet.

Die Färberei und Druckerei von Geweben, die bis zu Anfang des 20. Jahrhunderts in Lauban blühte, ist gänzlich eingegangen, steht aber noch im benachbarten Greiffenberg in Flor. Die Lohnbleichen und Appreturanstalten sind in ihrem Geschäftsgang natürlich von dem der Taschentuchfabriken abhängig. Dasselbe gilt von den zu ansehnlicher Größe gediehenen Kartonnagen- und Etikettenindustrien. Sie liefern die Mappen, in welche die Taschentücher dutzendweise verpackt werden, sowie die Etiketten, die zur Auszeichnung und gleichzeitigen Ausschmückung der Taschentücher dienen. Werfen wir einen flüchtigen Blick in einen solchen Betrieb, so sehen wir, wie die Mappen, deren Schauseite mit kennzeichnenden Bildern und Ornamenten ausgestattet ist, beschnitten und die dazu gehörigen Etiketten gedruckt und gummiert werden. Ein Bogen gibt jedesmal vier Mappen, die gefalzt und mit Draht geheftet werden. Die Etiketten, deren Massenerzeugung durch zweckentsprechende Druckmaschinen erfolgt, finden natürlich nicht nur in Lauban, sondern auch in Langenbielau, Peterswaldau und Süddeutschland mannigfache Verwendung.

Die Textilindustrie in Seidenberg OL.

In der äußersten südwestlichen Ecke unseres Heimatkreises, da, wo die preußischen Grenzpfähle mit denen der tschechoslowakischen Republik und des Freistaates Sachsen zusammenstoßen, hält das freundliche Städtchen Seidenberg seit alters her treue Grenzwacht. Von der Schönheit seiner landschaftlichen Lage ist an anderer Stelle schon berichtet worden. Aber das Bild des Ortes wäre unvollständig, wollten wir nicht auch seiner ständig wachsenden Industrie die gebührende Beachtung schenken. Von ihrer allmählichen Entwicklung soll darum nun die Rede sein.

Im Jahre 1849 kaufte Johann Gottlob Maue die auf dem jetzigen Fabrikgrundstück Mühlplan 8 gelegene Obermühle und errichtete eine Lohn-Spinnerei und Appretur. Die damals noch in hoher Blüte stehende Tuchmacherei (Handweberei) — 1850 sollen noch 50 bis 60 selbständige Tuchmacher ihr Gewerbe ausgeübt haben — führte ihm die zur Aufrechterhaltung seines Betriebes nötigen Lohnaufträge zu, die im Verspinnen der Wolle und im Appretieren der Rohware bestanden. Betriebskraft gab ein oberschlächtiges Wasserrad von 6 bis 7 PS.

1862 übernahmen die beiden Söhne Oskar Wilhelm und Fritz Maue, die Väter der jetzigen Inhaber, die Fabrik und gliederten Weberei an. 1862 ist somit das Gründungsjahr der Firma. Infolge der in diese Zeit fallenden vielen Erfindungen auf maschinentechnischem Gebiete konnte die alte Tuch-Handweberei produktiv nicht mehr Schritt halten. Sie wurde verdrängt durch die mechanische Weberei. Auch die neuen Inhaber sahen sich gezwungen, Anfang der 70 er Jahre die ersten mechanischen



Webereisaal in der Tuchfabrik Gebr. Maue in Seidenberg. Phot. Hamdorf.

Stühle aufzustellen. Bald genügte die alte zwölfpferdige, schon 1862 aufgestellte Dampfmaschine in Verbindung mit dem Wasserrad nicht mehr, Mitte der 80 er Jahre wurde eine neue moderne Dampfmaschine aufgestellt. Diese Maschine versieht noch heute ihren Dienst.

In den 90 er Jahren trat in der Warenerzeugung eine weittragende Umwälzung ein, das alte Erzeugnis, gemusterte Buckskins, wurde allmählich aufgegeben, und als neuer Spezialartikel wurden stückfarbene Kammgarne aufgenommen. Dieser Umstand führte zu einer weiteren gesunden Entwicklung; Anfang der 1900 er Jahre war eine wesentliche Vergrößerung des Betriebes nötig. 1906/07 erfolgte der Neubau der Weberei und Färberei und bald die Aufstellung einer neuen Kesselanlage und eines Dieselmotors, Hand in Hand damit gingen Verbesserungen der fabrikations-technischen Anlage.

1908 übernahmen die heutigen Inhaber, Kurt und Fritz Maue, von ihren Vätern die Fabrik. Die Firma beschäftigt heute etwa 220 Arbeiter und Angestellte. An folgenden Plätzen sind eigene Vertreter: Berlin, Ham-

burg, Elberfeld, Aachen, Frankfurt a. M., Dresden, Wien, Amsterdam, Kopenhagen, Mailand, Bukarest, Konstantinopel, London, Buenos-Aires.

Ohne Ueberhebung darf man sagen, daß die Firma Gebr. Maue in ihren Spezialitäten, stückfarbene blaue Kammgarne, im In- und Auslande einen guten Ruf genießt.

Einen Weltruf besitzt auch die „Gloria-Weberei" von Müller, in welcher Baumwollenkrepp, Makko, Kaschmir, Halbseide und Seide für Kleider, sowie Futter-, Mützen- und Schirmseide hergestellt wird. Daneben webt man auch Stangenleinen zu Bettbezügen und Handtücher. Aus kleinen Anfängen hat sich das Unternehmen zu seiner heutigen Bedeutung entwickelt. Die Gründung der Firma erfolgte am 1. April 1852 in Chemnitz. 1865 nahm man zum ersten Male Fühlung mit dem in Seidenberg wohnenden „Faktor" Reinhold Franz. Man ließ bei ihm weben. 1866 schon erfolgte die Aufstellung einer Anzahl mechanischer Webstühle in einem „Fabrikgebäude". Gleichzeitig aber arbeiteten noch etwa 100 Handweber für die Firma. Im April 1874 wurde der bisherige Faktor R. Franz als Teilhaber in die Firma aufgenommen, nachdem der Weberei im Jahre zuvor auch eine Färberei angegliedert worden war. 1880 erweiterte man den Webereibetrieb der Firma durch Gründung einer Zweigniederlassung in Ebersdorf in Böhmen. Es entstand dort eine mechanische Weberei mit etwa hundert Stühlen. 1892 richtete man neben der Seidenberger Färberei auch eine solche in Ebersdorf ein. Die Firma, deren Leitung jetzt in den Händen der Herren Otto von Müller jun. und Dr. ing. Lothar von Müller liegt, arbeitet zur Zeit mit etwa 1500 Webstühlen in Seidenberg und 560 in Ebersdorf.

Die Markliſſaer Textilinduſtrie.

Von Karl Gründer, Markliſſa.

Der Webstuhl ist auch das Kennzeichen der Industrie in der Markliſſaer Gegend. Doch zu anderer Ware als in der Taschentuchstadt Lauban fügen hier die Webschützen Faden zu Faden.

Das Markliſſaer Tuchmacherhandwerk reichte durch Jahrhunderte bis in das Zeitalter der Maschine, wußte diese aber nicht zu nutzen und verging an ihr. Leinwandweberei brachte unter dem Zustrom der böhmischen Religionsvertriebenen den Handwebstuhl fast in jedes Haus der Gegend und ließ einen länderumfassenden Leinwandhandel aufblühen. Auch ihm trat draußen auf den Absatzmärkten und daheim auf dem Arbeitsmarkt die Maschine entgegen und erzwang eine Umstellung.

Die Firma Nauen, Löwe & Co. in Berlin, deren Teilhaber der Kommerzienrat Neuburger in Markliſſa war, errichtete 1833 am Schießberg in Markliſſa ein mehrstöckiges Werkgebäude, stattete es mit Dampfmaschine aus und ließ Kattun darin weben. Weil die Feuerung der Dampfmaschine mit Holz auf die Dauer schwierig und teuer wurde (der ganze damalige Bestand des Döbschützwaldes soll in der Feuerung dieser ersten Fabrik der Heimat verschwunden sein) wurde 1839 von der gleichen

Firma oberhalb der Beerberger Mühle im Queistal eine Fabrik gebaut, die mit Wasserkraft arbeiten konnte. Geld der Preußischen Seehandlung, der von Friedrich dem Großen zur Förderung des preußischen Handels gegründeten Staatsbank, soll diesem Bau zugeflossen sein, vielleicht auch schon dem Markliſſaer Fabrikbau. Es wird noch zu untersuchen sein, ob diese staatliche Kapitalsgabe gar als Notstandswerk für die in Bedrängnis gekommenen Handweber anzusehen ist. Die Fabrik hat auch staatliche Aufträge durch Lieferungen an die schlesischen Zuchthäuser zugewiesen erhalten. Anfang der fünfziger Jahre ist aber die Markliſſaer Fabrik und später auch die Beerberger Fabrik zum Erliegen gekommen. Doch unter anderen Unternehmern kamen die Räder wieder in Gang und standen nicht still bis in unsere Zeit.

Die Concordia Spinnerei und Weberei.

Im Jahre 1855 kaufte Samson Woller die stilliegende Fabrik am Schießberg und gründete mit zwei Brüdern die Firma Gebrüder Woller. Die Woller stammten aus Oberschlesien. Samson Woller hatte schon zehn Jahre lang in Bradford (England) eine Kammgarnspinnerei betrieben und dabei Einblick in die Textilfabriken erhalten, mit deren Erzeugnissen England den Weltmarkt eroberte. Jetzt wurden harte Kammgarne gleich den englischen auch in Markliſſa gesponnen und in der eigenen Weberei als Schußgarne für Futter-, Schürzen- und Unterrock-Stoffe verwendet, die der deutsche Kaufmann bis dahin hatte aus England beziehen müssen. 1858 und 1859 wurde eine Färberei und Appretur erbaut und die Zahl der Webstühle von 150 auf 200, 1864 schon auf 440 erhöht. Die eigene Spinnerei vermochte nun den Bedarf an Garnen nicht mehr zu decken, sodaß vorübergehend wieder englische Garne hereingenommen werden mußten. Da kaufte Woller 1871 in Bunzlau das Grundstück der abgebrannten Obermühle mit der Wasserkraft des Bobers, baute dort eine große Kammgarnspinnerei und machte sich damit ganz unabhängig von England, woher dann nur noch die Wolle bezogen wurde. 1873 wurden in Bunzlau bereits 1500 Spindeln in Betrieb gesetzt. Die Gebrüder Woller wohnten in Markliſſa und Schadewalde; nach dem Tode seines einzigen Sohnes aber zog Samson Woller nach Bunzlau und setzte sein Besitztum in Schadewalde samt hohem Kapital als Waisenhausstiftung aus (jetzt als Kreissäuglingsheim vermietet). Die Leitung und das Eigentum des Werkes hat Samson Woller allein zugestanden, seine Brüder scheinen nur Mitarbeiter gewesen zu sein. 1888 wurde die Firma dann aber in die Aktiengesellschaft Concordia Spinnerei und Weberei umgewandelt. „Concordia Mills" (Mills, englisch = Mühle, Fabrik, Spinnerei) hatte Woller schon sein Bradforder Werk benannt gehabt. Bis 1899 stand der Begründer der Werke, Samson Woller, an der Spitze. 1900 starb er auf seinem posenschen Gute Dlonie und wurde in der Familiengruft im Park seines ehemaligen Schadewalder Wohnsitzes beerdigt. Er ist ohne Zweifel zu den führenden Männern der deutschen Textilindustrie im neunzehnten Jahrhundert zu zählen.

Die Werke der Concordia Spinnerei und Weberei wurden ständig erweitert. Neue Niederlassungen kamen hinzu: so im Jahre 1913 die

ehemalige Wünsche'sche Weberei in Mittel-Steinkirch, 1917 die ehemalige Friedrich'sche Weberei in Reichenau i. Sa., 1925 die Franke'sche Weberei in Friedersdorf (Kreis Lauban) und 1927 die Bürger'sche Weberei in Markersdorf bei Reichenau i. Sa.

Im Weltkriege fügte das Werk sich in die Kriegswirtschaft ein. In den harten Nachkriegsjahren ging die Leitung mit Erfolg an den Wiederaufbau ihrer Waren-Erzeugung und an die Wiedergewinnung der Absatzgebiete; sie erreichte, daß ihre Maschinen auch in den schwierigsten Jahren der deutschen Wirtschaft nicht zum Stillstand kamen. Zu den alten Erzeugnissen ist 1925 weitausschauend als neuer Artikel die Kunstseide hinzugenommen worden. Auch hierin nimmt das Werk in Deutschland eine führende Stellung ein.

Gegenwärtig verfügt das Unternehmen in der Abteilung Marklissa mit Zweigbetrieben über 9000 Kammgarnspindeln und 1500 Webstühle nebst großer Ausrüstungsanstalt, in der jährlich 250 000 Stück Webstoffe gefärbt und appretiert werden. Ein Erweiterungsbau für die Färberei und Appretur und ein neues großes Versand- und Verwaltungsgebäude sind soeben fertiggestellt worden. Die Abteilung Bunzlau verfügt über 28000 Feinspinnerei-Spindeln und 8000 Zwirnspindeln. Dieses Werk versorgt die deutsche Textilindustrie mit wollenen Kammgarnen für Web-, Wirk- und Strickwaren, Möbel-Plüsche usw. Das Gesamtunternehmen beschäftigt zurzeit 2350 Arbeiter und 110 Angestellte.

Die Textilwerke Meyer Kauffmann-A.-G. in Beerberg.

Die im Anfang der 60er Jahre stilliegende Beerberger Kattunfabrik wurde im Jahre 1863 von der Handelsgesellschaft Meyer Kauffmann angekauft, die ihren Hauptsitz in Tannhausen und Breslau hatte. Die damalige glatte Weberei wurde nunmehr erheblich erweitert und auf die Erzeugung buntgewebter baumwollener Artikel, bestehend in Kleider-, Schürzen- und Hemdenstoffen, wie auch buntgewebter Bettzeuge, umgestellt. Auch jetzt besteht das Haupterzeugnis noch in solchen baumwollenen, buntgewebten Artikeln. In der Fabrik laufen 600 Webstühle und werden 450 Arbeiter und Arbeiterinnen beschäftigt. Das Werk ist einer der wenigen noch mit Wasserkraft arbeitenden Großbetriebe der schlesischen Textilindustrie. Der Queis treibt eine Wasserturbine von 152 Pferdestärken. Die einstige Handelsgesellschaft Meyer Kauffmann ist 1895 in eine Gesellschaft mit beschränkter Haftung und 1909 in eine Aktiengesellschaft umgewandelt worden. Zu dem Unternehmen gehören außer der Fabrik in Beerberg die Werke in Wüstegiersdorf, Tannhausen, Rengersdorf bei Glatz, Ober-Langenbielau und Halle a. S.

Die Plüschweberei in Meffersdorf-Wigandsthal.

Von Karl Gründer, Marklissa.

Auch in dem Südzipfel des Kreises Lauban, der sich bis an das Isergebirge erstreckt, ist die Textilindustrie die bestimmende Wirtschaftsart. Die geschichtliche Entwicklung war die gleiche, wie im übrigen Kreise.

Heute werden auch hier Taschentücher gewebt, zum größten Teil in Niederlassungen Laubaner Firmen. Das bedeutsamste Werk dieses Kreisteiles aber ist die Plüschfabrik von J. G. Schiller, Inhaber Max und Otto Richter, in Meffersdorf-Wigandsthal.

Handwerker war einst der Weber. Doch Handwerksrecht und Zunftgesetz schwanden und es blieb nur die Masse der Lohnweber. Von Not verdunkelt ist die Erinnerung an diese Zeit. Und doch galt auch in ihr das Wort vom tüchtigen Mann, der sich freie Bahn schafft.

In Ober-Hernsdorf wird am 20. März 1811 dem armen Schuhmacher Schiller das dreizehnte Kind geboren, ein Junge, der getauft wird auf den Namen Johann Gottlieb. In frühester Jugend schon wird der Bub Spuljunge beim Rockschäfer; dann lernt er weben, geht als Bursche des Sonntags mit dem Warenbündel auf dem Rücken auf den Handel durch die Dörfer, und macht bald eine eigene Werkstatt mit ein paar Stühlen auf. Er fertigt Hemdenstoffe, Züchen, Inletts, karrierte Tücher, Barchende und Rockzeuge, nimmt Hausweber in Lohnarbeit und besucht mit seiner Ware die Jahrmärkte, hie und da wohl gar auch die Leipziger Messe. Aus Leipzig bringt er Wollgewebe, Kleiderstoffe, bedruckte Kattune mit zurück, setzt diese Waren bei den Händlern in den Städten ab und schafft so Geld in seinen Betrieb. In den sechziger Jahren geht Johann Gottlieb Schiller zur Anfertigung von Manchester über und dann nach und nach zur Plüschweberei. Das Geschäft blüht, obwohl noch immer auf Handwebstühlen gearbeitet wird. 1891 stirbt Vater Schiller; ein einfacher Mann ist er geblieben sein Leben lang; 80 Jahre alt geht er dahin, hochgeschätzt und geachtet überall, wo man ihn kennt. Sein Schwiegersohn Gustav Richter führt die Firma weiter; doch ihn ruft der Tod schon 1898 ab. Die Söhne Max und Otto Richter übernehmen und stellen nach dem schon 1896 gemachten Anfang den Betrieb in rascher Folge auf mechanische Webstühle um, bauen 1899 eine neue Weberei und bleiben mit ihrem Werk in steter Fortentwicklung. Im Weltkrieg steht die Fabrik still, da die Plüschwebstühle für den Heeresbedarf nicht geeignet sind. 1918 wird mit Papierschuß wieder zu arbeiten begonnen, 1919 wird ein Versuch mit Glanz-Faserstoff gemacht, dann aber wieder zur normalen Erzeugung übergegangen: der Plüsche aus Wolle und Baumwolle. Eine eigene Färberei wird angegliedert. Das Werk verfügt jetzt über 150 Stühle und beschäftigt durchschnittlich 400 Arbeiter und Angestellte. Gefertigt werden Plüsche für Schuhe, Möbel, Bekleidung und Spielwaren, sowie Kord und Einfaßbänder. So mancher Bär, an dem ein Kinderherz seine Freude hat, trägt ein Plüschfell von J. G. Schiller. Der Absatz reicht über das Reich und fast über die ganze Erde.

Die Pappenfabrik in Holzkirch.

(Holzstoff- und Lederpappenfabrik vormals Gebrüder Fünfstück A.-G. Zoblitz.)

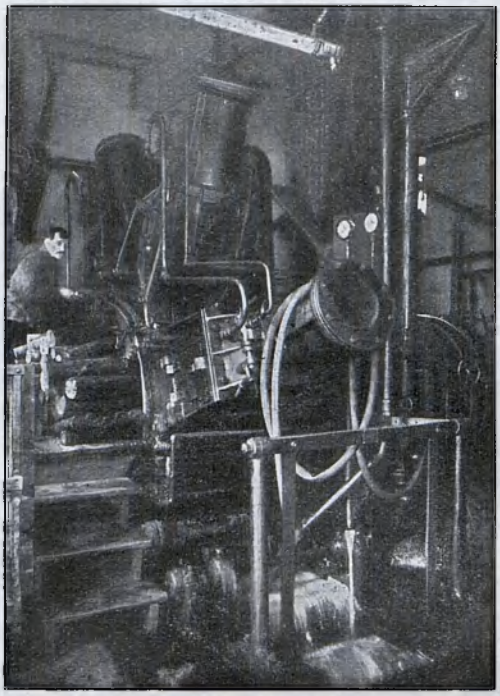
Von F. Bertram, Lauban.

Wenige Minuten vom Bahnhof Holzkirch entfernt ragt der Schlot einer industriellen Anlage an derselben Stelle empor, an welcher einstmals eine schlichte Wassermühle stand. Die Kraft des Queises, die sich früher nur zu oft verderbenbringend betätigte, wird hier dem Menschen dienstbar gemacht, um aus dem Kiefernholz der niederschlesischen Heide wasserdichte Pappe von verschiedener Farbe und Stärke zu gewinnen. Da die Wasserkraft des Queises bei gewöhnlichem Wasserstande nur etwa 80 Pferdestärken liefert, das Werk aber zum vollen Betriebe gegen 230 bedarf, muß eine Dampfmaschine die fehlenden 150 erzeugen.

In mehr als 1½ Manneshöhe ist das aus den Görlitzer, Bunzlauer und Saganer Forsten bezogene Rollholz in langen Reihen in dem Hofe der Fabrik aufgestapelt und harrt der Verarbeitung. Hochbeladene, auf Feldbahngleisen laufende Wagen bringen das Holz in einen Raum, in dem es zunächst mit Hilfe der Kreissäge in Stücke von ½ Meter Länge zersägt wird. Kloben von mehr als 10 Zentimeter Durchmesser werden unter eine Spaltmaschine gebracht, die sie spielend in mehrere Stücke zerlegt. Das so zerkleinerte Holz kommt dann in die in demselben Raum stehenden Kocher, zwei liegende zylindrische Kessel von ziemlichen Ausmaßen, die, nachdem sie mit Holz gefüllt sind, hermetisch verschlossen werden. Nun läßt man Dampf in die Kessel und diesen je nach Bedarf 4 bis 24 Stunden auf das Holz wirken. Durch diese Maßnahme wird das im Holz vorhandene Harz entfernt. Es löst sich im Kondenswasser des Dampfes und fließt mit diesem bei Oeffnung der Kessel ab. Das Kondenswasser enthält außerdem auch Ameisensäure, die aber in zu geringen Mengen im Holze vorhanden ist, als daß es lohnen könnte, sie aus dem Wasser auszuscheiden und ihrer Verwendung in den Apotheken zuzuführen. Die verschieden lange Dauer des Kochens oder Dämpfens ist von Einfluß auf die Farbe der Rohpappe. Je länger man das Holz der Dämpfung aussetzt, desto dunkler wird die Pappe.

Das gedämpfte Holz schichtet man bis zu seiner weiteren Verwendung an der den Kochern gegenüber liegenden Wand auf. Auf Wagen wird es dann in den anstoßenden Raum gebracht, in welchem der Schleifer und zwei Rohpappenmaschinen stehen. Am Schleifer machen die Wagen Halt und werden entladen. Der wichtigste Teil des Schleifers ist ein kreisrunder Schleifstein (Sandstein), der mit einer Kraft von reichlich 70 Pferdestärken in Umdrehung versetzt wird und in einer seitlich verschlossenen eisernen Kapsel läuft. Radienartig sind über dem Schleifstein vier Holz-

zuführungskammern angeordnet. Der den Schleifer bedienende Arbeiter öffnet abwechselnd die Tür der einen oder anderen dieser 4 Kammern und füllt die leere Kammer mit den gedämpften Holzstücken. Ein hydraulisch angetriebener Kolben drückt, nachdem die Tür geschlossen worden ist, das Holz gegen den Schleifstein, während gleichzeitig unausgesetzt Wasser über diesen fließt. Das weiche Kiefernholz wird dadurch zerschliffen und der so erhaltene Holzstoff mischt sich mit dem herabfließenden Wasser.



Holzschleifer in der Pappenfabrik Holzkirch.

Beide, Holzstoff und Wasser, durchlaufen nun ein Schüttelwerk, ein ständig hin und her bewegtes grobes Sieb. In diesem sammeln sich Splitter, Zweige und sonstige Holzteile, die nicht zerschliffen wurden. Von Zeit zu Zeit holt man sie mit einem kleinen Rechen aus dem Schüttelwerk heraus. Eigentümlicherweise nennt man diese Abfälle „Sauerkraut". Das den Holzstoff mitführende Wasser fließt dann seitwärts abermals durch ein Sieb ab, wird von einer Druckpumpe in eine hochliegende Rohrleitung getrieben und fällt durch ein abwärts führendes Rohr in den Raffinierer, in welchem der Holzstoff zwischen geriffelten Steinen noch feiner zerrieben wird, um dann in zwei Bütten geleitet zu werden. Aus jeder Bütte ragt ein vierseitiges, durch einen Schieber verschließbares Rohr heraus. Aus diesen Rohren fließt das Wasser in die Pappenmaschinen. In jeder der zwei Maschinen drehen sich ständig zwei zylindrische Schöpfsiebe um ihre eigene Achse. Während nun das Wasser durch das Sieb abfließt, bleibt eine dünne Schicht braunen Holzstoffes auf dem Siebe liegen und wird von dem darüber hinweggleitenden Filzstreifen (Breite etwa 1 Meter) vom Siebe abgenommen. Dadurch, daß man den Filzstreifen nochmals unter einer Walze hindurch und dann über sie hinweg leitet, kommt der Holzstoff auf die Filzbahn zu liegen und gleitet nun mit dieser über die ganze Pappmaschine, an deren hinterem Ende sich ein breiter Eisenzylinder dicht über der Gleitbahn langsam dreht und dabei den Holzstoff aufnimmt. Schicht legt sich auf Schicht, bis die gewünschte Stärke erreicht ist. Dann nimmt der die Maschine bedienende Arbeiter einen etwas zugespitzten Metallstab, setzt ihn in einer Rille des Zylinders ein und fährt in derselben

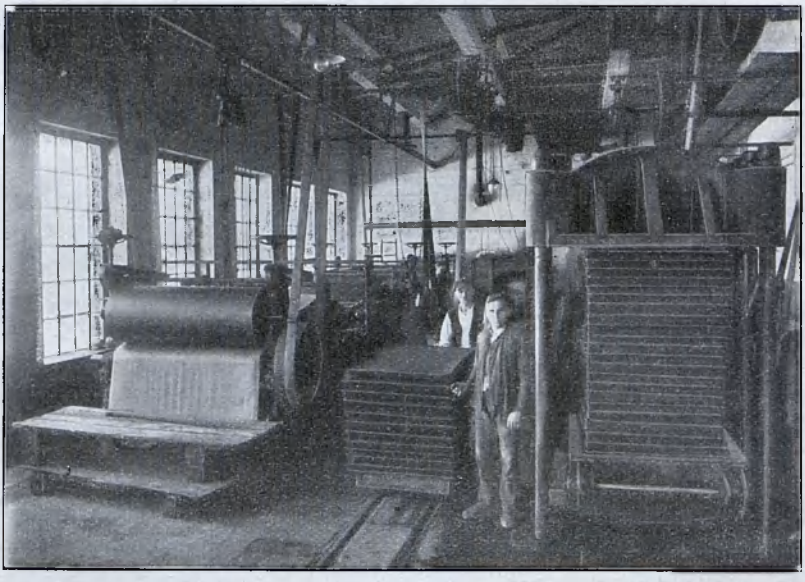
entlang. Darauf wartet er, bis der Zylinder eine halbe Umdrehung gemacht hat und wiederum eine Rille darbietet. Auch in ihr gleitet der Reißer entlang und man kann nun dem Zylinder zwei Pappen von gleicher Größe entnehmen und seitlich auf einem Tisch aufschichten. Sofort legt sich eine neue Pappenschicht um den frei gewordenen Zylinder, die wieder entfernt wird, sobald sie stark genug wurde. Um die Gleichmäßigkeit in der Stärke zu gewährleisten, ist eine Pappenstärke von dem Zylinder entfernt, ein kleines Rädchen drehbar angebracht. Füllen die Holzstoffschichten nun den Raum zwischen Zylinder und Rädchen aus, so setzten sie das Rädchen in Bewegung. Eine Klingel, die mit dem Rädchen in Verbindung steht, ertönt und gibt dem Arbeiter den Auftrag, die Pappe vom Zylinder abzulösen.

Der einen Meter breite Filzstreifen geht, nachdem er die auf ihm lagernde Holzstoffschicht an den Zylinder abgegeben hat, über eine Welle nach unten, wird mit reinem Wasser gespült und durch ein Schüttelwerk in Bewegung gesetzt. Beides hat den Zweck, den Filzstreifen von etwa noch anhaftenden Holzstoffasern und -teilen zu befreien. Das ist notwendig, um die Gleichmäßigkeit der Holzstoffauflagen zu gewährleisten. Die so gereinigte Filzbahn gleitet nun wieder über den sich langsam im Schleifwasser drehenden Siebzylinder hinweg und nimmt von diesem eine neue Holzstoffschicht auf. Nach einem Wege von etwa einem Meter Länge nimmt sie von dem zuerst erwähnten Siebzylinder eine neue Schicht auf und leitet nun beides zu dem Abnahmezylinder, wo sich das vorhin geschilderte Spiel der Kräfte wiederholt.

Die so gewonnene Rohpappe wird jetzt mittels eines Aufzuges in das erste Stockwerk gebracht. Hier stehen ein Holländer und ein Kollergang nebeneinander. Die Rohpappe wird in den Holländer gebracht und hier unter Zuführung von Wasser zwischen zwei Riffelwalzen wieder zu dünnflüssigem Brei zerrieben. Diesem Brei setzt man jetzt Anilinfarbe und Harzleim zu, erstere, um der Pappe den gewünschten helleren oder dunkleren Farbenton zu geben, den Harzleim, um die Pappe damit wasserdicht zu machen.

Ehe wir die weitere Verarbeitung des Breies beobachten, wollen wir unsere Aufmerksamkeit für kurze Zeit dem Kollergang zuwenden, dessen zwei wuchtige, aus Basaltlava bestehende Walzen dazu bestimmt sind, alle beim Schneiden der Pappe entstehenden Abfälle, sowie das sogenannte „Sauerkraut" fein zu verreiben. Ein einziger Handgriff an einem Stellrade genügt und wie spielend setzen sich die beiden Walzen in kreisende Bewegung, alles, was unter sie kommt, zermalmend. Doch nun zurück zum Holländer. Durch ein Rohr fließt der wieder aufgelöste Holzstoff in eine im darunter befindlichen Raume stehende Bütte und von dieser in drei Pappmaschinen, wo sich derselbe Vorgang wiederholt wie bei den ersten beiden. Die hier abgenommene Pappe wird auf einem Eisenblech etwa 10 Zentimeter hoch übereinander geschichtet. Dann legt man ein Eisenblech darauf und auf dieses wieder eine Schicht Pappe. So wiederholt sich das, bis man das ganze mehr als mannshoch übereinander geschichtet hat. Da man die Aufstapelung auf einem kräftigen Wagen vorgenommen hat, kann man den ganzen Stoß

leicht unter eine hydraulische Presse bringen, die ihn langsam aber ständig zusammendrückt und dabei etwa 10 Prozent des in der Pappe enthaltenen Wassers heraustreibt. Um die Pappe völlig zu trocknen, bringt man sie, nachdem sie die Presse verlassen hat, nach den Trockenkammern. Vor denselben wird jede einzelne Pappe zwischen zwei Stäbe geklemmt und mit deren Hilfe in einem vierseitigen, auf Rollen laufenden Eisenrahmen dicht neben der anderen, senkrecht aufgehängt. Kann der Rahmen keine



Pappenmaschine und hydraulische Presse in der Pappenfabrik Holzkirch. Phot. Pfeiffer.

Pappe mehr fassen, öffnet man eine nach oben bewegliche Schiebetür und setzt den Eisenrahmen in die Trockenkammer ein. Im unteren Teile der Kammer sind Heizkörper angebracht, welche von Heißluft durchströmt werden und in der Kammer dauernd eine Durchschnittswärme von 70 Grad erhalten. Zwei solcher Kammern sind nebeneinander angelegt. Sie haben eine Tiefe von 6 bis 8 Metern. Hält man die Pappe für genügend getrocknet, so öffnet man die an der Rückwand angebrachte Schiebetür und nimmt die trockene Pappe von dem herausgezogenen Eisenrahmen ab. Dieses Verfahren hat den Vorteil, daß man an der einen Seite dauernd nasse Pappe einsetzen, auf der anderen Seite dauernd trockene Pappe herausnehmen kann. Hier können wir auch beobachten, wie die zum Trocknen erforderliche heiße Luft erzeugt wird. In der Nähe der Trockenkammern ragt ein mehrere Meter hoher, eiserner Zylinder in die Höhe. Dieser enthält einen zweiten Zylinder von geringerem Durchmesser, welcher dazu bestimmt ist, die kalte Außenluft aufzusaugen. Zwischen den Wänden der beiden Zylinder kreist nun der Abdampf der Maschine und erwärmt die angesogene Luft auf ungefähr 70 Grad. Diese warme Luft führt man den Trockenkammern zu.

Um die getrocknete Pappe zum Versand fertig zu machen, bringt man sie in das erste Stockwerk hinauf. Hier steht eine Schneidemaschine, deren scharfes Messer einem Hebeldruck gehorcht und dann auf einmal die überstehenden und aufgerauhten Kanten eines ganzen Stoßes Pappen abgeschneidet. Nun werden die beschnittenen Pappen abgewogen und zwar für den Inlandshandel in Stößen von je 50 Pfund. Für den Auslands- und überseeischen Transport werden Packen von je zwei Zentnern hergestellt. Interessant ist es, zuzuschauen, wie diese Auslandspakete, nachdem sie in selbstgefertigte Einpackpappe geschlagen worden sind, mit Hilfe von Holzrahmen und Bandeisen unter hydraulischem Drucke für den Ueberseetransport zurechtgemacht werden. Läßt der hyraulische Druck nach, so dehnt sich das Paket etwas und die ohnehin scharf angezogenen und doppelt versicherten Bandeisen sitzen nun vollkommen straff. Mit Hilfe eines Flaschenzuges läßt man die Pakete dann vom Packraum auf den Wagen gleiten, der sie zur Bahn bringt. Der Verfasser wohnte dem Fertigmachen einer Sendung bei, die für Wellington in Australien bestimmt war.

Wozu wird aber die hier täglich in nicht unbeträchtlicher Menge hergestellte Pappe verwendet? Nun, das meiste geht in die Schuhfabriken des In- und Auslandes und hier fertigt man — Schuh- und Stiefelabsätze daraus. Ja, es ist eine Tatsache. Unsere heutigen Schuhwaren werden meistens mit Absätzen ausgestattet, an denen nur die beiden, höchstens drei letzten Schichten aus Leder, alle übrigen aus Pappe bestehen. Daher auch die Wasserdichtmachung der Pappe. Die einzelnen Absatzschichten werden ausgestanzt, übereinander geleimt und genagelt, dann noch mit Emaillelack überzogen und so vollkommen gegen Feuchtigkeit abgeschlossen.

Ein weiter Weg ist's von dem Kieferstamm aus dem Heidewalde bis zum zierlichen Absatz des Schuhes einer Modedame. Aber er ist nicht uninteressant, und wer darum Gelegenheit hat, der Pappenfabrik in Holzkirch einmal einen Besuch abzustatten, nehme sie sich wahr. Er wird's nicht zu bereuen haben.

Die Möbelfabriken in Langenöls.

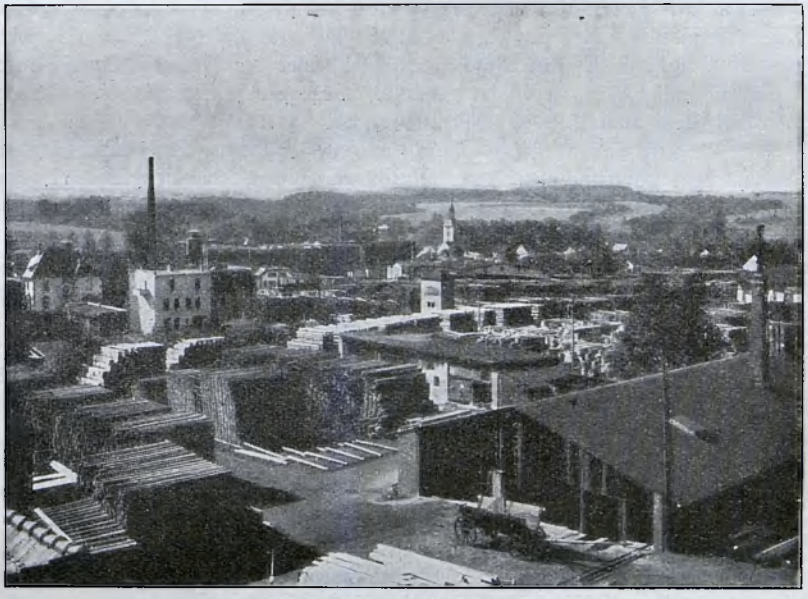
Von Herbert Zimmerling, Langenöls.

Wanderte ein aufmerksamer Beobachter in der Mitte des vorigen Jahrhunderts durch unser damals so stilles Dorf, so merkte er bald, daß hier die Weberei heimisch war. Klapperten doch in fast jeder Wohnung ein oder mehrere Webstühle, und sicher befand er sich bei seinem Weitermarsch in Gesellschaft einiger Männlein und Weiblein, die, mit einer Bürde auf dem Rücken oder im Handwagen, die Erzeugnisse ihrer Heimarbeit in das benachbarte Lauban oder Greiffenberg zur Ablieferung schafften. Doch allmählich wandelte sich das Bild. Ein Jahr ums andere verstummten so und so viele Webstühle, und zuletzt waren es nur noch wenige Frauen, die sich durch Weben ihren Lebensunterhalt verdienten.

Doch was begannen die Leute jetzt? Womit verdienten sie ihr täglich Brot? Eine neue, rasch aufstrebende Industrie nahm sie alle auf, beschäftigte sie ausreichend und ließ sie mehr verdienen, als es ihnen früher bei ihrer Heimarbeit möglich war. Und diese für Langenöls so segensreich gewordene Industrie ist die Fabrikation von Möbeln und Tischen, an die für immer der Name ihres Begründers verknüpft sein wird, der Name Robert Ruscheweyh.

Ruscheweyh war ein Langenölser Kind, Sohn eines Webers und Krämers (geboren am 26. Februar 1822). Nach beendigter Schulzeit trat er bei einem Böttcher in die Lehre. Dieses Handwerk sagte ihm jedoch nicht zu und nach einem Vierteljahr begann er eine neue Lehrzeit bei einem Tischlermeister in Langenöls. Kaum ausgelernt, ging er auf die Wanderschaft und vervollkommnete seine Kenntnisse mit regem Geist und in eifriger Arbeit bei verschiedenen Meistern seines Handwerks; in Berlin erlernte er dabei noch die Vergolderei. 1848 kehrte er nach Langenöls zurück mit einem reichen Schatz von praktischen Erfahrungen und im Kopf einen wohldurchdachten Zukunftsplan. Die Entwicklung seines Gewerbes war damals gerade sehr aussichtsreich und in weit höherem Maße sollte dies in Amerika der Fall sein. Was Wunder, wenn der so ehrgeizige, vorwärtsstrebende Mann den Gedanken faßte, sein Glück drüben über dem großen Teiche zu versuchen. Da brach in Berlin die Revolution aus und legte sich wie ein Hemmschuh nicht nur auf die deutsche, sondern auch auf die Weltwirtschaft. Die Aussichten auf Erfolg unseres so unternehmungslustigen Tischlermeisters Ruscheweyh drohten zu schwinden und kurz entschlossen machte er daher den Versuch, sich in seinem Heimatsort selbständig zu machen. Eine Stube wurde gemietet, als Wohn-

raum und Werkstatt gleichzeitig. Das erforderliche Handwerkszeug und eine Hobelbank konnte Ruscheweyh schon sein Eigen nennen, und das Weitere schafften sein nie ermüdender Arbeitseifer, seine Umsicht und Sparsamkeit. Er fabrizierte anfangs Bilderleisten, die er selbst gleich vergoldete und die wegen ihrer sauberen Ausführung gern gekauft wurden. Nach und nach liefen dann auch Bestellungen auf Möbel ein, und es dauerte nicht lange, war die Stube des Meisters zu klein, seine Arbeits-



Die Ruscheweyh-A.-G. in Langenöls. Phot. Pfeiffer.

kraft zu wenig. Er kaufte ein Haus — es ist jetzt noch erhalten — und nahm sich erst einen und später auch mehrere Gesellen, um alle Aufträge erledigen zu können. Auch dieses Haus wurde bald zu eng. Es mußte weiter Rat geschafft werden, und so entstand 1870 ein Fabrikgebäude, in dem eine Dampfmaschine aufgestellt wurde. Bis vor kurzer Zeit noch hat dieses Gebäude unter dem Namen „alte Fabrik" im Dienste der Fabrikation gestanden, es ist freilich oftmals verändert und erweitert worden. Inzwischen war der Werkmeister Hermann Schmidt, der Schwiegersohn des Begründers, als Teilhaber ins Geschäft eingetreten. Die Firma erhielt jetzt den Namen „Ruscheweyh & Schmidt". Rastlos arbeiteten die Inhaber an der Vergrößerung ihres Werkes.

Einen Wendepunkt brachte das Jahr 1879. Dem Meister Ruscheweyh, dem ewigen Bastler, gelang es, einen besonderen Ausziehtisch herzustellen, der geradezu eine Umwälzung auf diesem Gebiete darstellte. Jetzt war es nicht mehr notwendig, die Vergrößerung der Tafel in umständlicher Weise durch Ausziehen und Einlegen von Platten vorzunehmen. Nein,

derselbe kleine Tisch, an dem die kleine Familie sonst ihre Mahlzeiten einnimmt, wird in einigen Sekunden durch einen einfachen Handgriff spielend leicht so ausgezogen, daß die Zahl der Plätze sich verdoppelt, verdreifacht, ja vervierfacht. Heute, nachdem durch die Praxis und durch die Beihilfe treuer Mitarbeiter noch manches verbessert worden ist, sind Tische, deren Länge von 1,20 Metern auf zehn Meter wächst, durchaus keine Seltenheit. Aber eine Höchstleistung ist es zu nennen, wenn ein Tisch von 13 Metern Länge Platz für 50 Personen bietet, und ein anderer, vom schweizerischen Bundesrat bestellter, 7 Meter Durchmesser aufweist. Eine solche Erfindung, die für den Käufer so viele wirtschaftliche Vorteile barg und die den Namen Ruscheweyh weit über die Grenzen Deutschlands hinaus in alle Welt verbreitete, mußte naturgemäß auf die Entwicklung des Betriebes umwälzenden Einfluß haben.

Jetzt entstand ein Fabrikgebäude nach dem andern. Eigene Abteilungen wurden dem Holzzuschnitt, den Maschinenarbeiten, der Verleimerei, der Furniererei, dem Tisch-, Möbel- und Stuhlbau, der Drechslerei, der Bildhauerei, der Beizerei, der Poliererei, der Tapeziererei und der Packerei errichtet. Jede Abteilung wurde der Leitung bewährter und tüchtiger Fachleute übertragen. Eine Schlosserei und eine Zimmerwerkstatt sorgen für die Instandhaltung des gesamten Maschinenparkes, des Werkzeuges, der Heiz- und Kraftanlage und der Gebäude. Ein ganz besonderes Augenmerk wird auf die Pflege aller zu verarbeitenden Hölzer gerichtet. Ist doch hiermit die erste Bedingung für die Erzeugung einer guten, einwandfreien und dauerhaften Ware gegeben. Ein großes Gelände ist zu einem Holzplatz umgewandelt worden. Hier sind riesige Mengen geschnittenen Holzes in sachgemäßer Weise zum Trocknen aufgestapelt, um nachher die Nachtrocknung in modernen, mustergültig eingerichteten Darren zu empfangen. In z. Zt. sieben Schneidegattern wird der größte Teil des notwendigen Holzes, das die ausgedehnten Kieferwaldungen Niederschlesiens, die Eichenhaine der Gegend von Maltsch, die Buchenforsten Thüringens und die Birkenpflanzungen Ostpreußens liefern, selbst zugeschnitten. Die viel gebrauchten und jedem wegen ihrer Schönheit bekannten fremdländischen Hölzer, wie Mahagoni, Palisander, Zitrone, Rosenholz und dergleichen werden dagegen aus den großen Holzhandlungen Berlins, Leipzigs und Hamburgs beschafft. Dieselben Firmen liefern auch fast den gesamten Bedarf an Furnieren; denn die vier aufgestellten Furniersägen sind nur in der Lage, einen Bruchteil der erforderlichen Mengen herzustellen.

In der Leitung des Geschäfts hat sich inzwischen auch manches geändert. Nach dem Austritt des Begründers Robert Ruscheweyh († 20. Okt. 1899) trat sein ebenso befähigter und fachkundiger Sohn als Teilhaber in das Geschäft ein und das Jahr 1888 brachte die Umwandlung in eine Aktiengesellschaft. Ihre ersten Direktoren waren die früheren Besitzer Ruscheweyh und Schmidt, die noch eine lange Reihe von Jahren ihre bewährte Arbeitskraft dem Werke widmeten. Ihren verdienten Ruhestand haben beide nur recht kurze Zeit genießen können; rascher Tod raffte sie hinweg.

Erst die Aktiengesellschaft war natürlich auf Grund der ihr zur Verfügung stehenden reichen Geldmittel in der Lage, dem Werk die heutige

Ausdehnung zu geben, es zu einer der größten Möbel- und Tischfabriken Deutschlands mit einer Belegschaft von 850 Angestellten und Arbeitern auszugestalten. Und gerade jetzt ist das Werk bestrebt, sich diesen Rang zu erhalten. Es macht sich die modernsten, wissenschaftlich erprobten Arbeitsmethoden zu eigen und eine gewaltige Umorganisation erstreckt sich auf alle Teile des an sich schon fein gegliederten Betriebes. Die Direktion, unter der bewährten Leitung des Architekten Carl Fischer, hat es verstanden, das Werk auch durch die äußerst schwierigen Verhältnisse der letzten Jahre mit ihrer anhaltenden Wirtschaftskrise glücklich und sicher hindurchzuführen. Arbeitsstockungen traten zum Segen für Langenöls nur in ganz geringem Maße ein. Erschwert wurde diese Aufgabe noch dadurch, daß der Abnehmer Rußland, dem früher weit über die Hälfte der Produktion der Fabrik geliefert wurde, durch den Krieg und seine Folgen ausschied und nun ein neuer Kundenkreis gefunden werden mußte und auch durch zähe Arbeit gefunden wurde.

Die Erscheinung, daß der Aufschwung eines Industriezweiges Neugründungen gleicher Art anregt, ist auch in Langenöls eingetreten. In der Obergemeinde machte sich 1879, nachdem die Firma Ruscheweyh schon bedeutenden Ruf erlangt hatte, der Tischlermeister August Hainke selbständig. Sein Unternehmen nahm eine ähnliche Entwicklung wie die der Firma Ruscheweyh gewesen war. August Hainke arbeitete zuerst allein, konnte bald Gehilfen einstellen und erwarb schließlich die Gebäude des still gelegten Braunkohlenwerkes am Bahnhof. In der dort eingerichteten Fabrik wurden anfangs Möbel und Tische gefertigt, dann wurde das Werk auf die Herstellung von nur Tischen eingestellt; in neuerer Zeit ist aber auch wieder die Anfertigung von Möbeln aufgenommen worden. Der Gründer der Firma fand Unterstützung in seinen befähigten Söhnen Richard und Karl, die heute, nachdem sich der schon über 75 Jahre alte Senior der Firma aus dem Geschäftsleben zurückgezogen hat, das Unternehmen sicher und zielbewußt leiten. Die Belegschaft des Werkes beträgt jetzt über 400 Angestellte und Arbeiter. In Kürze wird ein stattlicher Neubau bezogen werden. Ein weiteres Unternehmen ist noch zu nennen. Von dem ehemaligen Direktor der Firma Ruscheweyh Karl Severin wurde kurz vor dem Kriege auf einem ehemaligen Bauerngute eine Möbelfabrik eröffnet. Sie wurde nach dem Tode des Begründers von Fritz Ruscheweyh, einem Enkel des Begründers der Langenölser Möbelindustrie, erworben. Die Erzeugnisse werden hauptsächlich unmittelbar an Privatkundschaft geliefert.

Die Entwicklung der Möbelfabriken hat Langenöls zu einem bedeutenden Industrieort gemacht. Das hat sich selbstverständlich im Aussehen des Ortes ausgeprägt, der sich Mühe gibt, einer Stadt gleicher Größe nicht nachzustehen.

Die Talsperren im Queistal.

Von Karl Gründer, Markliſſa.

Aus Bergwald und Bergwieſe kommt der Queis herab vom Iſergebirge. Dort, wo der Hohe Iſerkamm ſich zum Rieſengebirge hinüberſtreckt, liegen ſeine Quellen. Die Flöſſel und Seiffen, die von beiden Seiten ins Waldtal herabſpringen, machen ihn ſchon ſtark, ehe er hinter Flinsberg aus den Bergen heraustritt auf den Höhentiſch des Iſervorlandes. Dann kommen die Bäche herbei, die ſich auch ſchon geſättigt haben aus Wald und Feld. Der Hellbach von Regensberg her und das Langwaſſer von Querbach—Birngrütz—Langwaſſer, der Schwarzbach von der Tafelfichte mit dem Lauſitzbach aus den Meffersdorfer Feldern. Nordwärts iſt der Lauf des Queiſes gerichtet bis Greiffenberg. Dann biegt er ſcharf nach Weſten um, in das Tal, das er ſich einſt in weichender Eiszeit erzwungen hat, zuſammen mit dem von Oſten aus dem heutigen Liebenthaler Lande drängenden Oelſebach, da die Höhen, auf denen heute Greiffenberg ſteht, den weiteren Weg nach Norden verſperrten. Der Queis mit ſeinem Drang zum Meere hat uns der Heimat ſchönſtes Tal geſchenkt. Gerade von der Grenze des Heimatkreiſes reicht es bis nach Markliſſa. Ueber Stock und Stein ſprang einſt der Queis in ihm dahin. Heute füllen zwei Bergſeen das Tal, aufgeſtaut durch die Talſperren, die den Namen der Heimat weit in die Lande klingen laſſen. Vor Hochwaſſer ſchützen ſie den Menſchen und ſeine Habe und geben ihm zugleich Licht und Kraft für Haus und Arbeit.

Wenn im Frühling aus dem Iſergebirge die Schmelzwaſſer zu Tale fließen, noch mehr aber im Hochſommer, wenn aus der weiten öſtlichen Ebene die mit Waſſer geſättigten und auf ihrem langſamen Zuge erwärmten Wolken an die Felsmauer der Sudeten ſtoßen und plötzlich abgekühlt werden, dann entſtehen im Quellgebiet der ſchleſiſchen Flüſſe Niederſchläge, die weit über das ſonſt in Mitteldeutſchland bekannte Maß hinausgehen. Dann halten die Bäche und Flüſſe keine Ufer mehr inne; ſie überſchwemmen das Land und richten ſchweren Schaden an. So war es immer auch am Queis. Eine ganze Hochwaſſergeſchichte des Tales wäre darüber zu ſchreiben, zurückreichend bis in ſeine Beſiedlung vor 700 Jahren. Und die Ueberſchwemmungen ſind immer ſchwerer geworden, je weiter im Quellgebiet die Entwaldung fortſchritt und je mehr die Anſiedelungen die Flüſſe einengten. Bis dann der Menſch die Naturgewalt des Waſſers bezwang.

Quellen: Bachmann, Dr. ing. e. h.: „Die Talſperren im Queis bei Markliſſa und Goldentraum". Selbſtverlag des Provinzial-Elektrizitätswerkes Hirſchberg, 1925. — Fömmel: „Die Queistalſperre bei Goldentraum", Laubaner Heimatkalender 1926. — Markliſſaer Anzeiger, Jahrgänge ſeit 1888.



Die Queistalsperre bei Marklissa.

Phot. Kiesewalter.

Die Talsperre bei Markliſſa.

Der 3. Auguſt 1888 hatte wieder ein Hochwaſſer gebracht. Schon damals dachte man daran, Talſperren zu bauen, die in heißen und waſſerarmen Ländern ſeit langer Zeit bekannt waren. Noch aber wurden die hohen Koſten geſcheut. Da kam das Hochwaſſer vom 30. Juli 1897 über das ſchleſiſche Gebirge. Es riß auch im Queistal Menſchen in den Tod.

Nunmehr bekannte ſich die Staatsregierung zu den Vorſchlägen des Talſperrenfachmannes Geh. Regierungsrates Profeſſor Dr. ing. Intze



Das Hochwaſſer im Jahre 1897. Der Marktplatz in Markliſſa unter Waſſer. Phot. Dr. Wolff.

von der Techniſchen Hochſchule in Aachen, der den Bau von Talſperren und Stauweihern längs des ſchleſiſchen Gebirges empfahl. Unter dem 3. Juli 1900 erging das ſchleſiſche Hochwaſſerſchutzgeſetz, das zur Verhütung von Hochwaſſergefahren den Ausbau und die ordnungsmäßige Unterhaltung der Flußläufe, ſowie die Errichtung von Anlagen zur Zurückhaltung des Waſſers anordnete. Am Queis, der immer einer der wildeſten Gebirgsflüſſe geweſen war, und bei deſſen engem Tal oberhalb von Markliſſa die Bauverhältniſſe auch zum Sammeln von Erfahrungen beſonders günſtig erſchienen, wurde der ſchleſiſche Talſperrenbau begonnen.

Die erſten Vermeſſungen waren ſchon im Oktober 1898 vorgenommen worden. Am 5. Oktober 1901 wurde der Grundſtein gelegt. Die Oberleitung übernahm Waſſerbauinſpektor, jetzt Baurat Dr. ing. e. h. Bachmann, der mit Geh. Regierungsrat Profeſſor Dr. ing. Intze († 28. 12. 1904) die Pläne entworfen hatte. Vier Jahre dauerte der Bau.

Die Talſperre wurde in der Talenge vor der ſogenannten Rodewieſe errichtet, knapp hinter einer Biegung des Queiſes von Weſten nach Süden.

Auf beiden Talſeiten wurde je ein Stollen von 150 Meter Länge und 7 Meter lichter Weite durch die Felſen getrieben und durch dieſe Stollen

der Queis abgeleitet, damit die Sperrmauer gegründet und gebaut werden konnte. Die Stollen waren von allen vier Mundlöchern zu gleicher Zeit begonnen worden und trafen nach nur einem halben Jahre Arbeit in der Mitte genau aufeinander. Die Mauer wurde unter sorgfältiger Betonabdeckung des Baugrundes 5 Meter tief in die Queissohle und gleichfalls 5 Meter in die Seitenhänge eingezahnt. Der feste dichte Gneis des Tales war ein sehr günstiger Baustein. Schwer ließ er sich freilich auch nur bezwingen. 32 000 Kilogramm Dynamit mußten zum Durchbruch der Stollen

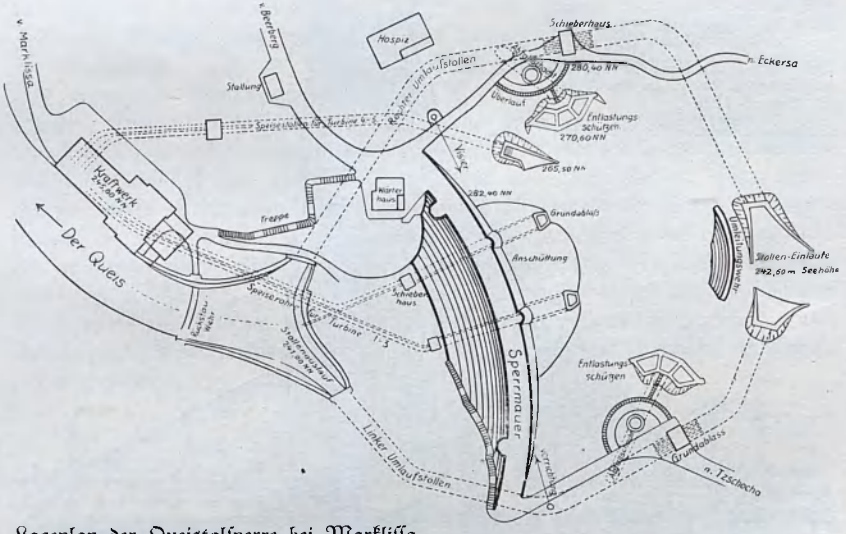


Die Rodewiese im Queistal vor dem Bau der Talsperre bei Markliſſa.

und zur Gewinnung der Bausteine versprengt werden, und mehrere Arbeiter verloren dabei ihr Leben. Die von der Natur in dem harten Gestein gegebene Sicherheit des Baues wurde durch größte Arbeitssorgfalt noch erhöht. Jeder Stein wurde vor der Verwendung unter hohem Wasserdruck gewaschen und ebenso der Sand zum Mörtel durch Waschen von allen erdigen Bestandteilen befreit. Gemauert wurde mit einem sehr festen und dichten Zement-Traßmörtel. *) Die an der Talsohle 39 Meter breit angelegte Mauer stieg, allmählich auf 8 Meter Breite verjüngt, vom tiefsten Punkt der Felssohle aus bis zu einer Höhe von 45 Metern auf. Ihre Grundbreite ist also auf 87 Prozent der Höhe bemessen, das ist weit mehr als bei anderen bis dahin gebauten Talsperren. Die Mauer wurde mit einer Länge von 35 Metern am Grunde und 130 Metern an der Krone zwischen die Talwände gespannt und zwar in einem gegen den Strom gewölbten Bogen von 125 Meter Halbmesser zur Erhöhung ihrer Standfestigkeit und zum Ausgleich von Witterungseinflüssen. Die Mauer enthält 62 000 Kubikmeter Bruchsteinmauerwerk. An der Wasserseite erhielt sie

*) Traß = Trachyt-Tuff. Ein Lavagestein, das einen sehr festen Mörtel ergibt. Es kommt in Deutschland am Niederrhein vor.

eine dichte Zementputzschicht, die durch Asphaltanstrich gegen das Eindringen des Wassers abgedichtet und zum Schutze gegen Risse im unteren Teil durch Lehm- und Geröllanschüttung, im oberen freistehenden Teil durch einen Betonmantel geschützt wurde, in welchen Einsteigeschächte zur Vornahme von Prüfungen führen. Auf dem Fels beider Talseiten und auf der Luftseite der Mauerkrone wurden Visierpunkte eingemauert, um die Standfestigkeit der Mauer überwachen zu können. Bis 450 Arbeiter waren an dem Riesenwerk tätig.

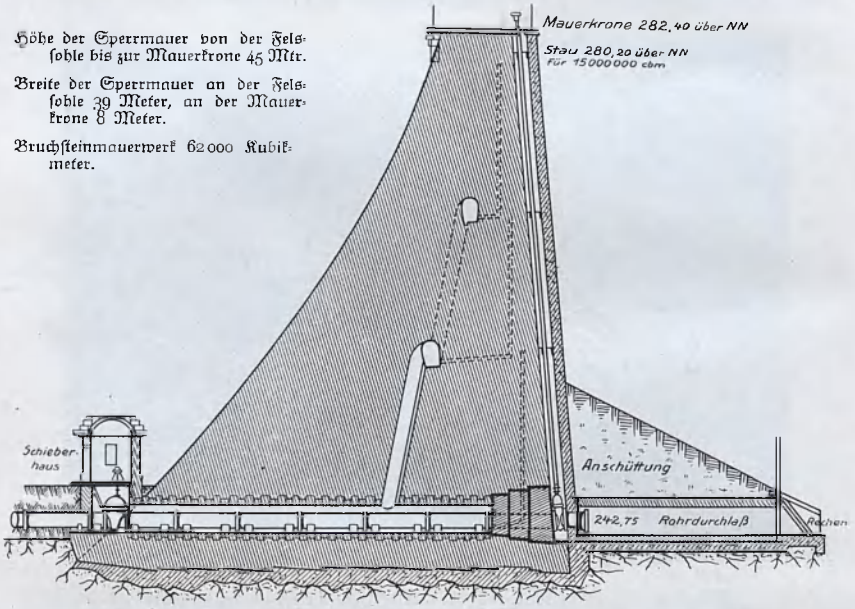


Lageplan der Queistalsperre bei Marklissa.

Mit dem Bau der Mauer war das Tal versperrt. Nur durch Rohrdurchlässe fand der Queis fürder den Weg zu Tale. Am Grunde der Sperrmauer war ein Abflußrohr von 1.10 Meter und ein Rohr von 0.30 Meter lichter Weite eingebaut worden, mit Betriebsschiebern in den Häuschen an der Luftseite der Mauer und Reserveschiebern an der Wasserseite, die letzteren durch Gestänge in einem Betonmantel von der Mauerkrone aus bedienbar. Die beiden Umlaufstollen wurden nach dem Bau der Mauer am Einlauf auf 17 Meter Länge durch Betonkerne verschlossen, in diese aber je drei Rohre von 1.10 Meter lichter Weite eingemauert, deren Verschlüsse durch Windewerke aus den über den Stollen erbauten Schieberhäuschen betätigt werden. Ferner wurden der Mauer beiderseits übergitterte Abfallschächte und Ueberläufe vorgelagert, durch die das Wasser in die darunter ausgepanzerten Umlaufstollen abfallen kann.

Der Bau der Talsperre kostete 2 634 000 Mark, davon 1 270 000 Mark die Sperrmauer. Für Grunderwerb mußten außerdem 627 000 Mark aufgewendet werden. Von diesen Kosten hat der Preußische Staat vier Fünftel und die Provinz Schlesien ein Fünftel getragen. Die Gesamtkosten sind mit diesen Ziffern nicht höher, als der Schaden eines einzigen Hochwassers. Am 5. Juli 1905 fand die Einweihung der Talsperre statt.

Vorher schon war das Wasser aufgestaut worden. Zum weiten See wurde das Waldtal. 5,6 Kilometer hin bis ins Neidburgtal hinein staute das Wasser. In dem Wiesenbecken zwischen Rengersdorf und Eckersdorf mußten die Landleute ihre Gehöfte verlassen und höher ziehen. Ueber die Straße, die bis dahin geradenwegs die beiden Dörfer miteinander verbunden hatte, schlug das Wasser zusammen, wie auch über der Mühle im Tzschochaer Grunde. Das Staubecken ist 140 Hektar groß.



Querschnitt der Sperrmauer der Queistalsperre bei Markliſſa.

Bei der Hochflut von 1897 waren aus einem Niederschlagsgebiet von 310 Quadratkilometern im Queis oberhalb von Markliſſa etwa 34 Millionen Kubikmeter Wasser zusammengeströmt, geschätzt nach den Pegelmessungen. Für die Gegend von Lauban wurden 49 Mill. Kubikmeter geschätzt. Von 10 Kubikmeter Sekundenzufluß am 28. Juli 1897 war der Queis bis zu 730 Kubikmeter Sekundenzulauf am 30. Juli 1897 angeschwollen, am 31. Juli jedoch wieder unter die Schadengrenze zurückgegangen, die für die Flußstrecke bei Markliſſa mit 110 Sekunden-Kubikmetern ermittelt ist.

Auf dieses Hochwasser von 1897 sind die Ausmaße der Sperrmauer und des Staubeckens, wie auch der Abflußanlagen eingestellt worden. Die sechs Grundablaßrohre in den Umlaufstollen vermögen die 110 Kubikmeter sogenanntes unschädliches Hochwasser allein schon abzuführen. Bei einem Stau von 5 Millionen Kubikmetern erreicht das Wasser die Abfallschächte, die allerdings meist geschlossen gehalten werden, und bei 15 Millionen Kubikmeter Stau ergießt das Wasser sich durch die Ueberläufe in die Umlaufstollen. Durch die Abfallschächte und die Ueberläufe zusammen können 628 Kubikmeter Wasser in der Sekunde abfließen, eine Menge,

die für das Tal aber schwerstes Hochwasser bedeuten würde. Von den Ueberläufen bis zur 2,2 Meter höheren Mauerkrone vermögen zu dem 15 Millionen Kubikmeter normalen Höchststau noch weitere 3 Millionen Kubikmeter Wasser hinzuzukommen. Die Sperrmauer würde eine Ueberflutung aushalten.

Weil nach alter Erfahrung vielleicht nur in hundert Jahren einmal ein Hochwasser von der Mächtigkeit dessen von 1897 wiederkehrt und weil das Herankommen einer Hochwasserwelle von Flinsberg zudem genügend Zeit zum Ablassen des Nutzstaues läßt, konnte mit dem Hochwasserschutz der Talsperren auch die Erzeugung von Elektrizität verbunden werden. Der endgültige Plan zum Bau eines Elektrizitätswerkes wurde erst 1905 gefaßt. Das Werk wurde etwa 100 Meter unterhalb der Sperrmauer auf dem Beerberger Ufer errichtet. Es konnte 1907 in Betrieb genommen werden und war zunächst auf drei Turbinen zu je 700 Pferdestärken eingerichtet. Hierzu erhält es die Wasserkraft aus den zwei Rohrdurchlässen der Sperrmauer, die unter dem rechten Stollenauslauf hin zum Kraftwerk geführt sind, wo sie sich zu einem Rohr vereinigen. Um die Wasserkraft der Talsperre mehr ausnutzen zu können, wurde 1908 in halber Berghöhe auf der Beerberger Seite noch ein Stollen von 2,3 Metern lichter Weite nachgebaut. Die Kosten des Kraftwerkes mit 800 000 Mark hat die Provinz Schlesien allein getragen.

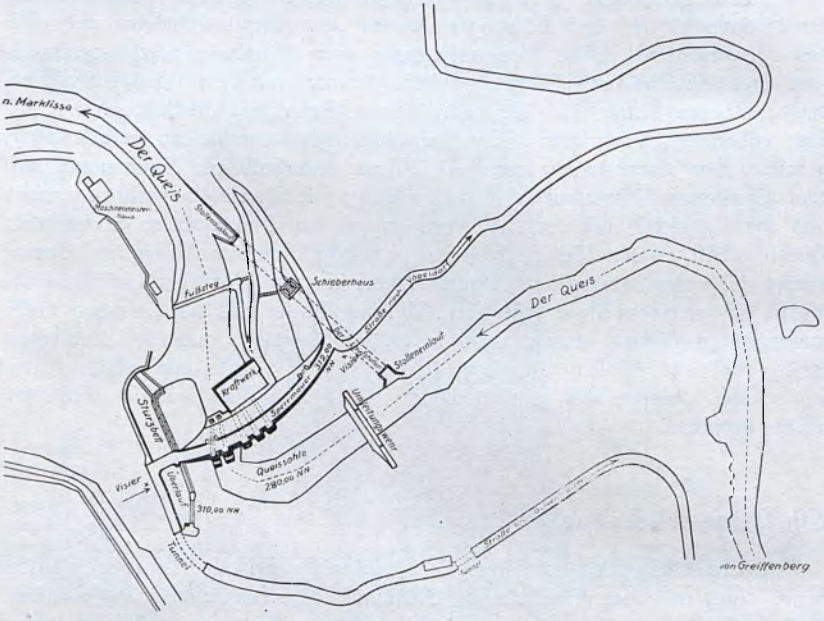
Die Talsperre bei Goldentraum.

Noch während des Baues der Talsperre bei Marklissa war 1902 bezw. 1904 mit dem Bau der 50 Millionen Kubikmeter Wasser fassenden Bobertalsperre bei Mauer begonnen worden, die 1912 vollendet war. Zu gleicher Zeit und weiterhin wurden die Flußläufe ausgebaut, am ganzen schlesischen Sudentenrande hin Stauweiher und Geröllsperren errichtet und im Schlesiertal oberhalb Breitenhain von 1912 bis 1917, also sogar während des Weltkrieges, an der 8 Millionen Kubikmeter Wasser fassenden Weistritztalsperre gearbeitet. Auch der Hauptzubringer des Queises, das Langwasser, wurde 1910 oberhalb von Friedeberg noch durch einen besonderen Stauweiher von 3.5 Millionen Kubikmeter Fassungsvermögen abgeriegelt. Damit waren die wichtigsten Aufgaben des Hochwasserschutzgesetzes erfüllt. Die schlesischen Wildflüsse waren in die Gewalt des Menschen genommen und namentlich in der Kohlen- und Lebensmittelnot der Kriegs- und Nachkriegsjahre wurden die Talsperren zu unschätzbaren Licht- und Kraftgebern.

Aber immer noch flossen bei Hochwasser viele Pferdestärken von Wasserkraft ungenutzt ab, während andererseits in der wasserarmen Sommerzeit die Elektrizitätsabgabe in das immer weitere Gebietsteile umfassende Verteilungsnetz oft wochenlang stark eingeschränkt werden mußte. Durch die fast gänzliche Zurückhaltung des Wassers in der Talsperre waren zudem die unterhalb gelegenen privaten Triebwerke Betriebsstörungen ausgesetzt. So wurde an die Errichtung von Ausgleichsbecken oder zweiten Talsperren

gegangen. Wieder wurde am Queis der Anfang gemacht. Noch einmal bot das Felsental den idealen Bauplatz für eine zweite Queistalsperre, die bei Goldentraum.

Und diese Talsperre wurde erbaut in bedrücktester Lage des Vaterlandes. Der Kriegslärm hallte noch nach, als die Pläne entworfen und im April 1919 auch schon mit den Arbeiten begonnen wurde. „Durch Arbeit

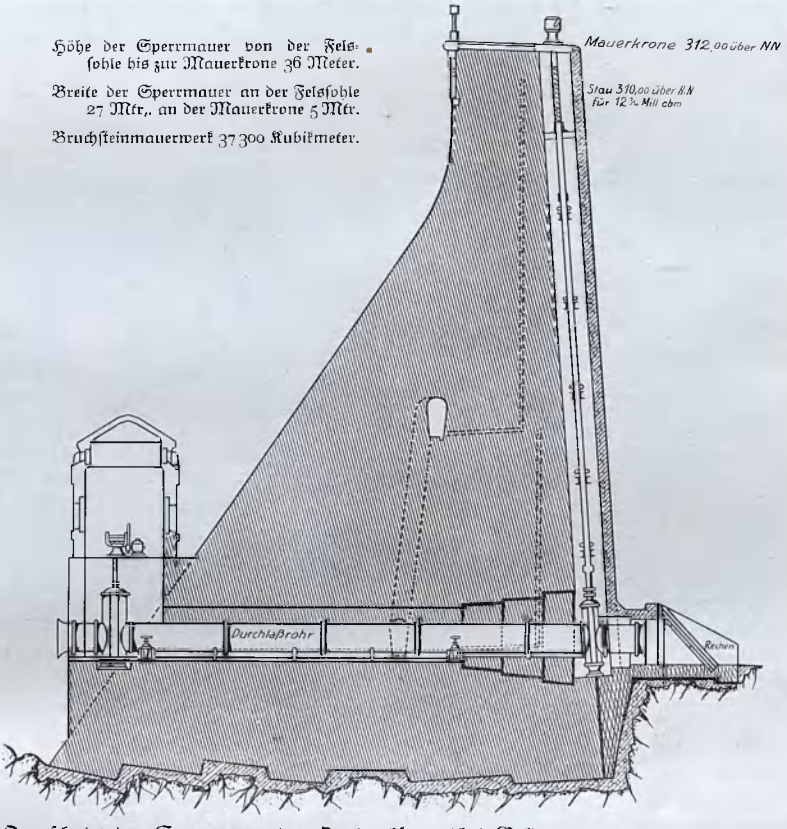


Lageplan der Queistalsperre bei Goldentraum.

zur Höhe, aus Hader und Not, hilf uns Herr Gott" war das Geleitwort bei der in aller Stille im Juli 1921 vorgenommenen Grundsteinlegung zur Sperrmauer.

Unterhalb Goldentraum, dort, wo der von Greiffenberg kommende Queis seinen Lauf wieder einmal ein Stück nach Norden wendet, und wo der Talweg mit Stufen über hohe Felsen führte, wurde die Sperrmauer gleichsam in natürlicher Verlängerung des Vogelsdorfer Talhanges zwischen die Talwände gespannt. So steht die Mauer dem Wasserdruck nicht stirnseitig entgegen. Wieder auch wurde die Gewölbeform gegen den Strom gewählt. Und der Bau ging in erprobter Weise vor sich. Für die Umleitung des Queises wurde durch den Bergrücken am Vogelsdorfer Ufer ein Stollen von 150 Meter Länge und 5 Meter lichter Weite gebrochen und dann hinter dem Schutzwehr in einem Bogen von 158 Meter Halbmesser die Sperrmauer mit 37 300 Kubikmetern Bruchsteinmauerwerk vom Baugrund aus auf 36 Meter Höhe aufgeführt. Die Mauer ist am Grunde 27 Meter und an der Krone 5 Meter breit. Die Kronenlänge beträgt 158 Meter, unter Einrechnung der Brücke zur Eindeckung des Ueberlaufs 170 Meter. Die Wasserseite ist auch hier zur Abdichtung mit Zement-Traß verputzt.

Die bei der Talsperre Markliſſa vorgelagerten Ueberlaufſchächte wurden, wie auch ſchon bei den Talſperren im Bober und in der Weiſtritz nicht mehr angewandt; ſondern es wurde am Rengersdorfer Ufer ein rund 48 Meter langer Ueberlauf mit Klappwehr angelegt. Der Umlaufſtollen wurde, wie bei der Markliſſaer Talſperre, als Grundablaß mit zwei Rohren



Querſchnitt der Sperrmauer der Queistalſperre bei Goldentraum.

von 1.40 Meter Durchmeſſer ausgebaut, deren doppelte Schieberverſchlüſſe von einem über dem Stollen errichteten Schieberhauſe aus betätigt werden können. Durch die Sperrmauer ſind zwei Grundablaßrohre von 1.4 Meter und 1 Meter Durchmeſſer geführt; ſie ſind doppelt verſchließbar, ſowohl durch unmittelbar aufgeſetzte Windewerke an der Luftſeite der Mauer, als auch durch die waſſerſeitigen ſogenannten Reſerveſchieber, die von der Mauerkrone aus bedient werden können. Drei gemauerte Durchläſſe von 1.80 Meter, 1.70 Meter und 1.60 Meter Weite leiten zudem das Betriebswaſſer zu den Turbinen des Kraftwerkes, das unmittelbar an der Luftſeite der Sperrmauer errichtet iſt.

Durch die Grundablaßrohre können rund 104 Kubikmeter Waſſer in der Sekunde abgeführt werden; durch den Ueberlauf bei Umlegung des

Klappwehres 466 Kubikmeter. Außerdem fließen durch die Turbinen 20 Kubikmeter ab. Erst bei einem höheren Zufluß als 580 Kubikmeter in der Sekunde würde eine Ueberflutung der Mauer eintreten.

Der Stau faßt bis zur Ueberlaufkrone 10,5 Millionen Kubikmeter und kann bei einer Ueberströmung von etwa 1.2 Meter bis auf 12 Millionen Kubikmeter steigen. Er nimmt eine Fläche von 125 Hektar ein und reicht 8.2 Kilometer weit bis unter die Greiffenberger Brücke. Ueberstaut wurden die Finkenmühle, die Heidemühle und fünf Häuser in Neuwarnsdorf, im übrigen Wald- und Buschland. Die Talsperre wurde im Herbst 1924 fertiggestellt; sie hat rund 2 100 000 Goldmark gekostet. Bis 325 Arbeiter arbeiteten an ihr. Auch die Pläne zu dieser Talsperre wurden von Baurat Bachmann entworfen, den die technische Hochschule Breslau als Erbauer der schlesischen Talsperren zum Doktor-Ingenieur ehrenhalber ernannt hat. Die Sperrmauer der Talsperre Goldentraum trägt in einer Bankniſche sein Bildnis mit ehrender Inschrift.

Der Betrieb der Talsperren und der Kraftwerke.

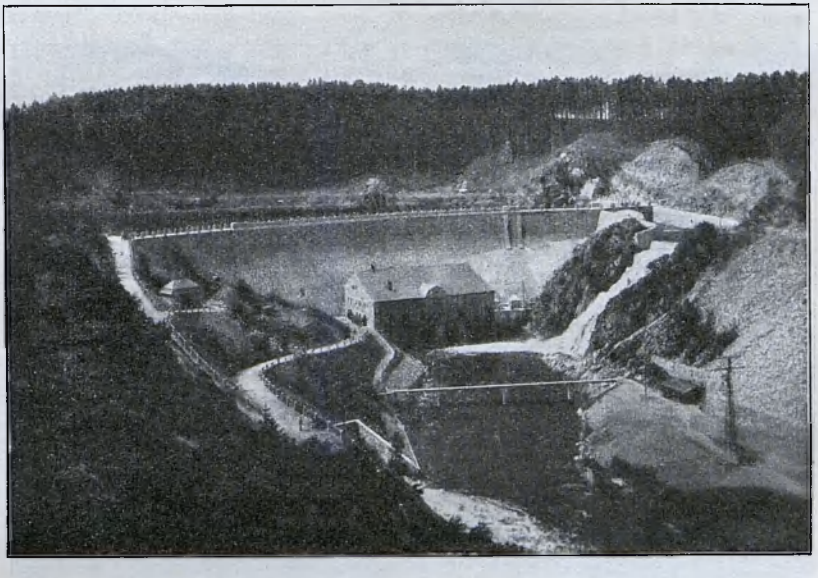
Nachdem die Talsperre bei Goldentraum fertiggestellt war, wurde im Mai 1925 das Staubecken der Talsperre bei Markliſſa völlig entleert, damit die Mauerdurchlässe entschlammt und die schadhaft gewordenen Gitter vor den Durchlässen ausgewechselt werden konnten. Die Talsperre bei Goldentraum hielt indessen das Wasser zurück und erreichte dabei zum ersten Mal ihren Höchststau. Seitdem sind beide Talsperren gemeinsam für den Hochwasserschutz und die Elektrizitätsversorgung eingesetzt.

Die Talsperre bei Goldentraum ist mit ihrem gesamten Stauraum für die Kraftausnutzung freigegeben. Ihr Stau wird daher auch durchschnittlich auf 10 Millionen Kubikmeter Wasser gehalten. Die Talsperre bei Markliſſa dient der Elektrizitätserzeugung nur mit der Hälfte bis zwei Dritteln des Stauraumes. Besonders in den hochwassergefährlichen Monaten Juni, Juli und August wird ihr Stau nicht höher als auf 5 bis 7 Millionen Kubikmeter bemessen. Die Durchlaßmenge von 110 Kubikmetern in der Sekunde, die der Ausbildung des Entwurfes der Talsperre als Schadengrenze für die Flußstrecke bei Markliſſa zugrunde gelegt worden war, hat sich im späteren Betriebe nicht aufrecht erhalten lassen, da der Queis unterhalb von Markliſſa, wo auch wieder Bäche zufließen, nicht entsprechend breit hat ausgebaut werden können. So hat die Wirkung der Talsperren mehr auf die mittleren und häufiger wiederkehrenden kleineren Hochfluten beschränkt werden müssen. Doch immer werden auch die ganz großen Hochfluten durch den Einsatz der Talsperren soweit abgeschwächt werden können, daß die schwersten Schäden vermieden bleiben.

Sicher ruht das Queistal im Schutze der Talsperren. Nie mehr wieder ist das Hochwasser-Unglück so hart über die Heimat gekommen, wie vordem. Noch kommt es wohl vor, daß bei großer Hochwassergefahr der Abfluß so hoch bemessen werden muß, daß der Queis unterhalb von Markliſſa über die Ufer tritt. Zu hoffen bleibt, daß die Erfahrungen

der Jahre zuwege bringen, daß auch diese Ueberflutungen durch die beiden Talsperren noch verhütet werden können.

Das Kraftwerk an der Talsperre bei Goldentraum wurde im November 1924 in Betrieb genommen. Es verfügt über drei Francis-Spiralturbinen und zwar je eine von 2860, 2150 und 1000 Pferdestärken, zusammen 6010 Pferdestärken. Daran sind gekuppelt Drehstromerzeuger mit 10000 Volt Spannung von 2900, 2100 und 1200, zus. 6200 Kilowattampere.



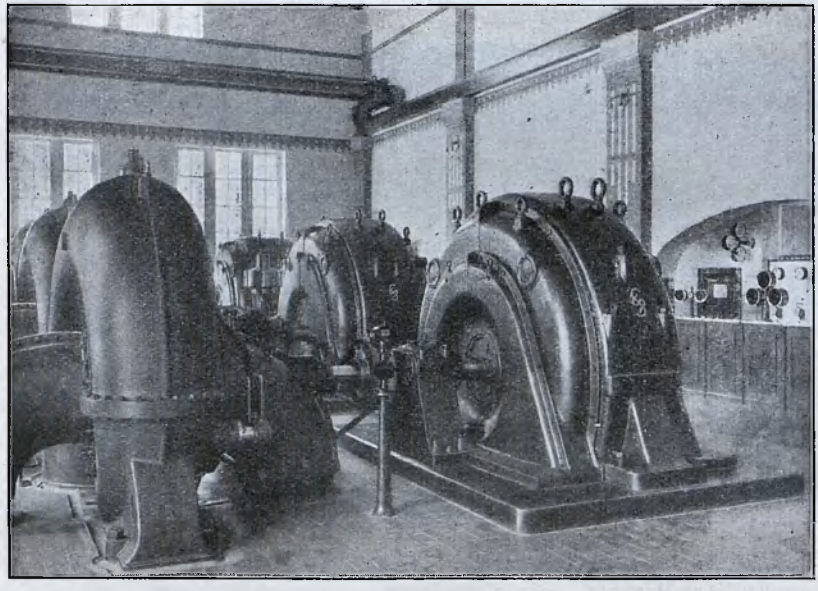
Die Queistalsperre bei Goldentraum. Phot. Kieselwalter.

Das Kraftwerk wird nur tagsüber, etwa von früh 6 Uhr bis abends 10 Uhr betrieben. Es ist ein sogenanntes Spitzenwerk, das nur in der Zeit arbeitet, in welcher der Hauptbedarf an Elektrizität zu decken ist. Der Zufluß über Nacht wird aufgespart und mit umso stärkerem Druck am Tage verarbeitet. Der unterbrochene Nachtabfluß des Queises wird aus dem Stau der Talsperre bei Markliſſa ausgeglichen. Die Elektrizität wird im ganzen nach dem Kraftwerk an der Talsperre bei Markliſſa geleitet und von dort mit verteilt.

Das Kraftwerk an der Talsperre bei Markliſſa enthält fünf Hochdruck-Francis-Spiralturbinen, die je 715 Pferdestärken, zusammen 3575 Pferdestärken leisten und auf gleicher Achse mit Generatoren von je 620 (zus. 3100) Kilowattampere gekuppelt sind, die Drehstrom von 10000 Volt Spannung erzeugen. Das Kraftwerk an der Talsperre Markliſſa unterhält Tag- und Nachtbetrieb; wegen des aus Gründen des Hochwasserschutzes niedrig gehaltenen Staues können die Maschinen aber nicht immer voll ausgenutzt werden. Um die Elektrizitätserzeugung auch bei Wassermangel sicherzustellen, sind die Kraftwerke an den schlesischen Talsperren

auf die großen Dampfkraftwerke im Mittelschlesischen Steinkohlen-, sowie im Oberlausitzer und Niederlausitzer Braunkohlenrevier gestützt. Das Kraftwerk Markliſſa ist besonders auch als Umformer- und Schaltstation ausgebaut. An Speiseleitungen (Fernleitungen) gehen von ihm aus:

nach Hirschfelde i. Sa. eine 40 KV-Leitung (KV = Kilo-Volt = Tausend Volt) zu dem über Braunkohlengruben errichteten Großkraftwerk des sächsischen Staates. Die Leitung ist über Gerlachsheim, Ober-Linda, Berna, Zwecka verlegt;



Im Elektrizitätswerk der Talsperre bei Goldentraum.

nach Görlitz eine 40 KV-Leitung über Waldeck, Linda, Heidersdorf, Ober-Schönbrunn;

nach Lauban (Schalthaus) eine 40 KV-Leitung und eine 10 KV-Leitung am linken Queisufer entlang; eine 10 KV-Leitung zugleich als Versorgungsleitung weitergehend nach Naumburg—Bunzlau;

nach Mauer eine 40 KV-Leitung über Goldentraum, Goldbach, Nieder-Wiesa;

nach dem Kraftwerk an der Talsperre Goldentraum zwei 10 KV-Leitungen, davon eine 10 KV-Leitung weitergehend nach Friedeberg (Schalthaus). *)

*) Ein weiteres Elektrizitätsnetz über dem Kreise Lauban ist von der Reichsbahn angelegt. Seit 3. 4. 1922 wird die Eisenbahnlinie Lauban—Greiffenberg—Hirschberg elektrisch betrieben, seit 1. 9. 1923 auch die Bahnlinie Lauban—Görlitz—Schlauroth. Im Winter 1927-28 wurden auch die Bahnlinien Lauban—Markliſſa und Lauban—Kohlfurt für elektrischen Betrieb eingerichtet. Die von dem bahneigenen Kohlenkraftwerk Mittelsteine (Eulengebirge) zu dem Unterwerk in Lauban ausgehende Speiseleitung führt Elektrizität in 80 KV-Spannung; sie ist abseits des Bahnkörpers über Land verlegt. Die über dem Bahnkörper gezogenen Fahrleitungen werden aus den Unterwerken mit Strom von 15 KV-Spannung gespeist. Der elektrische Bahnbetrieb erspart viel Kohle, erfordert weniger Maschinen und beschleunigt den Zugverkehr.

Die Zuleitungen für die Orte, die sogenannten Versorgungsleitungen, führen elektrischen Strom von 10 000 Volt Spannung, der dann in jedem Ort auf die Verbraucherspannung von 220 bis 380 Volt umgeformt wird. In vielen Gemeinden sind die Ortsleitungsnetze von Genossenschaften gebaut worden, in anderen von den Gemeindeverwaltungen oder vom Provinzial-Elektrizitätswerk selbst. Auch über die nahe Landesgrenze in den zur Tschecho-Slowakei gehörenden Bezirk Friedland wird Elektrizität abgegeben. Die Jahresleistung bei Erzeugung nur von Wirkleistung beträgt im Markliſſaer Kraftwerk 7 Millionen Kilowattstunden, im Goldentraumer Werk 6 Millionen Kilowattstunden.

Kraftquellen der Wirtschaft sind die Elektrizitätswerke an den Talsperren. Es gibt kaum noch einen Ort im Kreise, der nicht an das Verteilungsnetz angeschlossen wäre. Auch im entlegensten Ortsanbau leuchtet abends die elektrische Glühbirne auf in Wohnhaus, Stall und Scheune. Elektrizität treibt die Maschinen der Fabriken. In der Werkstatt des Handwerkers läuft der Elektromotor. Der Landmann hat die elektrische Kraft für die Maschinen seines Hofes nutzbar gemacht. Und es blüht vielleicht, gestützt auf den billigen kleinen Motor, in neuen Formen noch einmal in unseren Vorgebirgsdörfern die Heimindustrie auf, die einst der Maschine hat weichen müssen. Fremdlinge im Landschaftsbilde der Heimat dünkten uns einst die Reihen der Stangen, die aus dem Tal des Queises heraus von Ort zu Ort gesetzt wurden. Wir haben sie anders sehen gelernt. In den Drähten, die an ihnen über die Felder schwingen, strömt ja hin zu nützlicher Arbeit in den Maschinen die geheimnisvolle unsichtbare Kraft, die das Wasser erzeugt, das sonst oftmals zerstörend durch das Tal stürmen würde.

*

Geleitworte bei der Grundsteinlegung der Talsperre Markliſſa.

Den Tälern zum Schutz,
den Wogen zum Trutz,
allen zu Nutz!

Oberpräsidialrat Hengstenberg.

Zum Segen des Laubaner Kreises.

Landesältester v. Eichel.

Daß jeder hier mit frohem Mut
und möglichst gut
an diesem Werk das Seine tut.

Wasserbauinspektor Bachmann.

Zur Verkehrsgeschichte des Kreises Lauban.

Von Oberpostrat E. Lachmann, Liegnitz.

Es liegt auf der Hand, daß die Verkehrsgeschichte eines Kreises nicht an der Kreisgrenze Halt machen kann, sondern daß sie — wie die Verkehrslinien selbst — auf die Nachbarkreise und darüber hinaus übergreifen muß; sie hat ferner auch die rein geschichtlichen Ereignisse und die wirtschaftlichen Verhältnisse angemessen zu berücksichtigen. So sei denn zunächst daran erinnert, daß schon in den slavischen Zeiten eine Hauptverkehrsader des Ostens auch die Oberlausitz durchzog. Es war die „Hohe Straße", die von Thüringen und Leipzig über Großenhain, Bautzen und Weißenberg nach Görlitz und von da weiter über Breslau nach Polen und Rußland führte. Von Görlitz ging sie ursprünglich über Lauban, Naumburg, Bunzlau, Haynau, Liegnitz nach Breslau. Später ließ der Verkehr auf dieser Straße durch die Benutzung des kürzeren Weges Görlitz—Waldau—Siegersdorf—Bunzlau nach; den größten Schaden hatten die Städte Lauban und Naumburg durch geringere Zolleinnahmen bei gleich groß gebliebenen Straßenbaupflichten. Die Städte haben wiederholt das Privilegium, daß nur die ursprüngliche Strecke Lauban—Naumburg—Bunzlau gefahren werden sollte, bestätigt erhalten; die Kaufleute kehrten sich aber nicht daran, sondern fuhren von Görlitz über Waldau; allmählich wurde dann diese Strecke Hauptdurchgangsstraße;*) immerhin führte ja auch sie noch nahe genug an Lauban vorüber, um die Stadt nicht ganz von dem wichtigen Verkehrswege abzuschneiden.

Mit der allmählichen Ausbreitung der Handelsbeziehungen machte sich auch das Bedürfnis zu einer Verbesserung der Nachrichtenvermittelung geltend. Während in den frühesten Zeiten, besonders im Mittelalter, die zu den Märkten und Messen reisenden Kaufleute Vermittler ihres eigenen Nachrichtenverkehrs und desjenigen ihrer Geschäftsfreunde oder anderer Auftraggeber waren, im übrigen aber die private Nachrichtenübermittelung im wesentlichen nur durch Gelegenheitsboten (wandernde Handwerksburschen, fahrende Schüler, umherziehende Juden) erfolgte, stellten die Vertreter des Handels später eigene, zeitgemäße Verbindungen her (Kaufmannsposten). Daneben entwickelte sich im Verfolg der allenthalben entstehenden klösterlichen Siedelungen das Klosterbotenwesen und die Einrichtung der Universitätsboten. In manchen Gegenden Deutschlands wurden auch die weite Fahrten ausführenden Metzger gern zur gelegentlichen Mitbesorgung von Briefen benutzt (Metzgerposten). Als den Kaufleuten andere Gewerbe selbständig zur Seite traten und ebenfalls häufiger

*) Die Entwicklung des Heimatortes Ullersdorf am Queis". Hermann Hersel, 1927.

Botendienste bedurften, entstanden aus den Kaufmannsposten allmählich die Städteboten. Solche Botenverbindungen unterhielt auch der 1346 gegründete Bund der Sechsstädte. Meist fehlte diesen Einrichtungen aber die Regelmäßigkeit. Zwischen den Sechsstädten gab es z. B. in manchen Wochen bis zu sieben Botengänge, in anderen nur einen.*) Diese Boten verkehrten, mit dem Botenspieß, der Botentasche und einem silbernen Brustschild ausgestattet, anfangs zu Fuß, später waren sie beritten oder auch mit Fuhrwerk ausgerüstet. Ihr Dienst war bei der Beschwerlichkeit und Unsicherheit der Wege nicht leicht. Ueberfälle auf Boten kamen öfters vor.

Diese Nachrichtenvermittelungen gingen der Einrichtung eines geregelten Postwesens voraus und erhielten sich dann neben diesem (teils unter dem heftigem Widerstande der staatlichen Organe) noch jahrhundertelang. Die Staatsposten dienten in der früheren Zeit nur den Zwecken der Fürsten. Eine Staatspost, die neben der Beförderung der kaiserlichen Briefe auch allgemeinen Zwecken diente, wurde in Schlesien erstmalig erst im Jahre 1578 von der der Kaiserlichen Hofkammer in Wien unterstellten Schlesischen Kammer eingerichtet. Im Jahre 1650 entstand dann die auch für den Verkehr der Oberlausitz bedeutsame staatliche Reitpost Breslau—Leipzig, die ihren Weg von Breslau über Neumarkt, Jauer, Goldberg, Löwenberg, Lauban, Görlitz, Bautzen, Kamenz, Großenhain, Torgau, Eilenburg nahm. 1694 wurde sie (unter Verlegung des Kurses auf die Strecke Breslau—Neumarkt—Liegnitz—Bunzlau—Waldau—Görlitz) durch eine wöchentlich zweimal verkehrende sächsische Fahrpost ergänzt, die die 44 Meilen lange Strecke Breslau—Leipzig in fünf bis sechs Tagen zurücklegte und in Leipzig Anschluß an die Taxis'sche Reitpost fand. Lauban war also hierbei ausgeschaltet, indessen war zuvor (1678) bereits eine wöchentlich zweimal — Mittwochs und Sonnabends — verkehrende sächsische Reitpost von Dresden über Bautzen nach Görlitz und Lauban eingerichtet worden. **)

Das Postwesen im Kurfürstentum Sachsen, dem die Oberlausitz und also auch Lauban seit 1635 angehörte, stand um das Jahr 1725 in hoher Blüte. Diesem Umstande war es auch zu verdanken, daß der prunkliebende Kurfürst August der Starke auf den Poststraßen besondere Denkmäler in Form der schmucken Meilensäulen setzen ließ. Den ersten eichenen Säulen folgten 1722 steinerne Postwegesäulen in vierfacher Abstufung mit dem kurfürstlich sächsischen Wappen, mit Meilenangaben und dem Posthorn (Stadtsäulen und Säulen an den Landstraßen für die ganze, halbe und viertel Meile). Die stattlichste Art war die Stadtmeilensäule, wie sie in Lauban noch vertreten ist. Das Uebergewicht des sächsischen Postwesens prägte sich auch darin aus, daß es den unablässigen Bemühungen des rührigen Oberpostamts in Leipzig gelang, in Widerstreit gegen die Bestrebungen Kurbrandenburgs einen großen Teil der Korrespondenz aus Nord- und Westdeutschland, ferner aus England, Holland, Brabant, Frank-

*) Görlitzer Verkehrswesen im Mittelalter. Von Postrat Dr. Karll in Frankfurt (Main). (Verkehrs- und Betriebswissenschaft, Heft 7 und 12 von 1925.

**) Carpzow, histor. Schauplatz 1716, IV Seite 165 (erwähnt in „Die Entwicklung des Postwesens in Zittau" von Postdirektor Göppert 1883.

reich nach Schlesien über Leipzig auf die sächsischen Linien zu leiten. Eine durchgreifende Aenderung und in Verbindung hiermit ein Aufschwung des schlesischen Postwesens trat erst ein, als Friedrich der Große Schlesien 1741 mit Waffengewalt erobert hatte.

Wir haben uns bisher nur mit den Verkehrsbeziehungen Laubans nach Norden, Osten und Westen beschäftigt. Wie sah es im Süden aus? Eine alte Landstraße verband im Mittelalter die Städte Lauban und Zittau auch über Markliſſa—Böhmisch-Friedland. Es war der ebenfalls „Hohe Straße" genannte, aber nicht mit der „Hohen Straße aus Polen" zu verwechselnde Weg, der sich — von Friedland über Reichenau kommend — in Böhmisch-Bärnsdorf teilte; ein Arm führte über Markliſſa nach Lauban (Sachsen), der andere über Greiffenberg nach Schlesien. Dieser Hohen Straße entsprach die Mittelstraße, wie die Seidenberger Straße zwischen Hirschfelde und Königshain auf der sächsischen Generalstabskarte genannt wird; die Niedere Straße mag die über Schönberg gewesen sein. Von der Seidenberger Straße heißt es 1723, daß sich ihrer die Kaufleute aus Lauban nach Zittau seit undenklicher Zeit bedienten.



Sächsische Postmeilensäule von 1725 auf dem Friedrich-Wilhelmplatz in Lauban. G. Sprenger.

Aus dem Jahre 1774 besitzt das Reichspostministerium noch eine Postkurskarte von Schlesien, die auch einen Teil der Oberlausitz umfaßt und uns wertvolle Anhaltspunkte für die damaligen Postverbindungen bietet. Auf ihr erscheint von Lauban nach Görlitz über Lichtenberg, Leopoldshain eine fahrende Post, die auch auf der Laubaner Meilensäule verzeichnet ist, und von Lauban nach Hirschberg über Greiffenberg, Spiller, Reibnitz eine reitende Post. An die große durchgehende Fahrpost Breslau—Waldau—Görlitz—Leipzig schloß sich außer der Fahrpost Lauban—Görlitz nur noch eine Fußbotenpost Lauban—Waldau an; eine andere Fußbotenpost verkehrte zwischen Lauban und „Markliſſa". An die Stelle der Fahrpost Lauban—Zittau war eine Fahrpost von Görlitz nach Zittau getreten.

Lauban, Görlitz, Bunzlau, Haynau, Hirschberg usw. sind auf dieser Karte bereits als Orte mit Postämtern bezeichnet, dagegen befand sich in Markliſſa, Greiffenberg, Löwenberg nur eine Poſtwärterey. Diese Aemter waren keine selbständigen Postanstalten, sondern für die Zwecke der Abrechnung dem nächsten Postamt (Markliſſa zu Lauban) zugeteilt.

Seidenberg (und Friedeberg) sind auf der Karte nur als „kleine Orte, wo keine Stationes angelegt sind", verzeichnet. In Seidenberg ist erst 1820, in Meffersdorf-Wigandsthal und Schönberg erst 1815 und 1832 eine Postanstalt eingerichtet worden, in Friedeberg 1838. Zwei andere Postämter des Laubaner Kreises, in Lichtenau und in Nikolausdorf, deren Einrichtungsjahr ebenso wie das des Postamts in Langenöls nicht bekannt ist, sind in den Zeiten des wirtschaftlichen Niederganges nach dem Weltkriege in Postagenturen umgewandelt worden. Ihre letzten Leiter waren in Lichtenau Postmeister Seidel — 1898 bis 1924 — und in Nikolausdorf Postmeister Heidrich — 1892 bis 1923 —. Ueber die Postverbindungen Laubans nach 1774 gegen das Ende des Jahrhunderts gibt uns die Chronik des Postamts Görlitz einigen Aufschluß. Danach traf 1794 in Görlitz Montags und Donnerstags eine Fahrpost, Sonntags eine Reitpost von Lauban (mit schlesischen und polnischen Briefen) ein, während Montags und Freitags eine Fahrpost nach Lauban verkehrte. Der einfache Brief kostete damals von Görlitz nach Berlin 2, nach Breslau 3 (!), nach Frankfurt (Main) 5 Groschen. Das Personengeld betrug auf allen kursächsischen Posten für jede Meile 5 Groschen; dazu trat das Postillionstrinkgeld: 1 Groschen ohne, 2 Groschen mit Bagage; im Winter war das Fahrgeld für jede Meile 1 Groschen teurer. Erst seit 1766 waren zum Schutze der Reisenden gegen Regen gedeckte Wagen eingeführt; der sehr dürftige Schutz bestand aber nur in einer Leinwanddecke. Der Postwagen — in der Hauptsache nur ein Holzkasten — ruhte unmittelbar auf den Radachsen. Um in ihn zu gelangen, mußte man sich einer Leiter bedienen. Im Wagen selbst drohten den Reisenden dauernde Gefahren von dort gelagerten oder an Stricken befestigten Paketen. Das Reisen war damals nichts weniger als eine Lust, zumal da auch die Wegeverhältnisse noch sehr viel zu wünschen übrig ließen. Aber noch schlechter als die Postwagen und die Wege waren die Wirtshäuser. Ich habe — sagt Lichtenberg — Leute, die zerstoßen und zerschlagen waren und nach Ruhe seufzten, sich, als sie das Wirtshaus sahen, wo sie sich erquicken sollten, mit Heldenmut entschließen sehen, weiter zu reisen.

Ein völliger Umschwung in den inneren Postverhältnissen trat ein, nachdem die ganze Niederlausitz und die Hälfte der Oberlausitz im Jahre 1815 von Sachsen an Preußen abgetreten und der Provinz Schlesien einverleibt waren. Die Verhandlungen zwischen der preußischen und sächsischen Postverwaltung über die künftige Regelung der gegenseitigen Beziehungen zogen sich aber bei dem Bestreben der sächsischen Postverwaltung auf Wahrung der im 18. Jahrhundert mit Umsicht und Beharrlichkeit errungenen Vorteile bis 1821 hin; in diesem Jahre wurden die gesamten Postbetriebs- und Verkehrsverhältnisse zwischen den beiden Staaten durch einen Postvertrag von Grund aus neu geordnet. Die Brief- und Fahrpostverbindungen wurden den Anforderungen des Verkehrs entsprechend vermehrt und mit Rücksicht auf die inzwischen gebauten Kunststraßen zweckmäßiger geleitet. Hinsichtlich der Leitung der Sendungen selbst stellte der Vertrag den uns heute als selbstverständlich erscheinenden Grundsatz auf, daß die Beförderung nicht auf dem den höchsten Portobezug, sondern auf dem die größte Beschleunigung gewährenden Wege erfolgen solle. Trotz der politischen Trennung

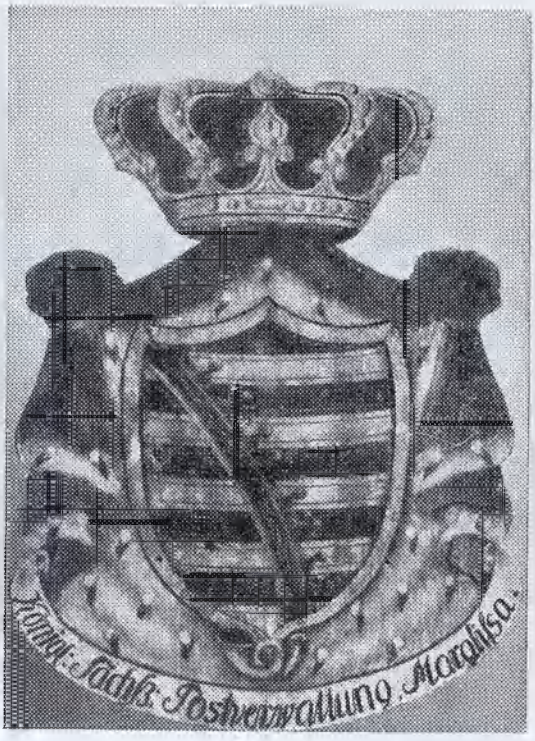
der Oberlausitz vom Königreich Sachsen verkehrte, wie aus einem Zittauer Postbericht hervorgeht, 1817 wieder eine (reitende) Post zwischen Zittau und Lauban über Hirschfelde und Seidenberg (Anschlüsse nach Schlesien und Polen).

Aus der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts ist weiter zu erwähnen, daß damals noch ein Vorrecht der Postverwaltung auf die Personenbeförderung bestand. Demzufolge hatten die Mietskutscher und Lohnfuhrleute gemäß Kgl. Verordnung vom 10. Januar 1824 in Preußen von einer jeden auf mehr als zwei Postmeilen sich erstreckenden Personenfuhre von Orten oder über Orte, wo Postanstalten bestanden, einen Silbergroschen für Pferd und Meile als Abgabe an die Postkasse zu entrichten. In Lauban gab es 1855 12 Lohnfuhrwerksbesitzer mit 19 Pferden und 16 Wagen, 1861 16 mit 24 Pferden und 21 Wagen.

In Lauban befand sich um diese Zeit eine Posthalterei in der Mönchgasse, die vertragsmäßig die Pferde für die von Lauban ausgehenden und die Umspannpferde für die durchlaufenden Posten zu gestellen hatte. Die Reitposten waren verschwunden; nach Görlitz, Hirschberg und Seidenberg (über Schönberg), sowie nach Kohlfurt verkehrten von Lauban königliche Personenposten — nach Kohlfurt wahrscheinlich seit der 1845 erfolgten Eröffnung der Bahnlinie Breslau—Kohlfurt—Berlin. Die Posten nach Görlitz, Kohlfurt und Hirschberg fanden ihr Ende mit der Eröffnung der schlesischen Gebirgsbahn (Kohlfurt— und Görlitz—Lauban—Hirschberg), zu der am 13. August 1863 in Lauban beim heutigen Bahnübergang in der Nikolaistraße nach religiösen und patriotischen Gesängen die ersten Spatenstiche getan wurden; sie wurde aber erst 1865 zunächst bis Reibnitz eröffnet und 1866 bis Hirschberg fortgesetzt.*) Die Entwicklung des Eisenbahnwesens brachte es mit sich, daß die Post zur Beschleunigung und Sicherstellung des Postverkehrs die Eisenbahnen als Beförderungsmittel benutzte; die erst im Jahre 1924 aufgehobene unentgeltliche Benutzung war die Gegenleistung der Eisenbahn für den zugunsten der Eisenbahn erklärten postseitigen Verzicht auf die regalmäßige Personenbeförderung. Im Anfange des Eisenbahnverkehrs beschränkten sich die an der Eisenbahn gelegenen Postanstalten darauf, sich gegenseitig die Postsachen in geschlossenen Briefpaketen und Briefbeuteln (in sogenannten Kartenschlüssen) mit der Eisenbahn zuzusenden. Bei der fortschreitenden Ausbreitung der Eisenbahnen war dieses Verfahren bald nicht mehr durchführbar. Man richtete daher in den Eisenbahnen Abteile für Postbüros ein, die während der Fahrt die von allen Postanstalten am Kurse zugehenden Postsendungen umarbeiteten und an die einzelnen Unterwegs-Postanstalten abgaben. Diese Einrichtung fällt in Preußen in das Jahr 1849. Lauban wurde von einem solchen Post-Speditions-Bureau erst nach Eröffnung der schlesischen Gebirgsbahn berührt. An die Stelle der einfachen Eisenbahnabteile, in denen diese Dienststellen ihren Dienst damals mit wenigen Beamten versahen, sind im Laufe der Zeit auf den Hauptstrecken Bahnpostwagen bis zu 17 Meter Länge getreten, in denen bis zu 20 und noch mehr Beamte einen verantwortungsreichen und aufreibenden Dienst verrichten.

*) Geschichte der Stadt Lauban von Lehrer Berkel, 1896.

Zunächst bildeten ja aber die Eisenbahnen noch die Ausnahme; im Zusammenhange mit der durch sie herbeigeführten allgemeinen Belebung des Reiseverkehrs traten hier und da auch neue Personenpostkurse oder Verschiebungen solcher ein. So rief die Eröffnung der Gebirgsbahn 1865 eine neue Personenpost auf der Strecke Lauban—Markliſſa ins Leben an Stelle der Personenpost von Markliſſa über Schönberg nach Görlitz, die mit 6 Stunden Fahrzeit (eine Stunde Aufenthalt in Schönberg) auf der 1845 bis 1850 erbauten Kreisstraße Markliſſa—Linda verkehrt hatte. Diese Straße war — wie es jetzt in großem Umfange zur Beschäftigung von Arbeitslosen geschieht — zur Beschäftigung der hungernden Weber erbaut worden.



Altes Markliſſaer Posthausschild aus der Zeit 1806—1815.

Die Personenpost Lauban—Markliſſa war bei ihrer Einrichtung (1865) zweispännig; das Personengeld betrug 7 Silbergroschen für die Meile, also etwa ebensoviel wie der den heutigen Kraftposten im allgemeinen zugrunde liegende Satz von 10 Pfg. für das Kilometer. Die Post ging früh um 8 Uhr von Lauban ab und traf abends $7^1/_2$ Uhr wieder dort ein. Da gab es „richtige Posten und Extraposten mit uniformierten Postillionen", die das schöne Extrapostsignal vom Mädel aus Dittersbach mehr oder weniger kunstfertig zu Gehör brachten. Bei schlechtem Wetter, großem Schmutz und Schnee blieb die Post aber mitunter auf dem Teufelsberge (daher wohl der Name) stecken, da die Kunststraße Lauban—Markliſſa erst 1870/71 (zum Teil durch kriegsgefangene Franzosen) gebaut wurde. Immerhin fällt in diese ersten Jahrzehnte nach der Eröffnung der Eisenbahnen das poesieumwobene Zeitalter der deutschen Posten, die wohl infolge des lebhaften Wettbewerbs der mit Schienen ausgestatteten Schwester — so ungastlich auch sie anfangs ausgestattet war — allmählich zu Verbesserungen und Verschönerungen ihrer Beförderungsmittel gelangt waren. Sie lebten in Volkes Herz und Mund, und die besten unserer damaligen Dichter (Nicolaus Lenau, W. Müller, Eichendorff, Rückert u. a.) besangen

die Post, das Posthorn, den Postillion. Aber diese Dichtergrüße waren, wie Postdirektor Göpfert in Zittau in seinem Buch über die Entwickelung des Postwesens in Zittau (1883) sagt, als der Schwanengesang der Posten zu betrachten, die allmählich in immer größerer Zahl dem schrillen Ton der Dampfpfeife weichen mußten.

Schon 1862 erwog die Oberpostdirektion in Liegnitz die Umwandlung einer Anzahl nicht mehr genügend rentierender Personenposten in Karriolposten, wobei die Personenbeförderung für Rechnung des Posthalters erfolgte, aber nur 1 bis 2 Personen befördert werden konnten. Das Verhängnis der Umwandlung in eine Karriolpost wurde von der Personenpost Lauban—Markliſſa trotz des auch auf diesem Kurse schwachen Personenverkehrs noch abgewendet, dafür erfolgte 1868 die Umwandlung der Personenpost in eine täglich einmalige, später zweimalige Postſachenbeförderung mittels Privatpersonenfuhrwerks, das vorübergehend über Markliſſa hinaus bis Gerlachsheim und Schwerta verkehrte. Das im südlichen Teile des Laubaner Kreises gelegene Meffersdorf-Wigandsthal hatte in der sächsischen Zeit seine Post nur durch einen Fußboten vom Postamt Lauban bekommen, der die Sendungen auch abtrug. Von 1816 ab, in welchem Jahre in Wigandsthal ein Unterpostamt (Postmeister Zolleinnehmer Schneider) eingerichtet wurde, verkehrte zwischen Lauban und Wigandsthal über Markliſſa eine werktäglich zweimalige Fahrpost. *)

Mit Bunzlau hatte Lauban im vorigen Jahrhundert eine unmittelbare Verbindung über Naumburg (Queis), die von 1819 bis 1843 als Boten- und Karriolpost und von da bis in die 60er Jahre als Personenpost bestanden hat.

Eine nicht unbedeutende Posthalterei bestand in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts in Verbindung mit den Personenposten nach Görlitz, Meffersdorf und Lauban auch in der Stadt Markliſſa, die sich trotz vielfacher Schicksalsschläge (Feuersbrünste, Ueberschwemmungen, Kriegsnöte) rüstig weiter entwickelt hatte. Um 1800 und später betrieben etwa 15 Kaufherren in Markliſſa einen schwunghaften Garn- und Leinwandhandel. Von den Personenposten war aber schließlich nur die nach Lauban übrig geblieben, die von der Laubaner Posthalterei betrieben wurde. Mit der Eröffnung der Bahnlinie Lauban—Markliſſa 1896 schlug auch für dieses Fuhrwerk die letzte Stunde. Mit ihr ging für Markliſſa und die umliegenden Ortschaften ein Stück Poesie zu Ende. Mit dem nebenstehenden Bilde, das die letzte Post Lauban—Markliſſa darstellt, sei dem wackeren Fuhrwerk — mit dem fahren zu können uns aus Markliſſa stammenden Schülern auswärtiger Lehranstalten bei all seiner Schlichtheit stets ein Fest bedeutete — ein wohlverdientes Andenken gestiftet. Im Besitze des Grafen Rex auf Oertmannsdorf befindet sich noch ein interessantes altes Markliſſaer Posthausschild aus der Zeit zwischen 1806 und 1815 mit der sächsischen Königskrone und dem Rautenkranz im Wappenschild. (S. Abb. S. 201.)

Mit der Eröffnung der Gebirgsbahn 1865 trat auch das Postamt Langenöls, das bis dahin von den Personenposten des Kurses Görlitz—Lauban—Greiffenberg—Hirschberg versorgt worden war, in die Reihe der

*) Am 1. November 1904 wurde die Bahnlinie Friedeberg—Meffersdorf—Heinersdorf eröffnet.

Eisenbahnpostanstalten. Die alte Poststraße Görlitz—Lauban—Greiffenberg (von Lauban aus 1851—61 als Staatsstraße ausgebaut, 1872 von der Provinz und 1908 vom Kreise Lauban übernommen) ist heute Durchgangsstraße für den Autoverkehr. Bei der Verkehrszählung 1925 wurden im Durchschnitt täglich 240 bis 250 Kraftwagen festgestellt. Zur Abwendung eines schädigenden Einflusses auf die Chaussierung soll die Straße Kleinpflaster erhalten, wozu der Anfang bei Lauban bereits gemacht worden



Die letzte Post Marklissa—Lauban, am Tage der Bahneröffnung 15. 5. 1896.

ist. Seit 1902 wird das Postamt des industriereichen Ortes Langenöls von dem Postmeister Conrad geleitet.

Eine nähere verkehrsgeschichtliche Betrachtung gebührt noch den bisher nur flüchtig erwähnten Städten Schönberg und Seidenberg.

Schönberg erhielt 1832 erstmalig eine Postanstalt in Gestalt einer Posterpedition, die in der Apotheke untergebracht und dem Buchbindermeister Wallroth übertragen wurde. Erst 1879 erhielt die Vorsteherstelle ein Fachbeamter; das Postamt befand sich damals in der Laubaner Straße im Hause von H. Model. Von 1887 ab war Vorsteher 17 Jahre lang der Postverwalter Hähnelt, ihn löste im Mai 1904 der Postassistent Jaenisch ab, der es noch jetzt als Postmeister verwaltet. Von 1832 bis 40 erhielt Schönberg mit Kosma, Nieder-Schönbrunn und Halbendorf vom Postamt Görlitz aus dreimal wöchentlich Zustellung durch einen Fußboten; Anfang der 60er Jahre bestand eine fahrende Landbriefträgerpost Görlitz—Schönberg, die 1865 bei der Eröffnung der schlesischen Gebirgsbahn durch eine Privat-Personenpost Nikolausdorf—Schönberg ersetzt wurde. An deren Stelle trat in den Nöten der Kriegszeit (Pferde- und Futtermangel) 1918

eine Botenpost. 1924 richtete die Oberpostdirektion auf dem Kurse Nikolausdorf—Schönberg eine Phänomobilverbindung ein. Den ständigen Wünschen der Einwohnerschaft entsprechend wurde Schönberg am 27. Juli 1926 durch eine Kraftpersonenpost, die sich regen Zuspruchs erfreut, wieder an Görlitz angeschlossen. Am 28. Oktober 1927 ist die Eisenbahn Schönberg—Nikolausdorf eröffnet worden.

Seidenberg wird bereits 1341 in Urkunden erwähnt, aus denen zu schließen ist, daß der Ort schon damals nicht ganz unbedeutend gewesen ist, weil der Handelsweg aus Sachsen und Böhmen nach Polen und umgekehrt über Seidenberg führte und der erzpriesterliche Stuhl daselbst schon Anfang des 14. Jahrhunderts bedeutende Macht besaß. Einen hemmenden Einfluß auf die Entwicklung der Stadt übte die „reiche, kühn emporstrebende und ihren Vorteil von jeher entschieden und klug verfolgende Stadt Görlitz" aus, die der kleineren Nachbarstadt gleich in den ersten Stadien ihrer Entwicklung durch das Straßen- und Waidprivileg *) eifersüchtig und störend in den Weg trat und den beliebten Handelsweg über Seidenberg versperrte. 1815 kam Seidenberg unter preußische Landeshoheit. 1819 wurde dort ein Zollamt und 1820 unter dem Postkommissarius Neumann eine Postanstalt eingerichtet, die ihre Postverbindung durch eine Reitpost, im folgenden Jahre durch eine zweispännige Fahrpost Friedland—Görlitz erhielt. 1833 wurde der 1830 begonnene Bau der Kunststraße Reichenberg—Friedland—Seidenberg und 1834 die Kunststraße Seidenberg—Görlitz vollendet. Wie die meisten Orte des Kreises Lauban so ist auch Seidenberg im Laufe der Jahrhunderte von schweren Heimsuchungen (Feuer- und Wassersnot, Krieg usw.) betroffen worden. Beim letzten großen Brande, der ins Jahr 1834 fiel, wurden 120 Bürgerhäuser eingeäschert. Der Generalpostmeister von Nagler erließ damals auf eine bestimmte Zeit sämtliches Porto für alle Briefe und Geldsendungen zum Besten der Abgebrannten.

Eine im Jahre 1844 eingerichtete dreispännige Malleposť (Eilpost) Görlitz—Seidenberg—Prag bestand bis zur Eröffnung der Eisenbahnlinie Görlitz—Prag 1852. Im Zusammenhange damit (Rückgang des Postpersonenverkehrs) wurde 1854 die zweispännige Fahrpost Görlitz—Seidenberg—Friedland in eine vom Posthalter Friedrich beförderte einspännige Karriolpost verwandelt. Aber schon 1857 erfolgte — wohl als Ausfluß des seit 1850 auch in Seidenberg aufgeblühten Fabrikwesens — eine Erweiterung der Postverbindungen über Friedland nach Reichenberg, ferner nach Schönberg und nach Lauban(—Bunzlau). Die Straße, auf der diese Post verkehrte, war die Kreisstraße Lauban—Geibsdorf—Heidersdorf—Nikolausdorf—Zittau, auf Anordnung Napoleon I. als Heeresstraße von Sachsen nach Rußland 1812 erbaut; sie mußte zur Markierung mit Pyramiden-Pappeln bepflanzt werden, wodurch die Pappel als Straßenbaum eingeführt worden ist (Mitteilung des Kreisbauamts Lauban). 1864 findet sich in einer Nummer des Marklissaer Anzeigers der Fahrplan einer Journaliere Seidenberg—Lauban. So nannte man die zur Be-

*) Görlitz bekam dieses Privileg von König Johann von Böhmen 1329. Waid, ein Farbstoff, kam aus Thüringen; mit ihm färbte man damals alle wollenen Stoffe blau und dunkel. Gerade ihn führte man gern mit Umgehung von Görlitz auf der Straße über Friedland, Seidenberg, Lauban, nach Schlesien ein.

schleunigung der Personenbeförderung und zum Teil als Ersatz für Reitposten (Briefbeförderung) in Preußen 1831 eingerichteten Schnellposten, deren es 1837 (im Jahre vor der Eröffnung der ersten preußischen Eisenbahn) 182 gab. Sie durchzogen ganz Preußen, verkehrten aber zumeist auf den großen durchgehenden Linien. *) Die Verbindung Seidenberg—Lauban scheint über Nikolausdorf verkehrt zu haben und von dem Posthalter Scholz in Seidenberg gefahren worden zu sein, und zwar bis 1865 (Eröffnung der Bahn Görlitz—Reibnitz). Dann ist Scholz nur noch bis Nikolausdorf gefahren, wahrscheinlich bis 1876 (Eröffnung der Eisenbahnlinie Görlitz—Seidenberg). Zu dieser Zeit hat auch eine Postverbindung Seidenberg—Schönberg über Cundorf—Ober-Rudelsdorf bestanden. 1876 wurde das Zollamt am Bahnhof Seidenberg eröffnet; 1879 war der Verkehr in dem Ortsteile um den Bahnhof bereits derart gewachsen, daß dort eine Postagentur eingerichtet wurde. Der Verkehr der Stadt Seidenberg selbst ist bis 1927 derart gestiegen, daß das Postamt, das bis dahin zu den Postämtern geringeren Umfangs gehörte, in ein solches mittleren Umfangs (frühere Klasse der Postämter II) umgewandelt wurde. Der mit der Eröffnung der Bahnlinie Görlitz—Seidenberg zum Erlöschen gekommene Seidenberger Ueberlandpostverkehr feierte am 13. August 1926 seine Auferstehung mit der Eröffnung der Kraftpostlinie Seidenberg—Nikolausdorf-Bahnhof, die dort an die am 15. Juni 1927 eröffnete Kraftpostlinie Markliſſa—Nikolausdorf Bahnhof anschließt. Letzterer Linie war am 1. Nov. 1925 eine Phänomobil-(Kraftdreirad)Verbindung vorangegangen, die von Markliſſa aus die Postagenturen in Gerlachsheim, Nieder-Linda, Heidersdorf und (bis 15. August 1926) Bellmannsdorf versorgte und nach 60jähriger Pause wieder eine unmittelbare Postverbindung zwiſchen Markliſſa und der Lindaer Gegend herstellte. Im übrigen ist der Bereich zwiſchen Schönberg und Markliſſa im Laufe der letzten Jahrzehnte ein recht unruhiges Postgebiet gewesen: Botenposten, Landpostfahrten, Privatpersonenposten in buntem Wechsel und in den verschiedensten Gruppierungen sind einander gefolgt, wie es die Schwankungen des Verkehrs und später die Verhältniſſe des Weltkrieges (Mangel an Pferden, Futtermitteln und Kutschern) mit sich brachten.

Aehnlichen Schwankungen in den Postverbindungen und gleichen Kriegsnöten auf postaliſchem Gebiete sind auch die im nördlichen Teile des Laubaner Kreiſes belegenen Orte mit Postagenturen in Schreibersdorf, Katholiſch-Hennersdorf und Thiemendorf unterworfen gewesen. Eine durchgreifende Aenderung und Besserung in den Postverbindungen ist für den großen Ort Thiemendorf mit dem im Jahre 1926 erfolgten Anschluß an das Kraftpostnetz (Linie Naumburg—Lauban) eingetreten; Naumburg selbst aber hat damit die 1866 weggefallene unmittelbare Landpostverbindung mit Lauban wiederbekommen. Die kürzlich erfolgte Eröffnung der Kraftpostlinien Lauban—Lichtenau—Geibsdorf und Lauban—Schreibersdorf bedeutet für die Stadt Lauban und die beteiligten stattlichen Dörfer einen willkommenen weiteren Ausbau des Kraftpostnetzes. Auch für das Postamt und die Stadt

*) Vielleicht hat es sich aber bei der Verbindung Seidenberg—Lauban nicht um eine Schnellpost, sondern um eine tägliche Post gehandelt, wie z. B. eine, allerdings schon 1815 von einem Fuhrwerksbesitzer eingerichtete tägliche Fahrgelegenheit von Schweidnitz nach Breslau Journaliere (von jour) genannt wird.

Markliſſa *) und für Meffersdorf-Wigandsthal iſt mit der am 5. Juli 1925 eröffneten Sommerkraftpoſt Bad Flinsberg—Markliſſa unter Wiedererweckung der alten Poſtverbindung Markliſſa-Wigandsthal ein erfreulicher Verkehrsfortſchritt erzielt worden. So knüpft das immer engmaſchiger werdende Netz der Kraftpoſtlinien alte, längſt zerriſſene Verkehrsbeziehungen von neuem, aber an die Stelle der ſchwerfälligen alten Poſtkutſchen iſt der elegante und flinke Kraftomnibus getreten, der das Reiſen über Land nicht wie ehemals zur Qual, ſondern zu einem Vergnügen geſtaltet.

Eine gedeihliche wirtſchaftliche Entwicklung hat unter den Orten des Kreiſes Lauban in erſter Linie auch die Stadt Lauban ſelbſt aufzuweiſen. Dafür zeugen die Verkehrszahlen des ſeit dem Jahre 1915 vom Poſtdirektor Deichſel geleiteten Poſtamts, in denen die Entwickelung beſonders des wirtſchaftlichen Lebens ihren Ausdruck findet. Seit dem Jahre 1894, auf das ſich die in der Lehrer Berkelſchen Chronik enthaltenen Angaben über den Poſtverkehr beziehen, iſt bis zum Jahre 1926 der Jahresverkehr beim Poſtamt I wie folgt geſtiegen:

eingegangene Briefſendungen	von rund	900000	auf	3760000
aufgelieferte	„	„ „	1016000	„	2740000
eingegangene Pakete		„ „	54000	„	120000
aufgelieferte	„	„ „	104000	„	193000

Der Jahres-Telegrammverkehr ſteht (Einfluß des Fernſprechverkehrs) gegen 1894 nur auf ungefähr derſelben Höhe (insgeſamt bearbeitete Telegramme rund 23 000), der Fernſprechverkehr aber iſt von 92 000 auf 648 000 Geſpräche (Orts-, Bezirks- und Ferngeſpräche und Durchgangsverbindungen) geſtiegen. Die Kopfzahl des Perſonals beträgt 100. Welcher Unterſchied gegen die Verhältniſſe vor rund 200 Jahren! Ueber ſie enthalten die Aufzeichnungen des Poſtmeiſters Huttemann in Bautzen um 1700 folgende Angabe: „Lauban hat ebenfalls einen Poſtverwalter (Schaeffer), welchem zugleich die Zoll-Einnahme anvertraut und hat ſich dort die Correſpondenz ziemlich verringert, weil durch den Brand und den Tumult mit den Soldaten die Handlung in Abnehmen kommen iſt.“ Der Poſtverwalter ſtellte das ganze Perſonal des Poſtamts dar.

So iſt denn anzunehmen, daß die Stadt Lauban, deren mannigfache und häufig recht ſchwere Schickſale und deren gewerbliches Leben und Treiben an anderer Stelle eingehend gewürdigt werden, ſich auch weiter gedeihlich entwickeln wird und daß, da auch die Verkehrszahlen ſeit 1926 eine ſteigende Linie aufweiſen, die Hoffnung auf ein Wiedererſtarken der Laubaner Wirtſchaft nach den kritiſchen Vorjahren ſich erfüllen wird.

Möge über der Stadt und dem Kreiſe Lauban allezeit ein guter Stern leuchten!

*) Näheres über die Entwickelung der Stadt Markliſſa und über ihre Verkehrsverhältniſſe enthält ein längerer Aufſatz, den ich im Juni 1927 aus Anlaß der Eröffnung der Kraftpoſtlinie Markliſſa—Nikolausdorf-Bahnhof in Nr. 137 des Markliſſaer Anzeigers veröffentlicht habe.

Maschinenbau im Kreise Lauban.

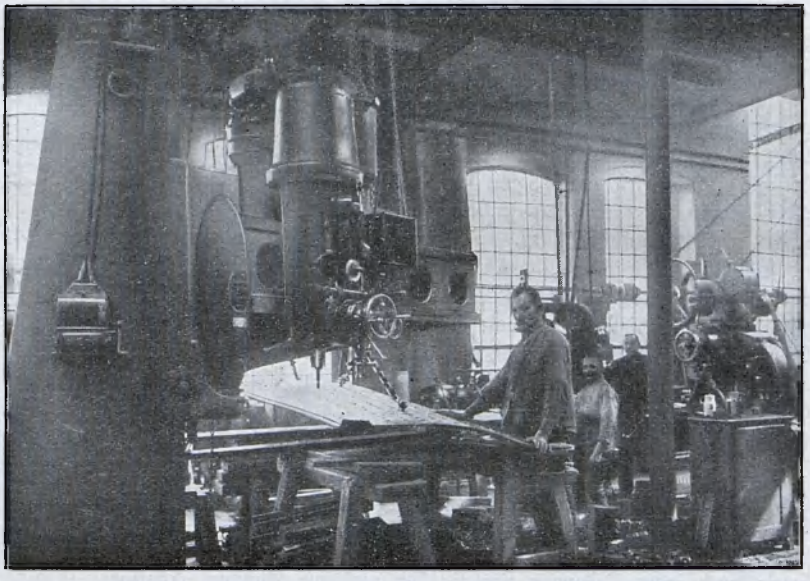
Von F. Bertram, Lauban.

Während die wiederholt erwähnten mechanischen Webereien früher gezwungen waren, ihre eisernen Webstühle von auswärts zu beziehen, baut jetzt die Maschinenbauanstalt von Jul. Müller in Lauban solche Stühle und erleichtert damit wesentlich die Beschaffung derselben. Ist diese Firma — wenigstens inbezug auf die Herstellung von Webstühlen — noch verhältnismäßig jung, so schaut die Maschinenbauanstalt von Graf in Bertelsdorf auf eine größere Vergangenheit zurück. Seit Jahrzehnten versieht sie einen großen Teil der Landwirte unseres Kreises mit den für den neuzeitlichen Ackerbau erforderlichen Maschinen. Das größte der Eisen verarbeitenden Unternehmen im Kreise Lauban ist jedoch das Reichseisenbahn-Ausbesserungswerk in Lauban. Bald nach der Eröffnung der Gebirgsbahnstrecke Görlitz—Hirschberg im Jahre 1865 wurde dieses Werk vom Staate gegründet und bis zum Beginn des Weltkrieges ständig erweitert. Nach dem unglücklichen Ausgange desselben und besonders nach dem Uebergang der Verwaltung der Eisenbahnen an die Reichseisenbahngesellschaft hat man allmählich eine Verringerung des Betriebes und damit eine Herabsetzung der Beamten- und Arbeiterzahl durchgeführt. Dennoch harren auch heute noch jeden Morgen um 6 Uhr mehrere Hundert kräftiger Männergestalten des dumpfen Rufes der Dampfpfeife, welcher den Beginn der Arbeitszeit verkündigt. Nicht nur aus der Stadt selbst, sondern auch aus den umliegenden Dörfern, wie Kerzdorf, Holzkirch, Schreibersdorf und Hennersdorf, sind sie teils zu Fuß, teils auf blankem Rad herbeigeeilt.

Die gewaltige Steigerung des Verkehrs und der Verkehrsmittel namentlich in der Vorkriegszeit, besonders die ständig wachsenden Anforderungen an die Schnelligkeit und Kraftentfaltung der letzteren bedingen naturgemäß auch eine raschere Abnutzung, bezw. ein leichteres Schadhaftwerden der Lokomotiven und Eisenbahnwagen. Diesen Uebelständen möglichst rasch abzuhelfen, ist die Aufgabe des Ausbesserungswerkes.

Wer einmal als Laie Gelegenheit hatte, einen Blick in diesen gewaltigen Betrieb zu werfen, der ist immer wieder aufs neue erstaunt von der Größe und Vielseitigkeit desselben, sowie von der musterhaften Ordnung, die in ihm herrscht. Eine Stadt im Kleinen bilden die zahlreichen, geräumigen Werkstätten, die sich dicht an der Stadtgrenze zum größten Teil auf Kerzdorfer Gebiet erheben. Und all diese Arbeitsstätten bieten an den Werktagen von 6 Uhr morgens bis 3½ Uhr nachmittags das Bild einer fast ununterbrochenen, lebhaften Tätigkeit. In der Schmiede fachen große Blasbälge die Kohlenfeuer zu gewaltiger Wärmeentwicklung an,

um die darin liegenden Eisenstücke möglichst bald in Weißglut zu versetzen. Kaum ist das geschehen, so holen kräftige Fäuste mit Hilfe langgestielter Zangen das Stück heraus, um ihm mit dem Hammer auf dem Amboß die gewünschte Form zu geben. Größere Eisen- und Stahlstücke, wie z. B. Radachsen, kommen in glühendem Zustande unter den Dampfhammer, jenen scheinbar ungeschlachten Riesen, der doch gehorsam dem Willen des mit ihm schon lange vertrauten Führers folgt. Das ist ein Hämmern und



Bohr- und Nietmaschine im Reichsbahn-Ausbesserungswerk Lauban. Phot. Pfeiffer.

Dröhnen rund um einen herum, daß dem nicht daran Gewöhnten der Kopf summt. Da geht es in der daneben liegenden Gießerei denn doch bedeutend ruhiger zu. Hier werden verschiedene Metalle in dem nicht allzugroßen Gießofen geschmolzen. Blendend weiße Stichflammen schlagen zuweilen aus ihm heraus. Ist die Masse gar, dann erscheinen zwei Männer, welche einen Chamottekübel zwischen zwei langen eisernen Stangen tragen. Der Ofen wird abgestochen, d. h. man läßt die geschmolzene Legierung in den Kübel laufen und trägt diesen zu den indessen von den Formern in feinstem Formsand hergestellten Formen. Mit sicheren Händen neigen die beiden Gießer den Kübel und in einem dünnen Strahl entfließt ihm das geschmolzene Metall, um durch das Gießloch in die Form zu dringen, jeden dort freigelassenen Raum auszufüllen und dann allmählich zu erstarren und zu erkalten. Die so erhaltenen Rohgußstücke abzuschleifen, zu polieren und nötigenfalls mit Gewinden zu versehen, ist die Aufgabe einer anderen Arbeitskolonne.

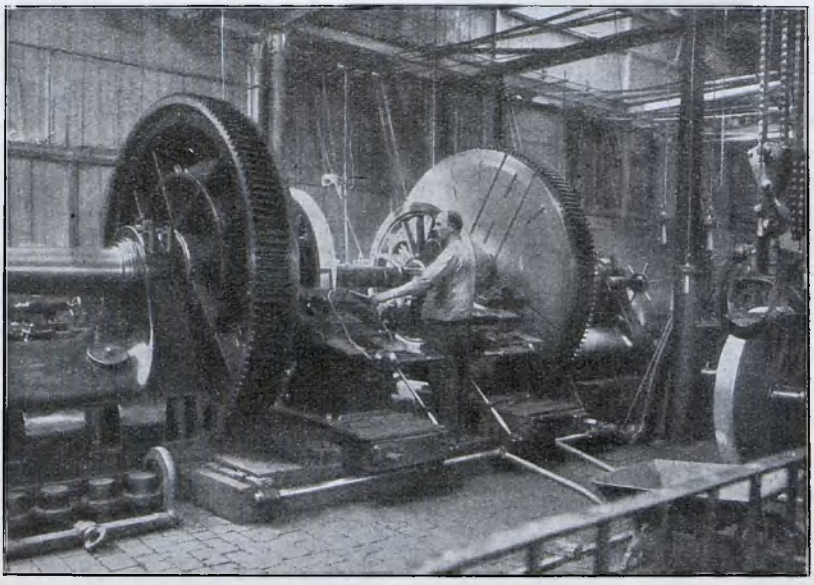
Während wir noch ihren Arbeiten zuschauen, dringt das Geräusch zahlreicher in Bewegung befindlicher Feilen an unser Ohr. Wir folgen

diesem Geräusch und betreten damit die umfangreiche Schlosserwerkstatt. Wer vermöchte die hundert verschiedenen Dinge so ohne weiteres aufzuzählen, die hier mit peinlichster Genauigkeit und Sauberkeit teils mit der Hand, teils mit Maschinen hergestellt werden? In einem anderen Raume interessiert uns eine gewaltige Maschine, welche in dicke Stahl- und Eisenbleche Löcher bohrt, so leicht und mühelos, als dränge der Bohrer in weiches Holz. Diese Maschine ist zugleich mit einer Biegevorrichtung und mit einer Nietmaschine verbunden, welche die zwei Stücke mit einander verbindenden Nieten auf kaltem Wege in die dazu bestimmten Oeffnungen drückt und befestigt. Daß neben den Bohr- und Nietmaschinen auch Schneidemaschinen vorhanden sind, welche die Metallbleche so glatt und rasch zerschneiden, als wären sie aus Papier, sei nur nebenbei erwähnt. Natürlich fehlen auch in der Schlosserwerkstatt nicht die Schmiedefeuer und Ambosse. Doch wird hier im Gegensatz zur Schmiede mit Hilfe der Glut mehr Kleinarbeit geleistet. In ständig wiederkehrendem Rhythmus trifft der Hammer bald mit dumpfem Aufschlag das weiß glühende Metall, bald mit lustigem Klingen das Eisen des Ambosses, wenn es gilt, ihn abzukühlen und von anhaftendem Hammerschlag zu befreien. Bilder, wie sie ein Meunier in Farbe und Erz geschaffen, treten uns bei unserem Rundgang auf Schritt und Tritt entgegen. Mehr als einmal unterliegen wir der Versuchung, beim Anschauen dieses und jenes Vorganges oder Bildes länger zu verweilen, als die für die Besichtigung in Aussicht genommene Zeit das gestattet.

Dann gilts mit einem plötzlichen Entschluß sich loszureißen und unverweilt dem freundlichen Führer zu folgen. Der geleitet uns jetzt in einen Raum, in welchem gewaltige Drehbänke stehen. Eine Achse mit den zu ihr gehörigen zwei Rädern ist in jede eingespannt. Ein scharfer Stahlmeißel löst von den Spurkränzen der sich langsam drehenden Räder lange, feine Späne ab und beseitigt damit alle Schäden und Unregelmäßigkeiten, welche durch das Laufen der Räder auf den Schienen im Laufe der Zeit doch entstehen. Ist die Arbeit beendet, so rollt auf einen Wink des Drehers der elektrisch betriebene Laufkrahn auf seinen in ziemlicher Höhe des Raumes angebrachten Gleitschienen heran, um über der Achse plötzlich Halt zu machen, sie zu fassen und auszuschwingen. Nachdem er eine neue Achse eingeschwungen hat, rollt er der zweiten Drehbank zu, um dort die gleichen Verrichtungen vorzunehmen. Die Meißel der Drehbänke beginnen aufs neue ihre Arbeit.

Zum Abschluß der Betrachtung des ausschließlich Eisen verarbeitenden Teiles des Werkes werfen wir nun noch einen Blick in die riesige Lokomotivenwerkstatt. Fünf bis sechs Lokomotiven sind da auf den gleichlaufend liegenden Gleisen nebeneinander aufgefahren, werden auseinandergenommen, gereinigt, in einzelnen Teilen erneuert und wieder zusammengesetzt. Ohrenbetäubend klingt hier mitunter der Lärm der Hämmer, mit deren Hilfe der Kesselstein (vorzugsweise Kalk, welcher sich an das Innere der Kesselwände angesetzt hat) entfernt wird. Und als wäre damit inbezug auf unser Trommelfell nicht schon des Guten genug getan, schallt das eifrige Schlagen der Niethämmer noch dazwischen.

Die Lackiererei, welcher wir dann einen kurzen Besuch abstatten, dient ebensowohl dem Maschinen-, als auch dem Wagenbau, dem wir nunmehr unser Interesse zuwenden. Wir besichtigen zunächst einen Raum, in welchem allerlei Holzbearbeitungsmaschinen, wie z. B. Kreissägen, Bandsägen, Hobel- und Fräsmaschinen aufgestellt sind. Auch hier wie überall lebhafte Tätigkeit, sowohl in der Modelltischlerei, welche die für die Formerei erforderlichen Holzmodelle liefert, als auch in der mehr dem Wagenbau



Drehbank im Reichsbahn-Ausbesserungswerk in Lauban. Phot. Pfeiffer.

dienenden Tischlerei. Nicht neue Wagen werden in dem anstoßenden Raume gebaut, wohl aber schadhaft gewordene ausgebessert und erneuert. Und diesem Zwecke dienen auch die der Tischlerei angegliederte Sattlerei und Tapeziererei.

Eine neue Welt tut sich dann vor uns in dem gleichen Augenblicke auf, in dem wir die Abteilung für elektrische Lokomotiven betreten. Hatte schon die Benutzung von Triebwagen auf den Strecken Lauban—Görlitz, Lauban—Markliſſa, Lauban—Kohlfurt und Kohlfurt—Görlitz die Eisenbahn-Werkstatt vor neue Aufgaben gestellt, so erst recht die nunmehr ganz durchgeführte Elektrisierung der Gebirgsbahn von Görlitz bis Mittelsteine. Neue Arbeitsräume von gewaltigen Ausdehnungen wurden errichtet und mit den neuzeitlichsten Arbeitsmaschinen ausgestattet. Mit aufrichtigem Staunen betrachten wir die technischen Wunderwerke, als welche sich die elektrischen Lokomotiven erweisen und lassen uns gern ihre Zusammensetzung und Arbeitsweise in großen Zügen erklären.

Doch kann auch hier unseres Bleibens nicht allzulange sein. Gilt es doch noch der Lehrlingswerkstatt einen kurzen Besuch abzustatten, in

welcher der Nachwuchs der im Ausbesserungswerk beschäftigten Handwerker herangezogen wird. Eine Freude ist es, den frisch-fröhlichen Geist, der hier herrscht, auf sich wirken zu lassen, den geschmeidigen Bewegungen der jugendlichen Körper eine Weile zuzuschauen. Welch hohen Grad die verschiedenartigste Ausbildung der jungen Leute hier erreicht, zeigt ein Blick auf die nicht sehr umfangreiche, aber prächtige Stücke von Präzisionsarbeit aufweisende Ausstellung von Lehrlingsarbeiten, zu der wir herangeführt werden. Ueber der praktischen Arbeit kommt auch das Theoretische nicht zu kurz. Denn für die Lehrlinge sind besondere Unterrichtsräume geschaffen worden, in denen sie von Beamten des Werkes in allen Wissens- und technischen Fächern unterrichtet werden, die für ihre gediegene Gesamtausbildung erforderlich sind. In den Freistunden bietet der mit allerlei Geräten gut ausgestattete Turnsaal den jungen Leuten Gelegenheit, unter fachkundiger Leitung dem Turnen zu huldigen. Mit welch gutem Erfolge diese Gelegenheit ausgenutzt wird, beweisen die ausgezeichneten Leistungen der jungen Leute bei Wettturnen und ähnlichen, öffentlichen Veranstaltungen.

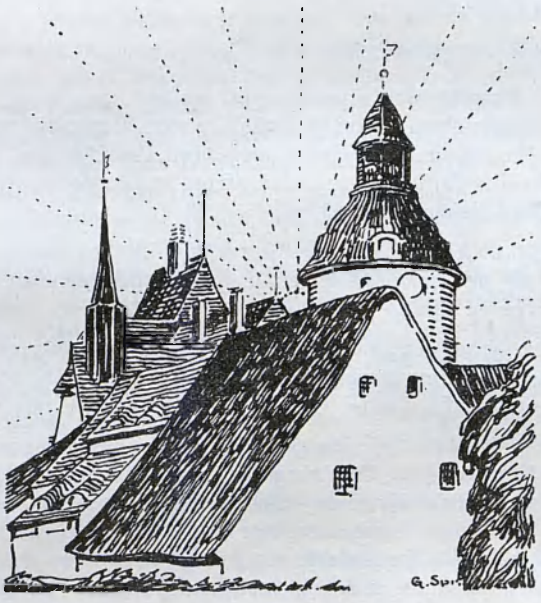
Die Sorge für das Wohl der im Werk Beschäftigten erstreckt sich aber nicht nur auf die Jugendlichen, sondern auf alle Werksbeamten und -arbeiter. Es sei hier nur an die reichlich vorhandene Badegelegenheit erinnert, die auch den Familienangehörigen der „Werkstätter", wie man sie in Lauban kurzweg nennt, zugute kommt. Da die Arbeit namentlich den am Schmiedefeuer und Amboß Arbeitenden begreiflicherweise Durst macht, so ist im Werk selbst Gelegenheit geboten, Kaffee und Selterswasser für wenige Pfennige zu erwerben und den ausgetrockneten Gaumen wieder zu erfrischen. Freifahrtsscheine, auf welche die Werkstätter Anspruch haben, ermöglichen es ihnen, die Urlaubszeit dazu zu benützen, auch entfernter wohnende Verwandte und Freunde einmal aufzusuchen oder die Schönheiten anderer Teile unseres Vaterlandes kennen zu lernen und auf sich wirken zu lassen.

Hoffen wir, daß die wirtschaftliche Krise, in welcher sich die deutsche Volksgemeinschaft zurzeit befindet, nicht noch schärfere Formen annimmt, und damit den Staat zwingt, das Ausbesserungswerk noch mehr abzubauen oder gar völlig zu schließen, wie das leider ja schon an einigen anderen Orten geschehen ist. Das wäre in Beziehung auf den Einzelnen sowohl, als auch auf die Kreisgemeinschaft nur zu bedauern.

Spinnlied.

Spinn ock, Madel, ſpinn!
's Radel wird ſchunt rinn'n.
's Radel wird ſchunt beſſer loſen,
Bis'ch der war a neues koſen.
Brengts Spinnen o nie vill,
Koan ma doch dervon laben,
Wenn ma's recht treiben will.
Spinn ock, Madel, ſpinn!
Eim Winkel ſtieht der Woaſſerkupp,
Eim „Häuſel" leit a Sammelpupp!
Spinn ock, Madel, ſpinn!

*



Die Geschichte des Kreises

Vorgeschichte.

Von Prof. Ludwig Feyerabend, Görlitz. († 1927.)

Unter Vorgeschichte eines Landes versteht man die Zeit, von der uns keinerlei geschriebene Urkunde erzählt, unter Vorgeschichtsforschung die Wissenschaft, die sich mit der Frage nach dem Menschen und seiner Kultur seit seinem ersten Auftreten auf der Erde, auf unserm Erdteil und in unserer engeren Heimat beschäftigt.

So alt diese Fragen sind, so erstaunlich neu ist ihre neue Beantwortung, die den bewundernswerten Forschungsergebnissen der Zeit seit 1900 zu verdanken ist.

Und die Frage nach der menschlichen Kultur in jedem einzelnen Lande steht in innigem Zusammenhange mit der Frage nach dem Menschen überhaupt, wie Frucht, Blüte, Stamm und Wurzel zusammengehören.

Wie alt ist das Menschengeschlecht? — Man meinte früher 6000 Jahre, in mißverstandener Erklärung der Schöpfungsgeschichte des Moses. Wie schön und trefflich läßt er aus Abend und Morgen die Schöpfungstage werden, die in ihrer Aufeinanderfolge und in ihrem Werdegang noch heute Geltung haben — freilich nicht als Erdentage, sondern als „Schöpfungsperioden", deren jede, wie wir heute wissen, Millionen von Jahren gezählt hat. — Das gewaltige Buch der Schöpfung hat uns in den Einschlüssen der Erde die unwiderleglichen Urkunden alles gewesenen Lebens aufbewahrt. Sie zu entziffern, frei von Menschenlist und Menschenwitz, unabhängig von vorgefaßten oder althergebrachten Ansichten nur zur Ehre der Wahrheit, das ist eine der größten Aufgaben der Wissenschaft. Und gewiß mit vollstem Rechte sagt Goethe: „Die vornehmste Forschung des Menschen ist der Mensch!"

Wir wissen aus den Forschungen der Geologie, daß unserer gegenwärtigen Entwicklungsperiode der Erde eine Zeit voranging, in der die Temperatur ganz erheblich geringer war, als heute, so daß in wechselnden Perioden unsere Heimat mit Eis und Schnee in beträchtlicher Höhe bedeckt war, und wir sind gewöhnt, diese Zeit, deren Ende etwa 20 000 bis 25 000 Jahre vor unserer Zeitrechnung zum Abschluß kam, die Eiszeit oder das Diluvium zu nennen. Hat diese Zeit schon Menschen gesehen oder nicht? Das war im vorigen Jahrhundert eine heiß umstrittene Frage, und der große Rudolf Virchow stand mit vielen Forschern des In- und Auslandes auf dem Standpunkte, daß es einen fossilen Menschen, also einen Menschen in früheren Erdperioden nicht gegeben habe,

daß der Mensch in unserer jetzigen Erdperiode so entstanden sei, wie er eben heute ist, daß er keine Entwickelung aus niederen Stufen durchgemacht habe, sondern „ein Dauertypus" sei.

Trotzdem bereits um die Mitte des vorigen Jahrhunderts Menschenschädel und Bruchstücke von solchen in verschiedenen Gegenden Deutschlands und seiner Nachbarländer gefunden worden waren, die auf eine weit niedrigere Stufe der körperlichen Entwicklung des Menschen schließen lassen mußten, Schädel, unter denen der nach seiner Fundstelle „Neandertalschädel" genannte der bekannteste ist, ließ die Achtung vor dem großen Virchow und seinen Gesinnungsgenossen keine tiefere Forschung nach Ursprung und Entwickelung des Menschengeschlechtes aufkommen, bis Hermann Klaatsch, zuletzt Professor der Anatomie an der Universität Breslau, in den ersten Jahren unseres Jahrhunderts den Nachweis von der Entwicklung des Menschen aus niedriger stehenden Formen, zunächst an Schädeln der Eiszeit, erbrachte. Die Entdeckungen Otto Hausers in Südwestfrankreich von bestatteten Skeletten aus der Eis-(Diluvial-)Zeit bekräftigten neben einer großen Anzahl neuer Funde und der neuen Beurteilung der alten die Lehre des Hermann Klaatsch und machten die Existenz des Menschen während der Eiszeit zur Gewißheit, sein erstes Auftreten schon in der der Eiszeit vorangehenden Tertiärperiode zur größten Wahrscheinlichkeit. Man ist berechtigt, dem Skelett des Mousterien-Menschen, das Hauser im Vezeretale (Dordogne, Südwestfrankreich) fand, und das sich im vorgeschichtlichen Museum in Berlin befindet, das stattliche Alter von 100 000 Jahren zuzubilligen. Freilich, Frankreich hatte während der Eiszeit keine Vergletscherung, und so glaubte man lange unserm deutschen Vaterlande die Existenz des Eiszeitmenschen absprechen zu müssen. Und doch gab es auch während der Eiszeit wärmere Perioden, und die zahlreichen Funde von Tieren der Eiszeit, des Mammut, des wollhaarigen Rhinozeros u. a. beweisen, daß doch für diese mächtigen Tiere Nahrung vorhanden war, und daß der Mensch selbst von diesen Tieren zu leben vermochte und wirklich lebte.

Vom Rhein bis nach Mähren sind heute nicht nur Funde von diluvialen Tieren, sondern auch vom Menschen selbst mit Werkzeugen und Schmucksachen in Menge nachgewiesen. Die Fundstellen von Taubach und Ehringsdorf bei Weimar, die fränkische Schweiz und Predmost in Mähren stehen obenan. Die Aufzählung derartiger Fundstücke aus unserer Oberlausitz gehört nicht hierher, wohl aber die Feststellung, daß sie in Menge bis ans Gebirge vorhanden sind und somit die Möglichkeit des Auftretens des Menschen während der Eiszeit auch in unsern Gegenden nicht völlig ausschließen. Ja, eine Reihe von Fundstücken aus Stein, die die Formen genau widerspiegeln, die der Mensch etwa 50 000 Jahre vor unsrer Zeitrechnung seinen Steingeräten zu geben wußte, machen heute für jene ferne Zeit mindestens einen vorübergehenden Aufenthalt des Urmenschen zunächst in der Gegend von Löbau und Görlitz zur Wahrscheinlichkeit.

Doch wir kehren nach diesem kurzen Blick in die fernste Vergangenheit des Menschengeschlechtes im allgemeinen und in unserer Gegend im besonderen an die Grenze der Vorgeschichte und der Geschichte bei uns zurück.

Das Jahr 1000 nach Christi Geburt wird in unserer Gegend im wesentlichen als die Grenze zwischen geschichtlicher und vorgeschichtlicher Zeit festgelegt. Es ist die Zeit, in der Deutschtum und Christentum in gegenseitigem festem Bunde aus dem Westen über die Elbe-Saale-Linie siegreich vordrang und die bereits in alten Zeiten germanischen Gebiete der deutsch-christlichen Kultur eroberte. Slavische Völkerschaften — im Osten Polen und Lechen, bei uns Wenden (eigentlich Sorben genannt) — hatten im Verlaufe der seit etwa 375 n. Chr. einsetzenden Völkerwanderung kampflos die von germanischen Volksresten nach Auswanderung ihrer Stammesgenossen nur noch schwach besiedelten Gaue zwischen Weichsel und Elbe in Besitz genommen, wo sie bis in die letzte Zeit ihrer Herrschaft auf ziemlich niedriger Kulturstufe von Ackerbau, Viehzucht und Fischfang lebten.

Die Einwanderung der Wenden in unsere Gegenden geschah ums Jahr 600 n. Chr. Wir besitzen aus dieser Zeit der Wendenherrschaft außer vielen wendischen Orts- und Flurnamen, zu denen ja auch die Namen Lauban, Lissa, Görlitz u. a. gehören, verhältnismäßig wenige Kulturniederschläge, die uns die Erde bewahrt hat. Wir wissen, daß Wenden hier in der letzten vorgeschichtlichen Zeit gesiedelt haben, und finden doch nur äußerst selten Spuren ihrer Bestattungen, die sich von den Gräbern der früheren Perioden, in denen die Toten während der längsten für unsere Heimat in Frage kommenden Zeit verbrannt wurden, durch Erdbestattung unterscheiden. Die meisten, wenn auch unansehnlichen Funde aus der Wendenzeit bergen die sogenannten Schwedenschanzen, die man zum größten Teile eigentlich Wendenschanzen nennen müßte, jene Ringwälle, die sich die Wenden auf Bergen oder in sumpfgeschützter Lage zum Schutze von Leib und Leben, von Hab und Gut während der Kämpfe mit den Deutschen im 8. bis 10. Jahrhundert, besonders unter der Regierung Ottos des Großen (936 bis 973) und seines streitbaren Markgrafen Gero errichteten: Lichtenberger und Schönberger Wall, vielleicht der Zangenberg bei Marklissa, Landeskrone, Niedaer Wolfsberg u. v. a. Man findet auf ihnen fast nur Scherben von hartgebrannten Tongefäßen, die eine wellen- oder zickzackförmige Verzierung tragen. Selten mehr. —

Der Wendenherrschaft geht eine Zeit voran, die man im allgemeinen die der Völkerwanderung nennt. In ihr und in den vorhergehenden Jahrhunderten finden sich in unseren Gegenden und den Nachbargauen die Beweise von dem Aufenthalte germanischer und zum Teil auch keltischer Volksstämme, deren eingehende Erforschung und Bearbeitung größtenteils erst das Ergebnis der letzten Jahrzehnte ist. Die bei uns entdeckten Fundstellen aus dieser Zeit sind dünn gesät: in der sächsischen Oberlausitz besonders die Funde von Litten bei Bautzen im dortigen Museum, unter denen sich eine beachtenswerte Fibel (Brosche) befindet, in der preußischen die bereits im 18. Jahrhundert entdeckten Fundstücke von Jauernick (Aexte, Lanzenspitzen, ein Griffel —Schreibinstrument— aus Eisen). Sie befinden sich in der vorgeschichtlichen Abteilung der Gedenkhalle zu Görlitz.

Das bei weitem interessanteste Stück dieser Zeitperiode, die man wegen des Einflusses aus dem Süden lange Zeit die provinzial-römische Zeit nannte, wurde zwar nicht im Kreise Lauban, aber doch nicht weit

von seinen Grenzen und im Ufersande des den Kreis Lauban durchströmenden Queis gefunden, und zwar bei Siegersdorf.

Es ist eine Bronzefigur des Jupiter, des obersten Gottes der Römer, die bis auf den fehlenden linken Arm vorzüglich erhalten und mit schöner dunkelgrüner Patina (Bronzerost) bedeckt ist. Der Gott trägt in der Rechten als Zeichen seiner Herrschermacht den Blitzstrahl, und umfaßte jedenfalls mit der Linken — wie man aus ähnlichen andern Figuren schließen kann — eine Lanze. Die nur als Vertiefung erscheinenden Augensterne waren möglicherweise aus Silber eingesetzt, und die Figur trug vielleicht auch auf dem Haupte einen Kranz aus edlem Metall, wie solches vielfach bei antiken Bronzen vorkommt.

Die Figur wurde in Siegersdorf etwa 1843 tief im Sande am Ufer des Queis gefunden und vom Regierungsvizepräsidenten von Seckendorf gekauft. Nach seinem Tode schenkte Fräulein von Seckendorf den Fund der Oberlausitzischen Gesellschaft der Wissenschaften, als deren Leihgabe er sich in der vorgeschichtlichen Abteilung des Kaiser-Friedrich-Museums (Gedenkhalle) zu Görlitz befindet.

Neun figürliche Darstellungen aus der römischen Kaiserzeit sind in Ostdeutschland als Funde nachgewiesen, aber wohl keiner, der so hervorragend in jeder Beziehung wäre, als der vorliegende. (Vergl. Abbild.)

Als Entstehungszeit ist die Regierung des Kaisers Hadrian (117 bis 138 n. Chr.) anzunehmen, aber schwerer wird die Frage zu lösen sein, wie die Figur an ihre Fundstelle gekommen ist. Sicher ist, daß der Kaiser Nero (54 bis 68) den lange nicht betretenen Weg zum Bernsteinlande an der Ostsee hat erforschen lassen, und man wollte annehmen, daß auf dieser Bernsteinstraße die Figur verloren worden sei. Ebenso gut kann sie freilich aus dem Süden von Soldaten in römischem Dienste oder von Händlern für vornehme Germanen mitgebracht worden sein.

Jedenfalls ist unsere Figur im Verein mit den andern Funden unserer in Frage kommenden Zeit ein Beweis der steten Verbindung germanischer Länder in unsern Gegenden mit den von den Römern besetzten Gebieten.

Freilich sind diese zur Zeit noch spärlichen Funde kümmerliche und vereinzelte Zeugen eines großen Geschehens. Das gewaltige Römerreich hatte sich nach Norden hin bis an die Donau ausgedehnt, und seine überlegene Kultur hatte sich bis weit nach unsern Gegenden hin vorgeschoben. Vandalen, Burgunder, Langobarden und Semnonen sind besonders zu nennen, die als deutsche Stämme etwa um Christi Geburt von Schlesien bis über die Lausitzen hin siedelten, und staunenswert sind die Funde germanischer Hinterlassenschaft, die dieser Zeit entstammen.

Man betrachte die Grabfunde aus Sacrau bei Hundsfeld in Schlesien, die sich im Breslauer Museum befinden: Gold, Silber, Glas in prächtiger kunstgewerblicher Arbeit, um zu erkennen, welche reiche Kultur schon damals in unsere Gegenden Eingang gefunden hatte.

Inwieweit der Kreis Lauban an ihr teil hatte, von dem freilich die Fundstelle Siegersdorf nicht weit entfernt liegt, ist heute noch nicht

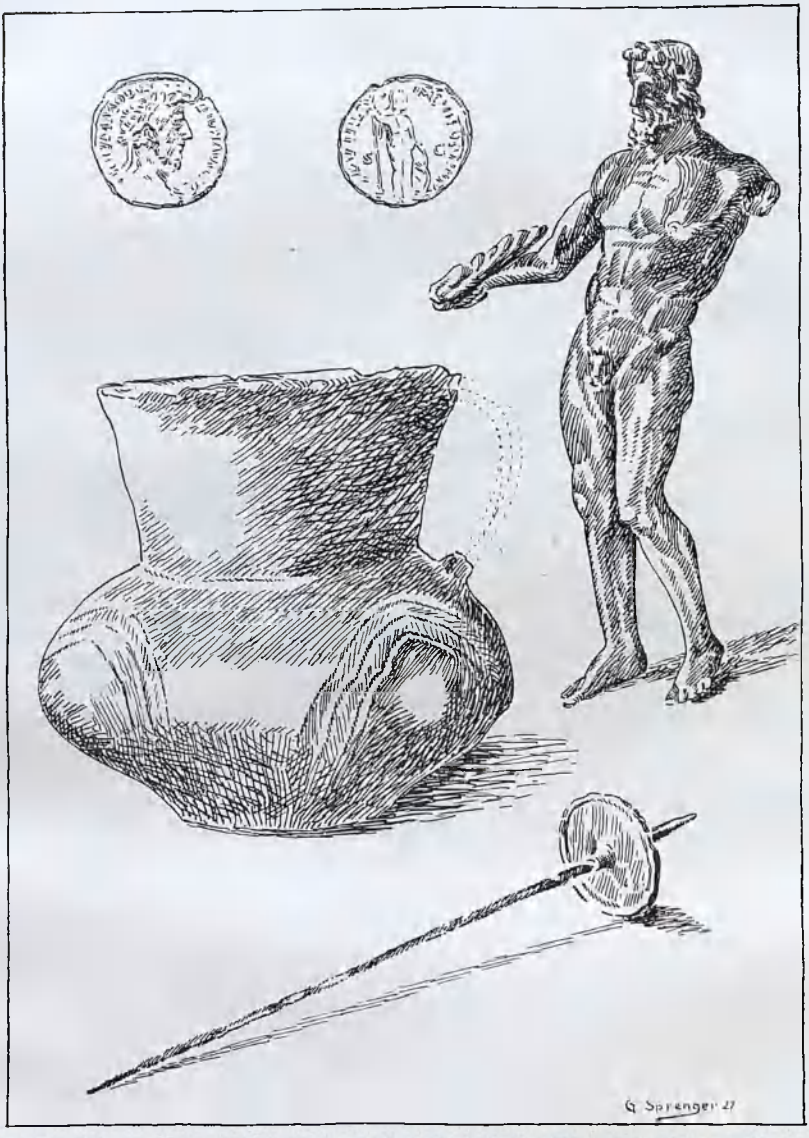
festzustellen, wenn man auch Grund zu der Annahme hat, daß er mit seinen Gebirgswäldern einer der letzten war, der in Schlesien voll von menschlicher Kultur durchdrungen wurde.

Immerhin weist ein Münzfund darauf hin, daß vom Kreise Lauban aus ein Verkehr mit den Markomannen, einem deutschen Volksstamme, der zu der hier in Rede stehenden Zeit in Böhmen saß, stattgefunden hat. Diese Markomannen kämpften bereits unter Ariovist gegen Caesar in Gallien und besetzten dann um 8 v. Chr. das bisher von den keltischen Bojern besiedelte Böhmen. Ihr Herrscher Marbod war es, der das große Markomannenreich gründete, das sich bald von den Südhängen des Riesen- und Isergebirges bis an die Donau ausbreitete. Ein Angriff des Kaisers Domitian (81 bis 96) ward zurückgeschlagen, aber die Kaiser Trajan uund Hadrian (98 bis 138) vermochten sie in Schranken zu halten, bis sie, durch andere Donauvölker verstärkt, unter der Regierung des Kaisers Marc Aurel mit aller Macht ins Gebiet des römischen Reiches südlich der Donau einbrachen. Blutige Kriege folgten, in denen Marc Aurel mit wechselndem Glücke von 166 an gegen sie kämpfte, bis er im Jahre 180 mitten im Kriege befindlich in Vindobona (dem heutigen Wien) starb. Sein entarteter Sohn Commodus, dem das Großstadtleben in Rom, wo er sogar als Gladiator auftrat, lieber war, als der Kampf gegen die Markomannen, schloß mit diesen einen schmählichen Frieden gegen Zahlung eines gewaltigen Tributs.

In Volkersdorf Kreis Lauban wurde eine Bronzemünze dieses Kaisers Commodus gefunden (vergl. Abb.). Wie kam sie dahin? Durch Verkehr mit den Markomannen jenseits der Grenze, die solche Münzen des Commodus und seines Vaters Marc Aurel als Beute- und Tribut-Stücke reichlich bekommen hatten. Münzfunde von beiden Kaisern sind bei uns nicht selten und erstrecken sich in der Oberlausitz bis Schwarz-Collm im Kreise Hoyerswerda. Die Volkersdorfer Münze des Commodus ist ein Geschenk des Herrn Kantor Scholz, früher in Volkersdorf, jetzt in Hermsdorf Kreis Görlitz, an die Görlitzer Anthropologische Gesellschaft und befindet sich, wie der Jupiter, in der vorgeschichtlichen Abteilung der Gedenkhalle.

Von den Jahrhunderten um Christi Geburt — vor dem Eindringen germanischer Völkerschaften von Norden und Nordosten her — bis weit zurück in die ferne Vergangenheit dehnt sich die große Periode der sogenannten „Urnengräberfelder", zunächst bis um 1500 vor Christi Geburt. Man hat diese lange Zeit wiederum nach dem Hauptmerkmale ihrer Kultur in zwei große Abschnitte geteilt: in die Bronze- und in die ältere Eisenzeit. Erstere nimmt in unseren Gegenden die Zeit von 2000 bis etwa 800 v. Chr. für sich in Anspruch, während die erste Eisenzeit von 800 bis etwa 500 v. Chr. angesetzt wird, wobei jedoch zu bemerken ist, daß sie in manchen Gegenden, wie es bis jetzt scheint, besonders auch in der Oberlausitz, sich gegenüber der jüngeren Eisenzeit, der sogenannten La-Tene-Zeit, noch lange behauptet hat.

Diese Urnengräberfelder sind für die Beurteilung der Kultur, die einst in unserer Heimat herrschte, von ausschlaggebender Bedeutung, weil wir aus ihnen nicht nur die kunstgewerbliche Höhe der Töpferkunst, die



Vorgeschichtliche Funde in der Oberlausitz. Federzeichnung von G. Sprenger.

geradezu erstaunlich ist, den Metallguß und die Schmiedekunst kennen lernen, sondern auch einen Einblick bekommen in Glaube und Brauch jener fernen Zeit. War es in früheren Perioden geheiligte Sitte gewesen, den Toten in seinem körperlichen Bestande so gut und so lange zu erhalten, als es nur möglich war, ein Wunsch, der ja in Aegypten die Mumien geschaffen hat, so sehen wir, wie etwa seit der mittleren Bronzezeit (um 1500) die Toten verbrannt und nur die vom Leichenbrande übrig gebliebenen Knochenreste in einer Urne bestattet werden. Wie konnte man auf einmal mit der altgeheiligten Sitte der Erhaltung des Leichnams so völlig brechen? Man muß doch wohl annehmen, daß nur aufs schwerste wiegende Gründe die Scheu vor der Vernichtung des geliebten Toten durch Brand überwinden konnten. Ein Wechsel in den seelischen Anschauungen der Zeit (eine Läuterung der Körpers und der Seele in ihm durch Feuer) will nicht recht zu den Grundzügen der damaligen Kultur passen. Wie, wenn eine furchtbare Seuche, wie sie als „schwarzer Tod", als Pest und Cholera vom Mittelalter bis in unsere Zeit durch furchtbarste Ansteckung die Menschen vernichtete, die Veranlassung wurde, den todbringenden Verwesungsstoff des Leichnams ein für alle Mal zum Schutze der Lebenden dem Feuer zu übergeben und die Ansteckungskeime dadurch zu ertöten? Moses sah, wie Menschen infolge des Genusses von Schweinefleisch starben. Und wenn er auch den Grund nicht wußte: er verbot von Staats wegen den Genuß von Schweinefleisch, um sein Volk gesund zu erhalten. — Vielleicht liegt hier ein ähnlicher Grund vor — um so wahrscheinlicher, als schon früher die Toten wiederholt gefesselt wurden, um ihnen das Nachholen Lebender, eben auch die Ansteckung, zur Unmöglichkeit zu machen. — Genug: in dieser ganzen Jahrhunderte dauernden Periode legte man den Toten auf einen Scheiterhaufen, verbrannte ihn und sammelte dann, nachdem der Brand gelöscht war, die Gebeine in einer oder mehreren Urnen. Doch trotz der Verbrennung predigt jedes einzelne Grab eindringlich den Glauben der damaligen Menschen an ein Fortleben nach dem Tode. Jedes Grab erzählt uns, daß die Hinterbliebenen dem Toten das Grab im Kleinen zu einer Heimstätte machen wollten, in dem er alles das findet, was ihm im Leben lieb war. Gattin, Diener, Sklaven, Pferde und Hunde wurden auf dem Grabe manch eines Edlen in fernster Zeit geopfert. Doch das Menschentum wandte sich bald, bis auf wenige Ausnahmen, von der barbarischen Sitte solcher Opfer ab, die in Aegypten z. B. durch Figuren ersetzt wurden, die dem Toten im Jenseits dienen sollten. — So wurden unsere Gräber oft, wenn nicht immer, zu kleinen Wohnungen ausgestaltet durch Steine, die das Grab umgaben, aber auch durch kleine Holzbauten, von denen man freilich nur selten klare Spuren findet, aber auch durch Tongefäße, die das Haus, wie es damals war, nachbildeten, und die nun die Urne ersetzten. Man nennt sie „Hausurnen". — Doch das Grab nimmt nicht nur die Urne mit den Gebeinen des Toten auf; wir finden in ihm noch eine meist große Anzahl von Gefäßen, die mit Speise und Trank gefüllt waren, als Wegzehrung für den Entschlafenen; in einem Grabe bei Zentendorf Kreis Görlitz 36 Gefäße neben der Knochenurne. Nicht bloß das. Man legte wohl den Toten mit seinem Schmuck —

den Mann mit seiner Waffe — auf den Scheiterhaufen. So findet man im Leichenbrande häufig Klumpen von Bronzestückchen oder im Feuer unkenntlich gewordene Eisenreste, aber noch häufiger haben die Hinterbliebenen mannigfachen Schmuck dem Scheiterhaufen nicht übergeben, sondern ihn obenauf in die Urne gelegt oder in ein Beigefäß, wo wir denn oft Nadeln, Ringe, Fibeln (Broschen), Messer, Pfeilspitzen u. a. finden, die in ihrem Stil uns Wegweiser sein können für die Zeitbestimmung des Fundes im Vergleich mit andern. — Es ist oft geradezu rührend zu sehen, mit welcher Liebe und Pietät solche Bestattungen vorgenommen sind! — In Paritz Kreis Bunzlau fand sich das Grab eines Säuglings aus dieser frühen Zeit. Die kleine Urne stand auf einer Schüssel und war, wie jedes Gefäß, das menschliche Gebeine enthält, zugedeckt, hier mit einem runden tönernen Deckel. Die Urne selbst enthielt kleinste Knöchelchen, papierdünne Schädelknochen, Finger- und Zehengliedchen, winzige Rippenstücke und zwei Milchzähnchen. Und rings um die Urne herum stand das ganze Spielgerät des kleinen Lieblings: kleine Schüsselchen, Täßchen und Schälchen und ein auf einem Beine geformter Vogel mit aufgeklebten Flügeln, innen hohl und mit kleinen Kieselsteinchen gefüllt: die Kinderklapper! — Und daneben ein kleiner Napf mit einer Röhre, die einst dem Kindchen anstelle der Mutterbrust in den Mund gesteckt wurde, nachdem man den Napf mit Milch gefüllt hatte: das Milchfläschchen! — Spielzeug, Kinderklapper und das geliebte Fläschchen, das konnte doch der kleine Liebling im Jenseits nicht entbehren! — Welcher Glaube, welche Liebe, welche fromme Sitte spricht zu uns aus diesem Grabe! — Waren das rohe, kulturlose Menschen, die hier einst unsere Scholle bewohnten? — Ins Ungemessene ließen sich solche Beispiele anführen.

Der Norden unseres Vaterlandes, wo auch zur Zeit unserer Urnenfelder die Toten nicht verbrannt, sondern in Eichensärgen bestattet wurden, hat uns in diesen unter dem Einflusse des Wassers, das Gerbsäure erzeugte, sogar die Bekleidung jener fernen Zeit erhalten, sodaß wir wissen, welche Höhe bereits in der Bronzezeit die Webekunst in unserer Heimat erreicht hat und wie geschmackvoll sich die Leute schon im 2. Jahrtausend vor Christi zu kleiden vermochten.

Man teilt die Zeit der Urnengräberfelder in zwei Gruppen; in solche, die der Bronzezeit, und solche, die der Eisenzeit angehören, wie wir bereits hörten. Es gab nämlich eine Zeit (bei uns vor dem Jahre 2000 v. Chr.), in der die Menschen den Gebrauch der Metalle überhaupt noch nicht kannten und infolgedessen ihre Werkzeuge nur aus Stein, Holz und Horn zu schaffen vermochten. Man nennt diese Zeit die Steinzeit, aus deren jüngsten Perioden — etwa zwischen 2000 und 5000 v. Chr. — Funde aus der Oberlausitz vorliegen. Es sind dies Tongefäße, meist in Urnenform mit abgesetztem Halse, bisweilen mit zwei oder mehreren ösenartigen Henkeln, und einer Verzierung, die durch Umlegen einer Schnur in den noch ungebrannten Ton um den Hals des Gefäßes entstanden zu sein scheint. Man hat sie daher „Schnurkeramik" genannt. Durchbohrte Aexte aus geschliffenem Stein, die die Nachfolger von meißelartigen Waffen aus geschlagenem Stein sind, sind ihre Altersgenossen. — Ums Jahr 2000 v. Chr. müssen sich Leute, die bereits den Gebrauch der Bronze kannten

(die Bronze ist eine Mischung von 10 Prozent Zinn mit 90 Prozent Kupfer), mit Leuten von unserer Bernsteinküste, die noch in der Steinzeit lebten, getroffen haben. Jedenfalls erscheint seit dieser Zeit die Bronze in unserem Norden, der Bernstein in den Mittelmeerländern. Der anfängliche Tausch führte allmählich zur Fertigung bronzener Waffen, Schmucksachen und Geräte auch in unserer Heimat. — Ums Jahr 800 v. Chr. lernten unsere Norddeutschen in ähnlicher Weise das Eisen kennen und zwar ebenfalls durch Vermittelung der Bewohner östlich und westlich des Adriatischen Meeres. — Man sieht schon aus diesen kurzen Andeutungen, welche starken Handelsbeziehungen in fernster Zeit rege gewesen sein müssen, und wir müssen staunen, wenn wir in Gräbern Mittel- und Norddeutschlands Spuren einer Handelsverbindung bis zum Roten Meere finden!

Wie steht es nun aber mit dem Kreise Lauban? — Arm an Funden aus diesen alten und ältesten Zeiten steht er heute noch da. Das ist aber kein Wunder. Deutscher Fleiß und deutsche Arbeit haben erst in geschichtlicher Zeit die Schätze seines Bodens nutzbar gemacht, haben erst die gewaltigen Ur- und Gebirgswälder gerodet, die meilenweit das ganze Land bedeckten und wohl so ziemlich unwegsam machten. Kein Gräberfeld aus der Bronze- oder Eisenzeit ist bisher gefunden worden, nur ein Einzelfund, der allerdings auf ein solches aus der mittleren Bronzezeit (nach 1500) hinweist. Im Berliner vorgeschichtlichen Museum befindet sich unter Kat.-Nr. Ie 1834 ein Buckelkrug mit einem (abgebrochenen) Bandhenkel und vier Buckeln mit der Bezeichnung „Lauban" (vergl. Abb.). Näheres ist nicht zu ergründen. Man könnte an irgend eine Verwechselung glauben, wenn nicht ein zweiter unzweifelhaft aus dem Laubaner Kreise herrührender Einzelfund gewissermaßen die Bürgschaft für den andern übernähme. Es handelt sich um einen höchst interessanten Bronzefund, um eine große tadellos erhaltene Spindelnadel (vergl. Abb.). Die Fundberichte sind dürftig. Sie besagen (Neues Lauf. Magazin Bd. 37, S. 239): „In der vierten Versammlung am 23. Februar wurde berichtet, daß eine bei Heidersdorf gefundene altertümliche bronzene Spindel für die Gesellschaft angekauft worden ist," und (S. 254): „daß der Sekretär (Herr Hirche) die im Walde bei Heidersdorf im vorigen Sommer (1859) gefundene altertümliche Spindel von Bronze gestern dem Finder abgekauft und für die Altertümersammlung erworben habe. Hofrat Dr. Klemm in Dresden hat brieflich den Antrag gestellt, daß diese Spindel an den Direktor des römisch-germanischen Centralmuseums Professor Lindenschmitt in Mainz zur Anfertigung eines Abgusses auf einige Wochen geschickt werde, was gelegentlich geschehen soll." Weiteres ist nicht bekannt, leider auch nicht die genaue Fundstelle. Die Spindelnadel hat die beträchtliche Länge von 25 Zentimetern und einen Durchmesser der Scheibe von 4 Zentimetern und ist durchweg von bestem grünen Edelrost der Bronze, der sogenannten Patina, bedeckt. Nach den eingehenden Forschungen des Bolko Frh. von Richthofen über „die ältere Bronzezeit in Schlesien" sind in unserer Provinz 15 ähnliche Stücke gefunden worden, die an die Grenze der zweiten und dritten Periode der Bronzezeit zu setzen sind. Sie kommen meist in den Skelettgräbern der zweiten Periode vor, die um 1500 bis 1400 v. Chr. von der Periode der Buckelurnen mit Leichenbrand abgelöst wird. — Wir sehen also deutlich,

daß beide vereinzelten Funde derselben Zeit angehören, wenn sie nicht gar ganz zusammengehören, was bei der Flüchtigkeit und Unvollständigkeit der früheren Aufzeichnungen nicht ausgeschlossen ist. Die Spindelnadel befindet sich in der vorgeschichtlichen Abteilung der Gedenkhalle zu Görlitz.

Fest steht daher soviel, daß um die Mitte des zweiten Jahrtausends vor Christum die ersten Kulturfunde im Laubaner Kreise nachgewiesen sind, sei es nun, daß es sich um ein Grab (oder gar ein heute nicht mehr bekanntes Gräberfeld) mit Buckelurnen bei Heidersdorf handelt, in dem auch die Spindelnadel gefunden wurde, sei es, daß die Nadel als Einzelfund zu Tage kam. Die Bezeichnung „Lauban" am Berliner Funde würde dem nicht widersprechen.

Die nächsten Gräberfelder am Laubaner Kreise befinden sich in Ullersdorf bei Naumburg a. Qu. und bei Heidegersdorf. Beide sind weit jünger und gehören der Zeit nach 800, der älteren Eisenzeit, an und reichen hinein bis in die letzten Jahrhunderte vor Christi Geburt.

Einen anschaulichen Ueberblick über die vorgeschichtlichen Funde unserer Oberlausitz bietet die Tafel dieser Funde, die 1890 von Prof. Feyerabend mit Hilfe der Stände der Oberlausitz herausgegeben und allen Schulen der Oberlausitz kostenlos überwiesen worden ist.

Der Queiskreis.

Von Professor Dr. phil. et jur. h. c. R. Jecht, Görlitz.

Der Queiskreis nahm eine eigentümliche Stellung in der Oberlausitz ein. Zunächst geographisch. In der Gestalt etwa einer Traube hing er nur auf eine kurze Strecke bei Gerlachsheim und Holzkirch, die beide außerhalb blieben, mit dem eigentlichen Körper der Oberlausitz zusammen. Im Süden verjüngte er sich etwas unterhalb des höchsten Berges der Oberlausitz, der Tafelfichte, zu einer Spitze, im Norden und Osten umränderte ihn der Queis. Nur in dem Dorfe Friedersdorf mit den beiden Nebendörfern Neu-Warnsdorf und Neu-Schweinitz sprang er auch auf das rechte Ufer des Queises, wogegen er im Osten durch das jetzt zu Schlesien gehörige Städtchen Friedeberg (links am Queis) und durch einige Dörfer südwärts davon verkleinert wurde. Friedersdorf kam im 3. Jahrzehnt des 15. Jahrhunderts zu dem Kreise, Friedeberg erst endgültig vom Kreise ab gegen die Mitte des 16. Jahrhunderts, beides bewirkt durch territoriale Gewalten, die von hüben und drüben des Flusses diese Gegenden in Anspruch nahmen. Der Queiskreis hatte etwa zwei Quadratmeilen oder 41 000 Morgen Landes. 1798 zählte er 14 271 Köpfe. Es gab in ihm 3 Städtchen: Markliſſa, Goldentraum und Wigandsthal, von denen die beiden letztgenannten erst im 17. Jahrhundert etwas künstlich geschaffen wurden, dazu 31 Dörfer. Alt allein und bis ins 13. Jahrhundert zurückreichend ist die Stadt Markliſſa, die noch bis jetzt eine Art Vorrang einnimmt. Markliſſa — das beweist die alte lateinische Bezeichnung oppidum forense — heißt eigentlich der Markt Liſſa (das Abfallen des t nach k folgt einer der deutschen Sprache eigenen Regel).

Der geographischen Sonderstellung entsprach auch in früherer Zeit die politische und kirchliche Eigenart. Während der Osten der Oberlausitz ehedem den Kreis Görlitz bildete, derart, daß auf dem Vogtshofe zu Görlitz in dem Amte Görlitz ein Lehn- und Gerichtshof für die Adligen im Gebiete um Lauban, Zittau und Görlitz herum war, suchten die Großgrundbesitzer des Queiskreises unmittelbar vor dem Lehnhofe und Hofgericht in Bautzen ihr Recht. Auch gehörte der Queiskreis in keins der Weichbilde (Gerichtsbezirke) Görlitz, Lauban und Zittau. Was die älteste Kircheneinteilung betrifft, so unterstanden die Kirchen des Kreises der Sedes (Superintendentur) Seidenberg, und diese gehörte bis 1307 nicht etwa zur Propositura (Generalsuperintendentur) Bautzen, sondern unterstand dem Meißnischen Bischof unmittelbar. Der Kreis war ein Teil des uralten Gaues Zagost und zwar der Teil, der am meisten „hinter den Bergen" lag und der zu der Zeit, als die anderen Teile schon die Segnungen



Burg Tzschocha.

Phot. Kiesewalter.

der von Westen her kommenden Kultur erfuhren, noch lange unbebaut oder wenig bebaut blieb. Am frühesten war natürlich die neue Kulturwelle in die Gegend von Markliſſa gekommen. Das Städtchen Markliſſa wurde nicht viel ſpäter als Lauban, Görlitz und Löbau gegründet, etwa 1250, als eine Art Mittelpunkt der Dörfer Oertmannsdorf, Schadewalde, Hartmannsdorf (Gerlachsheim), die von deutſchen Männern einige Jahrzehnte vorher gegründet waren. Bei Markliſſa gab es eine alte Burg Lesne oder Lesna (Waldort), die gelegen auf dem Zangenberge als ein Burgwart anzuſprechen ſein dürfte, den die Stadt Markliſſa ſpäter ſozuſagen aufſog. Ein Teil des alten Beſitzbereiches von Lesne ging wohl ſpäter auf die Burg und den Bezirk Schwerta über, deſſen urſprüngliche (wendiſche) Form Swete iſt (das r iſt in Anlehnung an das Wort Schwert erſt ſpäter eingefügt). Der Bezirk Schwerta nahm etwa ein Drittel des Queiskreiſes ein; denn zu ihm gehörten auch urſprünglich die umfangreichen Rittergüter und Dörfer Gebhardsdorf und Meffersdorf. Das Schloß Tzſchocha iſt wohl jüngeren Urſprungs als Lesna und Swete. Vielleicht hängt ſeine Gründung mit dem bekannten Vorſtoß der Mongolen im Jahre 1241 zuſammen. Denn nach neuerer Forſchung haben die Mongolen damals in der Tat bis zum Queis und darüber hinaus einen Teil ihres Heeres geſchickt. Da mag man denn die Burg Tzſchocha, die in der ganzen Oberlauſitz wegen ihrer Lage und ihrer Unverſehrtheit bis zur Feuersbrunſt im Jahre 1793 eine eigenartige Stellung einnimmt, zum Schutze gegen ähnliche Gefahren erbaut haben. Urkundlich zuerſt werden Tzſchocha und Schwerta in den Formen Caychow und Sweta 1329 erwähnt.

Die landesherrlichen Beſitzverhältniſſe des Queiskreiſes waren um 1220 noch nicht geklärt; denn man wußte damals noch nicht, wo die Grenzen der Oberlauſitz und Schleſiens anfingen. Von dem Königreich Böhmen, das noch im Jahre 1247 am 22. September — hier tritt Markliſſa zum erſten Male in das Licht der Geſchichte — die Feſte Lesne dem Biſchof von Meißen überlaſſen hatte, ging das Ländchen bald danach mit der damaligen Oberlauſitz (außer Zittau) an die askaniſchen Markgrafen von Brandenburg über. Wahrſcheinlich haben ſie den Queiskreis unmittelbar ſelbſt verwalten laſſen, alſo nicht zu Lehn ausgetan, denn der Lehnbeſitz der Herren von Irksleben iſt mehr als zweifelhaft. 1319 kam die Oſtoberlauſitz und damit auch der Queiskreis an Herzog Heinrich von Jauer, deſſen ſchleſiſche Stammgüter bis dicht an den Queis reichten. Er blieb auch 1329, da Heinrich ſeinen ſonſtigen Oberlauſitzer Beſitz an König Johann von Böhmen abtreten mußte, bei dieſem Herrſcher. Erſt 1346 nach Heinrichs Tode kam der Kreis an Böhmen und blieb ſeitdem immer mit der Oberlauſitz verbunden.

Das Hauptgeſchlecht, das in dem Queiskreis oder in Teilen desſelben Lehnbeſitz inne hatte und das Schickſal des Ländchens am meiſten beſtimmte, waren die von Üchtritz. Sie haben ſeit uralter Zeit in Schwerta, Gebhardsdorf und Meffersdorf geſeſſen, in Schwerta bis 1650 und 1690, in Gebhardsdorf bis heute (ſeit 1708 iſt Gebhardsdorf Seniorat), in Meffersdorf bis 1658. Aber die Üchtritze faßten auch 1703 in Tzſchocha feſten Fuß, das ſie bis 1910 in ihren Händen hatten. Nachdem die Herren von Dohna bis 1417, Heinrich Renker bis 1420 und ſodann

Hartung von Klüx das Schloß Tzschocha besessen hatten, nahm es um die Mitte des 15. Jahrhunderts Caspar von Nostitz in Besitz, und sein Geschlecht herrschte dort bis 1703. Ferner saßen die Herren von Döbschütz mindestens seit dem Anfang des 15. Jahrhunderts bis in das 18. Jahrhundert hinein in Markliſſa, Schadewalde, Oertmannsdorf und Hartmannsdorf. Endlich haben die Herren von Gersdorf von 1658 bis 1823 Meffersdorf und seit 1730 Schwerta inne gehabt.

Den Besitzfolgern dieser vier Geschlechter nachzugehen, ist hier nicht der Ort. Sie können ja leicht in dem großen Adelswerke von Walter Böttticher, das die Oberlausitzer Gesellschaft der Wissenschaften herausgab, nachgesehen werden.

Eine wirtschaftliche und kulturelle Blütezeit begann für den Queiskreis nach dem 30jährigen Kriege durch die Einwanderung der um ihres Glaubens willen vertriebenen Böhmen und Schlesier. Der urbare und hie und da neu gerodete Boden des Queiskreises konnte sie nicht alle mehr ernähren. Sie mußten einen neuen Erwerbszweig suchen, und der damals fleißig in Bewegung gesetzte Webstuhl brachte ihnen auch eine bescheidene Daseinsmöglichkeit; andere Industriezweige (Bergbau, Granatschleifen und Holzarbeit) kamen hinzu, und so entstanden denn die vielen Dörfer und Wohnstätten, die man jetzt von der Tafelfichte bei einem Ausblick nach Norden zu allenthalben sieht. Die alten Wohnsitze wuchsen an Umfang. Es entstanden auch neue Kirchen, und die alten wurden erweitert. Denn nicht allein die neu eingewanderten, sondern auch die in ihren alten Wohnsitzen (Schlesien und Böhmen) in näherer und weiterer Nachbarschaft gebliebenen Evangelischen suchten ihrem lieben Herrgott in den Gotteshäusern des Queiskreises zu dienen. Waren es auch in der Hauptsache deutsche Männer und Frauen, die damals einwanderten, so fehlten auch tschechisch Redende nicht. In manchem Orte hat man darum noch lange Zeit in dieser fremden Sprache den Gottesdienst abgehalten. Die starke Volksmenge konnte sich auf dem Boden des Kreises, der doch für den Ackerbau zum Teil nicht geeignet ist, nicht nähren. Man brauchte Getreidezufuhr, und es ist in Zeiten, wo der Haupternährungszweig, die Leinenweberei, nicht genügend Absatz fand, sehr schwer gewesen, durchzuhalten. Dieses Auf- und Absteigen der Lebensbedingungen, dieses Vermischen alter Einwohner und neuer Ankömmlinge, diese religiöse Betätigung der um ihr Heil sich ängstigenden Seelen bringen eine Mannigfaltigkeit in die Geschichte des Queiskreises, wie sie kaum die ländliche Bevölkerung eines anderen Teiles der Oberlausitz durchlebt hat.

Als im Jahre 1815 die Ostoberlausitz an Preußen fiel, kam eine neue politische Umstellung, und zwar nicht bloß durch Zuteilung an einen anderen Landesherrn, sondern es wurde unser Ländchen auch der neuen Kreisstadt Lauban zugeschlagen. Früher hatte eher Görlitz für die Bewohner des Landes eine Anziehungskraft ausgeübt. So z. B. verlegten aus Markliſſa eine ziemliche Reihe durch die Bleicherei, Leinenweberei und den Leinwandhandel wohlhabend gewordener Leute ihr Geschäft in die günstig gelegene Neißestadt. Zu vergessen ist nicht, daß unmittelbar an der Tafelfichte die Kunst und Wissenschaft ihre Rolle gespielt haben. Nach dem 7jährigen Kriege hat der große Mäcen und Freund der


Der Queiskreis
Buch-Berg 386
Queis
Ndr. Örtmannsdorf
Obr.
Neu Schweinitz
Friedersdorf
Neidburg
Tzschocha
Neu Warnsdorf
Ramsen 936
Greiffenberg
Urberg
Schade-walde
Hagendf.
Zangenburg
Markissa
Knapp-Berg 403
Wach-Berg 427
Hartmannsdorf
Rengersdorf
Golden-traum
Goldbach Ndr.
Wiesa Obr.
Scholzendf.
Hartha
Schwertburg
August-thal
Karls-berg
Greiffenstein
Schwerta
Alt-Gebhards-dorf
Estherwalde
Neu-Friedeberg
Gebhardsdorf
Volkersdorf
Heller
Scheibe
Heide
Meffers-df.
Wigandsthal
Neu-Gersdorf
Observa-torium
Grenzdorf
Bergstraß
Straßberg
Schwarzbach
Bad Flinsberg
Tafelfichte 1123

Wissenschaft Adolf Traugott von Gersdorf in Meffersdorf, wo er sich ein prächtiges Schloß gebaut hatte, jährlich eine große Reihe Gelehrter und Künstler um sich gesammelt, ihnen seine reichen Sammlungen zu Gebote gestellt und sie auf alle Weise gefördert. Die Erbin seines großen Kunst- und Buchschatzes wurde die Oberlausitzer Gesellschaft der Wissenschaften in Görlitz, die dieser vielleicht bedeutendste Mann des Queiskreises zusammen mit einem anderen hervorragenden gleichstrebenden Genossen, Karl Gottlob von Anton, 1779 stiftete.

Eine eingehende und übersichtliche Geschichte des Queiskreises fehlt noch. Bausteine lieferten Johann Ehrenfried Fritzsche, Oberpfarrer in Meffersdorf (starb 1793), in seinem „Anbau des Queiskreises 1787" und in anderen Einzelschriften, dann Carl Wilhelm Franz in seiner Chronik von Schwerta 1836, Johann Gottlob Worbs in seiner Geschichte von Tzschocha (Neues Lausitz. Magazin 7 und 8), Johann Gottlieb Mischke in seiner Geschichte von Schadewalde 1842 und in seinem handlichen Buche „Das Markgrafentum der Oberlausitz preußischen Anteils" 1861, Karl Friedrich Schönwälder in seinem Aufsatze „Der Budissiner Queiskreis (Neues Lausitz. Magazin 60/61). Geschriebene Chroniken gab uns der Rentmeister Gruner in Meffersdorf (starb 1817) und Gottfried Weiner (geboren 1733 in Markliffa, gestorben 1804 in Linda). Ergiebige Quellen werden noch die Schöppenbücher und Flurkarten darbieten. So gibt es in Gebhardsdorf seit 1542, in Meffersdorf seit 1551, in Oertmannsdorf seit 1542 und in Schadewalde seit 1537 solche Niederschriften über bäuerlichen Besitz, die für Verwertung in Ortsgeschichten noch recht nutzbar gemacht werden können.

Die Gründung und Entwicklung der Dörfer im Kreise Lauban.*)

Von Dr. jur. et phil. Artur Schulze, Schönberg, Diplomvolkswirt, Referendar.

So oft man bisher die Geschichte eines kleinen Landesteiles geschrieben hat, untersuchte man meist nur, inwieweit die große Politik des Gesamtstaates auch auf den kleinen Landesteil von Einfluß war. Erst seit kurzer Zeit beginnt man, die Geschichtsquellen einzelner Landesteile auch nach der mehr wirtschaftlichen Seite hin auszuwerten und so die Grundlage für die Entwicklungsgeschichte ganzer Staaten zu schaffen. Für den Kreis Lauban sind bereits schon so genaue Forschungen angestellt worden, daß es versucht werden kann, eine eingehende Entwicklungsgeschichte dieses Gebietes zu schreiben. Diese Aufgabe ist besonders lohnend, weil der Kreis Lauban eigenartigen, starken Entwicklungseinflüssen unterlag, die ein reichhaltiges Bild inneren Werdens gezeitigt haben.

I. 500—1000: Die slavischen Dörfer und ihre Entwicklung.

Aus vorgeschichtlicher Zeit wissen wir, daß sich auf dem Gebiete des Kreises Lauban germanische Völker aufgehalten haben, die entweder zu den Vandalen Schlesiens oder zu den Semnonen aus dem Volk der Sueven zu rechnen sind. Letztere saßen mehr nach dem Westen zu und haben bis in das Gebiet des Kreises Görlitz in zahlreichen Grabfeldern deutliche Spuren zurückgelassen. Da wir aber aus diesen Funden nicht auf ihre Wirtschaftsweise, ihre Wohnart, noch ihre Siedlungen schließen können, so scheiden sie für diese Untersuchung aus.

Erst mit der Einwanderung der Slaven vom Osten her treten wir auf festen geschichtlichen Boden. Im Laufe der großen Völkerwanderung ziehen die germanischen Stämme nach Westen, und an ihre Stelle rücken etwa um das Jahr 500 von Osten her struppige, breitwangige Gesellen von mittlerer Größe hordenweise ein und nehmen von dem verlassenen Gebiete Besitz. Es waren Slaven, die Milzener, vom Volke der Wenden-Sorben, die in unserer engeren Heimat zwischen Pulsnitz und Queis, also der späteren Oberlausitz saßen.

Aus der Zeit der Einwanderung der Slaven stammen die Erdwälle, welche sich an einigen Stellen des Kreises Lauban befinden. Ein typischer

*) Diese Abhandlung beruht zum großen Teil auf eigenen Untersuchungen und faßt zum ersten Male deren Ergebnisse zusammen.

Vertreter ist der Wall auf der Südseite des Schönbergs, die man Burgsberg nennt. Ein weiterer Wall befand sich auch auf dem Burgsberge bei Seidenberg. Ferner soll sich eine Erdschanze bei Schreibersdorf befunden haben. Weit mehr Schanzen als im Kreise Lauban befinden sich in der übrigen Oberlausitz und in Schlesien.

Diese Erdwälle weisen folgende Merkmale auf, die der Wall bei Schönberg besonders deutlich zeigt: Die Schanzen befinden sich immer auf einer nach allen oder mehreren Seiten steil abfallenden Höhe, an



Der Seidenberger Burgsberg um 1850. (Der frühere Wall bei Seidenberg, der eine typische Lage und Gestaltung aufweist.)

deren Fuße ein frisches Wasser läuft. Bei Schönberg fällt die betreffende Stelle nach drei Richtungen hin steil zum Rotbach ab. Die offene Landseite ist durch einen hohen Erdwall, der bei Schönberg 7 Meter hoch ist, geschützt. Er fällt nach außen steil ab, während die Talseite infolge des natürlichen Schutzes ohne Wall geblieben ist. Der Wall schließt eine 40 Meter im Durchmesser betragende Fläche ab, die bei anderen Schanzen bis 100 Meter Durchmesser hat. Sie zeigt meist kreisrunde oder ovale Form. Nicht ohne Grund nennt daher der Volksmund die betreffende Stelle bei Schönberg das „Ringelrädel". Die Wälle sind aus Erde gebaut, oft aber auch, wie es bei Schönberg der Fall ist, durch Steinpackungen gefestigt. Diese Steine hat man auch durch Feuer zum Schmelzen gebracht, um durch die Verbindung dieser glasigen Masse eine besondere Haltbarkeit zu erzielen. Mörtelbau kannte man noch nicht. Das Wallinnere ist meist mit zahlreichen Scherben gespickt, deren Verzierungen auf die Slaven als Erbauer dieser Schanzen schließen lassen.

Ueber den Zweck dieser Wälle ist man sich nicht einig. Wahrscheinlich sind aber fast alle Erklärungen bis zum gewissen Grade von

Richtigkeit. Sicher ist der slavische Ursprung. Im übrigen will man in ihnen Kultusplätze, Opferstätten, Straßenschanzen, Aufsichtsstationen, nach einem bestimmten Plan aufgeführte Wehranlagen, Wohnplätze, Hussiten- oder Schwedenschanzen sehen. Letzteres ist entschieden falsch, womit nicht ausgeschlossen ist, daß man diese Wälle im Hussiten- und Dreißigjährigen Kriege als Schutzstätten aufsuchte. Die Wälle mögen in der Zeit um 500 angelegt worden sein, als die ersten Slaven von Osten familien- und truppweise einwanderten. Ihr Hauptkennzeichen ist ihr Wehrcharakter. In dieser ersten Zeit werden sie auch als Wohnstätten benutzt worden sein. Als man jedoch später in die Täler zog und Dörfer anlegte, mögen sie noch als Zufluchtsstätten in Zeiten der Not oder als Opfer- und Begräbnisstätten gedient haben. Oft vertritt man noch die unbegründete und meist falsche Meinung, daß an den Stellen, wo sich die Wälle befinden, Burgen gestanden haben sollen.



Karte 1. Typ eines im deutschen Kolonisationsgebiete noch erhaltenen slavischen Haufen-Fächer-Dorfes.

Bald nach der Einwanderung sind die Slaven zur Besiedlung des Landes geschritten, zur Anlage von Dörfern und zum Ackerbau als Hauptnahrungszweig. An zwei Stellen im Kreise Lauban haben seit dieser Zeit Slaven in Dörfern vereinigt gesessen. Es gibt zwei slavische Dorftypen, das Linearstraßendorf, das hauptsächlich in Norddeutschland vertreten ist und das Haufendorf, welches in Brandenburg, Sachsen, der Lausitz und in Böhmen vorkommt und den Sorben-Wenden zugeschrieben wird. Dieses slavische Haufendorf muß zum Unterschied gegenüber einem in Süd- und Westdeutschland vorkommenden deutschen Haufendorfe als das Haufen-Fächer-Dorf bezeichnet werden. Aus der slavischen Zeit ist in fast unveränderter Form, trotz späterer Neubesiedlung durch Deutsche, das jetzige Nieder-Rudelsdorf an der Westgrenze unseres Heimatkreises erhalten geblieben. (Siehe Karte 1.) Sein slavischer Name ist allerdings, anders als bei seinen Nachbardörfern, bei der späteren deutschen Besiedlung verwischt worden.

Das slavische Haufenfächerdorf hat im Gegensatz zu den später im Rahmen der ostdeutschen Kolonisation angelegten deutschen „Reihendörfern" folgende Kennzeichen: Das Dorfbild zeigt auf den ersten Blick einen wirren Haufen zusammengebauter Gehöfte und Häuser, so daß das

Dorf als ein runder Häuserblock erscheint. Daher die Bezeichnung Haufendorf oder Rundling. Die Mitte bildet ein freier Dorfplatz, an welchem sich meistens ein Teich befindet. Der Dorfplatz war ursprünglich meist nur von einer Seite zugänglich. Dieser Dorfplatz und besonders der Teich ist es, welcher eine deutliche Unterscheidung gegenüber den in West- und Süddeutschland vorkommenden deutschen Haufendörfern möglich macht. Ein weiteres Unterscheidungsmerkmal ist die das slavische Dorf kennzeichnende Fächerform: Rund um den Dorfplatz liegen in geschlossener Rundung die sich nach dem Dorfplatz zu verengenden Grundstücke. Diese erstrecken sich radial und nehmen nach außen an Breite zu. Dadurch bilden sie eine Fächerform, die sich auch in den ebenfalls strahlenförmig verlaufenden Feldwegen zeigt. Da nur wenige Gehöfte rund um den Dorfplatz liegen konnten, sind diese slavischen Rundlinge von besonderer Kleinheit. Die Felder des einzelnen Gehöftes lagen nicht beisammen, sondern über die ganze Dorfflur verteilt. Sie war meist in mehrere Gewanne geteilt, so daß jeder Bauer in jedem Gewann ein Stück Land erhielt, um vom guten und schlechten Boden gleich viel zu haben. Während die Dorfform bei der späteren deutschen Neubesiedelung meist nur wenig geändert wurde, hat man die Felder neu nach deutschem Brauch in lange Streifen aufgeteilt. Nieder-Rudelsdorf scheint aber auch die alte Feldereinteilung bewahrt zu haben, da noch heute die Feldwege in alter slavischer Art verlaufen und die Grundstücke des einzelnen Besitzers sehr verstreut sind.

Das Dorf kann durch spätere Neubesiedelungen seine alte Form ganz verlieren. Auch da liefern einwandfreie slavische Ortsnamen noch den untrüglichen Beweis einer alten Slavensiedlung. Danach kommen im Kreis Lauban zwei Gebiete in Betracht. Das eine liegt am Westrande und gehört zu einer sich weit über Görlitz hinaus bis etwa nach Reichenbach erstreckenden Dorfmasse. Hiervon entfallen außer Nieder-Rudelsdorf auf den Kreis Lauban noch die Dörfer Wilka, Bohra, Zwecka, Ostrichen, Eundorf und Ober-Rudelsdorf, welche zusammenhängend alle in der südwestlichen Ecke des Kreises liegen.

Außer der aus der Wirtschaftsweise erklärbaren Vorliebe slavischer Siedlungen für ebenes Land findet man solche häufig auch in den Flußtälern. Auf Slavensiedlungen deuten daher auch die slavischen, im oberen Queistale vorkommenden Ortsbezeichnungen hin. Solche Ortsnamen sind Tzschocha, Swet (Schwerta, das jetzt ein rein deutsches Dorf ist), Lesne (Markliſſa), Luban (Lauban). Auch Wünschendorf soll slavischen Ursprungs sein. Freilich haben wir außer diesen Namen keine weiteren Anhaltepunkte.

Aus diesen Feststellungen slavischer Ortschaften folgt, daß bei weitem nicht das ganze Land besiedelt war, sondern daß, abgesehen von den slavischen Siedelungen, weite, undurchdringliche Urwälder noch in der Slavenzeit und fernerhin bis zum Jahre 1200 das Hauptgebiet des Kreises Lauban bedeckten.

Die Slaven waren zunächst noch nicht zu großen Staatsverbänden zusammengeschlossen. Diejenigen im Südwesten des Kreises rechnete man zum Lande Milska, nach den dort wohnenden Milzenern benannt.

Die Slaven unterstanden einzelnen Stammhäuptlingen, Königen, denen sie Abgaben zollten. Diese hatten das Land an Krieger, Adlige, verliehen, welche die Abgaben mit eintrieben, während sie für sich auch hohe Leistungen von ihren Untertanen forderten. Diese waren ihre Leibeigenen. Sie gehörten zu der ihnen überlassenen Scholle, mit der sie verkauft werden konnten. Innerhalb des Bauernstandes gab es eine Zweiteilung, indem die vollen Bauern in eine höhere Klasse gerechnet wurden als die Kleinbauern, Gärtner, die man Smurden nannte. Die slavischen Bauern waren träge und ohne Freude am Fortschritt, der ja ihr Los nicht ändern konnte. Sie behielten daher den alten zerbrechlichen Holzpflug, den ihre Väter mit von Osten gebracht hatten. Da sie mit ihm nur leichte, sandige Böden bearbeiten konnten, hatten sie bei der Besiedelung auch die Ebene bevorzugt und ließen sich im gebirgigen Süden nur nieder, wo leichter, ebener Boden vorherrschte. Auch das erklärt die geringe damalige Besiedelung des Gebietes unseres Kreises.

II. 1000—1200: Deutsche Vorzeit.

Seit Karl dem Großen waren die deutschen Könige bestrebt gewesen, die bis an die Elbe und Saale vorgedrungenen Slaven zurückzuwerfen. Heinrich I., der Vogelsteller, hatte von Thüringen aus nach 900 die Daleminzier unterworfen und auf ihrem Gebiet die Markgrafschaft Meißen gegründet als Bollwerk gegen die Slaven. Von Meißen aus drang er weiter nach Osten vor und unterwarf wahrscheinlich 932 auch die Milzener, die zwischen Pulsnitz und Queis saßen, wozu also auch die Ortschaften an der Südwestecke unseres Kreises gehörten. Die Slaven mußten die Oberherrlichkeit des deutschen Königs anerkennen und ihm einen jährlichen Tribut zahlen. Im übrigen behielten sie ihre Fürsten und ihre nationalen Eigentümlichkeiten.

Zur Abwehr gegen das Deutschtum hatten sich die Slaven zu großen Staatsverbänden zusammengeschlossen. So war in Böhmen das Reich der Przemysliden entstanden und zwischen Weichsel und Oder unter den Piasten das polnische Reich. Das Reich der Böhmen erstreckte sich bis an die Oder und den Queis. Als die deutsche Herrschermacht sank, erfolgte ein gewaltiger Aufstand der Slaven im Jahre 982, der vorübergehend alles Deutschtum und die christliche Kultur im Osten vernichtete. Bei diesem Aufstande hatten sich die Piasten gegen die Przemysliden gewandt und Schlesien unter polnische Hoheit gebracht.

Sofort begannen neue Kämpfe; bald nach 1000 wurde das Land der Milzener, die spätere Oberlausitz, erneut erobert. Damals tritt der Queis zum ersten Male als Grenzfluß auf zwischen Polen und dem zur Markgrafschaft Meißen gehörigen Gaue Milska. Das Gebiet des Kreises Lauban links des Queises gehörte also seit etwa 1000 fest zum deutschen Reiche, während das Gebiet östlich vom Queis zunächst polnisch blieb. Freilich war die Grenze nicht genau gezogen, sondern war markiert durch die riesigen, sich zu beiden Seiten des Queises hinziehenden Grenzwälder. Nunmehr wurden die Slaven vollständig unter-

worfen und zu Knechten gemacht. Ihr Land ward als Gau Milska vollkommen dem deutschen Reiche einverleibt. An Stelle der slavischen Stammeshäuptlinge traten die deutschen Königsbeamten, an Stelle des Wendenadels die deutschen Ritter. Nur diejenigen slavischen Adligen behielten ihre Dörfer, die sich sofort unterworfen hatten. Deutsche Krieger kamen ins Land; sie bildeten aber nur eine schwache Besatzung. Wer sich auszeichnete, bekam slavische Dörfer oder weite Strecken des unbesiedelten Landes zu Lehen, das allerdings kaum eine größere wirtschaftliche Bedeutung als die eines Jagdgebietes hatte.

Auch die Kirche erhielt weite Gebiete geschenkt. Von Meißen aus wurde den Slaven das Christentum gebracht. Kirchen wurden erbaut. So entstand um das Jahr 1000 die erste Kirche unserer Gegend in Jauernick bei Görlitz. Ihr folgten im 11. Jahrhundert die Kirchen von Seidenberg und Nieda und um 1100 die Görlitzer Nikolaikirche. Trotzdem hatte sich bis zum Jahre 1200 das Christentum noch nicht durchzusetzen vermocht.

Wohl gehörte das Land zum deutschen Reiche, wohl durchzogen es deutsche Ritter und christliche Mönche, aber in seinem Innern blieb es slavisch, wirtschaftete es slavisch, lebte es slavisch. Nach wie vor saßen die slavischen leibeigenen Bauern auf ihren Gütern, nur mit dem Unterschiede, daß sie ihre Steuern dem deutschen Landesherrn und ihre Leistungen den deutschen Gutsherren darzubringen hatten.

Das Gebiet östlich des Queises blieb zwischen 1000 und 1200 heißumstrittenes Land zwischen Böhmen und Polen. Am Queisknie bei Markliſſa stießen drei Reiche zusammen: Das der deutschen Könige, das der böhmischen Przemysliden und das der polnischen Piasten. Zeitweise gehörte der Gau Milska zu Böhmen, was aber dem Deutschtum keinen Abbruch tat, da auch Böhmen sich zum deutschen Reiche bekannte. Gegen Polen aber sicherte Böhmen seine Grenzen mehr und mehr. Damals entstanden auch auf böhmischer Seite die drei Grenzburgen Tzschocha, Swet (Schwertburg) und Lesne auf dem Zangenberg bei Markliſſa.

III. Um 1200: Die Gründung der deutschen Dörfer.

Im 12. Jahrhundert beginnt das gewaltige Werk der deutschen Kolonisation. Blonde, blauäugige Gestalten zogen in Scharen heran, legten die Axt an den Urwald und gründeten neue Wohnstätten. Im deutschen Heimatlande war es ihnen zu eng geworden; die Bevölkerung hatte sich vermehrt, Landmangel war die Folge. Nach der Eroberung des Landes durch das Schwert der Ritter erfolgte nun ein weit größerer und dauerhafterer Sieg, der des deutschen Geistes, der christlichen Idee, durch die Axt und den Pflug des deutschen Bauern. Deutsche Bauern, die ihr jetzt dort pflügt, sät und erntet, wo einst im riesigen Grenzurwald die Schweißtropfen eurer Väter rannen, als sie in unsäglichen Mühen mit Axt und Spaten das Land urbar machten, damit auch eure Saat einst leichter würde aufgehen können, euch sollte das Herz höher schlagen bei dem Gedanken an diese Großtat eurer Väter! Denn es waren viele

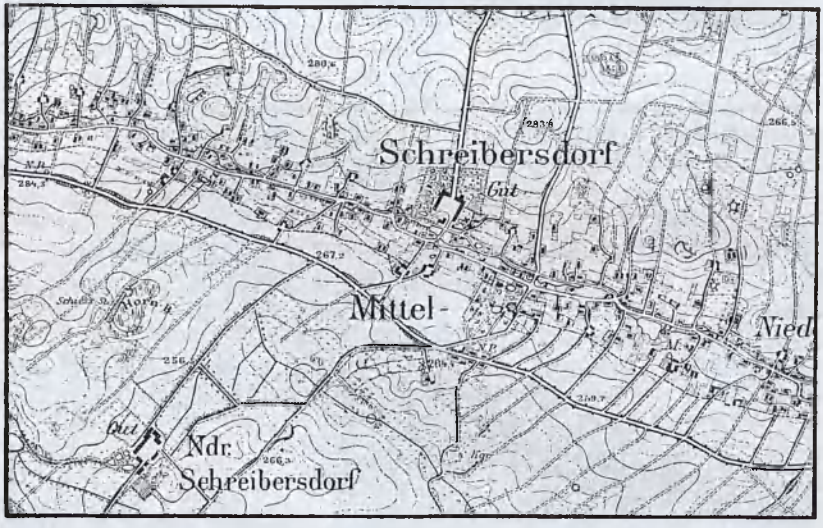
eurer Väter aus dieser Zeit mit nach Ostland gezogen, um als Pioniere deutschen Wesens in heißem Ringen und stillem Siegen das Deutschtum vorzutragen. Allmählich wurde der Zustrom immer stärker. Die Slaven hatten ja nur die Sandböden besiedelt. Die Deutschen aber brachten den eisernen Pflug mit und suchten gerade die schweren, fruchtbaren Böden, welche die Slaven gemieden hatten.

Diese Bewegung förderten die deutschen Ritter, die bald gemerkt hatten, daß sich durch die Ansiedlung deutscher Bauern ihr Land zu einer bedeutenden wirtschaftlichen Einnahmequelle machen ließ. War es bei ihnen in erster Linie praktischer Nutzen, so förderte die christliche Kirche die Auswanderungsbewegung auch aus rein idealen Beweggründen. Wohl war sie auch Landbesitzer im größten Stile und bestrebt, ihre Ländereien zu einem wirtschaftlichen Werte zu machen. Noch mehr aber lag ihr daran, in ihrem slavischen Missionsgebiet die christliche Idee zum Siege zu führen.

So ergoß sich der Kolonistenstrom der deutschen Bauern immer weiter nach Osten. Er kam nicht nur aus den Grenzgebieten, sondern weither aus Kerndeutschland, aus Thüringen, Franken, Schwaben, Bayern und dem Rheinlande. Kurz vor 1200 war die Gegend um Bautzen besiedelt worden, um 1200 die Görlitzer Gegend und mit ihr der Westen des Kreises. Dieser Zeitpunkt steht mit größter Wahrscheinlichkeit fest. Man folgert ihn aus festliegenden Zeitangaben über die Kolonisation der Nachbargegenden, aus dem Alter der ältesten noch erhaltenen Dorfkirchen, z. B. Schönbrunns, die aus den ersten Jahrzehnten nach 1200 stammen, aus den Gründungsdaten der nach dem Ausbau der Dörfer angelegten Städte, die in die zwanziger und dreißiger Jahre des 13. Jahrhunderts fallen, was Görlitz, Lauban und Schönberg betrifft. Der Kreis Lauban scheint nicht in einem Zuge besiedelt worden zu sein. Man hat vielmehr die riesigen Grenzwälder zwischen Neiße und Bober übersprungen und zunächst schlesische Gebiete besiedelt, was sicher auf den Einfluß Boleslaws des Langen von Polen und Schlesien zurückzuführen ist, der das deutsche Wesen schätzen gelernt hatte. Aus dieser früheren Kolonisation schlesischer Gebiete ist auch die frühe Stadtgründung Löwenbergs 1209 zu erklären. Als Städte sind im Kreise Lauban Schönberg um 1230, Seidenberg um 1250, wahrscheinlich 1253, und Marklissa etwas später gegründet worden. Man kann also die Besiedlung des Kreises Lauban zwischen 1200 und 1230 ansetzen, so daß sie mit Nieder-Halbendorf und Schönbrunn begonnen und mit Thiemendorf, Langenöls, Friedersdorf um 1250 beendet war.

Der Gründungsvorgang war folgender: Wenn der Grundherr, ein deutscher Ritter, für sein Land Kolonisten zu erhalten suchte, so verpflichtete er sich einen sogenannten Locator, den wir heute als Siedlungsagenten bezeichnen würden. Dieser warb die Siedler an. Teils mag er diese angetroffen haben, nachdem sie schon selbst bis in die hiesige Gegend gekommen waren; meistens aber ist er ins Mutterland gereist, um dort Auswanderungslustige anzuwerben und nach Osten zu führen. Der Auswanderungsstrom ergoß sich damals auf der neuen Straße, die man die königliche nannte und die von Frankfurt her über Erfurt, Leipzig, Meißen, Bautzen und die später begründeten Städte Görlitz, Lauban

nach Breslau und weiter nach Osten führte. Sie war erst im 12. Jahrhundert an Stelle einer früheren, die von Nürnberg über Böhmen nach Osten führte, als hauptsächlichste ostdeutsche Handelsstraße getreten. Diejenigen deutschen Bauern, welche den Kreis Lauban besiedelten, sind *vorwiegend aus Thüringen gekommen*, aus der Gegend um Erfurt, Weimar, Gera. Das läßt sich noch auf Grund der ältesten Stadtbücher im Görlitzer Ratsarchiv nachweisen.



Karte 2. Deutsches Reihendorf aus der ostdeutschen Kolonisationszeit. Fränkische Siedlungsform.

Waren genügend wagnisfrohe Männer gefunden, so wurde der Auswanderungstermin festgelegt. An Weggabelungen traf man zusammen, bis sich ein langer Wagenzug gebildet hatte. Er setzte sich unter Führung des Locators in Bewegung. Von Hunden umbellt zogen ausgewählte Pferde schwere Wagen, die alles an notdürftigstem Haus-, Rode- und Ackergerät bargen. Hinterher trieb man einige Stücke Vieh. So zogen die Scharen Tag um Tag der Sonne entgegen. Immer mehr schwand das deutsche Wesen an ihrem Wege, und immer mehr Fremdländisches sahen ihre Augen; immer beengender drängten sich die Wälder an ihren Pfad, bis sie endlich an jener Stelle im Urwald waren, wo sie ihre neue Heimat erst schaffen sollten. An beiden Seiten eines Baches steckte man Landstreifen von gleicher Breite ab und loste um sie. Danach aber begann unter unsäglichen Entbehrungen die härteste Arbeit, die Urbarmachung des Landes. Auf hochwassersicherem Orte, nächst dem Bach, baute man eine Blockhütte. Erst nach Jahrzehnten erhoben sich die ersten einfachen Bauernhöfe, die bis heute den Grundstock unserer Bauerngüter bilden.

Die Kolonisten hatten anfangs nur eine geringe *Kaufsumme* für die Ueberlassung des Landes zu zahlen, dafür aber die Verpflichtung

zu übernehmen, später einen Erbzins alljährlich ihrem Grundherrn zu entrichten und gewisse Dienste zu leisten. Zunächst waren sie während der Freijahre, die sie zur Rodung und Urbarmachung des Landes brauchten, aller Abgaben und Dienste enthoben.

Der Locator bekam für seine Mühewaltung meist ein Freigut, d. h. ein Gut ohne Abgaben und das Schulzenamt. Er war der erste Richter und Gemeindevorsteher, mit welchem Amte hohe Einnahmen verbunden waren. Vor allem erhielt er den Kretscham, das Dorfgasthaus, das zugleich der Sitz des Dorfgerichts war.

Welches ist nun der Typ des deutschen Kolonistendorfes? Als bestes Beispiel gilt hier der Ort Schreibersdorf bei Lauban. (Siehe Karte 2.) Es ist der Typ des deutschen Reihendorfes. Zweiseitig an einem frischen Wasser erheben sich auf den Ufern die Gehöfte. So wie zum slavischen Haufendorfe der Dorfplatz und der Teich gehören, so gehört zum deutschen Reihendorf der Dorfbach und sei er auch noch so klein. Somit sind die deutschen Dörfer zumeist Taldörfer. An beiden Seiten der Dorfstraße liegen Gehöfte. Welche Bedeutung man dem beimaß, geht daraus hervor, daß man Nieder-Halbendorf, das bis 1600 Halbendorf hieß, wegen seiner halbseitigen Bebauung (die andere Seite war sumpfig) nur als ein halbes Dorf ansprach. (Siehe Karte 3.) Katholisch-Hennersdorf bei Lauban, dessen Felder sich auch nur nach einer Seite erstrecken, ist doppelseitig an der Dorfstraße erbaut, so daß es nicht als halbes Dorf anzusprechen war. Da die Gehöfte auf den erhöhten Ufern des Baches lagen, blieb zwischen ihren beiden Reihen ein unbebauter Streifen Land zu beiden Seiten des Baches, der



Karte 3. Ein halbseitiges deutsches Reihendorf mit flämischem Siedlungscharakter.

bei Hochwasser überflutet war. Er wird noch heute als Dorfaue bezeichnet und war ursprünglich nicht mit Häusern bebaut. Ebenso wie bei den slavischen Dörfern die Feldereinteilung ihnen erst das volle Gepräge gibt, so ist es auch bei den deutschen Kolonistendörfern. Bei ihnen erstrecken sich die Felder in langen schmalen Streifen von der Dorfaue beginnend bis hinaus an die Dorfgrenze, so daß die Dorfstraße die Feldstreifen im rechten Winkel schneidet. Zu jedem Feldstreifen gehört ein besonderer Feldweg, so daß im ebenen Gelände ein System paralleler Weglinien entsteht. Da im ebenen Gebiet auch die Feldstreifen besser ausgenützt werden konnten, so sind diese kleiner als im hügeligen Gelände. Dazu verlaufen die Feldwege im hügeligen Gelände unter Anpassung an die Landschaft meist krumm. Daraus ergibt sich ein weiterer Unterschied der deutschen Siedlungsformen. Diejenige Siedlungsform mit größeren, unregelmäßigen Feldstreifen nennt man die fränkische, da sie zuerst in Franken seit dem 10. Jahrhundert vorkam und von dort auf die hügeligen Gegenden im Kolonisationsgebiete übertragen worden ist. (Siehe Karte 2.) Die andere für die Ebene passende Siedlungsform mit kleineren, möglichst parallelen Feldstreifen, nennt man die flämische, weil sie aus den Marschgegenden, wo sie seit etwa dem Jahre 1000 bekannt ist, nach Brandenburg, Mittelschlesien und Pommern übertragen wurde. (Siehe Karte 3.) Im Kreise Lauban kommt nur die fränkische Siedlungsform vor, aber einige Dörfer zeigen eine gewisse Neigung zum flämischen Charakter, besonders Niederhalbendorf.

Den gesamten Besitz eines Bauern, sein Gehöft und seinen Feldstreifen, bezeichnete man zusammen als eine Hufe. Hufe war kein Flächenmaß, sondern eine Wirtschaftseinheit, ein Bauerngut von einer Größe, die dazu genügte, eine Bauernfamilie zu ernähren. Man darf sie durchschnittlich auf etwa 60 bis 80 Morgen schätzen. Die einzelnen Bauernhöfe waren meist gleich groß. Es gab anfangs nur volle Bauern in den Kolonistendörfern. Gärtner und Häusler sind viel später entstanden. Das Dorfgebiet wurde aber nicht ganz in Bauernhufen aufgeteilt. Von der dem Gemeindeverband gehörigen Dorfaue ist schon gesprochen worden. Ebenfalls der gesamten Gemeinde gehörte die sogenannte Allmende, die sich zu beiden Seiten des Dorfes an den Enden der Feldstreifen der Dorfgrenze entlang hinzog. Sie bestand aus Wald und Weideland. Erst im vorigen Jahrhundert ist sie bei der sogenannten „Gemeinheitsteilung" an die einzelnen Dorfgenossen verteilt werden. Jeder Dorfgenosse hatte an ihr bestimmte Nutzungsrechte, besonders das Hutungsrecht. Damit nun die Dorfherde vom Dorfhirten ungehindert nach der Allmende getrieben werden konnte, hatte man einen besonderen Viehweg (Viebig) angelegt, der die Größe eines Hufenstreifens hatte und sich zwischen den übrigen Feldstreifen von der Aue nach der Allmende zog. In größeren Dörfern gibt es auch mehrere solcher Viehwege.

Ueber den Ursprung der Rittergüter sei folgendes gesagt: Nur diejenigen Dörfer hatten von Anfang an ein Rittergut, in denen ein Grundherr saß. Das war aber bei längst nicht allen Dörfern der Fall, hatte doch mancher Grundherr mehrere Dörfer. Die Mehrzahl der heut bestehenden Rittergüter sind erst in späterer Zeit aus Bauergütern zusammen-

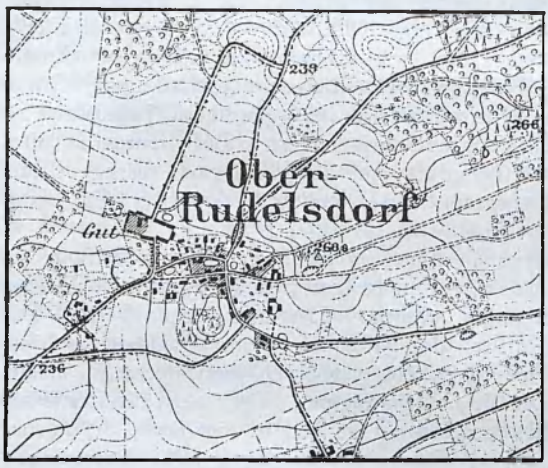
geschlagen worden. Das ist wohl überall da geschehen, wo heute mehrere große Güter in einem Dorfe bestehen; denn Vorwerke hat es ursprünglich ganz selten gegeben. Bis zum heutigen Tage sind ohne Rittergut geblieben z. B. Hennersdorf, Pfaffendorf und Rengersdorf. Außerdem waren früher ebenfalls ohne Rittergut, also reine Bauerndörfer z. B. Niederhalbendorf und Wingendorf. Ueberall aber, wo ein Rittergut von Anfang an bestand, hat dieses in der Mitte des Dorfes gelegen, gewöhnlich mit der Kirche in engster Nachbarschaft. Seine Felder erstreckten sich nur auf der einen Dorfseite und umfaßten ursprünglich nur etwa 5 bis 6 Hufen Landes, das sind etwa 400 bis 600 Morgen. Als solche alte, schon bei Dorfgründung angelegte Rittergüter sind mit Sicherheit anzusehen die Rittergüter Schloß Schönberg, Bellmannsdorf, Niedergut Schönbrunn, Mittel-Gerlachsheim, Schadewalde, Mittel-Steinkirch, Schreibersdorf (siehe Karte 2), Mittel-Thiemendorf, Schloß Langenöls und andere. Diese waren in alter Zeit mit festen Mauern versehen, die zum Teil heut noch stehen. Man betrachte sich auch die Wehrgrabenanlage des Schloßguts in Schönberg (Karte 3).

In denjenigen Dörfern, in denen es ein Rittergut von Anfang an gab, befand sich auch ein Kretscham, in dem das Dorfgericht im Namen des Grundherrn seine Sitzungen abhielt. Der Kretscham ist das mit mancherlei Rechten ausgestattete Dorfgasthaus. Zum Kretscham gehörte ursprünglich auch immer eine Hufe, die gewöhnlich vom normalen Maße abwich, indem sie größer oder kleiner sein konnte. Mehr als einen Kretscham hat es ursprünglich nirgends gegeben, ja er hat in manchen Dörfern ursprünglich ganz gefehlt, z. B. in Wingendorf bis 1534. Die Vermehrung der Kretschame tritt erst im 16. und 17. Jahrhundert entsprechend der Vermehrung der Rittergüter ein.

Bei der Verteilung des Landes ist in den meisten Dörfern eine Hufe für die Kirche vorbehalten worden. Von den Erträgnissen der Hufe sollte der Pfarrer leben können. Meist ist aber die Hufe später verpachtet, wenn nicht gar verkauft worden. Diese Wiedemut-Hufe liegt meist in der Mitte des Dorfes beim Rittergut. Interessant ist es, daß Niederhalbendorf eine Kirchenhufe aussetzte, aber eine Kirche nicht errichtete, weil eine solche durch die nachbarliche Gründung Schönbergs überflüssig wurde. Diese Hufe gehört heut der Schönberger Kirche. Die Kirchen werden erst in den Jahrzehnten nach der Gründung des Dorfes errichtet. Nach neusten Untersuchungen sind alle unsere Dorfkirchen nach einem bestimmten, gleichen Schema durch Handwerkerkolonnen aufgeführt worden, die mit bischöflicher Ermächtigung im Lande von Dorf zu Dorf zogen. Die Kirchen und Kirchhöfe wurden mit starken Mauern bewehrt, da sie zugleich die Fliehburgen der Dorfgemeinden waren, wenn Gefahr drohte.

Nach der wahrscheinlichen Reihenfolge ihrer Gründung sind folgende Dörfer durch die deutsche Kolonisation entstanden: Niederhalbendorf, Oberhalbendorf (bis 1600 Kuzal), Bellmannsdorf, Berna und Küpper im Rotbachtal; Schönbrunn in einem Nebentale des Rotbaches; Altseidenberg in einem Nebentale des Katzebaches; Nikolausdorf, Heidersdorf und Linda im Lindabachtale; Pfaffendorf in einem Nebentale desselben; Gerlachsheim, Geibsdorf und Lichtenau, Schreibersdorf und Hennersdorf in

westlichen Nebentälern des Queises; im Queistale selbst von Norden nach Süden Sächsisch- und Schlesisch-Haugsdorf, Logau, Wünschendorf, Bertelsdorf, Kerzdorf, Wingendorf, Holzkirch, Steinkirch, Dertmannsdorf, Schadewalde, Beerberg; in östlichen Nebentälern des Queises Thiemendorf, Langenöls, Friedersdorf, Klein-Stöckigt, Gieshübel, Eckersdorf, Vogelsdorf und Steinbach, in südlichen Nebentälern des Queises Hartmannsdorf, Schwerta, Rengersdorf, Wiesa, Hartha, Alt-Gebhardsdorf, Hernsdorf und Meffersdorf. Das sind im ganzen 44 alte deutsche Dörfer, denen 7 slavische in der Südwestecke des Kreises und die zahlreichen Erulantengründungen aus der späteren Zeit gegenüberstehen.



Karte 4. Ein nach deutschem Rechte umkolonisiertes Slavendorf.

Die Namen der meisten Dörfer sind aus Personen-Namen entstanden: Bellmannsdorf (Baldram), Nikolausdorf, Heidersdorf (Heidenreichsdorf), Gerlachsheim, Geibsdorf (Geiselbrechtsdorf), Schreibersdorf, Hennersdorf (Heinrichsdorf), Haugsdorf, Wünschendorf, Bertelsdorf, Dertmannsdorf, Thiemendorf, Friedersdorf, Eckersdorf, Vogelsdorf, Hartmannsdorf, Rengersdorf, Gebhardsdorf, Hernsdorf (Hermannsdorf) und Meffersdorf. Von diesen Dörfern ist anzunehmen, daß sie entweder nach einem der ersten Grundherren oder dem Locator benannt sind. Andere Namen sind aus einer Flurbezeichnung oder Eigenart des Dorfes durch allmähliches Beilegen dieses Namens aus zunächst gelegentlicher Bezeichnung entstanden: Niederhalbendorf (Halbendorf = halbes Dorf), Küpper (nach dem Rotbach, der früher Kipper hieß), Schönbrunn, Alt-Seidenberg, Linda (nach dem Bach), Pfaffendorf (vielleicht der Kirche gehörig), Lichtenau, Kerzdorf, Wingendorf, Holzkirch, Steinkirch, Schadewalde, Beerberg, Langenöls, Klein-Stöckigt, Gieshübel, Steinbach, Schwerta (nach der Burg Swet) und Wiesa. Unerklärt blieben die Namen Kuzal (Ober-Halbendorf), Berna, Logau und Hartha.

Schließlich muß noch von der Umbesiedlung der einst slavischen Dörfer nach deutschem Rechte gesprochen werden. Die slavischen Dörfer waren anfangs bei der ostdeutschen Besiedlung ganz übergangen worden. Sie hatten ihr slavisches Recht und ihre alte Wirtschaftsweise behalten. Als aber ihre Grundherren sahen, wie die benachbarten Dörfer aufblühten, wurden ihnen ihre slavischen Leibeigenen leid. Sie hatten das Verlangen, auch ihre Dörfer mit Deutschen zu besetzen. Sie nahmen daher ihren slavischen Leibeigenen die Höfe weg und drückten

sie in die Stellung von Knechten hinab. An ihre Stelle riefen sie deutsche Bauern. Meist setzte man die Deutschen unmittelbar an die Stelle der Slaven. Es kommt aber auch vor, z. B. in Ober-Rudelsdorf, daß man eine neue Felderverteilung nach deutschem Rechte, d. h. in Längsstreifen vornahm. (S. Karte 4.) Allerdings hätten dann bei folgerechter Umbesiedelung die Gehöfte aus dem slavischen Haufendorfe herausgenommen und an die nordsüdliche Straße auf die einzelnen Streifen gesetzt werden müssen. In einigen Fällen ist es im östlichen Teil des Dorfes auch geschehen. Die meisten Bauern aber haben ihre Gehöfte im slavischen Dorfe belassen, so daß ein Mischtyp eines Dorfes entstanden ist. Aehnliche Vorgänge scheinen bei Cundorf, Wilka, Zwecka und Bohra stattgefunden zu haben. Nur Nieder-Rudelsdorf hat den reinen slavischen Typ beibehalten. Die meisten dieser Dörfer haben den slavischen Namen in deutscher Lautmalerei erhalten, beide Rudelsdorf haben einen deutschen Namen angenommen, während Cundorf eine Mischbildung auch dem Namen nach ist. Endlich muß noch darauf hingewiesen werden, daß in diesen ehemals slavischen Dörfern im Gegensatz zu den deutschen Dörfern auch Gärtner neben den vollen Bauern von Anfang an vorkommen, die die Nachfolger der slavischen Smurden sind. Die alten Slaven aber sind allmählich von den Deutschen aufgesogen worden, so daß sie in unserem Kreise schon um 1300 verschwunden waren.

IV. 1200—1600: Das mittelalterliche Wirtschaftsleben in unseren Dörfern.

Die Entwicklung unserer Dörfer hat durch zwei markante Einschnitte eine klare Einteilung in bisher drei Perioden erfahren, wenn man von der slavischen Vorzeit absieht. Der erste große Einschnitt liegt in der Zeit um 1600. Zwei wirtschaftsgewaltige Ursachen, der Beginn der Eigenbewirtschaftung ihres Landes durch die Grundherrn und die riesige Einwanderung vertriebener Protestanten aus Böhmen haben dazu geführt, daß in dieser Zeit das Dorfbild in unserer Gegend völlig verändert und die Wirtschaftsart derselben in ganz neue Bahnen übergeleitet wurde. (Siehe darüber den nächsten Abschnitt.) Den zweiten großen Einschnitt erfährt die Entwicklung um die Mitte des 19. Jahrhunderts. Die Bauernbefreiung und der Niedergang des Handwerkerstandes führen abermals zu einer Wandlung des Wirtschaftslebens in unseren Dörfern, wenn sie auch das äußere Dorfbild fast unverändert lassen. So ergibt sich von selbst für unsere Betrachtung die Einteilung in drei Perioden.

Die Zeit bis 1600 ist im wirtschaftlichen Sinne die Zeit der genauen Trennung der einzelnen Wirtschaftszweige. Der Stadt gebührt das Handwerk, den Dörfern die Urproduktion, also vor allem die Landwirtschaft. Für unsere Dörfer ist es daher die Zeit der reinen Bauernwirtschaft. Unsere Dörfer bestanden, abgesehen von den einzelnen Rittergütern, den Kretschamen und den Kirchen nur aus Bauernhöfen, die fast alle gleich groß waren. Es gab in den deutschen Dörfern anfangs weder Gärtner, noch Häusler und Handwerker. Auf jeder Hufe saß eine Bauernfamilie, die ihr Land allein bestellte. Die

deutschen Bauern waren von Anfang an volle Eigentümer ihrer Hufen. Sie konnten vererbt und verkauft werden, wodurch sie sich auch von dem deutschen Lehen unterschieden, das nur geliehen war. Man bezeichnete daher die Hufen damals als „Erbe", welcher Begriff für alle erblichen, also im vollen Eigentume befindlichen Grundstücke verwandt wurde. Die Grundstückskäufe in den dörfischen Schöppenbüchern sind daher als Erbekäufe bezeichnet. Es kann nicht genug betont werden, daß die Bauern in dieser ältesten Zeit von der Gründung der Dörfer an freie Männer waren. Die Verschlechterung ihrer Lage trat erst mit dem Umschwung zur nächsten Periode im 16. und 17. Jahrhundert ein.

Auch die Abgaben und Dienste, welche die Bauern in dieser ersten Periode an den Grundherrn zu leisten hatten, waren sehr niedrig und durchaus nicht drückend. Sie bestanden in einem jährlichen Erbzins, einer Geldabgabe, dem Zinsgetreide, einer Naturalabgabe, und den Hofediensten, die man Fronden nannte. Der Erbzins betrug jährlich für eine ganze Hufe eine halbe Silbermark (das sind 24 Silbergroschen) und war in zwei Raten, zu Walpurgis und zu Michaelis, abzuführen. Diese Summe ist für Nieder-Halbendorf sicher nachgewiesen, dürfte aber auch auf die anderen Dörfer des Kreises zutreffen. Nach anderen Forschern betrug der Erbzins für die südlichen deutschen Dörfer eine ganze Silbermark, also 48 Silbergroschen. (Ursprünglich galt die Mark 60 Groschen, war also soviel wert wie ein „Schock".) Wie dem auch sei, diese Geldabgabe ist auch für damalige Verhältnisse bescheiden zu nennen. Sie ist eben als eine rentenartige Abfindung des Grundherrn für die Ueberlassung des Landes anzusehen, wie ja schon aus ihrem Namen (Erbzins, Grundstückszins, Grundrente) hervorgeht. Darauf deutet auch der Name der Naturalabgabe: das Zinsgetreide. Es war ein Teil des Erbzinses, der in Naturalien geleistet wurde, da Geld damals sehr knapp war. Die Menge des Zinsgetreides ist verschieden. Durchschnittlich aber hatte eine Hufe von jeder Getreideart einen Scheffel jährlich oder mehr zu entrichten. Daneben kamen auch noch andere Naturalleistungen vor, wie Eier-, Hühner-, Käseabgaben usw.

Die dem Grundherrn zu leistenden Dienste, die Fronden, waren in dieser ersten Periode ebenfalls sehr gering. Sie bestanden in Hand- und Spanndiensten, in welche sich später Bauern und Gärtner und Häusler so teilten, daß die Bauern die Spann-, die Gärtner und Häusler aber die Handdienste zu leisten hatten. Die Zahl der Hofetage war anfangs genau bemessen, oft auch die Zeit der Leistung. Ihre Höhe ist örtlich ganz verschieden. Jedenfalls betrug die Tagzahl anfangs nicht soviel wie es Wochen im Jahre gab, denn die wöchentliche Leistung wird erst mit der Erhöhung der Fronden eingeführt.

Diese Fronden dienten dazu, das Gutsland zu bestellen, das ursprünglich fünf- bis sechsmal so groß wie eine Hufe war. Die Einkünfte des Gutsherrn bestanden also in den Erträgnissen seines Gutes, in den Abgaben der Bauern und in zwei Dritteln der Gerichtsgefälle des Dorfgerichtes.

Außer an den Grundherrn hatten die Bauern an die Kirche den „Zehnten" zu liefern, d. h. einen Teil ihrer Ernte, der ursprünglich

ein Zehntel betrug, später aber sehr bald fest bestimmt wurde. Ferner hatten sie an den Schulmeister, der zugleich Glöckner war, die Wettergarben zum Weihnachtsfeste zu liefern. Dieselben waren eine Entlohnung für das vom Schulmeister zu besorgende Läuten bei einem nahenden Gewitter. In manchen Dörfern bekam er auch Brot zum Gründonnerstage. Jedenfalls waren die Abgaben und Dienste der Bauern in den einzelnen Dörfern ganz verschieden bemessen, so daß man die angeführten Beispiele nur als die Regelleistungen ansehen kann, neben denen noch mancherlei andere Abgaben bestehen konnten. Gänzlich befreit von allen diesen Leistungen und Diensten war das Schulzengut, das zusammen mit dem Kretscham dem Gründer des Dorfes, dem Locator, gegeben worden war. Die Abgabenfreiheit blieb auch bestehen, wenn einmal die Erbenreihe des Locators abriß und diese Grundstücke verkauft wurden. Als die Fronden erhöht wurden, belegte man auch diese Grundstücke mit Abgaben, wenn auch meist mit geringen. Für seine Richtertätigkeit bekam der Kretschmer-Schulze ein Drittel der Gerichtsgebühren.

Das Ackerbausystem war das der Dreifelderwirtschaft. Der Acker wurde in drei Felder geteilt, auf welchem im allgemeinen nur Getreide gebaut wurde, und zwar ein Jahr lang Wintergetreide, im zweiten Jahr Sommergetreide. Danach ließ man das Land ein Jahr lang brach liegen, damit es ausruhen konnte. Düngung gab es in der ältesten Periode so gut wie gar nicht, da das Vieh nicht im Stalle gehalten wurde. Da der Bauer keine Wiesen hatte und keine Futterpflanzen, wie Klee, Rüben, Kartoffeln, anbaute, mußte eine ständige Weidegelegenheit für das Vieh vorhanden sein. Das war die Allmende, der gemeinsame Weideplatz der Dorfherde. Daher auch die Bedeutung der Viehwege, auf denen täglich die Herde nach der Allmende getrieben wurde. Als Weideland wurde auch die Brache benutzt. Wegen dieses Weidebetriebes nennt man dieses Ackerbausystem auch Ackerbausystem mit ewiger Weide. Die schlimmste Zeit für das Vieh war der Winter, über welchen es nur mühsam mit Strohfütterung hinweggebracht wurde. In dieser Zeit verfiel es so sehr, daß ein Teil im Frühjahr selbst nicht mehr zur Weide gehen konnte, sondern am Schwanz hinausgeschleift werden mußte. Dieses System war seit Karl dem Großen in Deutschland eingeführt und von den Kolonisten mit nach Osten verpflanzt worden. Es wurde noch bis in das 19. Jahrhundert hinein geübt. Außer den Bauern gab es auch ausnahmsweise Handwerker in den Dörfern. Grundsätzlich freilich gehörte der Handwerker in die Stadt, worüber die Städte ängstlich wachten. Im Umkreise von einer Meile durften gar keine Handwerker sitzen, nur wenige Gewerbszweige ausgenommen. Das waren die Bannmeilenrechte der Städte, welche aber nur größeren Städten, wie Görlitz und Lauban, zukamen. Auf die Märkte der Städte, auch der kleinen Landstädte, brachte der Bauer seine Erzeugnisse und tauschte sie gegen gewerbliche Produkte ein, die er benötigte. Damit der Bauer Absatz und zugleich die Möglichkeit der Beschaffung gewerblicher Produkte habe, hatte man auch außer Görlitz und Lauban noch kleine Landstädte gegründet, wie Schönberg, Seidenberg und Markliſſa. So bildete jede Stadt mit den umliegenden Dörfern ein Wirtschaftsgebiet, das alle

Bedürfnisse decken und allen Erzeugnissen Absatz verschaffen konnte. Daher die Bezeichnung Stadtwirtschaft für diese Wirtschaftsart.

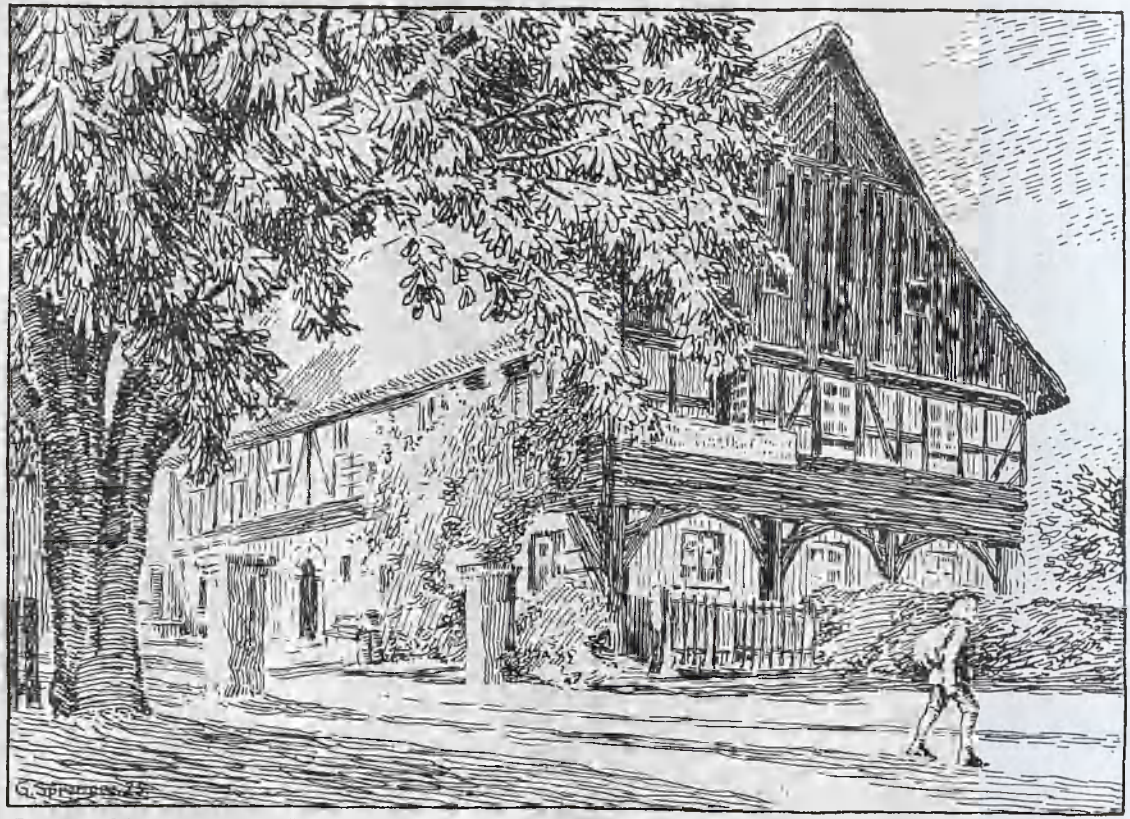
Trotzdem nun die Städte alle handwerklichen Produkte liefern konnten, die der Bauer brauchte, machten sich doch gewisse Handwerker auch auf den Dörfern notwendig, vor allem der Müller. Wegen der schlechten Wegeverhältnisse mußte das Getreide sofort an Ort und Stelle verarbeitet und konnte erst in Form von Getreideprodukten, wie Mehl und Grieß, in die Städte gebracht werden. Dazu war der bäuerliche Bedarf an Mehl selbst ein sehr hoher, da man ja fast ausschließlich von Getreideerzeugnissen lebte. Kartoffeln fehlten noch ganz. Ferner waren Mühlen bei der damaligen geschlossenen Form der Städte mit ihren hohen Mauern in denselben nur schwer anzulegen. Schließlich kannte man als Antriebskräfte für Mühlen nur Wasser und Wind. Rasch fließendes, stark abfallendes Wasser aber war in jedem Dorfe, besonders in unserer Gegend vorhanden. So finden wir denn in jedem Dorfe eine Mühle, wenn nicht gar mehrere, wie z. B. in Nieder-Halbendorf drei. Windmühlen hat es in unserer Gegend nur selten gegeben.

Ein zweiter Handwerker, der auf den Dörfern regelmäßig vertreten ist, ist der Schmied. Der Bauer braucht so oft Schmiedearbeit, daß er nicht immer erst bis in die Stadt laufen kann. Deshalb sind die Schmiede auch auf den Dörfern innerhalb der Bannmeile zugelassen, freilich nur solche, welche Pflugeisen schärfen und altes Eisen „bussen", also nicht solche, die neue Schmiedeware anfertigen. Die Schmiede finden wir in der Mehrzahl der Dörfer vermittels der Schöppenbücher schon in ältester Zeit vor. Meist mag allerdings der Schmied im Nebenerwerb die Landwirtschaft betrieben haben.

Schließlich lassen sich auch noch auf einigen Dörfern schon in dieser ältesten Zeit Schuster nachweisen, jedoch nicht in allen Orten. Schuster, besser Schuhflicker, sind auch innerhalb der Bannmeile um die Städte zugelassen. Auch sie dürfen hier keine neuen Schuhe anfertigen. Im übrigen scheint der Bauer in dieser ältesten Zeit vor 1600 neue Schuhe in der Stadt gekauft, seine alten sich aber nach Möglichkeit selbst geflickt zu haben.

Leinweber hat es in dieser ältesten Zeit als Handwerker noch nicht gegeben. Damals webte man noch in jedem Hause und auf jedem Hofe selbst die Leinwand, die man brauchte. Das Leinweben gehörte damals noch zum Bereiche jedes Haushalts. Nur in den Städten entsteht seit dem 14. Jahrhundert allmählich auch handwerksmäßige Leinweberei.

Ein Handwerksbetrieb eigener Art war der Kretscham. Es war das Dorfgasthaus. Sein Besitzer hatte das Recht, Bier zu brauen und zu schenken. Seit dem 15. Jahrhundert aber gingen die Grundherrn dazu über, auf ihren Höfen selbst das Bier zu brauen und es durch den Kretschmer verschenken zu lassen, da dies ein einträgliches Geschäft war. Bis zum Ende dieser Wirtschaftsperiode um 1600 hatten alle Kretschmer das Braurecht verloren, zuletzt der Alt-Seidenberger 1620. Von Bedeutung für das Schenkrecht war, daß die Hochzeitszüge in ihrem zuständigen Kretscham einkehren und eine Zeche halten mußten. Ferner erhielten die Kretschmer seit dem 14. Jahrhundert das Recht, Brannt-



Scholtisei Wünschendorf bei Lauban. Erbaut 1772.

Federzeichnung von G. Sprenger, Langenöls.

wein zu brennen und zu schenken, das sie auch weiterhin immer behalten haben, bis alle diese Rechte 1845 mit Einführung der Gewerbefreiheit aufgehoben wurden. Ebenso war es mit dem Recht zu schlachten und zu backen, was alle Kretschame besaßen. Dieses Recht folgte aus der Aufgabe, die der Kretscham bei den früheren schlechten Reiseverhältnissen als Dorfgasthaus zu erfüllen hatte. Daher kommt es auch, daß wir heute noch so viele Kretschame finden, die mit einem Fleischereibetriebe verbunden sind. Die Bäckerei ist fast überall weggefallen. Das Schlacht- und Backrecht wird freilich für den dörfischen Konsum nicht allzu große Bedeutung gehabt haben, da der Bauer selbst buk und seinen Fleischbedarf durch Hausschlachtungen eindeckte. Aber nach den Städten konnte ein Absatz stattfinden, da früher in allen Städten allwöchentlich ein freier Fleisch- und Brotmarkt eingeführt war, den auch die Dorfschlächter und -bäcker besuchen durften. In den Landstädten sind diese freien Märkte mit der Errichtung von Zünften im 16. Jahrhundert weggefallen, in den Sechsstädten aber bestehen geblieben bis 1845. Da die Kretschame Handwerksbetriebe darstellten, waren sie auch innerhalb der Bannmeile verboten.

Wie bereits gesagt, war nicht in allen Dörfern ursprünglich ein Kretscham errichtet worden. Der Wingendorfer Kretscham ist erst 1534 entstanden, nachdem das Dorf vorher mit seinen „Schankheiten und Hochzeitszügen" nach Steinkirch in den „Leimkretscham" gehörte. In allen Orten, in denen es jetzt mehrere Kretschame gibt, hat von Anfang an nur einer bestanden, so wie es von Beginn an nur ein Rittergut in einem Dorfe gegeben hat. In dem Maße, wie sich seit dem 16. Jahrhundert die Rittergüter vermehrten, nahmen auch die Kretschame zu. Denn jedes Rittergut hatte einen besonderen Gerichtsbezirk im Dorfe, jeder Gerichtsbezirk brauchte aber einen besonderen Kretscham. Bei der Vermehrung der Kretschame kommt es vor, daß die neuen nicht mehr alle Rechte der alten erhalten. So hatte der jüngere Schwankretscham in Heidersdorf nur das Backrecht, während der ältere Niederkretscham alle Rechte besaß, auch das des Weinschenkens und „Badthaltens", welches letztere Recht hier zum einzigen Male erwähnt wird. Der Weinschank und der „Salzschank", d. h. der Salzverkauf, werden den Kretschamen im 17. und 18. Jahrhundert oft verliehen.

Wie bereits erwähnt, ist der Kretscham der Sitz des Dorfgerichts. Wir haben in den deutschen Dörfern die obere und die niedere Gerichtsbarkeit zu unterscheiden. Die Obergerichtsbarkeit wurde anfänglich besonderen landesherrlichen Landvögten übertragen, welche sicherlich auch Verwaltungsangelegenheiten zu besorgen hatten. Das Land war in besondere Gerichtssprengel eingeteilt, in deren Mitte eine Stadt lag oder erst gegründet wurde. In Verbindung mit dieser Gerichtssprengel-Einteilung ist Schönberg gegründet worden. Wie Schönberg war auch wahrscheinlich Seidenberg Sitz eines Landvogts. Es scheint, als ob dieses Amt bald den Stadtrichtern übertragen wurde, denn später werden diese in Schönberg und Seidenberg noch lange Zeit bis nach 1500 als Vögte bezeichnet. Wie dem auch sei, jedenfalls hat dieses System nicht lange bestanden. Das Betätigungsfeld der Vögte schien zu klein bemessen

worden zu sein. Die Obergerichtsbarkeit umfaßte für die Bauern nämlich hauptsächlich nur die größeren Kriminalsachen (z. B. Diebstahl, Totschlag, Lähmde, Notzucht), die sogenannten blutrünstigen, von der Wunde an, die immerhin selten waren. Man nannte deshalb die Obergerichtsbarkeit auch den Blutbann. Vor dem Vogt wurden ferner alle, auch die zivilen Streitigkeiten des Adels ausgetragen.

Wahrscheinlich schon seit Beginn der Brandenburgischen Herrschaft 1253 wurde die obere Gerichtsbarkeit den Vertretern der Landesherrschaft, den Landvögten übertragen, deren es erst nur einen in Bautzen und seit der Teilung des Landes 1268 auch einen in Görlitz gab. Diese neuen Landvögte haben die obere Gerichtsbarkeit bis zum Jahre 1562 inne gehabt, als diese dann an alle Grundherren für ihre jeweiligen Dörfer überging. Vorher war aber schon die obere Gerichtsbarkeit über viele Dörfer an die Sechsstädte gekommen, welche sie innerhalb ihres Weichbildes beansprucht hatten, also besonders auf den stadteigenen Dörfern.

Die niedere Gerichtsbarkeit, die hauptsächlich die zivilen Streitigkeiten der Bauern und die leichten Kriminalfälle umfaßte, war von der Gründung der Dörfer an bis weit in das 19. Jahrhundert hinein immer dem jeweiligen Grundherrn über sein Dorf übertragen. Dieser ließ sie durch das Dorfgericht in seinem Namen ausüben, was wiederum einen Beweis für die Freiheit der deutschen Bauern liefert. Dieses Dorfgericht bestand aus dem Richter, welcher zuerst der Locator, später seine Nachfolger auf dem Schulzengut und Kretscham waren, schließlich auch andere Bauern und den Schöppen. Diese wurden vom Grundherrn aus der Zahl der Dorfbewohner ernannt. Es waren gewöhnlich sechs, in kleinen Dörfern können es auch weniger gewesen sein. Der Richter war nur Gerichtsleiter und Urteilsverkünder. Die Bemessung der Strafe kam den Schöppen allein zu. Das Schöppenamt scheint ein Ehrenamt gewesen zu sein. Die wichtigsten Geschäfte, die vor dem Dorfgericht verhandelt wurden, waren zweifellos die Grundstücks- oder Erbkäufe. Wegen der oft darüber vorkommenden Streitigkeiten legte man in der Zeit nach 1500 in fast allen Dörfern besondere Gerichtsbücher an, die man Schöppenbücher nannte. In ihnen wurden alle Grundstückskäufe mit dem vollen Vertragsinhalt eingetragen, ferner alle sonstigen gerichtlich abgeschlossenen Verträge, die wichtig genug erschienen. Diese Schöppenbücher sind daher eine unerschöpfliche Fundgrube für unsere Ortsgeschichten und für die Wissenschaft, besonders die Rechts- und Wirtschaftsgeschichte. Auf ihnen sind auch diese Untersuchungen in der Hauptsache aufgebaut.

Die ältesten Erbekäufe, d. h. Käufe über erbliches Eigentum, wie es die Bauernhöfe waren, erfolgten derart, daß nur ein geringer Teil der Kaufgelder sofort bezahlt wurde. Man schied den Kaufpreis in zwei Teile, das bare oder bereite Geld und das Erbegeld. Das bare Geld wurde nach Möglichkeit sofort oder in wenigen großen Jahresraten bald bezahlt. Nach Abzahlung des baren Geldes setzte die Bezahlung des Erbegeldes erst ein. Dasselbe zerfiel in viele kleine Jahresraten, die selten mehr als sechs oder zehn Mark (Mark ist eine Einheit von erst 60, dann 48 Groschen, Zwölfersystem!) betrugen. Ehe sie bezahlt waren, vergingen nicht selten 40, ja 50 Jahre. Die einzelnen Jahresbeträge

wurden auf zwei Termine verteilt. Das waren Johannis und Martini, welche man deshalb noch bis in unsere Zeit als die Erbetage bezeichnet. Damit nun eine Kontrolle bei der Abzahlung so vieler Raten möglich war in einer Zeit, da man noch allgemein des Schreibens unkundig war, hatte man eine sehr fein durchdachte Einrichtung. Das waren die Kerbhölzer: Man schnitt in einen Knüppel so viele Ringe ein, als Raten zu bezahlen waren. Danach wurde das Holz der Länge nach möglichst unregelmäßig gespalten. Gläubiger wie Schuldner bekamen eine Hälfte, deren Echtheit man zum Ausschluß einer betrügerischen Nachahmung und Fälschung jederzeit durch Aneinanderlegen derselben prüfen konnte. Vielleicht versah man diese Kerbhölzer auch mit besonderen Zeichen, z. B. mit der Hausmarke. So oft nun eine Rate bezahlt wurde, schnitt man an beiden Hölzern eine Kerbe ab, bis nichts mehr an ihnen übrig blieb. Wenn ein neuer Besitzer auf das Grundstück kam, erhielt er vom alten die Kerbstöcke mit übereignet, sofern der alte Kaufpreis noch nicht bezahlt war. Diese Einrichtung wie die ganze Art des Erbekaufes ging sehr bald nach der Errichtung der Schöppenbücher in der Wirtschaftswende um 1600 zu Ende. Sie ist nur noch in wenigen Schöppenbüchern voll erkennbar. An ihre Stelle trat das neue, uns bekannte Kaufgebaren. Nur Hypotheken bleiben auch fernerhin unbekannt.

In den Orten, in denen es zunächst an einem Kretscham fehlte, mangelte es auch am Dorfgericht. So waren die Wingendorfer bis 1534 dem „Leimkretscham" zu Steinkirch zugeteilt, dem sie auch drei Schöppen zu Hilfe stellen mußten.

Die Gerichtssitzungen waren für den Kretscham insofern von Nutzen, als große Zechen gemacht wurden. Die Parteien mußten scheinbar das Gericht frei halten. Da das mitunter die richterliche Unparteilichkeit in Frage zu stellen schien, mußte z. B. im Schöppenbuch von Alt-Seidenberg die besondere Mahnung an die Gerichtspersonen ergehen, „um eines Trunkes Bier oder Branntwein nicht eine gerechte Sache unrecht und eine krumme Sache gerade zu machen." Vor allem führte die Einrichtung des Leinkaufes zu großen Zechereien. Der Käufer eines Grundstückes mußte nämlich, insbesondere in der Zeit vor den Schöppenbüchern, die ganze Dorfgemeinde in den Kretscham laden, damit sie künftig bezeugen könnte, unter welchen Bedingungen der Kauf abgeschlossen war. Dafür mußte sie bewirtet werden. Man nannte daher den Leinkauf auch das „Wissebier".

In den Dörfern bestand noch eine Dorfbehörde. Das waren die Aeltesten, die ähnlich den Ratmännern in den Städten die Verwaltungsangelegenheiten zu besorgen hatten. Die Schöppen waren meist zugleich Aelteste. Sie sind daher in den Schöppenbüchern oft auch als Aelteste bezeichnet. Ihr Doppelamt ist aber wohl zu trennen, da es außer ihnen noch besondere Aelteste gab, meist zwei, so daß wir auf acht Aelteste in den Dörfern kommen würden. Wie in den Städten den Ratmännern der Bürgermeister vorstand, so stand den Aeltesten als Verwaltungsbeamter in den Dörfern der Kretschmer-Richter als Schulze vor. Der Schulze war schon immer eine Art Gemeindevorsteher, der Richter aber Gerichtsverwalter. Freilich waren beide Aemter in älterer

Zeit wohl immer in einer Person, der des Kretschmers, vereinigt, den man daher allgemein auch als den Scholz bezeichnete. Richter war er nur an den Gerichtstagen. In jüngerer Zeit aber können sich die beiden Funktionen trennen in der Person des Ausübenden. Der Kretschmer bleibt Scholz, Gemeindevorsteher; das Richteramt kann aber auch auf andere Dorfbewohner übertragen werden, so in Niederhalbendorf, wo 1658 der Richter den Kretscham kauft und nun als Richter und Scholz bezeichnet wird, nachdem zuvor das Richteramt vom Kretscham gelöst worden ist, weil nur noch sehr wenig Acker zu ihm gehörte. Diese Trennung zwischen Richter und Scholz, zwischen Schöppen und Aeltesten aber ist bisher immer übersehen worden, freilich auch in damaliger Zeit nicht immer deutlich erkannt worden wegen der häufigen Vereinigung der Aemter in derselben Person.

V. Um 1600:

Die Aenderung des Dorflebens beim Uebergang zur Neuzeit. Gründung neuer Dörfer.

Die Auswirkungen des niedergehenden Mittelalters machen sich zwischen 1500 und 1600 auch in unsern Dörfern bemerkbar und leiten eine neue Entwicklungsperiode ein. Die alten Wirtschaftsfesseln werden gesprengt. Die kleinen Stadtwirtschaften genügen nicht mehr für Absatz und Bedarf und müssen sich zu Territorial- und Volkswirtschaften erweitern, um allen Erfordernissen gerecht zu werden.

Die erste Auswirkung neuer Verhältnisse in unseren Dörfern war der Uebergang von der Grundherrschaft zur Gutsherrschaft. Der Adel, welcher sich bisher so gut wie gar nicht um die Bewirtschaftung seiner Güter gekümmert hatte, sondern sein Leben zumeist in den dauernden Kriegen unter den Söldnerheeren verbracht hatte, zog sich, als die Zeit der Söldnerheere aus war, auf seine Güter zurück und begann, sie selbst zu bewirtschaften. Der bisherige Grundherr wurde zum Gutsherrn. Zur Eigenbewirtschaftung seines Landes wurde der Grundherr durch den Währungsverfall gezwungen, der mit der damaligen Vermehrung der Münze Hand in Hand ging. Die Renten, von denen der Grundherr bisher in der Hauptsache gelebt hatte, wie der Erbzins und die Gerichtsgefälle, wurden immer wertloser und reichten zum standesmäßigen Unterhalt bald nicht mehr aus. Deshalb sah sich der Grundherr genötigt, sein Rittergut, das ihm bisher nur als Wohnsitz und zur Versorgung seines Haushalts gedient hatte, zu seiner Haupteinkommensquelle auszubauen. Das hatte zur Folge, daß er sein Gut durch Ankauf von Bauerngütern zu vergrößern versuchen mußte. Zugleich brauchte er für das vermehrte Gutsland mehr Arbeitskräfte.

Eine zweite Ursache kam hinzu. In den zwanziger und dreißiger Jahren des 16. Jahrhunderts hatte die Reformation in unseren Dörfern ihren Einzug gehalten. Mit den beengenden Banden des Geisteslebens streifte man auch die hemmenden, den Bauernstand aber schützenden

Fesseln mittelalterlicher Staats- und Wirtschaftsbevormundung ab. In dem sich nun ergebenden freien Spiel der Kräfte mußte natürlich der Bauer gegenüber dem Grundherrn, in dem nicht selten noch immer der Charakter des rauhen Landknechtsführers steckte, unterliegen.

Die Reformation hatte weiterhin zur Folge, daß im 17. Jahrhundert Tausende vertriebener Protestanten in den Kreis Lauban einwanderten, wodurch die alten Dorfverhältnisse am meisten umgeändert wurden.

Die Erscheinung des Uebergangs von der Grundherrschaft zur Gutsherrschaft führte in den einzelnen Dörfern zwischen 1550 und 1600 zur Auskaufung von Bauergütern. Der Grundherr war insbesondere bestrebt, neue Rittergüter aus mehreren Hufen zusammenzuschlagen. Dabei hing die Art und Schärfe der Durchführung ganz vom einzelnen Grundherrn ab. Zunächst mag die Auskaufung der Bauernhöfe durchaus nach Recht und Billigkeit erfolgt sein. Später nahm sie jedoch einen Umfang an, daß sie unmöglich immer mit Willen des Bauern erfolgt sein kann. 1562 hatten die Grundherren die Obergerichtsbarkeit bekommen und damit die Rechtsprechung in den schweren Kriminalfällen. Dieselbe ist in nachweisbaren Fällen dazu benutzt worden, die Bauern durch hohe Strafen für irgendwelche Vergehen zur Aufgabe ihrer Höfe zu zwingen. Ferner hatten die Grundherren durch das seit dem 15. Jahrhundert eingebürgerte Recht, die Kaufverträge zu bestätigen, die Möglichkeit, ihnen ungelegene Veräußerungen zu verhüten. Die Hauptzeit der Aufkaufung trat ein, als viele Bauern infolge der Schicksale des Dreißigjährigen Krieges freiwillig ihre Güter verlassen hatten oder gestorben waren. Damals mußten zum Teil auch die Grundherren die Bewirtschaftung der wüsten Bauerngüter in die Hand nehmen, was sie aber in den meisten Fällen gern taten. Daher sind auch viele Rittergüter und die meisten Vorwerke bei uns erst in der Zeit nach dem Dreißigjährigen Kriege entstanden.

Die Auskaufung vollzog sich so, daß der Grundherr das Gut kaufte, das Land zu dem seinigen schlug und die Gebäude mit wenig Land als Gärtnerstelle wieder verkaufte, vielleicht auch dem ursprünglichen Besitzer wieder zurückgab. So ist in dieser Zeit das Entstehen zahlreicher Gärtnerstellen aus Bauergütern nachweisbar. Freilich waren schon vorher vereinzelt Gärtnerstellen dadurch entstanden, daß Bauern ihre Hufen unter einige Kinder aufgeteilt hatten. Man hat in Bezug auf die Entstehung der vielen Gärtnerstellen im 16. Jahrhundert geradezu von einer Gärtnerkolonisation gesprochen.

Nun seien noch einige Beispiele angeführt: Die ältesten Schöppenbücher Alt-Seidenbergs erwähnen (um 1559) fast nur volle Bauerngüter, selten einen Garten. 1600 ist die Zahl der Gärtner denen der Bauerngüter fast gleich. 1630 sind die Bauerngüter nur noch selten, die Gärten überwiegen ganz. — Heidersdorf: Bei Einführung der Schöppenbücher 1567 kommen neben lauter vollen Hufen nur 5 Gärten vor. Von 1570 bis 1600 werden von der Herrschaft 3 Bauerngüter zu Gärten gemacht. 1610 sind die Gärten schon in der Ueberzahl. — Küpper: 1536 noch gibt es fast nur volle Bauerngüter, ganz selten einen Garten. Von 1560 bis 1575 werden aber so viele Güter zu

Gärten gemacht, daß die Bauernhöfe ganz verschwinden. — Meffersdorf: Hier gibt es bis 1580 nur volle Bauerngüter und eine einzige Gärtnerstelle. In den achtziger und neunziger Jahren des 16. Jahrhunderts werden einige Gärten ausgesetzt und zwar auf dem Viehwege, den die Herrschaft der Gemeinde abgenommen hat. 1640 sind die Bauerngüter schon zum großen Teil aufgekauft. Bis 1730 werden im ganzen 15 Hufen zum Rittergut gezogen. — Wingendorf: Zuerst bestehen auch hier nur volle Bauerngüter. Bei Beginn der Schöppenbücher 1504 gibt es 18 Bauerngüter und eine Gärtnerstelle, 1536 13 Bauerngüter und 3 Gartenstellen, die als Ueberscharen bezeichnet werden. Ueberschar ist ein größerer Garten, etwa 30 Morgen groß. Man erklärt das Wort aus dem, „was über die Schar ist", was also vom Hufenlande nicht bebaut wird. Um 1620 werden einige Gärten auf dem Viehwege neu ausgesetzt, so daß 1667 12 Bauern, 5 Ueberscharen und 3 Gärtner in Wingendorf vorhanden sind. Um 1670 werden 4 Bauerngüter aufgekauft und zu einem Dominium zusammengeschlagen. Aus ihren Resten macht man 4 Gärtnerstellen.

Es sind mehrere Beispiele bekannt, daß sich die Herrschaft von den Bauerngütern nichts oder nur wenig behielt, vielmehr alles zu Gärten umwandelte. Die Herrschaft hatte ihren Besitz schon genügend vergrößert. Das vermehrte Gutsland verlangte nach vermehrten Arbeitskräften. Auf der anderen Seite war aber die Menge der zu leistenden Frondienste durch die Beseitigung mehrerer Bauernhöfe zurückgegangen. Den infolgedessen eintretenden Mangel an Diensten suchte die Herrschaft so zu beseitigen, daß sie mehr Dienstpflichtige durch Zerschlagung bisheriger Bauerngüter schaffte. An eine Erhöhung der auf den einzelnen Bauern entfallenden Dienste wagte sie sich noch nicht heran.

Diese Art der Vermehrung der Dienste durch Aussetzen von Gärtnern genügte aber in den meisten Fällen noch nicht. Für weitere Gärten war jedoch kein Land mehr da. Die Herrschaft begann daher mit einer Anlegung von Häuslerstellen. Dieselben setzte sie fast immer auf der Aue aus, welche oft von ihr mit Erfolg beansprucht wurde, oft aber noch weiterhin als Gemeindeland angesehen wurde. Häuser hatte es bisher nur ganz vereinzelt gegeben. Diese wenigen waren dann entweder Gedingehäuser oder gehörten einem Handwerker. Der Auszügler blieb aber meist auf seinem früheren Gute wohnen. So wurden in Alt-Seidenberg von 1619 bis 1635 5 Häuser gebaut, in Cundorf ebenfalls 3, in Heidersdorf kurz nach 1600 13, in Küpper 5, in Nieder-Halbendorf 14, in Meffersdorf kurz vor 1600 8 bis 10 Häuser. Mit den Häuslern zogen neue Handwerker ein, Schuster, Tischler, Schneider usw. Dies ist die erste Periode der Häuslerkolonisation, die sich etwa von 1600 bis 1630 erstreckte. Ihr folgte von 1650 an eine erneute, zweite, viel stärkere Häuserbauperiode infolge der Exulanteneinwanderung.

Trotz dieser sowohl durch Anlegung von Häuslerstellen als auch von Gärtnerstellen geschaffenen Vermehrung der Fronden kamen die Grundherren noch nicht aus. Seit dem 16. Jahrhundert erhöhten sie darum die Frondenleistungen des einzelnen Dorfbewohners. Zugleich erfolgte eine Erhöhung der Abgaben. Der Erbzins war durch die

Entwertung der Münze nach und nach auf Bruchteile seines ursprünglichen Wertes gesunken. Die Grundherren hatten seit dem Ende des 15. Jahrhunderts eine Uebermacht über die Bauern erlangt, welche seit dieser Zeit gewöhnlich als Untertanen bezeichnet werden. In Böhmen hatte schon um 1500 die völlige Knechtschaft der Bauern die landesherrliche Zustimmung gefunden. Ferner wiesen die Grundherren auf die Verhältnisse in den slavischen Dörfern hin, wo der Grundherr verlangen konnte, was er wollte. Schließlich half den Grundherren auch das damals aufkommende römische Recht, das nur gleiche Herren und leibeigene Sklaven kannte. So kam es denn, daß seit Mitte des 16. Jahrhunderts die Fronden beliebig erhöht wurden, freilich nicht überall. Es gab genug einsichtsvolle Grundherrschaften, denen noch Recht vor Macht ging. Namentlich wurden die Bauern reichlich durch die Städte geschützt, soweit ihre Bürger Grundherren waren. Schließlich aber wurden im Laufe des 17. Jahrhunderts die Bauern aller Dörfer verknechtet, da sie infolge des Dreißigjährigen Krieges völlig machtlos, die Grundherren aber geldarm und rücksichtslos geworden waren.

Anfangs wehrten sich die Bauern. Als es ihnen aber ein paar mal so ergangen war, wie denen zu Schönbrunn, ließen sie alles über sich ergehen. Diese waren vom Bautzener Landvogt trotz ihrer Beschwerde beim Kaiser 1564 doch zur „Leistung der schuldigen und gebührlichen Zinse, Dienste und Roboten, auch Untertänigkeit und Gehorsam" angewiesen worden. Nachdem sie sich abermals geweigert und noch einige Nachbargemeinden aufgewiegelt hatten, wurden sie eingesperrt, dann im Beisein des ganzen Adels gefoltert und schließlich zwei von ihnen vor den Augen der andern 1567 hingerichtet. Die gesamte Gemeinde mußte alle Waffen abliefern. „Allein die Brotmesser sind ihnen, doch ohne Spitze, erlaubt worden." Mehr Glück hatten die Nikolausdorfer, die von 1640 an zwei Prozesse vor dem Schöppenstuhle zu Leipzig führten und sich auch durch Gewaltakte und Gefängnis nicht einschüchtern ließen, bis sie Recht bekamen. Aber auch sie wurden um 1700 durch Verhaftungen doch zu höheren Lasten gezwungen.

Die Erhöhung fing damit an, daß man die Bauern immer einen um den andern Tag mehr zu Hofe verlangte, insbesondere den neuen Käufern immer höhere Abgaben und Dienste auferlegte als den bisherigen Besitzern. Schließlich wurden durch die Behörden, in denen vor allem der Adel vertreten war, die wendischen, ungemessenen Hofedienste für die landüblichen erklärt. Landübliche Dienste waren auf die Woche bezogen, bedeuteten also jede Woche wenigstens einen Tag Hofearbeit. Sehr bald ist es aber dahin gekommen, daß man tagtäglich zu Hofe mußte. Dieser letzte Grad der Verelendung des Bauernstandes ist meist nach dem Dreißigjährigen Kriege erreicht worden. Daß uns aus dieser Zeit oft schaurige Bilder von der Lage des Bauernstandes entworfen werden, darf uns nicht wundern. Sie sind oft leider allzu wahr. In welches Elend war der einst so freie und stolze Bauernstand gesunken!

Im gleichen Maße wie die Fronden wurden auch die Abgaben erhöht. Dieselben werden nach dem Dreißigjährigen Kriege meist beliebig festgesetzt. Außer erhöhten Getreidelieferungen waren z. B. noch Hähne

und Gänse abzuliefern, Vieh zu mästen und Garn zu spinnen. Dazu kamen nicht unbedeutende landesherrliche Abgaben. Da die Grundstücke nach den starken wirtschaftlichen Umwälzungen sehr verschieden groß waren, waren ihre Lasten ohne einheitliche Regel festgesetzt worden.

Auch persönlich waren die Bauern in die Knechtschaft gesunken. Sie galten nicht mehr als frei, sondern zur Scholle gehörig, mit der sie veräußert werden konnten. Wer sich entfernen und in die Stadt ziehen wollte, mußte einen Laßbrief gegen eine hohe Abgabe lösen.

Der Dreißigjährige Krieg war die Ursache zu der Exulanten-Einwanderung, die für unsere Heimat von größter Bedeutung wurde. Dieselbe gestaltete noch mehr als der Uebergang zur Gutsherrschaft unser Dorfbild und -leben um. Als der „Winterkönig" geschlagen war, setzte in dem fast ganz protestantischen Böhmen eine blutige Gegenreformation ein. Unzählige wurden um des Glaubens willen bedrückt, getötet oder vertrieben. Im Jahre 1635 kam die Oberlausitz von Böhmen zu Sachsen, das als ein Hort des Protestantismus galt. Nach Friedensschluß, 1650 und in den folgenden Jahren, erfolgten neue furchtbare Bedrückungen, die wiederum zu massenhaften Auswanderungen führten, die das ganze 17. Jahrhundert hindurch bis ins 18. Jahrhundert hinein fortdauerten. Ganze Gegenden in Böhmen wurden menschenleer. Aber wohin sollten die Unglücklichen sich wenden? Schlesien, dessen protestantische Fürsten erst die Vertriebenen aufnahmen, war zum großen Teile an den Kaiser zurückgefallen. Auch dort wanderte man aus. Daher wandte sich jetzt die Hauptzahl der ostböhmischen und der schlesischen Exulanten nach der sächsischen Oberlausitz, besonders aber nach dem weit zwischen beide Länder vorgeschobenen Südostzipfel, der einstmals den Queiskreis ausmachte und der heute zum Kreise Lauban gehört. Man kann die Gesamtzahl der Eingewanderten auf 10 000 schätzen, ohne daß man zu hoch greift.

Rasch waren die alten, durch den Krieg teilweise geleerten Dörfer gefüllt, die wüsten Stellen besetzt. Neue Häuser mußten gebaut werden. Auf der Dorfaue erhob sich Haus um Haus, dicht gedrängt, ohne Garten. Die Herrschaft konnte nur noch Bauland überlassen, bauen mußten die Exulanten selbst. Die Grundherren kamen ihnen allerdings möglichst entgegen, da sie ihre Dienste gut gebrauchen konnten. Hauptexulantendörfer sind die Dörfer um Seidenberg, ferner Berna, Küpper, Heidersdorf, Linda, Gerlachsheim, Geibsdorf, Lichtenau und alle Dörfer im Queistal, sowie vor allem die Dörfer im südöstlichen Queiszipfel, wie Schwerta, Rengersdorf, Wiesa, Gebhardsdorf. Obenan steht Meffersdorf. In Meffersdorf entstanden allein von 1635 bis 1700 50 neue Exulantenhäuser, von 1712 bis 1735 abermals 64, im ganzen bis 1735 462 *) neue Häuser, in Heidersdorf von 1656 bis 1710 ebenfalls fast 50, in Küpper in den 1660er Jahren allein fast 20. Die neue Häuserbauperiode setzte nicht unmittelbar mit der Exulanteneinwanderung ein, da diese erst die durch den Krieg leergewordenen Stellen neu besetzten. In den Jahren 1651 und 1652 wanderten allein aus der benachbarten böhmischen Herrschaft Friedland z. B. nach Küpper 135, nach Gerlachsheim 164

*) Diese Angabe betrifft allerdings Meffersdorf zusammen mit seinen Kolonien.

Personen ein. Nicht betroffen von der Exulanteneinwanderung, sondern sogar Auswanderungsgebiet waren alle Dörfer des Kreises auf dem rechten Queisufer mit Ausnahme von Friedersdorf und Wingendorf, welche nicht zum böhmischen Schlesien, sondern zu Sachsen gehörten.

Neue Dörfer und Städte entstanden. Eine zweite große Kolonisationsperiode hob an. Auf Meffersdorfer Flur entstanden



Die Exulantensiedlungen im Kreise Lauban. —— Kreisgrenze. — — — Grenze der Oberlausitz gegen Schlesien innerhalb des Kreises. Zugleich Ostgrenze der Exulantenansiedlungen. —•—• Nordgrenze der Hauptexulantenzuwanderung. ◘ Alte Städte. X Exulantenstädte. ═══ Alte Dörfer. O Exulantendörfer. Deutlich sind die Grenzgegenden bevorzugt.

allein sechs neue Exulantenkolonien: Grenzdorf 1659, Bergstraß 1661, Wigandsthal 1667, Neu-Gersdorf 1668, Straßberg 1669, Heide 1670, ferner entstanden Hagendorf, Goldbach, Scholzendorf, Karlsberg, Neu-Gebhardsdorf, Ober-Gebhardsdorf, Augustthal, Neu-Scheibe (Alt-Scheibe war um 1550 entstanden), Schwarzbach, Estherwalde, Neu-Warnsdorf und Neu-Schweinitz, welche 18 Orte alle im Queiswinkel liegen. Außerdem wurde neben Wigandsthal, das bis 1679 Meffersdorfer Städtel hieß, noch Goldentraum 1662 als Stadt gegründet. Beide blieben aber ohne jede Bedeutung. Ferner entstanden im Kreise Lauban damals die Kolonien Augustenthal, Schreiberbach und Löbenslust bei Lichtenau, Karlsdorf und Prettin bei Gerlachsheim, Lindenfeld, Lindenhöh und Waldeck bei Linda, Neulöben und Neugablenz bei Küpper, Hohberg bei Pfaffendorf und Königsfeld bei Berna. Auch die zahlreichen Ausbauten alter Dörfer sind damals geschaffen worden, wie Neu-Klix bei Alt-Seidenberg, Neuhaus bei Berna, Mittel-Grund, Nieder-Grund, Ziegelhäuser und Petersgemeinde bei Gerlachs-

heim, Döbschütz bei Hartmannsdorf, Sorge, Städtel und Auf dem Brande bei Schwerta, Grunddörfel bei Rengersdorf, ferner die zahlreichen Feldhäuser usw. Die Exulantendörfer sind meist in der Feldflur gelegene kleine Reihendörfer, die fast nur aus Häuslerstellen bestehen. Alle im 17. Jahrhundert erfolgten Exulantengründungen in der preußischen Oberlausitz liegen ohne Ausnahme im Kreise Lauban. Es sei noch die riesige Bodenzersplitterung infolge der Exulanteneinwanderung erwähnt: Im Kreise Lauban gab es 1861 fast 7000 Besitzungen unter 10 Morgen Fläche, im räumlich viel größeren Kreise Görlitz dagegen nur reichlich 3000. Nur in der Zittauer Gegend, die ebenfalls weit nach Süden vorgeschoben von böhmischem Gebiet umgeben war, und in einigen Teilen Schlesiens (hier schon früher) war eine ebenso starke Einwanderung erfolgt, wie im Kreise Lauban.

VI. 1600—1850:

Die neuzeitliche Wirtschaftsgestaltung in unsern Dörfern.

Die Leinweberei.

Die geschilderten Verhältnisse hatten das Dorfbild vollkommen umgestaltet. An die Stelle von zwei Reihen prächtiger Bauernhöfe war ein wirres Durcheinander von Grundstücken aller Größen getreten. Besonders die einst der Gemeinde gehörende Aue und die Viehwege waren dicht von Häusern besetzt. Diese Bodenzersplitterung war damals noch stärker als heute, da inzwischen wieder viele Grundstücke zusammengekauft worden sind. Die Rittergüter waren bedeutend vergrößert, ja es waren neue und eine große Zahl von Vorwerken entstanden. Ein mächtiger Gutsherrnstand bildete den schärfsten Gegensatz zu einem ausgeprägten Kleinbesitz; die Zahl der vollen Bauern war in den meisten Dörfern bis auf wenige zurückgegangen, ja gänzlich geschwunden (Meffersdorf). Das Ackerbausystem blieb aber das alte, nur daß die Dreifelderwirtschaft sich infolge des Durcheinanders der Grundstücke schwerer durchführen ließ als bisher. Auch das Dorfgericht blieb beim alten, nur die Rechtsbräuche hatten sich stark geändert. Die Kretschame und die Dorfgasthäuser (Schenken) hatten sich sehr vermehrt.

Der Häuslerstand, der ja erst seit kurzem in das Dorfleben eingereiht war, wirkte am meisten verändernd auf das Dorfbild. Schon mit der ersten, durch die Grundherren um und nach 1600 hervorgerufenen Häuslerkolonisation waren viele Handwerker auf die Dörfer gekommen, wie schon ausgeführt wurde. Durch die Exulanteneinwanderung aber waren mit einem Schlage alle Handwerkerberufe auf den Dörfern vertreten. Am zahlreichsten waren die Schuster, die nun nicht mehr nur Flickschuster waren, sondern auch sehr viele neue Ware herstellten, sehr zum Verdruß der städtischen Schuhmacher. Ein von diesen angestrebter Prozeß hatte aber keinen Erfolg, obgleich er fast das ganze 17. und 18. Jahrhundert hindurch andauerte. Sehr oft waren jetzt früher seltene Berufe auf dem Dorfe vertreten. Als Beispiele seien nur die Papierfabrikation in Wingendorf und Meffersdorf und die Pulverherstellung in Meffersdorf erwähnt.

Ein besonderer Erwerbszweig, den die Exulanten eingeführt hatten, war die Granatenschleiferei in der Gegend von Meffersdorf, die eine Zeitlang stark blühte. Sie ernährte 1785, als sie schon im Niedergehen war, noch 820 Personen, außerdem mehr als 20 Händler. Diese Händler kauften auf den Messen, besonders der Leipziger, rotes Glas, das sie an Schleifer verhandelten. Die Schleifer bearbeiteten es, indem sie sogenannte Granaten schliffen, allerlei Formen von Edelsteinnachahmungen. Den Absatz der Granaten besorgten wiederum die Händler auf den Messen. So waren die Schleifer ganz in die Hände der Händler gegeben, die ihr wirtschaftliches Uebergewicht auch sehr bald mißbrauchten. Sie beuteten die Schleifer immer mehr aus, so daß diese bald nur noch in ihrem Lohne standen. Der große Gewinn, den die Händler beanspruchten, machte allmählich die Schleiferei unlohnend, so daß sie um 1800 schon fast aufgehört hatte.

Ungleich bedeutender war ein anderer, von den Exulanten eingeführter Erwerbszweig, die Leinwandweberei, die ihren Sitz vor allem in den südöstlichen Dörfern des Kreises hatte.

Schon früher wurde Leinwand auf den Dörfern gewebt, jedoch ausschließlich für den Eigenbedarf. Für den Absatz begann man erst zu weben, als die Exulanten eingewandert waren. Diese, meist Bauern oder Handwerker, hatten fast sämtlich allen Besitz zurücklassen müssen. Unmöglich konnte nun allen Bauern Land überlassen werden. Den Handwerkern, soweit sie tschechisch waren, machten die damaligen Zunftanschauungen Schwierigkeiten. Sie durften das Handwerk nicht ausüben, weil sie nicht „Deutscher Art geboren" waren. Nur durch Industrialisierung konnte man der vermehrten Bevölkerung einen Erwerb schaffen. Das geschah durch die Leinweberei. So erfahren wir von den Exulanten in Gerlachsheim: „Sie nährten sich kümmerlich vom Spinnen und Weben". Mit einem Schlage war das bisher reine Agrar- zu einem überwiegenden Industrieland geworden.

Die nun auf einmal riesenhaft vermehrte Leinweberbevölkerung suchte sehr bald nach Absatz für das mühsam erarbeitete Leinen. Sie war mit dem niedrigsten Preise einverstanden, nur um einen Käufer zu finden. Man versuchte den Absatz auf den Jahrmärkten, aber er war zu gering. Auf die Messen konnte der Weber selbst nicht ziehen. Zu dieser neuen Riesenproduktion mußte sich der entsprechende Absatz erst finden. Dies konnte jedoch nur zum Schaden der städtischen, zunftmäßigen Leinwandproduktion geschehen. Diese hatte am Ende des 16. Jahrhunderts durch Weberei für den Export einen bedeutenden Aufschwung erfahren, der seinen Höhepunkt in den ersten Jahren des Dreißigjährigen Krieges erreicht hatte. Nach dem Kriege vermochten die städtischen Leinwandhandwerke jedoch nicht mehr richtig aufzukommen. Während die meisten Städte noch einen kurzen Aufschwung erlebten und dann langsam verfielen, ist die Laubaner Leinweberei nach dem Kriege nie mehr richtig aufgestiegen. Das Landhandwerk hatte das Erbe der Städte angetreten. Durch niedrige Preise hatte es den Städten die neu einreisenden Abnehmer abspenstig gemacht und beginnt nun selbst zu jener Bedeutung im Export

zu gelangen, die einst den Städten eigen war. Es nützte auch den Städten nichts, daß sie sich bald nach dem Kriege zu einer Hauptzeche zusammenschlossen, um das Landhandwerk zu bekämpfen. Ihre zünftige Gebundenheit machte sie unfähig zu dem Kampfe gegen dieses junge, nach freiheitlichen Wirtschaftsideen aufgebaute Gewerbe. Dabei traf es sich glücklich, daß von außen her eine starke Förderung des Leinengewerbes durch einen vermehrten Bedarf infolge der Vertreibung der Hugenotten aus Frankreich einsetzte. So hat sich in den sechziger Jahren des 17. Jahrhunderts die Dorfweberei mit ihrem Absatz bereits durchgesetzt. Ein besonderer Handelsstand war entstanden, der den Export besorgte. Hauptsächlich waren es auch vertriebene Kaufleute, die ihren Glaubensgenossen den Absatz zu erleichtern begannen. Die Entwicklung der Dorfweberei ist also vollkommen von innen heraus erfolgt, aus eigener, gewaltiger Kraft, die geboren war aus bitterster Not. Die bisherigen Erklärungsversuche für die Entstehung der gesamten ostdeutschen Leinenindustrie sind daher zum Teil verfehlt. Es sind nur untergeordnete Wahrheiten, wenn man die oberlausitzer Leinenindustrie darauf zurückführt, daß die Bodenbeschaffenheit und das Klima hier besonders günstig gewesen seien, daß die vermehrte Bauernbevölkerung Ueberschußproduktion getrieben habe und daß die größere Nachfrage von außen her die Leinwandweberei groß gezogen habe. Die Hauptursache lag in den Exulanteneinwanderungen, die durch die Grundherren gefördert wurden.

Als Hauptleinendörfer sind die Ortschaften im oberen Linda- und Rotbachtale anzusehen: Linda, Heidersdorf, Küpper, ferner Gerlachsheim, Schwerta, Messersdorf, Friedersdorf, Holzkirch, Geibsdorf, Lichtenau, Hennersdorf. Wie stark die Leinenweberei auf diesen Dörfern vertreten war, geht aus dem Beispiele von Gerlachsheim hervor, von dem wir wissen, daß von 130 Wirten sich 105 mit der Leinweberei beschäftigten, oder dem von Geibsdorf, wo von 4000 Einwohnern sich 3 800 von der Leinenfabrikation ernährten. In den südlichen Dörfern wurde besonders das Weben besorgt, während die nördlichen Dörfer, besonders Hennersdorf, Schreibersdorf, Pfaffendorf und Schönbrunn spannen. Die Spinnerdörfer aber lieferten ihre sehr feinen Garne zum großen Teile nicht in die Nachbardörfer, sondern zur Damastweberei nach Groß-Schönau (sächsische Oberlausitz). Da sowieso ein Weber das Garn von zehn Spinnern verarbeiten konnte, war eine starke Garneinfuhr notwendig, die von Schlesien her erfolgte. Besondere Garnhändler reisten zu, die das Garn auf den Märkten an die Weber vertrieben, soweit sich diese nicht in ihrem Orte eindecken konnten. Die Weber webten auf eigene Gefahr und setzten ihre rohe Leinwand anfangs an den Markttagen ab. Dort kaufte sie der Kaufmann direkt für den Export, nachdem er Bestellungen erhalten hatte. Die Leinwand ging hauptsächlich nach Frankreich, Spanien, Portugal, Italien, Holland und England oder auch über Hamburg unmittelbar nach Amerika. Ein großer Teil wurde auch auf den deutschen Messen abgesetzt, besonders zu Leipzig und Frankfurt a. O. Die Hauptausfuhrorte für Leinwand waren Lauban und Markliffa, wo ein großer Teil der Bevölkerung nur vom Leinwandhandel lebte. Später gab es besondere Dorfhändler (Faktore), die das Garn auf die Dörfer brachten

und den Webern zugleich die Leinwand abnahmen. Sie traten zuerst um 1750 auf. Die Hauptsitze dieser Dorfhändler waren Friedersdorf und Geibsdorf.

Die armen Weber, die durch hohe Garn- und niedrige Leinenpreise verschuldet waren, erhielten das Garn von Kaufleuten und Händlern geliefert, das später auf die Leinwand angerechnet wurde. Dieses System des Verlages bürgerte sich seit dem Anfang des 18. Jahrhunderts ein. Infolge der Lieferung des Rohstoffes von Seiten des Verlegers befand sich der Weber in voller sozialer Abhängigkeit von ihm.

VII. Nach 1850:

Befreiung und weitere Entwicklung der Dorfwirtschaft.

Um 1850 sollte sich abermals unser gesamtes Dorfleben umgestalten. Die Erweiterung der Volks- zur Weltwirtschaft, die Entstehung des Fabrikwesens sollte mit einem Schlage die Leinwandindustrie vernichten und Tausende armer Weber brotlos machen. Auf der andern Seite aber sollte der fortschreitende Geist der Aufklärung auch unsern verelendeten Bauern Befreiung bringen von ihrem Joch. Abermals sollte sich das Blatt wenden. Der Weberstand sank hinab, der Bauernstand kam wieder empor.

Der Absatz der dörfischen Leinweberei war schon im 18. Jahrhundert dauernd zurückgegangen. Eine neue Stockung trat durch die Kontinentalsperre ein und hielt bis 1815 vor. Unsere Leinenindustrie blieb nicht mehr wettbewerbsfähig. Während England seine Leinweberei maschinenmäßig betrieb, produzierte man in Deutschland dauernd mit dem alten Webstuhle, der erst sehr spät durch den Schnellschützen verbessert wurde. Die chronische Armut der Weber machte jeden Fortschritt unmöglich. Ja, in der größten Not führte man noch das sächsische Spinnrad ein, das wohl schneller arbeitete, aber viel schlechteres Garn lieferte. Dazu kam seit 1800 eine starke Nachfrage nach baumwollenen Geweben. Die Folge war die große Webernot in den vierziger Jahren des vorigen Jahrhunderts. Im Kreise Lauban war wegen der ungeheuren Zahl der Weber die Not mit am größten. Von 65 000 Einwohnern waren 5 400 unterstützungsbedürftige Weber. Der tägliche Erwerb einer ganzen Weberfamilie schwankte zwischen 9 Pfg. und 1 Sgr. 3 Pfg. Allerdings besserte sich Ende der fünfziger und in den sechziger Jahren die Lage etwas, nachdem sich schon viele Weber einen andern Erwerb gesucht hatten.

Der zweite Hauptzweig der dörfischen Weberei war seit Anfang des 19. Jahrhunderts die Baumwollenweberei geworden. 1858 gab es daher im Kreise Lauban schon mehr Baumwollen- als Leinenweber. In dieser Zeit sollen sich im ganzen etwa 20 000 Personen hier von der Baumwollweberei ernährt haben. Immerhin war es nur ein Tausch in dem Maße des Elends. Es webten auch damals schon nur noch der geringere Teil der Baumwollenweber mit der Hand, denn die Handweberei war in diesem Zweige des Webehandwerks ebenso un-

lohnend wie in der Leinweberei. Es verdiente ein Baumwollenweber um 1850 bei 14- bis 16stündiger Arbeitszeit nur etwa 1 Sgr. 6 Pfg. Ja, ein Handspinner, und deren gab es 1859 noch 5400, verdiente bei großem Fleiße nicht mehr als 9 Pfg. Schon 1833 wurde in Markliſſa eine Kattunmanufaktur errichtet und 1839 auch eine Fabrik in Beerberg. Schon 1856 beſchäftigten beide Fabriken etwa 1000 Perſonen. So war auch hier der einſt freie Weber zum ſozial tiefer ſtehenden Fabrikarbeiter hinabgeſunken. Aber es konnten nicht einmal alle Weber Fabrikarbeiter werden.

Das Werk der Bauernbefreiung war ſchon überall weit gediehen, nur in der Oberlauſitz noch nicht. Die meiſten preußiſchen Bauern waren ſchon 1816 bezw. 1821 von ihren Laſten befreit worden. Ein Teil der Bauern hatte ſich ſchon früher durch eine einmalige Zahlung losgekauft. Sie nannten ſich ſtolz Freibauern und Freigärtner. Die Bauern der Dörfer des Kreiſes Lauban, die rechts des Queiſes liegen (mit Ausnahme von Friedersdorf und Wingendorf), hatten, weil ſeit den ſchleſiſchen Kriegen ſchon zu Preußen gehörig, die perſönliche und Abgabenfreiheit ſchon früher erhalten. Nachdem der Kreis Lauban 1815 an Preußen gekommen war, wurde am 18. Januar 1819 die Aufhebung der Erbunterthänigkeit in den vormals ſächſiſchen Landesteilen ausgeſprochen. Alle Bauern im Kreiſe Lauban ſind ſeitdem wieder perſönlich frei. Durch Geſetz von 1821 wurden auch die Beſtimmungen über die Abgabenbefreiung bei uns zur Anwendung gebracht. (Edikt von 1811 und Deklaration von 1816.) Dieſe beſchränkten allerdings die Ablöſung der Fronden und Abgaben zunächſt auf die ſpannfähigen Bauern. Allgemein wurde die Aufhebung der Fronden erſt durch das Geſetz von 1850 möglich, ſodaß nunmehr auch die Kleinbauern und Gärtner von ihren Laſten befreit wurden. Die Ablöſung erfolgte meiſt durch Renten. Im Zuſammenhang mit der Löſung des gutsherrlich-bäuerlichen Verhältniſſes erfolgte auch die „Gemeinheitsteilung“; d. h. die der Geſamtheit der Dorfgenoſſen gemeinſamen Grundſtücke wurden unter dieſe aufgeteilt, alſo insbeſondere die Allmende. Das geſchah durch die Gemeinheitsteilungs-Ordnung 1821. Jeder Bauer bekam das in der Verlängerung ſeines Hufenſtreifens gelegene Allmendeland und den Wald an der Dorfgrenze. Damals erſt wuchſen unſere Bauerngüter von einer Größe von 60 bis 80 Morgen auf über 100 Morgen an. Dieſe Aufteilung der Allmende war nur möglich, wenn das alte Ackerbauſyſtem aufhörte.

An die Stelle der Dreifeldertwirtſchaft war ſchon im 18. Jahrhundert die verbeſſerte Dreifelderwirtſchaft getreten. Man ließ im dritten Jahr das Land nicht mehr brach liegen, ſondern beſtellte es mit Futterpflanzen und Hackfrüchten, beſonders mit Klee, Kartoffeln, Rüben. Der Klee machte bis zum gewiſſen Grade die Weide überflüſſig, indem er Stallhaltung ermöglichte. Die Rüben boten die Grundlage zu einer guten Winterfütterung. Damit war an Stelle der Weidehaltung die Stallhaltung des Viehes getreten. Im weiteren ſchritt man im 19. Jahrhundert zur Fruchtwechſelwirtſchaft. Sie war die Folge der Ablöſung der Fronden und der Gemeinheitsteilung. Die Allmende wurde unter teilweiſer Umlegung der Grundſtücke hauptſächlich zur An-

lage von Wiesen benutzt. So war die Stallhaltung dauernd gesichert; sie erfolgte im Sommer durch Grünfütterung, im Winter durch Heu und Hackfrüchte, hauptsächlich durch Rüben. Die infolge der Stallhaltung erhöhte Düngerproduktion ermöglichte eine viel stärkere Ausnützung des Ackerlandes. Eine Frucht löste jetzt die andere in ununterbrochener Folge ab, daher Fruchtwechselwirtschaft. Weiter ausgebaut und gefestigt wurde diese noch durch die Anwendung des künstlichen Düngers. Die Fruchtwechselwirtschaft verlangte eine erhöhte Arbeitstätigkeit, die erst durch die Aufhebung der Frondienste möglich wurde, als der Bauer nun alle seine Arbeitskräfte zur eigenen Verfügung hatte.

Als Ersatz für die dem Gutsherrn durch Aufhebung der Fronden entgangenen Arbeitskräfte stellten sich ihm gern die zu tausenden brotlos gewordenen Weber zur Verfügung. Arbeitslöhne erhielt er durch die entschädigenden Renten der Bauern. Wer also nicht Fabrikarbeiter geworden war, ging von der Leinweberei zur Hofearbeit über. Abermals hatte sich eine bedeutende Wandlung der Wirtschaft vollzogen; es waren neue Bahnen gefunden worden, in denen wir noch heute wandeln.

Zum Schluß muß noch auf die Einführung der Gewerbefreiheit 1845 hingewiesen werden. Alle bisher bestehenden Beschränkungen für die Ausübung eines Gewerbes fielen fort. Jedermann konnte jedes Handwerk ergreifen. Das hatte für unsere Dörfer insofern Bedeutung, als nunmehr die alten Monopolrechte des Kretschams wegfielen, insbesondere das Schlacht- und Backrecht. Seit dieser Zeit erst gibt es selbständige Fleischer und Bäcker außerhalb des Kretschams in unsern Dörfern.

Quellen zu dieser Arbeit bildeten in erster Linie die Dorfschöppenbücher. Viele Ergebnisse beruhen auf eigenen Untersuchungen. Im übrigen wurden benutzt: Knothe, Hermann: Die Stellung der Gutsuntertanen in der Oberlausitz zu ihren Gutsherrschaften. (N.-Laus. Mag. 61); Mischke: Das Markgraftum Oberlausitz (Pr.), 1861; Peschek: Die Exulanten in Sachsen, 1857; Schoffländer, Erna: Die Entwicklung der Leinweberei in Lauban, 1921; Schulze, Artur: Das Schöppenbuch der Gemeinde Nieder-Halbendorf (N.-Laus. Mag. 101); derselbe: Beiträge zu einer Ortsgeschichte von Nieder-Halbendorf; derselbe: Schöppenbuchstudien im Laubaner Heimatkalender von 1927 und 1928 (I: Unsere Dorfschöppenbücher; II: Das alte Oberlausitzer Dorfgericht; III: Die Einwanderung vertriebener Protestanten in den Kreis Lauban zwischen 1650 und 1750 und ihre Folgen); derselbe: Die Entwicklung des alten Handwerks in den Dörfern und Landstädten der preußischen Südoberlausitz (N.-Laus. Mag. 103).

Die Gründung und Entwicklung der Landstädte im Kreise Lauban.

Von Dr. jur. et phil. Artur Schulze, Schönberg, Diplomvolkswirt, Referendar.

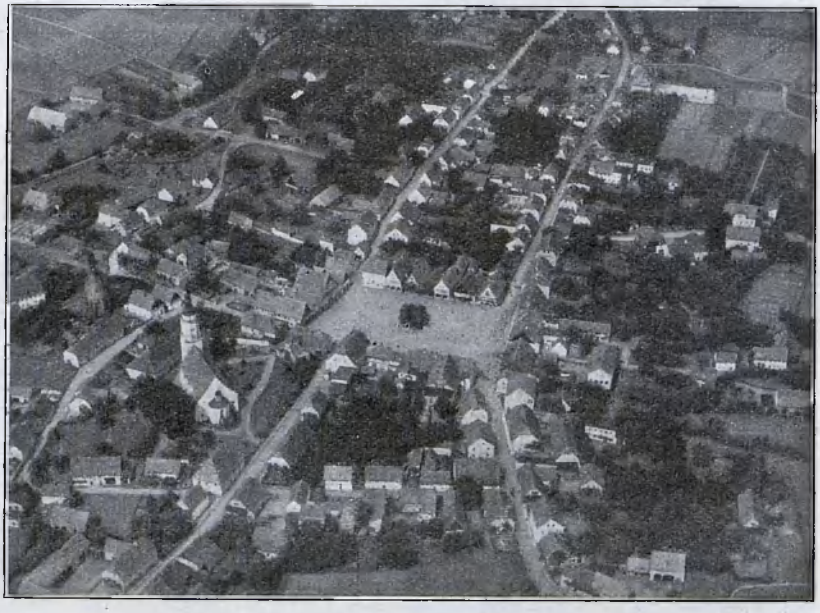
I. 1230—1300: Die Gründung der Landstädte.

Die Stadt ist im allgemeinen immer jünger als das Dorf, da sie dieses zur Voraussetzung hat. Erst nachdem die Dörfer gegründet waren, dachte man daran, sie durch Anlage von Städten zu Wirtschaftsgebieten zusammen zu fassen. Damit begann die Zeit der Stadtwirtschaft, d. h. eine Stadt und das offene Land der Umgebung bildeten einen Wirtschaftskörper. Das Land hatte die Urproduktion, also hauptsächlich die Landwirtschaft, die Stadt das Gewerbe. Auf den städtischen Märkten kamen beide Zweige in Berührung. Dort wurden ihre Erzeugnisse ausgetauscht. Der Landmann brauchte die vom städtischen Handwerker gefertigten Waren, der Städter die Lebensmittel und Rohstoffe des Bauern. Weiter erstreckte sich der Bedarf damals aber noch nicht. So konnte ein kleines Wirtschaftsgebiet, die Stadt und eine Anzahl von Dörfern, alle Bedürfnisse der Bewohner decken. Die Städte waren das Herz, das Zentrum dieser Wirtschaftsgebiete.

Auch aus einem anderen Grunde bedurfte das neu erschlossene Land der Städte. Bisher hatten die Kolonisten im Urwald von Obrigkeit und Staat wenig gespürt. Ihr Grundherr war ihnen das alles zunächst allein. Nachdem aber die Dörfer ausgebaut und damit die untersten politischen Verbände geschaffen waren, durfte ihre Zusammenfassung zu größeren Einheiten nicht mehr fehlen. Dazu waren aber Städte nötig, größere, geschützte Siedlungen, als es die kleinen, offenen Dörfer waren. Die staatliche Verwaltung brauchte eben einen ihrer Bedeutung entsprechenden Sitz. Sowohl die wirtschaftliche, wie die obrigkeitlich-staatliche Zusammenfassung der Kolonistendörfer verlangten also nach Städten.

Das Land gehörte zur Zeit der Besiedlung von 1158 bis 1253 zu Böhmen. 1216 war neben Ottokar schon sein elfjähriger Sohn Wenzel zum König gewählt worden. Bald wurde ihm die Oberlausitz als ein Teil Böhmens zur besonderen Pflege übertragen. Dort sollte er sich in Regierungsgeschäften üben. Vielleicht ist daher auf ihn auch die schon etwa um 1220 erfolgte Gründung der Städte an der via regia, der großen westöstlichen Handelsstraße, zurückzuführen. Diese von Westen kommende Straße,

welche die Oberlausitz in der Richtung Görlitz—Lauban durchschnitt, um dann über Breslau weiter nach Osten zu führen, war für die Oberlausitz von größter Bedeutung. Auf ihr war die Einwanderung zur Zeit der dörfischen Besiedlung erfolgt. An ihr wurden auch, wie wir schon an anderer Stelle erfahren haben, die ersten Städte um 1220 gegründet. Für unsere Gegend kommen Görlitz und Lauban in Betracht. Mit viel Bedacht hatte man die Lage der Gründungsorte,



Luftbild der Stadt Schönberg. Ballonaufnahme.

insbesondere auf die Möglichkeit ihrer wirtschaftlichen Entwicklung hin, geprüft und ausgewählt.

Schon nach wenigen Jahren erkannte man jedoch, daß diese Städte nicht ausreichten, um das überaus reich besiedelte, fruchtbare Land mit gewerblichen Produkten zu versehen. Von manchen Dörfern waren sie auch zu weit entfernt, um diese Aufgabe ganz erfüllen zu können. Dazu machte die fortschreitende staatliche Zusammenfassung des Landes es notwendig, das Netz von Verwaltungssprengeln engmaschiger zu gestalten, als es die bisher vorhandenen Städte ermöglichten. Deshalb erfolgten nicht nur Erweiterungen schon vorhandener Städte (Görlitzer Obermarkt), sondern auch (um 1230) die planmäßige Gründung weiterer Städte. Die Erschließung des Landes durch die bäuerliche Kolonisation war aber um diese Zeit vornehmlich erst in dem westlichen Teile des Kreises Lauban bis zum vollendeten Ausbau von Dörfern fortgeschritten. Dabei waren die ehemals slavischen Dörfer dieser Gegend sicherlich noch nicht ganz von der deutschen Besiedlung erfaßt worden. Neue Städte

konnten um 1230 nach Osten zu also höchstens bis zum Weststrand des Kreises Lauban hin gegründet werden. Die am weitesten nach Osten vorgeschobene, einzige für den heutigen Kreis Lauban aus dieser zweiten Periode der Städtegründungen in Betracht kommende Stadt war Schönberg. Dasselbe gehört seiner Anlage nach eng zusammen mit Reichenbach bei Görlitz und Weißenberg in Sachsen, deren Gründung um dieselbe Zeit erfolgt sein muß. Ihre Lage wurde von zwei Gesichtspunkten bestimmt: einmal von ihrem wirtschaftlichen Zwecke, zum andern aber von dem politischen Ziele, das gerade bei ihrer Gründung von besonderer Bedeutung war. Ihre wirtschaftliche Aufgabe verlangte, daß sie möglichst tief in einem bisher unerschlossenen Gebiete von Dörfern lagen und doch durch gute Handelswege in Verbindung mit den andern Städten standen. Reichenbach gründete man an der großen Handelsstraße selbst, Weißenberg und Schönberg dagegen an Abzweigungen derselben. Ueber Schönberg führte von Görlitz aus ein Zweig der von Böhmen nach der Ostsee durch das Neißetal führenden Straße, der bei Friedland auf die ältere große Handelsstraße traf, die von Nürnberg her über Zittau nach dem Osten zu verlief. Weit wichtiger scheint aber die Gründung dieser Städte für die Durchführung der damals begonnenen Einteilung des Landes in Verwaltungsbezirke gewesen zu sein. Reichenbach und Weißenberg waren Sitze eines Advocatus, eines landesherrlichen, königlichen Landvogtes. Von Schönberg ist aus jener Zeit keine Nachricht über einen Advocatus verbürgt. Wir wissen aber, daß der Schönberger Stadtrichter bis zu der Zeit, da die Obergerichtsbarkeit an die Grundherren überging, als Vogt bezeichnet wird, was darauf deuten läßt, daß der Stadtrichter früher auch in landesherrlichem Auftrage das Amt des Landvogtes bekleidete. Dem Landvogte lag vor allen Dingen die Rechtsprechung in Sachen der oberen Gerichtsbarkeit ob, d. h. die Rechtsprechung in schwereren Fällen. Er übte sie im Namen des Landesherrn, ursprünglich also im Namen der Könige von Böhmen aus. Ist aber der Zusammenhang mit Reichenbach und Weißenberg bewiesen, dann kennen wir auch die Gründungszeit Schönbergs genauer. Die noch vorhandene Gründungsurkunde von Weißenberg gibt nämlich 1228 als Gründungsjahr an. Schönberg wäre dann wahrscheinlich 1228 oder in den Nachbarjahren gegründet. Aus diesem Zusammenhange folgt ferner, daß Schönberg wie Weißenberg von Wenzel gegründet worden ist, also ursprünglich königliche Stadt war und erst später an Grundherren zu Lehen gegeben wurde.

Die nächstälteste Landstadt im Kreise Lauban scheint Seidenberg zu sein. Viele Anzeichen sprechen dafür, daß es zusammen mit Zittau gegründet worden ist und zwar nach 1250, wahrscheinlich 1253. Ueber die Gründung Markliſſas weiß man bisher am wenigsten. Wahrscheinlich ist es etwas später als Seidenberg gegründet worden, jedenfalls in der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts. Seltsam ist es immerhin, daß in der Teilungsurkunde der Oberlausitz von 1268 im Lande Görlitz nur die Städte Lauban, Schönberg und Rothenburg genannt sind. Die spätere Gründung Seidenbergs und Markliſſas hängt zusammen mit dem späteren Ausbau der in ihrer Umgebung gelegenen Dörfer. Um Markliſſa hatte die Gründung der Dörfer erst um 1230 begonnen und war etwa

um 1260 beendet. Die Umgestaltung der bei Seidenberg gelegenen slavischen Dörfer nach deutschem Rechte mag ebenfalls in diese Zeit fallen.

Während die Städte der ersten Periode (Görlitz, Lauban) an alte slavische Siedlungen anschlossen und auch deren Namen übernahmen, wurden die Städte der zweiten Periode, wie Schönberg, aus wilder Wurzel gegründet. Seidenberg schloß sich an eine alte Kirche an, die nach Jauernick die älteste des Landes und etwa 200 Jahre älter als die Stadt ist.



Die 1590 erbaute frühere Seidenberger Kirche. (Schöner Typ einer Burgkirche).

Die Sage ihrer Entstehung aus Burgen ist geschichtlich nicht zu begründen und darum abzulehnen. Beide Städte sind nach benachbarten Bergen benannt. Markliſſa jedoch schloß sich an die alte Burg Lesna an, die auf dem Zangenberge von den Böhmen als Grenzburg gegen die Polen angelegt worden war. Der Queis bildete die Grenze. Markliſſa deutet man als der Markt Liſſa. Auch Markliſſa und Seidenberg liegen wie die Städte der zweiten Gründungsperiode an Zweigen von Handelsstraßen, Seidenberg an der schon bei Schönberg erwähnten Zweigstraße von Norden nach Süden und Markliſſa an einer Verbindungsstraße von Friedland nach Lauban, also einer Verbindung der früheren und späteren westöstlichen Handelsstraße. Die alte Landvogteiverfassung kam als Ursache für die Gründung von Seidenberg und Markliſſa nicht mehr in Betracht, da sie infolge des Ueberganges unserer Gegend 1253 von Böhmen an Brandenburg aufgehoben war.

Das kennzeichnende *Bild der Landstädte* war folgendes: An einen verhältnismäßig großen Markt, in dessen Mitte sich das Rathaus erhob, schloß sich ein regelmäßiges System von Straßen an. Diese waren

anfangs nur an den dem Markt benachbarten Teilen mit einigen Häusern bebaut. Unsere Landstädte sahen zuerst nicht anders aus, als heute noch Goldentraum. Sie machten den Eindruck einer zu großzügigen Anlage, welche die bei ihrer Gründung gehegten Erwartungen nicht erfüllen sollte. Dieses Bild der Städte blieb bis zur Exulanteneinwanderung im 17. Jahrhundert das gleiche. Erst danach sollten sie eine Blütezeit erleben, die ihrer ursprünglichen Anlage entsprach. An einer der Marktecken wurde der Platz für den Friedhof ausgespart, auf dem man dann auch bald die Kirche errichtete. Markliſſa macht von dieser Regel eine Ausnahme, wie es überhaupt den Eindruck gewährt, als ob es dem ursprünglichen Gründungssystem nicht angepaßt sei, also aus jüngerer Zeit stamme. Die Kirche war nicht nur der Ort des Gottesdienstes, sondern auch ein solcher des Schutzes. Hinter den hohen Kirchhofsmauern barg die Bürgerschaft Gut und Leben, so oft ihr Gefahr drohte. Welche Bedeutung dem beizumessen ist, sehen wir an dem Beispiele Reichenbachs, dessen Bürger einem Hussitenheer 18 Tage lang auf ihrem Kirchhofe Widerstand leisteten und nicht unterlagen. Abgesehen von der Kirche und der Kirchhofsmauer fehlte den Landstädten jede andere Wehranlage. Sie waren im Gegensatz zu den größeren Städten, wie Lauban und Görlitz, *nicht befestigt*.

II 1250—1600: Die mittelalterliche Stadtwirtschaft.

Etwa zehn Jahre nach der Gründung der ersten Städte an der großen Handelsstraße, die sich später zum Bund der Sechsstädte zusammenschließen sollten, waren die kleinen, offenen Landstädte entstanden. Die Hoffnungen, die man nach einer zehnjährigen äußerst günstigen Entwicklung der älteren Städte bei der Gründung der Landstädte auch für diese hegte, sollten sich nicht erfüllen. Die *Landstädte kamen* jahrhundertelang *über den Anfangszustand nicht hinaus*. Bei der Gründung waren der Markt und einige Straßenteile bebaut worden. Dabei blieb es aber auch; denn sie waren zu dicht nebeneinander gegründet worden, um rasch an Umfang und Einwohnerzahl zunehmen zu können. Ihr Wirtschaftsgebiet war infolgedessen nur ein kleines. Trotzdem konnten sie nicht für alle Bedürfnisse der umliegenden Dörfer sorgen, sondern nur für die hauptsächlichsten. Alle übrigen mußte der Bauer in den großen Sechsstädten befriedigen. Diese waren die eigentlichen Zentren sich selbst genügender Wirtschaftskörper, die Landstädte aber nur Aushilfen, nur Stützpunkte des lokalen Verkehrs. Was auch weiterhin einer gedeihlichen Entwicklung der Landstädte im Wege zu sein schien, war ihr offener Charakter. Ohne eine Wehranlage waren sie fast in jedem Kriege dem Schicksale der Verwüstung ausgesetzt. Bedeutende Brände, welche die ganze Stadt oder doch wenigstens große Teile von ihr vernichteten, waren in den Landstädten viel häufiger als in den großen Städten. Fast in jedem Jahrhundert einmal sanken sie fast völlig in Schutt und Asche und mußten neu errichtet werden. Immer wieder mußte man so gut wie von vorn anfangen. Bis ins 17. Jahrhundert hinein war darum der Umfang der Landstädte nur ein äußerst dürftiger. Von Schönberg liegen uns noch Zahlen aus dieser ältesten Zeit vor.

1542 gab es dort 43 Häuser, 15 Gärtner und 4 Bauern. Die Zahl der Einwohner kann also nur wenige Hundert betragen haben. Die anderen Landstädte dürften diese Zahl gleichfalls nicht überschritten haben.

Die Mehrzahl der Bewohner waren Handwerker, daneben gab es auch reine Ackerbürger. Die ersten Einwohner waren aus den Nachbardörfern zugewandert. Es waren Leute, die in irgend einer Handfertigkeit besonders befähigt waren, ohne daß sie dieselbe besonders erlernt hatten. Denn Lehrzeit, Gesellenzeit und Meisterrecht gab



Seidenberg um 1750. Das Bild zeigt deutlich, wie klein unsere Landstädte früher waren.

es damals noch nicht. Jeder, der sich für ein Handwerk befähigt glaubte, konnte es ausüben, ohne daß er besonderen Bedingungen gerecht wurde. Das blieb in den Landstädten im allgemeinen auch weiterhin so bis in das 16. Jahrhundert hinein. Die zünftige Erziehung der großen Städte ging an ihnen fast spurlos vorüber. Wir dürfen uns daher nach dem Gesagten nicht wundern, daß die Landstädte nicht aufkamen.

Nur die Haupthandwerke waren in ihnen vorhanden und zwar von jedem nur einige Meister. Am stärksten waren die Schuhmacher und Schneider vertreten, deren Zahl man in dieser ältesten Zeit auf 10 bis 12 schätzen kann. Etwas geringer an Zahl werden die Tuchmacher gewesen sein. Mit etwa 5 Meistern waren die Schmiede und Tischler, ferner die Fleischer und Bäcker vertreten. Leinwand webten damals alle Hausfrauen noch selbst. Während die Fleischer und Bäcker überwiegend nur für die Stadtbewohner arbeiten konnten, schufen die übrigen Meister auch für die umliegenden Dörfer. Trotz ihrer geringen Zahl fanden sie durch ihr Handwerk noch nicht einmal ein genügendes Auskommen. Alle landstädtischen Handwerker betrieben darum in der ältesten Zeit noch nebenbei

Ackerbau, wie man das bei einigen Handwerkern noch heute in den Landstädten findet. So werden die 43 Hausbesitzer in Schönberg 1542 als Gärtner bezeichnet, worunter keine Kleinbauern zu verstehen sind. Diese sind besonders aufgeführt. Es waren 13 an der Zahl, neben denen noch vier Bauern vorhanden waren. Ein Drittel aller Stadtbewohner waren also reine Ackerbürger.

Ein eigenartiges, landstädtisches Handwerk war die Bierbrauerei. Abgesehen von Schönberg, wo sich die Gutsherrschaft dieses Recht vorbehalten hatte, wurde sie in allen Städten durch brauberechtigte Bürger ausgeübt, die nacheinander in der Reihe herum brauten. Ihre Zahl betrug in Seidenberg 48, in Markliſſa wahrscheinlich 15.

Die städtischen Handwerker arbeiteten ursprünglich nur auf Bestellung, nicht auf Vorrat, weil es Läden oder sonstige Verkaufsmöglichkeiten nicht gab. Allerdings haben sich auch sehr früh Märkte eingebürgert und zwar zunächst Wochenmärkte. Ein- oder zweimal in der Woche kam die Landbevölkerung ins Städtchen und bot ihre Erzeugnisse auf dem Markte aus. Dort hatten sich auch die Handwerker eingefunden, an deren Bänken die Landbewohner ihren Bedarf eindeckten. Der Wochenmarkt war gewissermaßen der gemeinsame Stadtladen, in dem alle Geschäfte für eine Woche getätigt wurden. Er spielte sich aber, zum mindesten in der älteren Zeit, nicht auf offenem Markte ab. Jeder Handwerker hatte vielmehr seine Bank „bei sich unter der Laube" stehen. Ja, es kam vor, daß man in ältester Zeit dem einen Marktstand versagte, der nicht bei sich unter der Laube stehen konnte. Die Lauben umsäumten ja bis zum 18. und 19. Jahrhundert unsere Märkte, wie wir es zum Teil heute noch sehen. Außerdem bürgerten sich auch Jahrmärkte und Spezialmärkte, insbesondere Viehmärkte, ein. Diese erhielten ihre obrigkeitliche Anerkennung aber erst im 16. Jahrhundert (Markliſſa 1515, Schönberg 1572). Vorher hatten die Sechsstädte das Aufkommen von Landjahrmärkten nach Möglichkeit zu verhindern versucht, 1402 auch ein dahingehendes Privilegium erhalten. Auf den Jahrmärkten waren alle Handwerke der benachbarten Städte versammelt, nicht nur die einer Stadt. Alle seltneren und größeren Bedürfnisse deckte nämlich die Landbevölkerung nur auf diesen ein. Erst seitdem es Märkte gab, konnte der Handwerker auf Vorrat arbeiten.

Das Stadtregiment wurde durch zwei Behörden ausgeübt. Die Verwaltungsangelegenheiten der Städte besorgte der Bürgermeister, der aus der Mitte der Bürger ursprünglich immer für ein oder mehrere Jahre gewählt wurde. Ihm standen die Ratmänner zur Seite, deren Zahl nicht feststeht. Daneben gab es noch ein anderes Stadtkollegium. Das waren die Schöppen oder Gerichtsgeschworenen, die ebenfalls aus der Bürgerschaft gestellt wurden. An ihrer Spitze stand der Stadtrichter. Dieser und die Schöppen übten zusammen die niedere Gerichtsbarkeit im Städtchen aus. Wer Schöppe war, bekleidete gewöhnlich auch das Amt eines Ratmannes, denn es gab mehr Ratmänner als Schöppen. Die Zahl der letzteren hat meist sechs betragen.

III. 1600—1850: Die Blütezeit der Landstädte.

Eine völlige Veränderung trat in unseren Landstädten um die Wende des Mittelalters zur Neuzeit ein. Dieselben Ursachen, welche in den Dörfern zur gleichen Zeit das Leben so völlig umänderten, führten auch Umgestaltungen in den Landstädten herbei. Die zeitlich erste Ursache, nämlich der Uebergang der Grundherrschaft zur Gutsherrschaft führte wie in den Dörfern, so auch in den Städten zu einer Aenderung des inneren Lebens. Die zweite Ursache, die Exulanteneinwanderung, sollte in gleicher Weise wie in den Dörfern auch das äußerliche Bild der Landstädte umgestalten. Hatte aber der Uebergang zur Neuzeit für die Dörfer den Niedergang bedeutet, den Sturz vom Bauerndorf zum Häuslerdorf, so sollte er den Landstädten einen Aufstieg bringen, wie ihn diese wohl niemals erhofft hatten.

Der Beginn der Eigenbewirtschaftung ihres Besitzes durch die Grundherren hatte die Zerschlagung des Bauernbesitzes zur Folge. Da aber dadurch einem großen Teile der Bauernnachkommen die Möglichkeit genommen war, die Landwirtschaft zu ihrem Lebensberuf zu erwählen, drängten sie sich in städtische Berufe, wurden Handwerker. Die städtischen Handwerker befürchteten durch diesen plötzlichen Zudrang eine Einengung des Spielraumes für ihren Erwerb und schritten sehr bald zu Maßnahmen, die den Eintritt ins Handwerk erschweren sollten. In erster Linie gehört hierher die Zunftbildung, die nun erst in den Landstädten beginnt. Die Nachrichten über die ersten Zunftgründungen reichen in Deutschland bis ins zwölfte Jahrhundert zurück, in Schlesien wegen seiner späten Besiedlung nur bis ins dreizehnte. Sie betreffen aber nur große Städte. Die kleinen Landstädte kannten bis ins 16. Jahrhundert hinein nur in wenigen Ausnahmefällen eine Zunft. Ihre Zeit der Zunftgründungen liegt im 16. Jahrhundert. Das trifft nicht nur für den Kreis Lauban, sondern für den ganzen Osten Deutschlands zu. Die Zünfte in den Landstädten wurden nur zu dem Zwecke gegründet, um den Handwerkern die Möglichkeit einer kräftigen Ausschlußpolitik zu geben. Aus diesem Ziele erklärt sich auch eine besondere Eigenart ihrer Zunftbildung. Viele Handwerke wandten sich an eine benachbarte große Stadt und ließen sich zum Zwecke der Zunftgründung die Artikel des dortigen Schwesterhandwerks verleihen. Manche Zünfte gaben ihre alten Artikel auf und nahmen die neuen der Nachbarstadt an. Die Artikel der großen Städte waren nämlich in Bezug auf die erwähnte Ausschlußpolitik, die nun auch die Landstädte betreiben wollten, schon besonders ausgebildet. Dazu ergab die Artikelsbelehnung auch eine Art Verbandsbildung mit den Zünften der großen Städte. Die Mutterzünfte wurden zu Oberzünften, die um so angesehener waren, je mehr Tochterzünfte sie besaßen. Die landstädtischen Zünfte aber fanden an den Oberzechen einen starken Rückhalt in ihrem Interessenkampfe.

Die Markliſſaer und Schönberger Innungen stammen alle erst aus dieser Zeit der Ausschlußpolitik, während die Seidenberger zum Teil erheblich älter sind. Im Einzelfalle fiel innerhalb einer Landstadt der Einfluß der Grundherrschaft stark ins Gewicht, die durch Zu- oder Abneigung die Zunft-

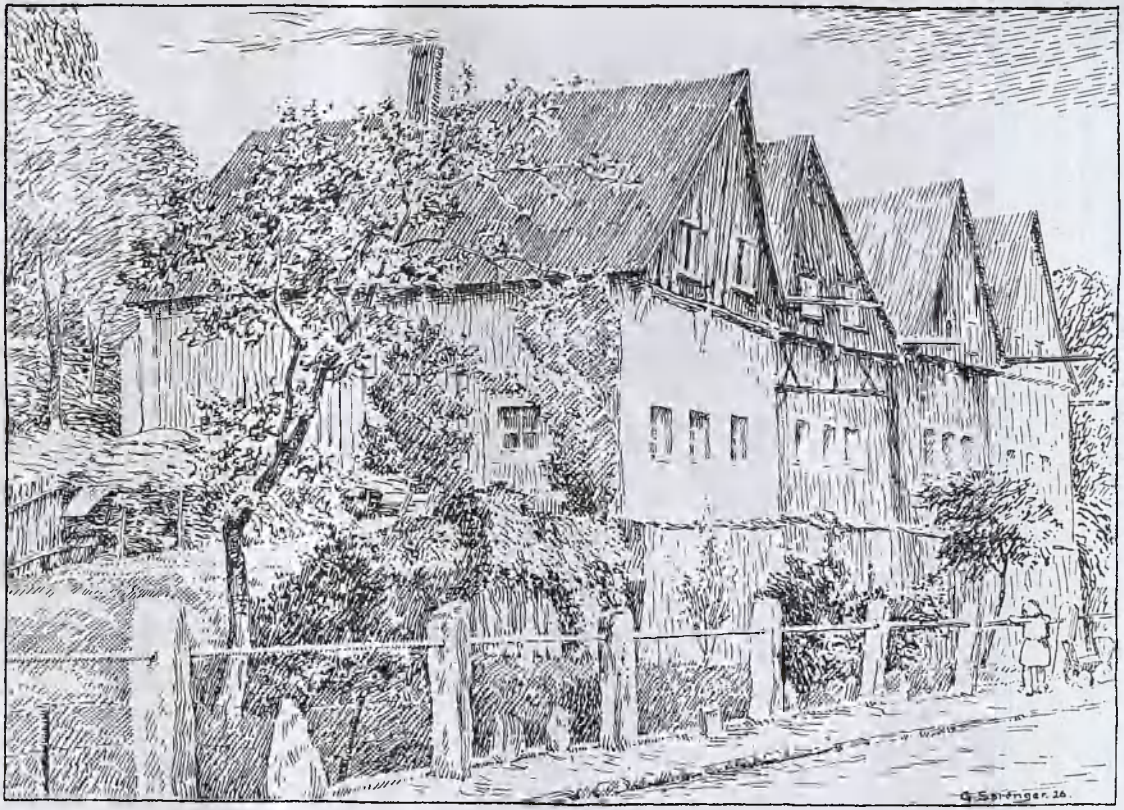
bildung anregen oder verhindern konnte. Dabei gab fast immer ihr eigenes Interesse den Ausschlag. Ferner spielte in der Zeit der Zunftgründung die Verleihung von Jahrmärkten eine Rolle. Da nämlich auf diesen die Handwerke vieler Städte in Wettbewerb traten, war es von entschiedenem Vorteil, wenn man kraft einer Vereinigung zum mindesten auf dem eigenen Jahrmarkt den Ausschlag geben konnte. Gewöhnlich setzte deshalb bald nach der Marktverleihung die Zunftbildung ein. Seidenbergs älteste Zunft ist die schon 1423 bestätigte Schmiedeinnung. Der Gründungstermin dürfte noch weiter zurückliegen. 1463 wurde dort die Tuchmacherinnung gegründet. Aus derselben Zeit dürfte die Bäckerinnung stammen, die 1489 bestätigt wird. Diese so frühe Zunftbildung in Seidenberg ist sicher auf den Einfluß der Herrschaft zurückzuführen. Aus dem 16. Jahrhundert stammen die Schuhmacherinnung (von der Akten seit 1536 vorhanden sind), die Fleischerzunft, die 1592 bereits bestätigt wurde, und die Leinweberinnung, die 1615 bestätigt worden ist. Aus späterer Zeit stammen die Töpfer-, Kürschner-, Schneider- und Tischlerinnungen. In Markliſſa wurde 1515 der erste Jahrmarkt eingeführt. 1523 vereinigten sich die Schuhmacher, 1524 die Schmiede, 1547 die Schneider und 1578 die Leinweber. Wahrscheinlich reicht auch die Tuchmacherinnung so weit zurück, ferner die Kürschnerinnung, die 1606 bereits bestätigt wurde. Im 17. Jahrhundert wurden dort gegründet: 1621 die Innung der Fleischer, 1626 die der Bäcker, 1650 der Tischler und Böttcher, 1684 der Seiler, 1685 der Mangler-, Schwarz und Schönfärber, 1688 der Nadler, 1693 der Hutmacher und 1698 der Tuchscheerer. Auch eine Buchbinderinnung gab es in Markliſſa. Schönberg hatte 1572 den ersten Jahrmarkt erhalten. 1586 wurden die ersten fünf Schönberger Innungen, wahrscheinlich auf Anregung der Herrschaft hin, gleichzeitig von Görlitz aus ins Leben gerufen. Es waren die der Schmiede, Schneider, Schuhmacher, Bäcker und Leinweber. Später bildeten hier noch die Tuchmacher, Fleischer, Kürschner, Tischler und Töpfer besondere Zünfte.

Der wichtigste Teil der Zunftartikel waren die Ausschlußmaßnahmen, die den Zutritt zum Handwerk erschweren sollten. Es wurden jetzt eingeführt: besondere Lehrzeiten, eine Wanderzeit für Gesellen, ein Meisterstück, insbesondere hohe Gebühren für den Eintritt in die Zunft. Ferner wurden die Meister überaus scharfen Ueberwachungsvorschriften unterworfen, die sie bei der Ausübung des Handwerks stark beengten. Trotzdem schienen diese Maßnahmen noch nicht zu genügen. Drei Handwerke, deren Erzeugnisse einen ziemlich gleichmäßigen Bedarf der Kunden aufzuweisen hatten, entschlossen sich zu einer noch viel schärferen Ausschlußmaßnahme. Sie ließen auf den Wochenmärkten, neben denen in der damaligen Zeit auch schon der Verkauf in Läden aufkam, nur eine bestimmte Zahl von Bänken ihres Handwerks zu. Lediglich wer Inhaber einer solchen Bankgerechtigkeit war, durfte das Handwerk ausüben. Solche geschlossene Handwerke waren die Schuhmacher, Fleischer und Bäcker, jedoch erst seit dem 16. oder 17. Jahrhundert. Wenn der Wettbewerb zu drückend geworden war, entschloß man sich zu dieser scharfen Maßnahme und nahm die jeweilig bestehende Handwerkerzahl als Höchstzahl an, wodurch starke Unterschiede in der Zahl der Handwerksmeister eintraten. So gab

es in Markliſſa 14 Schuhbänke, in Seidenberg 18 und in Schönberg 14. Fleiſchbänke beſtanden in Markliſſa 9, in Seidenberg bis 1762 9, ſeitdem 6 und in Schönberg 6. Die Zahl der Bäckerbänke war in Markliſſa erſt auf 14, ſeit etwa 1700 auf 10, in Seidenberg auf 6 Brot- und 1 Pfefferküchlerbank, in Schönberg auf 4 Brot- und 1 Pfefferküchlerbank feſtgeſetzt. Dieſe Gewerbebetriebsbeſchränkungen beſtanden bis zur Einführung der Gewerbefreiheit 1845.

Aus den angeführten Zahlen ergibt ſich ſchon, daß die Erwerbsmöglichkeiten des einzelnen Handwerkers in den einzelnen Landſtädten ſehr verſchieden waren. Das wird noch deutlicher, wenn man bei den Handwerken, deren Abſatz ſich nur auf die Städte beſchränkte, berechnet, wieviel Einwohner auf einen Handwerker entfielen: Im 17. Jahrhundert kamen in Markliſſa bei einer geſchätzten Bevölkerung von 500 Einwohnern auf einen Fleiſcher 55 Einwohner, in Schönberg bei gleich hoher Bevölkerungszahl 85, in Seidenberg unter gleichen Verhältniſſen 55. Um 1800 ſtellten ſich die Zahlen in Markliſſa bei 1000 Einwohnern auf 110, in Seidenberg bei 800 Einwohnern auf 135, in Schönberg bei der gleichen Einwohnerzahl ebenſo hoch. Noch kraſſer lagen die Verhältniſſe im Bäckerhandwerk. Die Abſatzmöglichkeiten ſtanden hier bis 1650 etwa in folgendem Verhältnis: Markliſſa 40, Seidenberg 70, Schönberg 125, um 1800: Markliſſa 100, Seidenberg 135, Schönberg 200. Wenn ſchon in den Landſtädten untereinander in dieſer Beziehung ſtarke Unterſchiede herrſchten, ſo tritt das Mißverhältnis zwiſchen Handwerker- und Kundenzahlen noch deutlicher zutage, wenn wir die benachbarten großen Städte mit ihren Handwerkerzahlen zum Vergleich heranziehen. Im Verhältnis zu den Einwohnerzahlen beherbergen die Landſtädte oft das Mehrfache an Handwerkern als die großen Städte. Wenn nun von dieſen berichtet wird, daß die Einkommensverhältniſſe ihrer Handwerker ſehr dürftige waren, wieviel mehr muß das erſt für die Landſtädte zutreffen! Dieſer Eindruck wird ſtark verſchärft, wenn man einen Blick in die landſtädtiſchen Handwerkerakten wirft. Hier lag der goldene Boden des Handwerks nicht ſo offenſichtlich zutage, wie oft behauptet wird.

Trotz allem blieb auch für die Landſtädte eine Blütezeit nicht aus, wenn es auch dazu eines neuen, kraftvollen Anſtoßes bedurfte. Dies war die Exulanteneinwanderung. Wie in die Dörfer, ſo ergoß ſich auch in die Landſtädte kurz nach dem Dreißigjährigen Kriege ein großer Strom aus Böhmen vertriebener Proteſtanten. Die ärmlichen Städtlein, deren großzügiger Zuſchnitt bei der fehlenden Bebauung jahrhundertelang einigermaßen lächerlich gewirkt hatte, deren wenige Häuſer infolge der Wirren des eben beendeten Krieges zum großen Teile leer ſtanden, erhielten dadurch plötzlich einen gewaltigen Zuſtrom menſchlicher Kraft. Raſch waren die leeren Häuſer vergriffen. Man mußte neue bauen. Und nach einem Jahrzehnt war das ganze, ſo lange leer gebliebene Straßenſyſtem mit Häuſern angefüllt. Um weiteren Raum zu ſchaffen, mußten die alten Städte erweitert werden. In Schönberg entſtand die Neuſtadt mit dem neuen Markte, die erſt zu Ehren ihres Erbauers Neulöben hieß. In Markliſſa entſtand die Neuanlage „auf dem Sande“. Ja,



Der Strohhof in Marklissa. Exulanten-Anbau vor dem Schwertaer Tore. Federzeichnung von G. Sprenger, Langenöls.

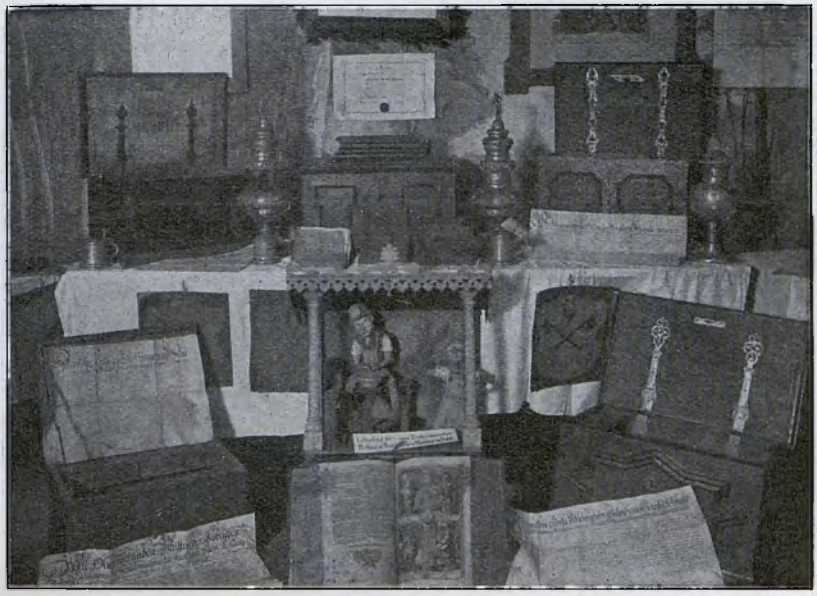
sogar neue Städte entstanden, Goldentraum und Wigandsthal, die freilich wie die alten Landstädte vor vier Jahrhunderten nicht über einen Anfang hinauskamen und daher noch heut nur Dörfer mit einem Markt darstellen. Wie stark die Exulanteneinwanderung war, geht daraus hervor, daß allein in den Jahren 1651 und 1652 aus der benachbarten böhmischen Herrschaft Friedland 508 Personen nach Seidenberg und Alt-Seidenberg einwanderten, nach Markliffa 135, nach Schönberg 58. Die Bevölkerungszahlen stiegen von Hundert zu Hundert, ja verdoppelten sich sogar in Markliffa, wo die Einwanderung besonders stark war. Aber nicht allein dieser Zustrom zu den Städten bedingte deren Aufblühen, sondern noch mehr die Einwanderung der Exulanten in die Dörfer, deren verstärkte Einwohnerzahlen ein Wachsen des landstädtischen Absatzes bedingten.

So ging das landstädtische Handwerk besseren Zeiten entgegen. Alle Handwerke mehrten sich. Die Märkte nahmen schnell an Umfang zu, so daß die Marktplätze bald nicht mehr ausreichten und auch die angrenzenden Straßen zur Warenauslage herangezogen werden mußten. Endlich war also auch für die Landstädte eine Blütezeit gekommen. Sie ist indeß nicht lediglich das Ergebnis des gemeinsamen Strebens der Handwerker, sondern ebenso sehr eine Folge der Tatsache, daß sich in jeder Landstadt ein Erwerbszweig besonders entwickelte. Die gewerbliche Arbeit in den Landstädten wurde spezialisiert. Jede Stadt hatte ihr Hauptgewerbe, das immer ein Ausfuhrgewerbe war. Mit einem Schlage war die Stadtwirtschaft zur Volkswirtschaft erweitert. Die Landstädte setzten ihre Waren nun nicht mehr nur auf den Jahrmärkten ab, sondern führten sie weit hinaus ins deutsche Reich, in ferne Länder und Erdteile.

Markliffa war zu einer verhältnismäßig großen Handelsstadt geworden. An die Stelle seiner Tuchmacherei und seiner Leinwandweberei trat der Handel mit Leinewand, die Tausende von Exulanten auf den Dörfern webten. Ganze Kaufmannsgeschlechter entstanden. Markliffa wurde nach Lauban der Hauptumschlagsplatz für Leinewand. Tausende von Ballen gingen jährlich hinaus. Die Stadt führte ihre Leinwand fast nach sämtlichen europäischen Ländern und nach Amerika aus. Auch die andern Handwerke wurden von diesem Aufschwung befruchtet, wie deutlich aus der überaus großen Zahl von Zünften hervorgeht.

Seidenberg wuchs zu einer bedeutenden Tuchmacherstadt empor. Alle aus Böhmen geflüchteten Tuchmacher wandten sich in der Hauptsache nach Seidenberg oder siedelten später nach dort über. Die Zahl dieser Tuchmacher war bald größer als die aller andern Handwerke zusammengenommen. 1694 gab es schon 64 Tuchmacher in Seidenberg, 1711 71, 1720 97 und bald über 100 Tuchmacher. Selbst Görlitz, eine der größten Tuchmacherstädte Deutschlands, hatte nur drei- bis viermal soviel Tuchmacher aufzuweisen. Die Arbeitsleistung dieser Tuchmacher war zu groß, als daß sie in der Umgegend Absatz gefunden hätte. Die Seidenberger Tuche wurden daher in der Hauptsache mit den Görlitzern zusammen ausgeführt und zwar nach Süd- und Westeuropa. Daneben war Seidenberg in der Töpferei bedeutend, im 19. Jahrhundert auch in der Schuhmacherei.

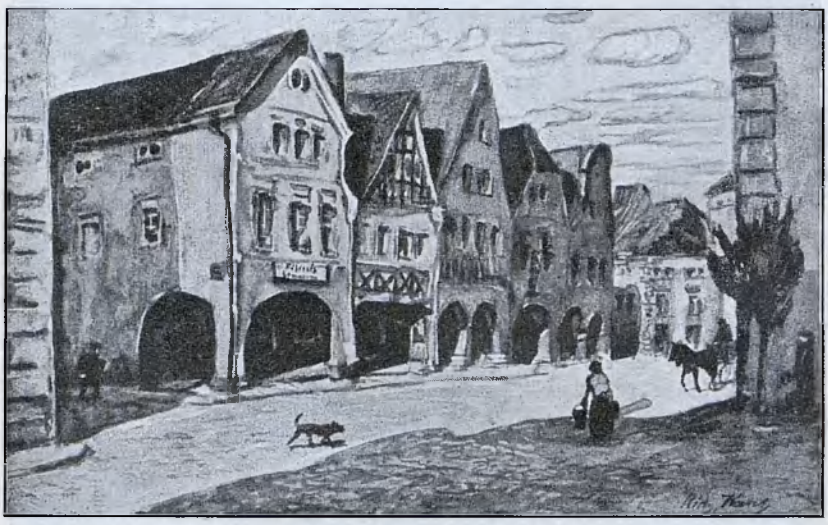
Noch größeren Aufschwung nahm in dieser Zeit Schönberg. Seit dem Dreißigjährigen Kriege war die Leinweberei in den Städten, auch den Landstädten, ganz wesentlich zurückgegangen, da die Dörfer jetzt die Leinwanderzeugung übernommen hatten. Zunächst war auch in diesem Erwerbszweige infolge der Exulanteneinwanderung ein rascher Aufschwung zu verzeichnen, dem aber ebenso bald der Niedergang folgte. Folgende Zahlen drücken das deutlich aus: Markliſſa hatte 1705 182 Leinweber,



Seidenberger Innungs-Altertümer. (Aufnahme aus der Handwerker-Ausstellung 1924).

1742 80, 1766 44, 1772 30 Leinweber, woneben freilich noch eine Anzahl Freiweber stehen. In Markliſſa waren aus ihnen hauptsächlich Leinwandhändler geworden. Auch in Seidenberg erfolgte von 1694 bis 1720 ein Rückgang von 45 auf 28 Leinweber. Schönberg aber wurde gerade in dieser Zeit erst durch seine Leinweberei berühmt. Der Grund dafür lag in der ausschließlichen Herstellung eines besonderen Gewebes, andernfalls wäre auch in Schönberg die Leinweberei dem billiger arbeitenden Dorfgewerbe unterlegen. Schönberg hatte sich seit dem Dreißigjährigen Kriege der Miſſolanwirkerei (Miſſolan = mezelana = halbwollen) zugewandt. Das war ein halbleinener Stoff, bei dem in leinene Längsfäden dicke Wolle gewebt wurde, so daß ein starkes Tuch entstand. Dieses benutzte man besonders zu Decken (auch Kotzen genannt), Läufern, Matratzen, Röcken, Brustlätzen usw. Das Miſſolan erlangte bald solche Berühmtheit, daß man es schon im 17. Jahrhundert nach seinem Ursprungsorte „Schönberger Zeug" nannte. Es wurde weit verschickt und von großen Kaufleuten besonders nach Amerika versandt. Dauernd nahm die Zahl der Züchner oder Leinweber zu. 1764 gab es

deren in Schönberg schon 64, 1796 83, so daß nach 1800 noch die Zahl 100 erreicht worden sein mag. Aus dieser Missolanwirkerei entwickelte sich auch Ende des 18. Jahrhunderts eine bedeutende Teppicherzeugung. Jährlich wurden in Schönberg 1400 bis 1500 Teppiche hergestellt. Um 1850 sandte man sogar einen Schönberger Teppichmacher auf Staatskosten nach Smyrna zur Erlernung der orientalischen Teppichmacherei. Ferner war Schönberg im 18. Jahrhundert in der Kürschnerei bedeutend geworden. Insbesondere blühte diese seit den vierziger Jahren



Der Marktplatz in Markliſſa. (Alte Laubenhäuser). Nach einem Aquarell von R. Kant.

dieses Jahrhunderts auf. Um 1800 waren 25 Kürschnermeister in Schönberg tätig. Mit dieser Zahl übertraf es manche Sechsstadt. Das Absatzgebiet der Schönberger Kürschner blieb allerdings auf die Oberlausitz beschränkt. Ebenso stand es mit der im 19. Jahrhundert so bedeutend gewordenen Schönberger Damenschuhmacherei, in der ein Verleger allein 30 und mehr Gesellen beschäftigte.

IV. Nach 1850: Der Niedergang der Landstädte.

Zwei Jahrhunderte hatte die Blütezeit der Landstädte gewährt. Da sollten die im 19. Jahrhundert sich vollziehenden wirtschaftlichen Umwälzungen, insbesondere das Vordringen des Fabrikbetriebes, das Handwerk der Landstädte zum Niedergange führen. Die Fabrik legte das Handwerk lahm. Sie erzeugte billigere und bald auch bessere Waren als dieses. Die einzige Rettung war die Ueberführung der handwerksmäßigen Arbeitsweise in eine fabrikmäßige. Sie hatte aber zur Folge, daß die meisten der bisher selbständigen Handwerker zu Fabrikarbeitern erniedrigt wurden. Schon 1833 errichtete man bei Markliſſa eine Kattunmanufaktur, die

den Anfang der dort bestehenden Spinnereien und Webereien bedeutet. Die Seidenberger Tuchmacher wurden in die 1848 dort gegründete Tuchfabrik aufgenommen. Die Schönberger Missolanwirker, deren Erwerbszweig noch fast das ganze 19. Jahrhundert hindurch gedieh, nahm in den neunziger Jahren die dort errichtete Weberei auf. Wenige Jahrzehnte hatten genügt, um das alte, selbständige Handwerk zu zertrümmern, um neben den alten, versonnenen Winkeln und Gassen hohe Schlote erstehen zu lassen. Zum zweiten Male geht der Hauch einer neuen Wirtschaftsorganisation auch über unsere Landstädte hinweg. Wir stehen noch mitten im Umwandlungsprozeß und wissen nicht, was er unsern Landstädten bringen wird.

Quellen dieser Arbeit: Die Handwerkerakten der Landstädte. Ferner wurden benutzt: Jecht, Walther: Meine Untersuchungen zur Gründungsgeschichte der Stadt Görlitz und zur Entstehung des Städtewesens in der Oberlausitz (N.-Lauf. Magazin 95); Leske: Reise durch Sachsen, 1785; Mende: Chronik von Seidenberg; Mischke: Das Markgraftum Oberlausitz, 1861; Peschek: Die Exulanten in Sachsen, 1857; Schulze, Artur: Die Entwicklung des alten Handwerks in den Dörfern und Landstädten der preuß. Südoberlausitz, 1927; derselbe: Die Gründung der Bäcker-Innung Markliffa, 1926; derselbe: Die Einwanderung vertriebener Protestanten in den Kreis Lauban zwischen 1650 und 1750 und ihre Folgen, Laubaner Heimatkalender 1928; Weiner: Chronik von Markliffa, Manuskript im Besitze der Oberl. Gesellschaft der Wissenschaften; Weinhold: Chronik von Schönberg, 1706, Manuskript im Besitze der Oberlausitzer Gesellschaft der Wissenschaften.

Bilder aus der Geschichte der Stadt Lauban.

Von Fritz Bertram, Lauban.

Wer an einem sonnigen Frühlingsmorgen, von Görlitz kommend, die Höhe des Galgenberges bei Lauban erstiegen hat, bleibt sicher eine Weile überrascht stehen, um das Bild, das sich ihm von dort aus bietet, auf sich wirken zu lassen. Vor ihm, im gesegneten Tale des Queises, liegt Lauban, das vielgetürmte, dessen Straßen und Häuserreihen die Hänge des Steinbergs bis zu einer ziemlichen Höhe erstiegen haben. An diesen Berg schließt sich rechts die hochgelegene Hohwaldstraße an, die zu dem städtischen Forste führt. Dort grüßen seine dunkelgrünen Fichten und Tannen zu uns herüber. Von der Straße abwärts gleitet unser Blick bis zu dem Tale des Altlaubanbaches mit seinen betriebsamen Ortschaften Altlauban und Lichtenau. Den linken Rand des schönen Gemäldes bilden die Höhen, welche das rechte Ufer des Queises begleiten. Den Kreuzberg und den Hofberg haben sie als Vorposten gegen den Fluß vorgeschoben. Hinter der den Mittelgrund einnehmenden Stadt aber baut sich das Vorgelände des Iser- und Riesengebirges auf, jener beiden Gebirgswälle, welche dem Ganzen einen so wirkungsvollen Abschluß geben. Längst hat der Lenz im Tale mit vollen Händen seine Farbenwunder über Feld und Flur, über Baum und Strauch ausgeschüttet. Dort oben aber auf den Bergen herrscht der Winter noch mit aller Strenge und weigert sich, den weißen Mantel, den er über Kamm und Hänge des Gebirges breitete, schon wieder fortzunehmen.

Ins Schauen versunken stehn wir da. Wie lange wohl? Da fährt's uns plötzlich durch den Sinn: „Welchen Wandel mag dieses Bild erfahren haben, ehe es seine heutige Gestalt erhielt?" Und der Gedanke läßt uns nicht mehr los, zwingt uns, ihn weiter zu verfolgen, zurück in jene Zeit, da die freie Höhe, auf der wir eben stehen, mit hohem Wald bedeckt war, der den Ausblick hinderte. Der Wald zog ohne große Unterbrechung über Hügel, Berg und Tal bis zu dem Fuß der Riesenberge, und hörte da erst auf, wo ihm des Kammes nacktes Felsgetrümmer mit seiner kalten Höhenluft ein Halt entgegenrief.

Nur dünn bevölkert war der Wald von einem Stamme der Germanen, dessen Name von den Gelehrten umstritten wird. (Semnonen, Vandalen?) Dem allen Germanen tief im Blute sitzenden Wanderzuge folgte auch dieser Stamm und zog nach Westen, einem ungewissen Schicksale entgegen.

Jahrhundertelang scheint dann die Ostoberlausitz fast ganz entvölkert gewesen zu sein. Wohl erst in der zweiten Hälfte des 6. Jahrhunderts besetzten die Wenden, ein Zweig der Slaven, die Oberlausitz und siedelten sich besonders an den Flußläufen an. Wie die Germanen waren auch diese Sorbenwenden Jäger und Fischer, die kaum daran dachten, das Land urbar zu machen. Weit bequemer erschien es ihnen, durch Raub- und Plünderungszüge in das Landgebiet der westlichen deutschen Nachbarn ihren Lebensunterhalt zu erwerben. Das nötigte die Deutschen zur Abwehr. Die deutschen Kaiser des 10. und 11. Jahrhunderts unternahmen darum wiederholt Kriegszüge gegen sie und gegen die noch weiter ostwärts wohnenden, ihnen stammverwandten Polen. Nach wechselvollen Kämpfen gelang es Kaiser Konrad im Jahre 1031, die in unserer Gegend hausenden Milzener zu unterwerfen und damit die Oberlausitz zu einem Teile des Markgrafentums Meißen zu machen. Mit der Eroberung des Landes durch die Deutschen fand auch das Christentum unter den bisher heidnischen Wenden Eingang. Dadurch, daß Kaiser Heinrich IV. dem abtrünnigen Markgrafen von Meißen, Eckbert II., sein Land nahm und es dem böhmischen Herzoge Wratislaus gab, kam auch die Oberlausitz mit an Böhmen.

Aus dem bisher Gesagten ist keineswegs zu schließen, daß zu jener Zeit innerhalb der Bevölkerung der Oberlausitz das deutsche Element gänzlich gefehlt hätte. Schon um das Jahr 1000 waren deutsche Ritter eingewandert und hatten das Land mit Burgen durchsetzt, die allerdings nicht viel anderes waren, als Erdwälle mit aufgesetzten Lehm- und Holzbauten. Diese Ritter waren bald die Herren von Dörfern und Höfen. Mit wenigen deutschen Mannen saßen sie zwischen den Slaven und hatten nur geringe Verbindung mit dem Mutterlande. Die wendischen Einwohner der Dörfer waren Hörige geworden und hatten als solche die Felder der Deutschen zu bestellen. Im übrigen standen sich Deutsche und Wenden scharf von einander geschieden gegenüber. Wenn aber auch die deutschen Ritter das neue Gebiet ihren Bedürfnissen entsprechend einrichteten, Grund und Boden neu aufteilten und neue Siedlungen nach deutscher Art gründeten, so war ihre Zahl doch viel zu gering, um dem Lande allgemein einen deutschen Charakter aufzuprägen. Erst die mit dem 13. Jahrhundert einsetzende bäuerliche Kolonisation konnte das zu Wege bringen. Wenn auch das südöstliche Hügel- und Waldgebiet der Oberlausitz, unsere engere Heimat also, erst wenig besiedelt war, so lag das Land doch nicht abseits vom großen europäischen Verkehr. Zog sich doch durch dasselbe die Königsstraße (via regia), die seit uralten Zeiten den Verkehr zwischen dem germanischen Westen und dem slavischen Osten vermittelte. Auf ihr kamen zunächst nur einzelne Händler ins Land, die von Dorf zu Dorf, von Hof zu Hof zogen, um die bescheidenen Bedürfnisse der deutschen Herren und der Wenden zu befriedigen.

Diese Verhältnisse erfuhren mit einem Schlage eine völlige Umgestaltung durch das Einsetzen der bäuerlichen Kolonisation. Herbeigerufen durch eine Art Agenten, die „locatores", d. i. Siedelmänner, zogen Thüringer und Franken in das Land, daneben auch eine geringe Zahl Niederdeutscher und Niederländer, und schufen hier eine neue Kultur. Wie freudig mag

die hier schon ansässige deutsche Oberschicht diese stammesgleiche Zuwanderung begrüßt haben. Gewiß erfuhr sie auch durch den böhmischen König jede nur mögliche Förderung.

Da, wo die via regia den Queis überschritt, bestand wohl schon seit alten Zeiten eine slavische Siedelung, die den Namen Lauban führte. Ihr Name ging dann auf ein deutsches Kolonistendorf über, das sich am Altlaubanbache entlang erstreckte. An dem erwähnten Flußübergange hat wohl von jeher ein Rastplatz für die Händler bestanden. Vielleicht war sogar schon ein Kretscham vorhanden. In seiner Nähe erhob sich dann die älteste Kirche unserer engeren Heimat, die dem Schutzheiligen der Schiffer und Kaufleute, Nikolaus, geweiht war.

Im zweiten Jahrzehnt des 13. Jahrhunderts ist dann auch unweit dieses Kirchleins die Stadt Lauban gegründet worden und zwar unter folgenden Umständen: Noch war die bäuerliche Kolonisation durchaus nicht abgeschlossen, da kamen neue Einwandererzüge, von den Grundherren herbeigerufen, aus Mitteldeutschland nach dem Osten. Es waren im wesentlichen thüringische Gewerbetreibende und Kleinkaufleute. Auch diese Züge folgten dem alten Verkehrswege, der Königsstraße. An ihr wurden nun von den Neuankömmlingen planmäßig Städte gegründet, welche eine doppelte Aufgabe hatten, einmal, den Eingewanderten die Kultur des Mutterlandes zu vermitteln, zum andern, notwendige Stützpunkte für die Ausbreitung und Festigung der Siedelung des Deutschtums zu sein. Kamenz, Bautzen, Löbau, Görlitz, Lauban und das schon schlesische Löwenberg sind um diese Zeit (1200—1220) gegründet worden. Die böhmischen Herrscher Ottokar I. und Wenzel I. begünstigten diese Städtegründungen ebenso wie die vorangehende bäuerliche Kolonisation. Wie Görlitz entnahm auch die Stadt Lauban ihren Namen dem in der Nähe liegenden Kolonistendorfe. Während sich Altlauban am gleichnamigen Bache langhin erstreckte, wurde die Stadt auf der Hochfläche erbaut, welche in dem Winkel liegt, den der Queis mit dem Altlaubanbach bildet. In Anlehnung an den Zug der Königstraße wurde der Markt abgesteckt und nördlich von diesem, auf der höchsten Erhebung der Fläche ein neues Gotteshaus, die Dreifaltigkeitskirche, gegründet. Zum Bau der Häuser boten sich willig Leute aus den benachbarten deutschen Dörfern als Handlanger an und blieben dann in der Stadt wohnen. Aber auch Handwerker, wie Zimmerleute, Schmiede, Fleischer, Bäcker, Schuhmacher und Schneider, siedelten nach der Stadt über und trugen damit wesentlich zum raschen Steigen der Einwohnerzahl bei. Auf die Kunde von der Stadtgründung strömten außerdem von anderwärts Siedlungslustige herbei. Gleichzeitig mit ihnen beteiligten sich bei der Bildung des städtischen Gemeinwesens noch eine beschränkte Zahl von Männern in gehobener Stellung, aus denen sich dann die „Geschlechter" entwickelten, welche sehr bald das Regiment der Stadt an sich brachten (locatores, jüngere Söhne des benachbarten Lehnadels). Zum Schutze dienten der jungen Stadt zunächst Erdwälle mit Palisaden. Hatte man doch bei Anlage der Städte neben dem wirtschaftlichen, auch den anderen Zweck im Auge, Mittelpunkte der Landesverteidigung durch sie zu erhalten.

Wie wir sahen, war Lauban von vornherein von einer fast ausschließlich Handel und Gewerbe treibenden Bevölkerung besetzt. Doch hieße

es die bei der Aussetzung der Stadt herrschenden Verhältnisse verkennen, wenn man annehmen wollte, daß mit Ausnahme der bevorzugten „Geschlechter" alle Stadtbewohner politisch gleichberechtigt waren. Gemeine Bürger (burgensis communis) im damaligen Sinne des Wortes waren nur die Kaufleute und Handelstreibenden, die auch das ausschließliche Recht für sich in Anspruch nahmen, Bier zu brauen. Rasch zu Wohlhabenheit gelangt, besetzten sie mit den Geschlechtern die Verwaltungs- und Gerichtsämter und bildeten damit den Rat. Die Handwerker, die sich bald zu Zünften zusammengeschlossen hatten, waren den Bürgern an Zahl überlegen. Und doch hatte man sie, die eigentlichen Gütererzeuger am Orte, vom Stadtregimente ausgeschlossen. Trotzdem mußten sie für Aufwendungen der Stadt nach innen oder außen mit ihrem Vermögen und ihrer Person mit aufkommen. Ein Uebergang aus dem Handwerker- in den Bürgerstand gehörte zu den Seltenheiten. Solche Zurücksetzungen waren natürlich geeignet, den Grund zu späteren Mißhelligkeiten und Streitigkeiten zu schaffen. Diese blieben dann auch nicht aus und haben erst dann zu einem friedlichen Einvernehmen der beiden Stände geführt, als sich die Handwerker ihr Recht auf Sitz und Stimme im Rate, sowie das Recht zum Bierbrauen erstritten hatten.

Da die Versorgung der Stadt mit Lebensmitteln durch die Einwohnerschaft der in der Nähe liegenden Dörfer geschah, fand sehr bald ein reger Wechselverkehr zwischen Stadt und Land statt. Die in der Stadt regelmäßig stattfindenden Märkte, die von den Bauern fleißig besucht wurden, erleichterten den Güteraustausch außerordentlich. Viel begehrt waren die Erzeugnisse der Tuchmacherei, die um die Mitte des dreizehnten Jahrhunderts durch einwandernde Flamen in die Ober- und Niederlausitz eingeführt wurde. Zur Tuchmacherei gesellte sich früh die Leinenweberei. Daneben aber hatten auch die übrigen Handwerker, wie Schuhmacher, Nadler, Kammacher, Schlosser starken Absatz. Während in den Dörfern lange Zeit hindurch jeder Bauer sein eigener Bäcker und Fleischer war, erstanden in der jungen Stadt sehr bald auch die Fleischerei und Bäckerei als Sonderberufe. Ihnen gesellte sich noch die Krämerei hinzu.

Der Gefahr, daß das städtische Leben und Schaffen sich in allzu eng gesteckten Grenzen bewegte, arbeitete der noch immer rege Durchgangsverkehr entgegen. Nach wie vor bewegten sich große Auswandererzüge nach Schlesien und Polen, ja in südöstlicher Richtung sogar bis nach Galizien. Dazu kam noch ein starker Ausfuhrhandel vom Mutterlande her. Dieser Ausfuhrhandel erfuhr allerdings mit dem Aufblühen städtischer Kultur in der Oberlausitz insofern eine Aenderung, als allmählich alle die Handelsgegenstände ausgeschaltet wurden, die man nunmehr im Lande selbst herstellen konnte, so daß es sich in der Hauptsache nur noch um Rohstoffe und sogenannte Qualitätsware handelte.

Etwaige Streitigkeiten, die sich aus diesen Handelsbeziehungen oder auch aus den Beziehungen der Bürger untereinander ergaben, wurden wahrscheinlich schon von Anfang an nach dem Magdeburger Recht geregelt. An der Spitze eines gerichtlichen und Verwaltungsbezirkes, als dessen Mittelpunkt wir die Stadt anzusehen haben, der sich aber auch über die im

Kreise um die Stadt liegenden Dörfer erstreckte, stand der „advocatus“, ein Unterbeamter des in Bautzen ansässigen castellanus präfectus oder Burggrafen, den der König von Böhmen mit der Verwaltung der Oberlausitz betraut hatte. Seine Aufgabe war, im Namen des Königs über Hauptverbrechen wie Diebstahl, Mord, Gliederverstümmelung und Notzucht zu richten.

Bei dem Uebergange der Oberlausitz in die Verwaltung der askanischen Markgrafen von Brandenburg — eine Folge der Verheiratung Markgraf Ottos III. mit Beatrix, der Tochter des böhmischen Königs Wenzel (1253) — befand sich das Land in wirtschaftlicher wie auch geistlicher Beziehung dank dem Zusammenwirken aller Kräfte in dem Zustande der gesunden Entwicklung und des Aufstieges. Wie Brandenburg, so verwaltete Otto III. nunmehr auch die Oberlausitz gemeinsam mit seinem Bruder Johann I. Von diesen beiden Herrschern wurde die Stadt Lauban 1264 erweitert. In der dem Tode der beiden Fürsten folgenden Erbteilung (1. 5. 1268) erhielt ein Sohn Ottos III., Otto der Lange, den Ostteil der Oberlausitz, das Land Görlitz, zu dem auch Lauban gehörte. Mit Zustimmung Ottos des Langen stifteten die Laubaner Bürger 1273 ein Franziskanerkloster, das ungefähr an derselben Stelle stand, wo heut die Kreuzkirche ihren schlanken Turm gen Himmel reckt. Die daran vorüberführende Straße trägt noch heut nach den einstigen Klosterbewohnern den Namen Brüderstraße. Die mit ihr gleichlaufende, schmale Gasse bezeichnet man noch in der Gegenwart als Mönchgasse und den alle anderen Wehrtürme an Höhe und Stärke überragenden Wartturm am Ausgange der Brüderstraße als Brüderturm. Ist diese Klosterstiftung zunächst ein Zeichen von Frömmigkeit der Laubaner Bürger, so beweist sie andrerseits, daß die Bürger es in den etwa 60 Jahren des Bestehens der Stadt durch Fleiß und Betriebsamkeit zu einem gewissen Wohlstande gebracht hatten. Soweit auch die Handwerkskreise daran beteiligt waren, so verdankten diese ihre Erfolge vor allem ihrem Zusammenschlusse zu Interessengemeinschaften, Zünfte genannt. Am frühesten gründeten wahrscheinlich die Tuchmacher eine Zunft. Ihrem Beispiele folgten sehr bald die Schuhmacher, Fleischer und Bäcker. Und als dann auch die übrigen Handwerker sich zu Zünften zusammengetan hatten, nahmen die der genannten vier Gewerbe allezeit eine hervorragende Stellung unter den übrigen Zünften ein.

Ihre Waren stellten die Handwerker nicht wie heut in einem mit der Privatwohnung verbundenen Laden, sondern in hölzernen, auf der Mitte des Marktes stehenden Buden zum Verkauf. (Siehe heutige Jahrmärkte.) Daraus wurden im Laufe der Zeit feste, hölzerne Gebäude. Als eine Art Mittelpunkt entstand so die domus forensis, die sich allmählich zum Rathaus auswuchs. Die noch heut auf der Mitte des Laubaner Marktes stehenden, sich an die Westseite eines massiven Häuservierecks lehnenden festen Krambuden vermitteln uns ein Bild jenes Entwicklungsganges. Eine gebrechliche Holztreppe an der Nordwestecke der „Krämen“ führt uns in einen im ersten Stockwerk gelegenen, hallenartigen Raum, die Schau, welcher jetzt den ihn umschließenden Häusern den Hofraum ersetzt, früher aber, wie sein Name sagt, ganz anderen Zwecken diente. Hier ebenso wie in dem zu ebener Erde liegenden Raume waren die

Verkaufsstände (Bänke genannt) der Tuchmacher, Leinweber, Schuhmacher, Fleischer und Bäcker untergebracht, in welchen die genannten Handwerker wochenweis abwechselnd ihre Ware feilboten. Ehe diese Ware jedoch von der Zunft für den Verkauf freigegeben wurde, unterzog sie der von der Zunft bestellte Schaumeister einer strengen Prüfung inbezug auf ihre Güte und das vorgeschriebene Maß oder Gewicht. Von diesem Brauche her führen noch heut die benutzten Räume den Namen „Schau".



Der Markt in Lauban.

Für Benutzung der Bänke mußte von den Inhabern eine Abgabe an den Landesherrn gezahlt werden. Nach und nach brachte die Stadt dieses Sonderrecht an sich. Wie von den Bänken, so wurde auch von den zum Verkauf gestellten Waren und dem dazu benötigten Rohstoffe eine Abgabe, ein Zoll, gefordert. Man unterschied dabei den Marktzoll und den Durchgangszoll. Der Marktzoll lag hauptsächlich auf den Erzeugnissen der nächsten Umgebung. Seine Erhebung wurde wahrscheinlich nach dem Vorgange der Stadt Görlitz sehr bald zum Zwecke der Belebung des Marktes eingestellt. Der Durchgangszoll ist bis ins 19. Jahrhundert bestehen geblieben. Die vereinnahmten Summen flossen anfänglich in die Kasse des Landesherrn, später in den Stadtsäckel.

Die Leitung des Stadtwesens lag am Ende des 13. Jahrhunderts in den Händen des Rates, aus dessen Mitte der Bürgermeister (rector civium) gewählt wurde. Neben dem Bürgermeister und den Ratmannen (consules) werden dann noch die Schöppen (scabini) als am Stadtregiment beteiligt aufgeführt. Diese Schöppen sind gleich bei der Gründung der Stadt eingesetzt worden, um unter dem Vertreter des Landesherrn (advocatus

oder Erbrichter) ihres Richteramtes zu walten. Zunächst unterstand ihnen und dem Erbrichter die sogenannte freiwillige Gerichtsbarkeit. Sie umfaßte Käufe, Verkäufe, Verpfändungen, Hypothekenangelegenheiten, Auseinandersetzungen, Testamente. Allmählich verringerte sich die Bedeutung des Erbrichters und das Stadtregiment wurde selbständiger. Während in den ersten Jahrzehnten der Stadtentwicklung die Zahl der Ratmannen und Schöppen wechselte, bildete sich später für die Zusammensetzung des Ratskollegiums allgemein die Norm heraus: 1 Bürgermeister, 11 Ratmannen, 7 Schöppen.

Diese Entwicklung etwa hatten die Verhältnisse der Stadt Lauban unter der Herrschaft der Askanier genommen. Welchen besonderen Anteil die einzelnen Herrscher Otto der Lange, Hermann und Waldemar daran hatten, läßt sich bei dem fast völligen Fehlen von Urkunden nicht mit Gewißheit angeben. Otto der Lange soll der Stadt mancherlei Rechte verliehen haben, so z. B. freie Jagd und Fischerei im Umkreise einer Stunde, einen freien Salzmarkt, Zollfreiheit der Güter von Lauban nach Breslau und zurück. Unter der Herrschaft des Markgrafen Herrmann kam im Jahre 1303 Altlauban mit dem Hohwalde an die Stadt Lauban. Der Markgraf bestimmte aber, daß die Bewohner Altlaubans und des halben Dorfes nicht als ansässige Bürger, sondern nur als Leute anzusehen seien, die dem Rate als ihrer Herrschaft Untertanendienste zu leisten verbunden seien. Dieses Verhältnis blieb noch Jahrhunderte bestehen. Auf Befehl des Markgrafen Waldemar wurde Lauban im Jahre 1318 durch starke Türme, Mauern und Basteien, sowie durch tiefe Wassergräben befestigt, damit es ein starkes Bollwerk gegen das polnische Schlesien sein konnte, denn die Polen benutzten damals die Inanspruchnahme des Markgrafen durch seine Dänenkriege, um wieder raubend und plündernd in die Lausitz einzufallen. Vier Tore wiesen die Mauern auf, das Brüdertor im Süden, das Nikolaitor im Osten, das Naumburgertor im Norden und das Görlitzer Tor im Westen.

Nach dem Aussterben der Askanier kam das Land Görlitz und mit ihm auch Lauban nach mancherlei Erbstreitigkeiten am 22. 9. 1319 an Heinrich von Jauer. Dieser gründete in Lauban das noch heut bestehende Nonnenkloster zur büßenden Magdalena. Die Gründungsurkunde ist datiert vom 8. 1. 1320. Als Heinrich von Jauer am 3. 5. 1329 halb von seinem Schwager Johann von Böhmen gezwungen den größten Teil des Landes Görlitz an Böhmen abtrat, behielt er von der Oberlausitz auf Lebenszeit nur noch Lauban, Stadt und Land, Markliſſa, Tzschocha und Schwerta. Mit seinem Tode (1346) fielen diese Gebiete auch an die Krone Böhmen zurück. Sie wurden wahrscheinlich nun auch all der Vergünstigungen teilhaftig, welche Johann von Böhmen den Görlitzern schon früher (19. 5. 1329) gewährt hatte. Dazu gehörte z. B. das Meilenrecht. Innerhalb einer Meile im Umkreise der Stadt, der Bannmeile, durfte niemand brauen, backen und schlachten. Neue Gegenstände durften auf den Dörfern innerhalb der Bannmeile nicht angefertigt werden. Dagegen waren Schuhflicken und das Schärfen der Pflugschare den Dörflern ebenso erlaubt, wie das Weben von Leinwand für den eigenen Gebrauch.

Dienten die Durchfahrtszölle schon früher dem heimischen Handel zum Schutze, so wurde den Städtern nun auch noch das Stapel- oder

Niederlagsrecht gegeben; d. h. die Städte ließen den reisenden Kaufmann ihr Weichbild nicht durchfahren, ohne daß er seine Waren auspackte, auf Stapel legte und sie während einer gewissen Zeit den Bürgern zum Kaufe anbot. Dem Bestreben des Handels, sich solchen Beschränkungen durch Umgehung der Stadt zu entziehen, trat die städtische Handelspolitik durch Ausübung des Straßenzwanges entgegen, indem jeder reisende Kaufmann zur ausschließlichen Benutzung der in die Stadt mündenden Straßen genötigt wurde. Wenn wir dann noch hinzufügen, daß Lauban zu Anfang des 14. Jahrhunderts wahrscheinlich auch die peinliche Gerichtsbarkeit erhielt, das ist das Recht des Rates, selbständig über Leben und Tod eines Angeklagten zu befinden, so haben wir damit in der Geschichte Laubans den Abschluß eines Kapitels gegeben, der den Zeitraum von den Tagen der Gründung bis zu dem Augenblick umfaßt, da Lauban eine gewisse innerliche Selbständigkeit erlangt hatte.

Der Sechsstädtebund.

Zu der Zeit Kaiser Karls IV. (1346—1378) war es mit der allgemeinen Sicherheit in Deutschland und somit auch in der Oberlausitz nicht sonderlich bestellt. Aus diesem Umstande sahen sich schon im Jahre 1346 die immer mehr aufblühenden Städte der Oberlausitz gezwungen, zur Selbsthilfe zu greifen. Feindliche Einfälle der in Schlesien wohnenden Polen drohten ständig, dazu kam noch die durch Raubritter und Wegelagerer hervorgerufene Unsicherheit im Innern des Landes, ohne daß dem Unwesen bis dahin durch den Landesherrn gesteuert worden wäre. Ihm ein Ende zu machen, kamen die sechs Städte Lauban, Görlitz, Löbau, Bautzen, Zittau und Kamenz am 16. 8. 1346 in Löbau zusammen und schlossen einen Bund zur gegenseitigen Unterstützung, der den Namen „Sechsstädtebund" erhielt. Zur Verwirklichung der Absichten des Bundes hatte jede Stadt eine ihrer Größe entsprechende Abgabe und ein Aufgebot an Truppen zu stellen, dessen Stärke sich auch nach der Einwohnerzahl richtete. Als Ort späterer Zusammenkünfte wurde das von den übrigen Städten so ziemlich gleichweit entfernte Löbau gewählt. Seit jenem Augusttage des Jahres 1346 bezeichnet sich jede der dem Bunde angeschlossenen Städte bis auf den heutigen Tag als Sechsstadt. Bald wurde die Acht oder Fehme der Sechsstädte der Schrecken aller Landschädiger. Und manches Raubnest, wie z. B. der Oybin und der Falkenstein, wurde mit gemeinsamen Kräften zerstört.

Vorbedingung für eine gedeihliche Entwicklung und erfolgreiche Betätigung des Sechsstädtebundes war die Uebung und Erhaltung der Wehrhaftigkeit der Bürger. Zu dem Zwecke wurden nicht nur zwischen den Ritterbürtigen, sondern auch unter den Bürgern Kriegsspiele (Turniere) veranstaltet. So haben am Aschermittwochstage des Jahres 1394 zwei Abteilungen Laubaner Bürger mit stumpfen Waffen gegeneinander gefochten. Am Fastnachtsdienstage 1407 ist der Bürgermeister Konrad Zeidler mit einem von Uechtritz in die Schranken geritten. Die beiden ebenbürtigen Kämpfer stachen sich gegenseitig aus dem Sattel. Der Rat schenkte den Streitern ein Viertel Bier.

Lauban im Bann.

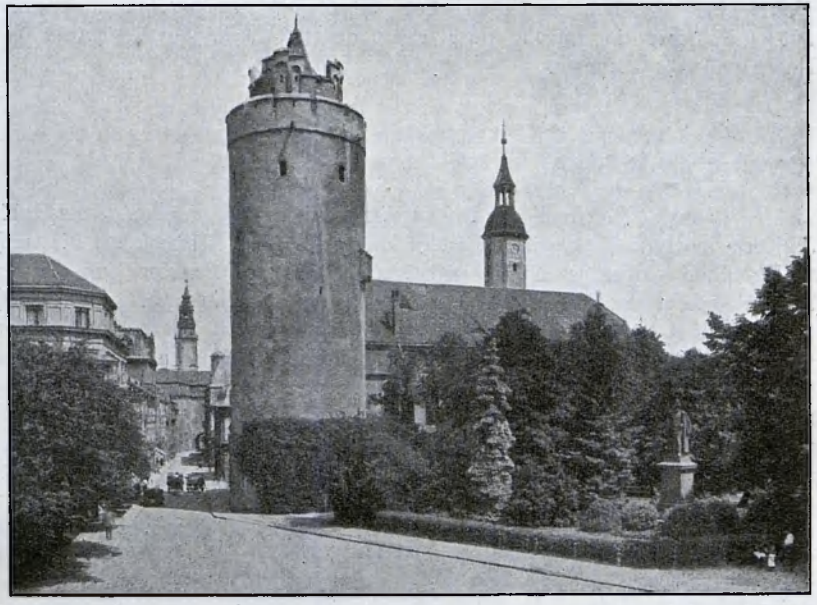
So anerkennenswert ein derartiges Freundschaftsverhältnis einzelner Landadeliger zu Laubans Bürgern war, so muß doch betont werden, daß die Mehrzahl der Adligen den Sechsstädten feindlich gesinnt war. Wie werden sich darum diese Neidinge gefreut haben, als die Stadt Lauban trotz häufiger Beweise frommer Gesinnung ihrer Bevölkerung im Jahre 1415 vom Bischof zu Meißen in den Bann getan wurde. Ein Altarist oder Meßpriester namens Johann Colbus hatte in der St. Georgskirche zu Liegnitz eine kupferne, vergoldete Monstranz gestohlen und sich aus dem dabei befindlichen silbernen Büchslein Ringe machen lassen. Die Monstranz hatte er später als wertlos in einen Teich geworfen und die Hostien verbrannt. Der Priester war von Liegnitz entflohen und hielt sich in Bauerntracht in Lauban auf. Hier wurde er vom Rate ergriffen, gefangen gesetzt und gehängt. Man hatte aber verabsäumt, den Uebeltäter vor der Hinrichtung seiner geistlichen Würde zu entkleiden. Das zog der Stadt den Bannfluch des Bischofs zu. Alle Bemühungen, die Stadt von dieser Kirchenstrafe zu befreien, blieben lange Zeit erfolglos, bis dies endlich auf dem Konzil zu Konstanz doch gelang.

Unterm Hussitenschwert.

Auf dem erwähnten Konzile wurde bekanntlich auch über Johann Huß die Todesstrafe verhängt und an ihm vollzogen. Sein Tod bildete die Hauptursache zu der halb religiösen, halb politischen Aufstandsbewegung des böhmischen Volkes gegen Kaiser Sigismund, die man die Hussitenkriege genannt hat und die 15 Jahre lang Greuel und Verwüstung über Böhmen und seine angrenzenden Länder bringen sollten. Von den Sechsstädten hat Lauban am schwersten unter der Wut der Hussiten zu leiden gehabt. Und während diese Stadt dem hartbedrängten Zittau Hilfstruppen gesandt hatte, wurde es in eigener Not von allen im Stiche gelassen.

„Ueber die gewaltsame Einnahme Laubans durch die Hussiten (16. 5. 1427) gibt es," so schreibt Prof. Dr. Jecht in seiner Geschichte der Hussitenkriege, „wenn man den Chroniken folgt, sichere und ins einzelne gehende Nachrichten. Schade aber, daß die historische Kritik den größten Teil dieser Erzählungen für unrichtig erklären muß. Am Tage Sophiäe, das heißt Donnerstag, den 15. 5., kamen die Hussiten nach glaubwürdigen Berichten mit großer Macht vor Lauban an. Ob ein Angriff auf die Stadt schon am 15. geschah, ist zweifelhaft. Jedenfalls unternahmen die beherzten Laubaner am nächsten Tage einen Ausfall und waren zunächst glücklich, wurden dann aber überwältigt und nach der Stadt zurückgeworfen. Dabei drangen die Feinde mit den Flüchtlingen zugleich in die Stadt und richteten ein fürchterliches Blutbad an. Während des Sturmes „ging die Priesterschaft mit dem Leichnam unsres Herren Jesu Christi umb den Ring." Aber, da die Feinde „durch die Mauer brachen und kamen," flohen die Priester und das Volk in die Pfarrkirche. Der Pfarrer Jeremias Gall (oder Groll) stieg auf den Kirchturm und schrie mit lauter Stimme, man möge für Christi Ehre tapfer streiten, Gott werde das belohnen.

Da holten ihn die erbitterten Böhmen mit Gewalt herunter und vierteilten ihn. Während die Flüchtlinge in der Kirche das Salve regina sangen, stürzten sich die wütenden Horden auf sie und metzelten sie beim Hochaltare nieder. Nur ein Schüler, Johannes Kracker, rettete sich angeblich dadurch, daß er sich tot stellte. Darauf wurde das Nonnenkloster eingenommen und die Nonnen geschändet und erschlagen. Das Mönchskloster soll den Angriffen widerstanden haben. Die Stadt wurde verwüstet und angezündet."



Brüderturm und Kreuzkirche in Lauban. Phot. Pfeiffer.

In ihrer Absicht, einen Ausfall zu unternehmen, waren die Laubaner durch die Nachricht bestärkt worden, daß eine Schar Bauern unter der Führung Dietrichs von Klüx versteckt im Nonnenbusche liege. Man hoffte, die Feinde zwischen zwei Feuer zu bekommen. Die Bauern aber versagten und wurden später von den Hussiten aufgerieben. Dietrich von Klüx entkam mit vier Mann. Entspricht diese Nachricht den Tatsachen, so ist es auch wahrscheinlich, daß die Hussiten ihr Lager im Schleifgrunde aufgeschlagen hatten und das Ausfallgefecht am Kapellenberge stattfand.

Vier Jahre nach der Einnahme Laubans kamen die Hussiten ein zweites Mal vor die Stadt, die noch lange nicht die Schäden der ersten Heimsuchung verwunden hatte. Mitte März des Jahres 1431 war es, als die Hussiten unter Zapko von Zaan die Stadt einschlossen. Der geringen Zahl der Laubaner Bürger blieb als einziger fester Zufluchtsort das Franziskanerkloster, das durch dicke Mauern und den Brüderturm ziemlich gut geschützt war. Von Steinkirch kam der Ritter Bernhard

von Uechtritz mit seinen Bauern den Laubanern zu Hilfe und übernahm den Oberbefehl. Trotz tapferster Verteidigung wurde das Kloster von den Hussiten eingenommen und zerstört, nachdem sie unter den Mönchen und und den Flüchtlingen übel gehaust hatten. Bernhard von Uchtritz geriet in Gefangenschaft und wurde nach Böhmen verschleppt, wo er vor Gram gestorben sein soll.

Jahr und Tag hat es gedauert, ehe Lauban wieder aufgebaut werden konnte. Ja, eine Zeitlang erwogen die wenigen Ueberlebenden sogar allen Ernstes den Plan, den Wiederaufbau ganz zu unterlassen und sich lieber in Görlitz oder einer anderen benachbarten Stadt ein Unterkommen zu suchen.

Die Pest in Lauban.

Zwanzig Jahre nach der zweiten Einnahme Laubans durch die Hussiten wurden die Gebirgsgegenden durch die Pest heimgesucht, die auch früher schon zahlreiche Opfer gefordert hatte. In Lauban fing sie um Mariä Geburt an und wütete den ganzen Winter hindurch. 1497 brach sie aufs neue aus und raffte über 3000 Menschen in Lauban und seiner Umgebung hin. Die meisten Opfer aber forderte die Seuche im Jahre 1553. Die Veranlassung zu ihrem Auftreten erzählt der Chronist Wiesner wie folgt: Eine arme, alte Frau hatte im „kleinen Sterben" (1539) pestkranke Leute gepflegt und von den Angehörigen der Verstorbenen Kleider und Bettbezüge bekommen. Diese hatte sie 14 Jahre lang in einer Lade verschlossen gehalten. Im Sommer 1553 nahm sie die Sachen zum ersten Male heraus und hängte sie an die Sonne, da sie einen sehr üblen Geruch hatten. Bald darauf wurde die Frau krank und starb an der Pest. Nachbarsleute waren von ihr angesteckt worden. Die furchtbare Krankheit breitete sich mit ungeheurer Schnelligkeit aus und raffte in der Zeit vom 9. Juni bis 20. Dezember 2 200 Menschen hinweg. Viele Ratsmitglieder und Bürger flohen auf das Land. Alle gewerbliche Beschäftigung, selbst die Bierbrauerei, ruhte, alle Erbschlichtungen, Eheschließungen u. a. unterblieben in dieser Zeit. Für viele Bewohner gesellte sich zur Krankheit noch die Hungersnot. Auf dem Marktplatze war das Gras so hoch gewachsen, daß man es mit der Sichel schneiden konnte. Das Franziskanerkloster starb bis auf zwei Mönche aus. 34 Pestleichen wurden an einem Tage auf dem Kirchhofe an der Frauenkirche begraben. Der Rat der Stadt tat für die Verpflegung und Unterstützung der armen Kranken das Menschenmöglichste. Ein Medikus, Heinrich Bauer, wurde aus Leipzig berufen. Wärter und Wärterinnen wurden gedungen und besondere Pestbader angestellt. Lebensmittel, auch frisches Obst, wurden anderwärts gekauft und vom Rate verteilt. Aus der Apotheke besorgte man Medikamente. Der Apotheker ist jedoch in der großen Not geflohen. Dagegen wichen die Geistlichen nicht von den Gemeindegliedern, besuchten sie und stärkten sie mit geistlichem Trost, sind auch bis auf einen am Leben geblieben.

Im Mai 1613 und im Juli 1630 wurde Lauban wieder von der Pest heimgesucht. 1630 aus folgender Ursache: Im Juli dieses Jahres hatten Lauban und seine Umgebung 10 Tage lang die Lasten der Besetzung mit kaiserlichen Truppen zu tragen. Am Mühlenwerder und in der Fischerstraße wurden Riesenmengen von Vieh, darunter allein 6000 Schafe, geschlachtet. Obgleich man die Abfälle in den Queis geworfen hatte, erfüllte doch ein entsetzlicher Geruch die Straßen. Die nächste Folge der Wasserverunreinigung war der Ausbruch der Pest, welche in der Zeit vom Juli bis Dezember 1400 Menschen in Lauban hinwegraffte. Nach einer Pause von 48 Jahren nahte die Pest noch einmal den Grenzen Sachsens. Trotz aller Vorsichtsmaßregeln griff die Seuche ständig weiter um sich. Auch der Kurfürst Johann Georg II. wurde von ihr hingerafft. Da man auch jetzt wieder die Seuche als eine Strafe Gottes ansah, wurden Betstunden eingerichtet. Erst mit Beginn des neuen Jahres erlosch die Pest. Der Rat beauftragte die Totengräber, die verseuchten Häuser zu reinigen und darin befindliche schlechte Geräte und Kleider hinter der Frauenkirche zu verbrennen.

Einiges aus der Geschichte des Tuchmachergewerbes.

Wie wir schon wissen, hatten einwandernde Flamen um die Mitte des 13. Jahrhunderts die Wollenweberei in die Ober- und Niederlausitz eingeführt. Bald stand auch in Lauban die Tuchmacherei in hoher Blüte. Die Tuchmacher schlossen sich früh zu einer Zunft zusammen. Wie die anderen Zünfte stand auch die der Tuchmacher unter Aufsicht des Rates, der ihre Ordnungen bestätigte und ihnen manche Freiheiten und Gerechtsame gewährte. Eifersüchtig wachte die Zunft über ihre Vorrechte. Glaubte sie sich in irgend einer Weise darin vom Rate beeinträchtigt, so scheute sie selbst vor offener Auflehnung gegen denselben nicht zurück. Eine derartige Unbotmäßigkeit weiß uns der Chronist schon aus dem Jahre 1297 zu berichten. Damals beschuldigten die Tuchmacher den Rat der Stadt vieler unerweislicher Dinge und zogen auch andere Bürgerkreise mit in die Bewegung. Markgraf Otto der Lange von Brandenburg stand anfangs auf der Seite der Tuchmacher, ward aber bald anderen Sinnes, als der Rat seine Unschuld nachgewiesen hatte. Der Markgraf erklärte die Tuchmacher für Aufrührer. Zwei der Rädelsführer wurden enthauptet und die andern durften vier Jahre lang nicht ihr Handwerk treiben. 1467 beschuldigten die Tuchmacher wieder einmal den Rat, es seien ohne ihr Wissen Sachen, ihr Handwerk betreffend, in das Stadtbuch geschrieben worden, welche ihnen nicht wenig bedenklich und schädlich erschienen. Daraufhin wurden sie vom Rat und sämtlichen Geschworenen, auch denen aus der Bürgerschaft, öffentlich vermahnt und wegen ihres despektierlichen, dem Rate schmerzlichen Verhaltens zu 100 Groschen Strafe verurteilt. Nachdem sie aber um Gnade gebeten, wurde ihnen die Strafe auf 20 Groschen ermäßigt. Sie mußten aber geloben, nie wieder den Rat und das Buch zu tadeln.

Und wie die Meister wachten auch die Tuchmachergesellen mit Argusaugen über ihren tatsächlichen oder vermeintlichen Rechten. So z. B.

wollten sie im Jahre 1720 durchsetzen, daß die Hauptzunft ihres Gewerbes nach Bautzen verlegt würde. Als sie bei einigen Meistern auf Widerstand stießen, kam es zu allgemeinen Tumulten in dem Zunfthause und in der Gesellenherberge. Unter großem Lärmen nahmen die Gesellen ihre Lade, zogen damit zum Naumburger Tor und erzwangen dessen Oeffnung. Darauf zogen sie mit der Lade in die Pappelschänke nach Wünschendorf und von da auf den Edelhof nach Logau. Dort angekommen, errichteten sie im Hofe aus grünen Zweigen eine Laube, setzten ihre Lade auf einen gedeckten Tisch in dieser Hütte, brachten an der Decke der Laube bloße Degen an und hielten mit gezogenem Degen bei ihr Wache. Alle Morgen und Abende verrichteten sie auf offenem Platze ihr Gebet. Die Meister mußten ihnen täglich 3, später 2 Groschen Zehrgeld zahlen. Nachdem sich die Tuchknappen beschwerdeführend nach Bautzen und Dresden gewandt hatten, kam nach 6 Wochen ein Vergleich mit den Meistern zustande. Am 18. 9. geschah die feierliche Einholung der Knappen durch die Meister, die ihnen bis Wünschendorf entgegen zogen. Nachdem man in der Stadt angekommen und zweimal um den Markt gezogen war, kehrte man im Handwerkshause ein und schmauste und zechte zwei Tage lang.

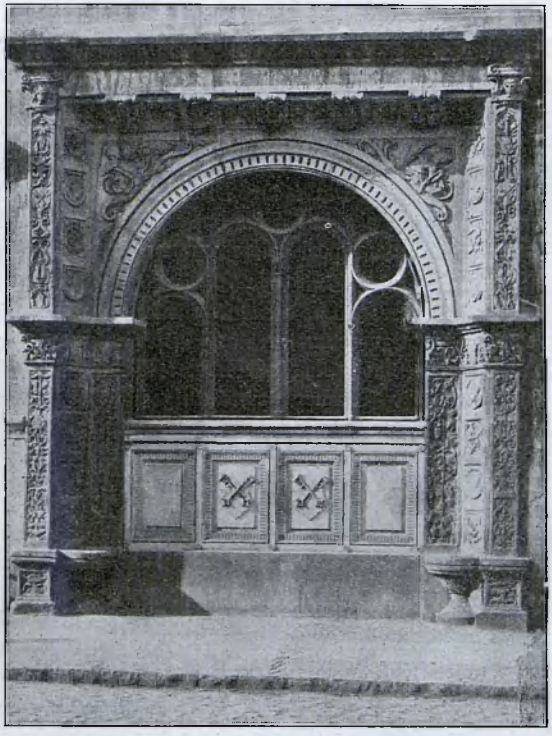
Die Tuchknappenunruhen wiederholten sich indeß auch später wieder, oft aus ganz geringen Ursachen, bis man endlich im Jahre 1724 energisch durchgriff, mit Hilfe von Soldaten die Haupträdelsführer festnahm und nach Dresden auf den Festungsbau brachte. Jahr und Tag mußten sie hier Kärrnerdienste leisten.

Dabei wäre Einmütigkeit und treues Zusammenhalten angesichts der schweren Zeiten, die infolge der unsicheren politischen Lage für das Handwerk hereingebrochen waren, dringend nötig gewesen. Zu wiederholten Malen war das Laubaner Tuch auf der Leipziger Messe gar nicht an den Mann zu bringen, so daß es den Tuchmachern nur zu oft am allernotwendigsten fehlte. Ende des Jahres 1736 waren im hiesigen Tuchmachergewerbe nur noch 5 fremde Gesellen beschäftigt, während sonst 250 Brot und Lohn fanden. Kein Wunder darum, daß die Tuchmacherei als Erwerbszweig in Lauban schließlich gar nicht mehr mitzählte.

Laubans Blütezeit.

In den dreißiger Jahren des 16. Jahrhunderts stand Lauban in größtem Flor. Fast alle Dorfschaften rings um die Stadt mußten ihre Herrschaft anerkennen. Lauban konnte es sich darum leisten, 1537 an den Bau eines Kornhauses zu gehen, das 1539 fertig wurde. Dieses gewaltige Gebäude, das noch heute steht und wie sein Name sagt, als Vorratshaus für Korn, aber auch für Salz diente, ist aus mächtigen Basaltsteinen auf der Heide zwischen erster und zweiter Stadtmauer errichtet worden. Seinem ursprünglichen Zwecke, ein Vorratshaus zu sein, dient es zum Teil heute noch. Denn eine Anzahl Lagerräume sind vom Magistrat an Kaufleute und Handwerker verpachtet. Die Erdgeschoßräume dienen zur Aufbewahrung der Feuerlöschgeräte.

Im Jahre der Fertigstellung des Gebäudes ging man sogar an den Bau eines neuen Rathauses, weil das alte im Laufe der drei Jahrhunderte seines Bestehens allzu baufällig geworden war. Nicht wie bei diesem wollte man mit dem Bau lediglich praktischen Bedürfnissen Rechnung tragen. Nein, den größeren Mitteln entsprechend, welche man aufzuwenden vermochte, konnte man auch dem durch das Zeitalter der Gotik und der Renaissance geläuterten Kunstempfinden des 16. Jahrhunderts weitesten Spielraum gewähren. An der Südseite des Marktes erhob sich dann in verhältnismäßig kurzer Zeit (1539—1541) ein Bauwerk, das wir noch heut mit Stolz zu den schönsten der Oberlausitz zählen, trotzdem durch wiederholte Stadtbrände gar vieles von der kunstvollen Vorderseite zerstört worden ist und infolge der 1547 erfolgten Verarmung der Stadt nicht wieder in ursprünglicher Schönheit erneuert werdrn konnte. Der jetzt zur Hälfte zugemauerte Eingang zum früheren Ratskeller und der erst 1543 fertig gestellte Treppenaufgang vermitteln uns noch eine deutliche Vorstellung von der einstigen Schönheit des Gebäudes.



Alter Ratskeller-Eingang am Rathaus in Lauban.

Laubaner Bier.

Bierbrauerei und Bierausschank bildeten neben dem Handel und Gewerbe zu allen Zeiten eine bedeutende Einnahmequelle der Laubaner Bürger. War das Bierbrauen in der ersten Zeit des Bestehens der Stadt ein Vorrecht der gemeinen Bürger gewesen, so hatten sich später auch die Handwerker die Berechtigung dazu erworben. Bald ruhte das Braurecht auf den meisten Häusern der inneren Stadt. Der Bierhof, der den Ausschank von Braunbier hatte, war die betreffende Woche lang durch den zum Dachfenster hinaushängenden, vierkantigen Bierkegel gekennzeichnet. Das

Zeichen für den Weißbierverkauf waren zwei aus Holz geschnitzte und bemalte Biergläser auf einem Querbalken. Um 1500 war das Laubaner Bier so berühmt, daß es im Stadtkeller zu Breslau (heut „Schweidnitzer Keller" genannt) als „ein besonders lieblicher Trank" ausgeschenkt wurde. Und als im Jahre 1538 der Stadtschreiber Knemiander mit der Vokation des Pfarrers Frobenius nach Wittenberg reiste, um Luther und Melanchthon wegen dieser Vokation zu befragen, nahm er den beiden Reformatoren ein Viertel gut Laubansch Bier mit. Es soll ihnen gut geschmeckt haben und von beiden gelobt worden sein.

Mit Recht wachte die Stadt Lauban eifersüchtig über das ihr von den Landesfürsten verliehene Recht der freien Bierfuhre, welches darin bestand, daß die Stadt ihr Bier zum Verschank auf das Land ausführen durfte. Innerhalb der Bannmeile durfte kein Kretscham und kein Malzhaus bestehen, fremde Biere durften nicht verschenkt werden.

Trotz aller Güte des Stoffes ging vom Ende des 16. Jahrhunderts an der Bierverbrauch dauernd zurück. Alle Fürsorge des Rates und der Landesregierung vermochte an dieser Tatsache nichts zu ändern, weder im 17. noch im 18. Jahrhundert. Auch die 1838 vorgenommene Neugestaltung der Brauereiverwaltung schaffte darin keinen Wandel. Der Wettbewerb der neuzeitlich angelegten und auf Massenerzeugung eingerichteten Dampfbrauereien führte schließlich zur völligen Einstellung des Betriebes der Laubaner Stadtbrauerei.

Der Pönfall.

Die durch die Reformation hervorgerufene Spaltung der Geister in zwei getrennte Lager zeitigte sehr bald politische Spannungen, welche 1546 zu dem schmalkaldischen Kriege führten. Im Verlauf desselben forderte König Ferdinand von Böhmen (Bruder Kaiser Karls V.) die evangelischen Stände der Oberlausitz auf, ihm gegen den Kurfürsten Johann Friedrich von Sachsen Mannschaft, Geschütz, Gewehre, Monturen, Wagen und Proviant zu liefern. Trotz Abratens der protestantischen Stände Böhmens bewilligten die Oberlausitzer Hilfstruppen auf zwei Monate. Gerade am Tage der Schlacht bei Mühlberg (24. 4. 1547), in welcher Kurfürst Johann Friedrich von Kaiser Karl V. besiegt wurde, liefen diese zwei Monate ab. Der mit der Soldzahlung Beauftragte der Sechsstädte entließ, da er keine anderen Anweisungen erhalten hatte, die städtischen Söldner. Nun hatte aber König Ferdinand kurz zuvor den Ständen der Oberlausitz in einem Briefe mitgeteilt, daß er ihre Truppen in der bevorstehenden Schlacht notwendig brauche. Man solle sie darum zwei weitere Monate im Felde lassen und für ihren Unterhalt sorgen. Dieser Brief wurde von dem auf die Blüte der Sechsstädte schon lange neidischen Adel ein paar Tage zurückgehalten. Während die Adligen ihre Reiter im Felde behielten, hatten die Städte ihre Mannschaften entlassen und sich damit scheinbar ins Unrecht gesetzt.

Um üblen Folgen vorzubeugen, brachte man in der Eile 4000 Gulden auf, um die entlassenen Söldner neu anzuwerben. Außerdem wurden

12 Wagen Proviant in das kaiserliche Lager bei Wittenberg gesandt. Doch nahm der erzürnte König weder Geld noch Proviant an. Seine Rache sollte nicht lange auf sich warten lassen. Man bezichtigte die Sechsstädte des Landesverrates, eines Verbrechens, worauf nach böhmischem Rechte Verlust an Ehre, Leib und Gut stand. 12 Anklagepunkte waren aufgestellt worden, über die sich die Abgesandten der Städte am 1. 9. 1547 in Prag zu verantworten hatten. Die Hälfte des Rates und 6 Geschworene der Bürger aus jeder Sechsstadt mußten zu diesem Zwecke in Prag erscheinen. Dort wurden sie von den kaiserlichen Räten eingeschüchtert nnd überredet, sich dem Könige auf Gnade und Ungnade zu ergeben. Das taten sie denn auch. Umsonst. Denn harte Strafen verhängte man über sie wegen ihrer angeblichen Verbrechen. Die Städte hatten alle Privilegien, Ordnungen und Satzungen dem Könige auszuliefern und sich damit zu begnügen, was ihnen derselbe freiwillig wiedergeben oder sonst anordnen werde. Alles Geschütz, Pulver, Munition und Zubehör mußten abgegeben werden. Sämtliche Gemein-, Stadt-, Lehn- und Landgüter mußten die Städte dem Könige abtreten und gewärtig sein, was ihnen davon die Gnade des Königs wieder zukommen lassen werde. Für sich und ihre Nachkommen war ein ewiges Biergeld zu zahlen. Die vorhandenen Kirchenkleinodien, Einkünfte von Stiftungen samt allen Stiftungsbriefen und dazu gehörigen Urkunden waren auszuliefern. Für die genossene Nutzung der Güter und Stiftungen war ein Strafgeld, zur Hälfte in drei Wochen, zur anderen binnen drei Monaten zu erlegen. Auf Lauban kamen 10 000 Gulden. Allen Befehlen des Königs war unverzüglich Folge zu leisten. Ferdinand behielt sich vor, die Rädelsführer des gegen ihn verübten Ungehorsams in Untersuchung zu nehmen und gebührend an Leib und Leben zu strafen. Nach Vollziehung der Strafen wollte der König die Städte wieder zu Gnaden annehmen. Unter Androhung der Folter erzwang man die Unterschrift der Ab-



Rathaus-Eingang in Lauban. Phot. Pfeiffer.

gesandten unter diese Bedingungen. Erbarmungslos wurde die Strafvollstreckung durchgeführt. Lauban erlitt einen Schaden von 300 000 Mark. Die Quellen künftigen Wohlstandes waren auf unabsehbare Zeiten hinaus verstopft. Und wenn auch die Städte im Laufe der Zeit manche Vorrechte mit großen Opfern wieder erwarben, ihre Blüte und ihre Herrlichkeit war auf lange dahin.

Stadtbrände zu Lauban.

Noch litt Lauban schwer unter den Folgen des Pönfalles und des großen Sterbens (1553), als am 12. 4. 1554 ein Riesenbrand die Stadt vollends an den Rand des Verderbens brachte.

Das Feuer war gegen 1 Uhr mittags über der Malzdarre des Stadtschreibers Fabian Häniſch in der Görlitzer Straße ausgekommen. Ein heftiger Wind verbreitete das Feuer über die Nachbarhäuser und das Marktviereck. Zwei Stunden später stand die ganze innere Stadt in Flammen. Alle öffentlichen Gebäude, das schöne neue Rathaus mit vielen kostbaren Gemälden, die Dreifaltigkeitskirche, die beiden Klöster, die lateinische Schule und alle Bürgerhäuser der inneren Stadt wurden eingeäschert. Nur wenig konnte gerettet werden. In den Kirchen und Klöstern verbrannten viele Meßbücher, auf dem Rathause Stadtbücher und Chroniken. Auch die Basteien über den Toren und auf der Stadtmauer wurden, soweit ihr Oberbau aus Holz bestand, vernichtet. Das Feuer verbreitete sich dann in der Nikolaivorstadt und der Fischerstraße. Die Nachbarstädte sandten den aufs neue Verarmten und nun auch obdachlos Gewordenen Geldunterstützungen und Lebensmittel. Der König erließ der Stadt auf 16 Jahre alle Abgaben.

Dieser Brand war nicht der erste und einzige, der Lauban heimgesucht hat. Schon 1487 war die Stadt fast gänzlich eingeäschert worden und seitdem ist Lauban fast in jedem Jahrhunderte ein oder mehrere Male in Schutt und Asche gelegt, der Wohlstand seiner Bürger vernichtet worden. Als Beispiele dafür seien hier nur noch erwähnt die großen Brände vom 4. 5. 1659, vom 27. 9. 1670 und vom 14. 7. 1760. Der letzte größere Brand, den Lauban in seiner Geschichte zu verzeichnen hat, war der in der Nacht vom 1. zum 2. August 1847.

Von den Leiden der Stadt Lauban im Dreißigjährigen Kriege.

Wie so viele andere deutsche Städte hat auch Lauban schwer unter der Geißel des Dreißigjährigen Krieges zu leiden gehabt. Bald waren es Kaiserliche, bald Sachsen, bald Schweden, welche die Stadt in ihre Gewalt brachten und neben der Verpflegung der Truppen auch noch große Geldsummen von den schon bis aufs Blut ausgesogenen Bürgern forderten. Die rohesten und darum am meisten gefürchteten Soldaten des Kaisers waren die Kroaten. Mehr als einmal haben auch sie Lauban heimgesucht und schweren Schaden angerichtet.

Am 30. 11. 1627 kam Wallenstein mit 500 Pferden, zahlreichen Bagagewagen und 50 Kroaten, seiner Leibkompagnie, nach Lauban. Im heutigen Hotel zum Hirsch nahm er Quartier und erwies sich wider alles Erwarten gegen die überwiegend evangelische Bevölkerung sehr freundlich. Er lud sogar die zu seinem Empfang herbeigeeilten Ratsherrn zu dem Mahle ein, das ihm die Stadt ausrichten mußte, lehnte es aber ab, sich bei dieser Gelegenheit verschiedene Bitten vortragen zu lassen. Am



Im Laubaner Rathaus

1. 12. begab sich Wallenstein über Seidenberg nach Friedland. Noch zweimal, im Juni 1628 und im Februar 1630 hat Wallenstein in Lauban vorübergehend geweilt. Eine Urkunde mit der eigenhändigen Unterschrift Wallensteins, die im Ratsarchiv aufbewahrt wird, erinnert noch heut an jene Begebenheiten.

Wie die Oberlausitz zu Sachsen kam.

Die Verfolgungen, welche die Evangelischen in Schlesien und Böhmen um das Jahr 1622 von dem Kaiser Ferdinand II. zu erdulden hatten, veranlaßten den Kurfürsten von Sachsen, Johann Georg I., der bisher trotz seines evangelischen Glaubens auf der Seite des Kaisers gestanden hatte, seine Sache von der des Kaisers zu trennen. Als Entschädigung für etwa aufzuwendende Kriegskosten hatte aber Ferdinand schon 1620 dem Kurfürsten die beiden Lausitzen verpfändet, weil diese die entferntesten Länder seiner Monarchie waren. 1623 verlangte Johann Georg I. nun die Bezahlung der Kriegskosten, die auf die ansehnliche Summe von 18 Millionen heutigen Geldes aufgelaufen waren. Da der Kaiser nicht zahlen konnte, erfolgte am 12. 6. 1623 die Pfandüberweisung der beiden Lausitzen unter

dem Vorbehalte der Einlösung. Damit begann tatsächlich die sächsische Herrschaft, da der Kaiser infolge der langen Kriegsdauer nicht daran denken konnte, die Schuld abzutragen. Der Kurfürst verfügte, daß in religiösen Angelegenheiten alles so bleiben solle, wie es bei Ausbruch des Krieges gewesen wäre.

Nach der für die Schweden unglücklichen Schlacht bei Nördlingen (7. 9. 1634) entschloß sich der Kurfürst, in besondere Friedensverhandlungen mit dem Kaiser einzutreten. In dem am 30. 5. 1635 zu Prag abgeschlossenen Sonderfrieden erhielt Johann Georg die Lausitzen als erbliches Lehen.

Die Ordnung der Leineweber.

Verhältnismäßig spät hatten sich die Leineweber in Lauban zu einer Zunft oder Zeche zusammengeschlossen, die von dem Rate der Stadt 1571 bestätigt worden war. Im März 1698 baten die Vertreter des Züchner- und Leinenwebergewerbes den Rat der Stadt „um Verordnung und Besserung ihrer Articul". Diesem Wunsche kam der Rat am 18. 3. nach. Aus der 54 Absätze umfassenden Ordnung seien hier nur als Beispiel angeführt:

Art. 1. Vornehmlich und erstlichen sollen und wollen sie alle und ein jeglicher insonderheit bei seinem gethanen bürgerlichen Eide einem hochwohlweisen Rate zu Tag und Nacht gehorsam sein in allen Dingen, was ein Rat am besten erkennet, auch im Beisein eines Ratsherrn, wenn es vonnöten, so hierzu verordnet, und allda nichts anderes handeln, denn was ihr Handwerk belanget und antrifft.

Art. 13. Wenn ein Gesell allhier Meister werden will, er sei fremd oder einheimisch, der soll zuvor zwei Jahre von seiner Heimat nacheinander gewandert sein, aber eines Meisters Sohn ein Jahr. Ein Fremder aber soll mit seinem Meister, bei dem er wie bräuchlichen das Jahr über arbeiten will, vor die Aeltesten und das Handwerk kommen, sein Jahr einschreiben lassen und allda dem Handwerk seines eigenen Geldes zwei Taler erlegen. Und wenn er das Jahr bei seinem Meister ausgearbeitet, soll solches Geld zum Anfange seines Meisterrechtes in der Lade verbleiben. Wird er dann allhier nicht Meister, ist solches Geld in die Lade verfallen.

Art. 21. Zum Meisterstück soll gemacht werden ein Stück Zwillich von 60 Ellen, ein Stück flächsene Leinwand von 60 Ellen, ein Stück werkene Leinwand von 60 Ellen. . . . . Dazu soll ihm ein jeder seinen Zeug selbst wissen zuzurichten. Sofern er aber bei schwerer Zeit sich nicht hierzu schicken könnte, soll er vor die Meisterstücke dem Handwerk erlegen 20 Taler, die Meisterssöhne und -töchter und verlassenen Wittiben 10 Taler nebst der Gebühr des Einschreibens und Schaugebühr.

Art. 27 handelt dann von der Schau, der jedes gefertigte Stück Ware vor dem Verkaufe unterworfen werden mußte.



Lauban. Das Roſt'ſche Kaufmannshaus. Federzeichnung von G. Sprenger.

Karl XII. von Schweden in Lauban.

In den Septembertagen 1706 rückte anläßlich des sogenannten nordischen Krieges (Schweden gegen Polen und Sachsen) die Gefahr eines Einfalles der Schweden in die Oberlausitz dauernd näher. Da bei dem völligen Mangel einer militärischen Besatzung an Widerstand nicht zu denken war, beschloß der Rat, die Stadt dem Schwedenkönige zu öffnen und ihn um gnädige Verschonung zu bitten. Am 12. 9. mittags 1 Uhr traf der König von Schweden mit seinem Hofstaate von Görlitz kommend in Lauban ein. Während seines hiesigen Aufenthaltes wurden die Urkunden des Altranstädter Vertrages ausgewechselt. Gelegentlich eines Rittes durch die Stadt besah sich der Schwedenkönig zu Pferde das Innere der neuerbauten Kreuzkirche. Am 14. 9. verließ er Lauban und zog mit seinem Heere nach Schlesien.

Das Gefecht bei Katholisch-Hennersdorf.

Während des zweiten schlesischen Krieges planten die Oesterreicher und Sachsen einen Angriff auf die Mark Brandenburg, um Friedrich II. aus Schlesien herauszulocken. Am 13. und 14. 11. 1745 kam Prinz Karl von Lothringen mit diesem Einfallsheere in die Nähe unserer Stadt. Am 20. 11. rückten die bei der Armee befindlichen vier sächsischen Regimenter nach Katholisch-Hennersdorf ins Quartier. Friedrich hatte indessen den Vormarsch seines Heeres befohlen, um dem Feinde in die Flanke zu fallen. Der die Vorhut führende General Ziethen griff die Sachsen in Hennersdorf überraschend an und schlug sie völlig (23. 11. 1745). Er behielt von diesem Tage an die scherzhafte Bezeichnung „Ziethen aus dem Busch". Ziethens Sieg hatte den Erfolg, daß Karl von Lothringen den Plan eines Einfalles in die Mark aufgab und sich eiligst nach Böhmen zurückzog. Angesichts dieses Erfolges kann man dem General Winterfeld (Führer mehrerer Scheinangriffe auf Hennersdorf) nur Recht geben, wenn er das Gefecht von Katholisch-Hennersdorf einer gewonnenen Schlacht gleichstellte.

Lauban während des Siebenjährigen Krieges.

Die Kriegsereignisse der Jahre 1756—63 bedeuteten für Lauban wieder eine Fülle von Einquartierungs- und Kontributionslasten. Auf dem Rückzuge nach dem Ueberfall bei Hochkirch (14. 10. 1758) kam Friedrich II. mit dem Reste seines Heeres auch nach Lauban und wohnte (am 30. 10.) in dem Hause des Bürgermeisters Pauli (Zimmer, am Markt). Die Stadt mußte binnen 20 Stunden 66 000 Mark zahlen. Am 1. 11. rückten die Oesterreicher nach und die abgekämpften Preußen mußten weichen. Ihre Artillerie nahm auf dem Lachmanns- und dem Kreuzberge bei Bertelsdorf Aufstellung und deckte den Rückzug, während die Oesterreicher erst vom Kapellenberge, später vom Steinberge aus auf die abziehenden Preußen feuerten und eine über den Queis geschlagene Brücke in Brand schossen. Ein Bild dieser Kanonade befindet sich in Stein gehauen und bunt be-

malt noch heut über der Tür des Dittrichschen Drechslerladens (Görlitzer Straße 17). Friedrich II. hat später Lauban noch zweimal berührt. Am 10. 5. 1761 (1. Pfingstfeiertag) ritt er an der Spitze eines Heeres von 60 000 Mann zum Brüdertor herein und langsam über den Markt. An der Apotheke machte er Halt und betrachtete das infolge des großen Stadtbrandes vom Jahre 1760 noch in Trümmern liegende Haus des Bürgermstr. Pauli, in dem er 1758 im Quartier gelegen hatte. Dann ritt er zum Nikolaitore hinaus. Zum dritten Male kam Friedrich der Große am 17. 3. 1763 nach Lauban, stieg in seinem früheren Quartier ab, trank eine Tasse Schokolade und reiste nach etwa einstündigem Aufenthalte nach Löwenberg weiter.



Portal der früheren Zieglerschule (jetzt Katasteramt) in Lauban.

Von den Paladinen Friedrichs des Großen weilte der alte Dessauer am 3. 7. 1742 in Laubans Mauern. Am 5. und 6. 11. 1756 zogen auch neben anderen die Generäle Winterfeld und Schwerin mit ihren Regimentern durch Lauban. Und am 10. 3. 1763 quartierte sich der General von Seydlitz mit 20000 Mann in der Stadt und den Vorstädten ein. Von österreichischen Heerführern bewohnte der General Nadasti, ein Ungar, am 11. 9. 1757 das Haus des Bürgermeisters Pauli. Am folgenden Tage schlug die österreichische Hauptarmee rings um die Stadt ihr Feldlager auf. Generalfeldmarschall Prinz Karl von Lothringen löste den General Nadasti in seinem Quartiere ab, während der Generalfeldmarschall Daun in dem in der Richterstraße gelegenen Hause des Kaufmanns Steinbach, der früheren Zieglerschule, Wohnung nahm. Vom 7. bis 21. 7. 1759 beherbergte Lauban auch den bedeutendsten Gegner Friedrichs des Großen, den General Laudon. Schon diese einfache Aufzählung der Tatsachen genügt, um darzutun, welche ungeheuren Lasten an Einquartierung

und Kontributionen Lauban während der schlesischen Kriege getragen hat. Dazu kam noch das furchtbare Brandunglück vom 14. 7. 1760, dem fast die ganze Stadt zum Opfer fiel.

Lauban in der Franzosenzeit 1806—1815.

43 Jahre nach dem Hubertusburger Frieden, der dem siebenjährigen Kriege ein Ende machte, begannen für Lauban die Einquartierungs- und sonstigen Lasten aufs neue, hervorgerufen durch die napoleonischen Kriege. So legte Napoleon, trotzdem Sachsen mit ihm verbündet war, der Stadt im Jahre 1807 eine Kriegsabgabe von 58 200 Mark auf. Das Salzhaus bot am 23. 6. desselben Jahres 1230 gefangenen Preußen Quartier und die Ruine der nach dem Brande von 1760 nicht wieder aufgebauten Dreifaltigkeitskirche wurde als Lagerraum für eine große Menge Bomben und Kugeln benutzt, die man aus Schlesien hierher gebracht hatte.

Im März 1812 begannen dann die Durchmärsche der französischen Armee auf ihrem Marsche nach Rußland. Sie dauerten bis zum 25. April. Die Folge davon war, daß die Einquartierung zu jener Zeit fast nie mehr aufhörte. Vier bis 12 Mann auf ein Haus waren keine Seltenheit. Als dann in Rußlands Schnee- und Eiswüsten Napoleons Schicksalsstunde geschlagen hatte und die Reste der großen Armee nach Westen zurückfluteten, kamen viele Bayern und Württemberger krank und elend durch Lauban. Sie schleppten das Nervenfieber ein, das sich unter den Einwohnern Laubans rasch verbreitete. Täglich erlagen ihm vier bis elf Einwohner.

Das Jahr 1813 sollte für Lauban eins der schlimmsten Kriegsjahre werden, die seine Geschichte verzeichnet, da Preußen und Russen in dem mit Napoleon verbündeten Sachsen wie Feinde hausten. Schon am 25. 2. 1813 wurde Lauban von einer Kosakenabteilung unter Führung eines Oberst Brendel besetzt. Man rühmte den Russen nach, daß sie gute Mannszucht gehalten hätten. Am 3. 4. kamen die später durch ihre Tapferkeit so berühmt gewordenen Lützower hier durch. Ihr bekanntester Offizier, Theodor Körner, entwarf in Lauban einen Aufruf an das sächsische Volk. Mitte April marschierte dann die russische oder Kutusowsche Armee durch Lauban. Bei ihr befand sich Kaiser Alexander I. Dieser zog am 19. 4., von Bunzlau kommend, hier ein und wurde am Naumburger Tor vom Magistrat, der evangelischen und katholischen Geistlichkeit und den königlichen Beamten begrüßt. In dem von Hüllesheimschen Hause — der späteren Zieglerschule — nahm der Zar Quartier. Am andern Morgen nahm er an einem Gottesdienste teil, der im Rathause nach griechisch-katholischem Ritus abgehalten wurde und bei dem seine Pagen sehr schön sangen. Nach dem Gottesdienste verließ er freundlich grüßend die Stadt.

Auf dem Rückzuge der Verbündeten nach Schlesien kam am 22. 5. Kaiser Alexander wieder nach Lauban, diesmal in Begleitung des Preußenkönigs Friedrich Wilhelm III. Während der Kaiser dasselbe Quartier nahm wie bei seinem ersten Besuche, wohnte Friedrich Wilhelm III. im

Weinerschen Hause, gleichfalls auf der Richterstraße, das jetzt dem Waren-Einkaufs-Verein gehört. Am Tage darauf zogen die Monarchen weiter nach Löwenberg. Am Abende desselben Tages schon nahm der bei Groß-Görschen und Bautzen besiegte Führer der Verbündeten, General Graf Wittgenstein, in dem von Hüllesheimschen Hause Quartier. Am 24. 5. führte er dann seine Truppen, die hier Korn und Mehl beschlagnahmt hatten und in den Vorstädten plünderten, nach Löwenberg. Vergeblich suchte die russische Nachhut den Uebergang eines französischen Korps unter General Bertrand über den Queis zu hindern.

Da es im Plane Napoleons lag, zuerst die in Schlesien stehende Blüchersche Armee zu vernichten, so rückte ein Heer von 60 000 Mann am 20. 8. von Görlitz aus bis Lauban vor. In Lauban stieß am gleichen Tage Napoleon, von Zittau kommend, zu diesem Heere und nahm nun auch im von Hüllesheimschen Hause Quartier. Seine Truppen wurden durch ihr Fouragieren und Plündern den Laubanern äußerst beschwerlich. Diese waren darum froh, als der Korse schon am 21. 8. mit seinen Scharen nach Löwenberg weiter zog. Doch kehrte er am 23. 8. zurück, um über Görlitz nach Dresden zu gehen und den Widerstand gegen den drohenden Angriff der Verbündeten in die Wege zu leiten. Nach Blüchers Sieg an der Katzbach wurde die französische Armee unter Macdonald von den Preußen bis hinter den Queis zurückgetrieben. Am 31. 8. nahm Macdonald im von Hüllesheimschen Hause Quartier. Bald darauf, wahrscheinlich am 2. 9., kam Blücher durch Lauban. Da Napoleon den auf der Verfolgung bis nach Hochkirch bei Löbau vorgedrungenen Blücher zur Schlacht zwingen wollte, wich der kluge Blücher dem Angriff des Korsen aus und ging mit seinen Truppen wieder bis zum Queis zurück. Er kam am 5. 9. mit ihnen nach Lauban und quartierte sich im von Hüllesheimschen Hause ein. Am 6. 9. verließ dann Blücher Lauban zu jenem Zuge nach Westen, der ihn über Leipzig bis nach Paris führen sollte.

Es liegt auf der Hand, daß diese fast ununterbrochenen Truppendurchzüge und Feldherrnbesuche der guten Stadt Lauban Riesenlasten an Einquartierung und Kriegskontributionen auferlegten. Kein Wunder darum, daß Handel und Gewerbe gänzlich darniederlagen, daß es an Geld und Lebensmitteln fehlte, Not und Teuerung hier wie allenthalben herrschten.

Die Durchmärsche und Einquartierungen preußischer und russischer Truppen wiederholten sich nach der Rückkehr Napoleons von Elba, die den Krieg aufs neue aufflammen ließ.

Wie Lauban preußisch wurde.

Das Jahr 1815 sollte für Lauban insofern eine außergewöhnlich politische Bedeutung erhalten, als ein großer Teil der Oberlausitz und mit ihm auch Lauban an Preußen fiel. Verlor doch König Friedrich August von Sachsen zur Strafe für seine Parteinahme für Napoleon am 18. 5. 1815 die größere Hälfte seines Landes. Die Tatsache des Wechsels der Landeszugehörigkeit wurde der Bürgerschaft Laubans am 8. 6. 1815 auf dem Rathause bekannt gegeben und die Bürger ihres

Untertaneneides, der sie bisher dem Könige von Sachsen verpflichtete, entbunden. Mit dem Wechsel der Landeszugehörigkeit traten aber die Oberlausitzer, die von den Sachsen noch lange als „Mußpreußen" bezeichnet wurden, nicht sofort in alle Rechte der preußischen Staatsbürger ein. Man ließ vielmehr erst eine Art Bewährungsfrist verstreichen. So kam es, daß z. B. die in Preußen schon seit 1808 bestehende Städteordnung in der Lausitz und damit auch in Lauban erst am 11. 10. 1832 eingeführt wurde.

Lauban im Jahre 1848.

Die Wogen der allgemeinen Unzufriedenheit in Deutschland über die starke Bevormundung des Volkes durch seine Regierungen, eines Volkes, das doch in den Befreiungskriegen aus sich selbst den eisernen Willen zur Abschüttelung des napoleonischen Joches gefunden hatte, die Wogen, welche in den Märztagen des Jahres 1848 allenthalben Volksaufstände hervorriefen, brandeten auch an die Mauern der damals 5000 Einwohner zählenden Stadt Lauban. Wenn es hier auch nicht, wie in Berlin und anderen Orten zum Blutvergießen kam, so doch zu einem Tumulte, der am 22. 3. auf dem Markte entstand und sich bald in einige Straßen fortpflanzte. Die auf der Nikolaistraße liegende Backstube des Bäckers Graf wurde dabei ausgeraubt und zerstört. Stolz auf ihre Heldentat zogen die Aufrührer darauf auf den Markt und versammelten sich in der Stephanischen Destillation, der jetzigen Börsenhalle, um sich Mut zu neuen Taten anzutrinken und die Nacht zu ihrer Ausführung abzuwarten. Nach kurzem Widerstande wurden sie dort verhaftet und ihrem Tatendrange damit ein rasches Ende bereitet. Der überwiegende Teil der Bevölkerung war ruhig geblieben und sorgte durch Beaufsichtigung des Marktes und der Straßen dafür, daß sich die Tumulte nicht mehr wiederholten.

Lauban in der Zeit bis zum Weltkriege.

Die drei großen deutschen Einigungskriege von 1864, 66, 70 und 71 brachten, obwohl Lauban 1866 gar nicht so weit vom Kriegsschauplatze entfernt lag, unserer Stadt lange nicht die Einquartierungs- und sonstigen Lasten als die früheren Kriege. Das inzwischen allgemein eingeführte Verkehrsmittel der Eisenbahnen zeitigte auch in dieser Beziehung segensreiche Folgen. Umso freudiger setzte hier wie andrenorts die freiwillige Liebestätigkeit der Zurückgebliebenen ein und die Vereinigungen zur Beschaffung von Lazarettbedürfnissen, zur Unterstützung der im Felde stehenden Truppen und zur Unterstützung der zurückgebliebenen Familien stifteten sehr viel Gutes. Die Erstürmung der Düppler Schanzen, die Siege von Königgrätz und Sedan, die Einnahme von Paris wurden unter allgemeiner, freudiger Anteilnahme der Bürgerschaft gefeiert. Mit gemischten Gefühlen betrachtete man die kriegsgefangenen Franzosen, welche schon 1870 die Straßen Laubans durchzogen. Das Gefühl der Dankbarkeit gegen alle

die, welche für Volk und Vaterland ihr Leben dahin gaben, trieb die Bürger Laubans dazu, den Gefallenen auf dem Steinberge ein Denkmal zu errichten.

An dem gewaltigen wirtschaftlichen Aufstieg Deutschlands seit 1871 nahm auch Lauban Anteil durch die rasche Steigerung der Erzeugung von Leinenwaren. Das Stadtbild änderte sich damals nicht unwesentlich. Die Stadt hatte schon bald nach 1850 den Gürtel einengender Mauern und Gräben gesprengt und dehnte sich seit dieser Zeit nach allen Seiten hin aus, war auch im Innern lichter und luftiger geworden. Seit dem 20. 9. 1865 war Lauban an das ganz Deutschland überziehende, mit jedem Jahre dichter werdende Eisenbahnnetz angeschlossen. 1863 hatte man die Beleuchtung der Straßen mit Gas eingeführt, 1867 die nicht mehr zeitgemäße Art der Trinkwasserversorgung der Stadt durch Anlage einer neuen Wasserleitung abgelöst und 1870 die Kanalisation der inneren Stadt durchgeführt. Dank dem entschlossenen Vorgehen des damaligen Bürgermeisters Feichtmeyer begann man dann 1872 mit der Zufüllung der alten Stadtgräben. Ein geschlossener Ring gut gepflegter Anlagen führt seitdem rund um die innere Stadt.

Lauban während des Weltkrieges und in der Gegenwart.

Diese Stetigkeit der Aufwärtsentwicklung Laubans wurde im August 1914 jäh unterbrochen durch den Beginn des Weltkrieges. Wehmut und freudiger Stolz zugleich erfüllte aller guten Laubaner Herzen, als unsere Garnison (2. Batl. des 19. Infanterieregiments) ins Feld rückte. Mit hellem Jubel begrüßte man die eintreffenden Siegesnachrichten. Gewaltige Mengen von Liebesgaben wurden den wackeren Kämpfern nachgesandt. Und als die Lazarettzüge auch nach Lauban die ersten Verwundeten brachten, da wetteiferte man gegenseitig, um den Tapferen ihr herbes Geschick nach Kräften zu erleichtern. Nach dem Beispiele anderer Orte wurde ein Kriegswahrzeichen (Laubaner Wehrmann) geschaffen und genagelt, um Geldmittel zu beschaffen. Wer nur irgend konnte, zeichnete für den gleichen Zweck die aufgelegten Kriegsanleihen. Und in seiner freien Zeit ging man auch einmal nach dem am Kapellenberge liegenden Gefangenenlager, um mit Staunen und Empörung zugleich das bunte Völkergemisch zu betrachten, das unsere Feinde gegen uns ins Feld stellten. Fest glaubte jeder an den Sieg der deutschen Sache, ob sich der Krieg gleich über Gebühr in die Länge zog. Willig ertrug man darum auch Hunger und Entbehrungen aller Art, eine Folge der völkerrechtswidrigen Blockade unserer Küsten durch die Feinde. Schweigend fügte man sich dem ehernen Muß, als schließlich auch die Glocken von den Kirchtürmen herabgeholt und zerschlagen wurden, um Geschützrohre und Führungsringe der Granaten aus ihrer Bronze zu fertigen, bis dann die Zeiten kamen, die allen Wünschen, allem Hoffen ein bitteres Ende bereiteten, die Tage des Zusammenbruchs und des sogenannten Friedens von Versailles. Bald aber sahen auch Laubans Bürger wieder dem Unabänderlichen mit Mut und Entschlossenheit entgegen. Zu retten galt's, was noch zu retten war, aufzubau'n, was Krieg, Kriegsfolgen und die Inflation niedergerissen hatten. Konnte man dabei zum Teil an bewährtes

Alte anknüpfen, so galt es doch in vielen Stücken Neues zu schaffen, eine soziale Wohlfahrtspflege zu betreiben, welche vom Säugling bis zum Greise weite Schichten irgendwie gefährdeter oder notleidender Menschen betreut. Nur in großen Zügen kann die bisher von dem Wohlfahrts- und Jugendamte der Stadt Lauban geleistete Arbeit hier geschildert werden. Ich stütze mich dabei auf Angaben, welche mir von der amtlichen Stelle zur Verfügung gestellt wurden.

Noch ehe das Kind das Licht der Welt erblickt, setzt die amtliche Fürsorge für dasselbe ein. Denn jeden Monat werden 50 sogenannte Mütterpakete, welche kräftigende Lebensmittel enthalten, an werdende, sowie auch an stillende Mütter verabfolgt. Es geschieht das in engster Zusammenarbeit mit der Mutterberatungsstelle des Vaterländischen Frauenvereins.

Für jedes unehelich zur Welt kommende Kind tritt die Amtsvormundschaft ein. Zur Zeit sind ihr 150 städtische Mündel unterstellt. Diese Art Fürsorge umfaßt sämtliche Altersgruppen von der Geburt an bis zum 21. Lebensjahre. Die den Mündeln gestellten Einzelvormünder erhalten jederzeit Rat und Auskunft durch die Amtsvormundschaft. Deren Tätigkeit auf dem umfangreichen Arbeitsgebiete ist nicht immer die leichteste, da nicht selten die Väter solcher Kinder erst auf dem Prozeßwege zur Erfüllung ihrer natürlichen Pflichten gezwungen werden müssen.

Kinder, deren Eltern tot oder verschollen sind, werden von dem Wohlfahrtsamte als sogenannte „Ziehkinder" in Privatpflegestellen oder in Heimen untergebracht. Daneben führt das Jugendamt den Pflegekinderschutz für annähernd 200 Pflegekinder durch. Unter Pflegekindern versteht man alle nicht bei den Eltern befindlichen Kinder. Erweist sich eine Pflegestelle als ungeeignet, so wird sie ausgeschieden. Das Hedwigstift, eine Stiftung des Geheimen Kommerzienrats Weinert, nimmt in sein Tagesheim dauernd bis zu 45 Kinder jeden Alters auf, deren Eltern gezwungen sind, den Tag über dem Erwerb nachzugehen. Diese Einrichtung erweist sich als außerordentlich segensreich, da sie auch den Müttern ermöglicht, zur Arbeit zu gehen.

Ständig werden aus städtischen Mitteln 200 Kinder der drei Volksschulen mit warmem Frühstück versehen. Kinder, denen der Vaterländische Frauenverein eine Salzbadekur zuteil werden läßt, erhalten durch den Magistrat die tägliche Mahlzeit. Daneben richtete das Wohlfahrtsamt für 250 bis 300 Kinder in den Sommermonaten Luftbadekuren im Luftbade des Naturheilvereins ein. Auch hier wird im Anschluß an die Kur täglich eine kräftigende Mahlzeit verabfolgt. Die Erfolge sind namentlich bei tuberkulosegefährdeten Kindern vorzüglich zu nennen.

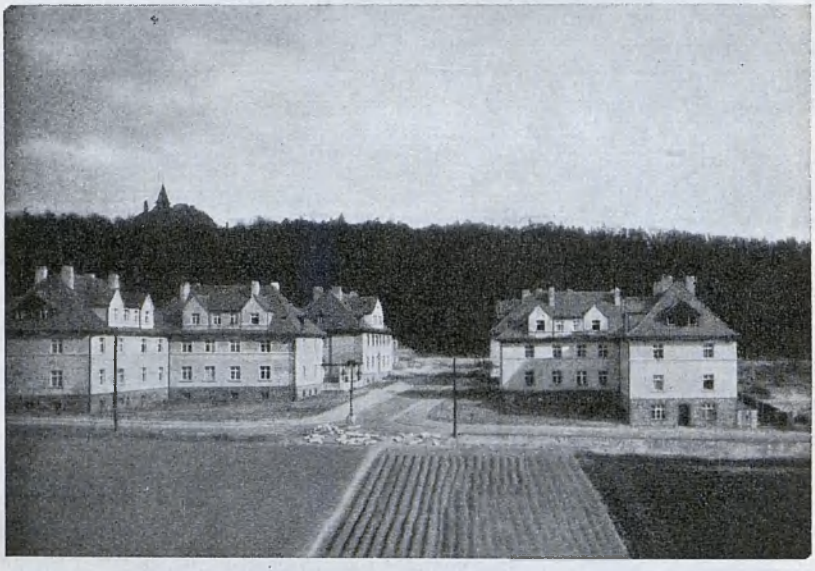
Schwächliche, vom Arzt ausgewählte Kinder werden in dem städtischen Kinderheim zu Holzkirch einer sechswöchentlichen Kur unterworfen. Je 25 Kinder finden dort Aufnahme und zwar Knaben und Mädchen abwechselnd. Die durchschnittliche Gewichtszunahme dieser Pfleglinge beträgt 4 Kilogramm. Für eine Stadt von der Größe Laubans ist diese Anstalt geradezu mustergültig.

Auf besonderen ärztlichen Rat erfolgt unter Vermittelung des Landeswohlfahrtsamtes die Verschickung kränklicher Kinder in Seeheime.

Geplant sind ferner für die drei Volksschulen orthopädisches Turnen und die Verabfolgung von Jodpräparaten gegen Kropfkrankheit.

Während der Wintermonate wird den Kindern der Volksschulen an drei Tagen der Woche Gelegenheit geboten, in der Schule zu baden.

Für heilungsfähige Krüppel werden in engster Zusammenarbeit mit der Kreiskrüppelfürsorgestelle Maßnahmen zur Linderung bezw. Heilung ihres bedauernswerten Zustandes eingeleitet. Solche Maßnahmen sind naturgemäß am aussichtsreichsten bei Kindern.



Lauban. Neubauten am Steinberg Phot. Pfeiffer.

Für sittlich gefährdete Schulkinder und Jugendliche wird Schutzaufsicht eingeleitet. Häufig geschieht das in Zusammenarbeit mit privaten Vereinen. Ist die sittliche Verwahrlosung schon zu weit vorgeschritten, wird Antrag auf Fürsorge-Erziehung gestellt.

Ueber der Fürsorge für Kranke und Schwache wird die gesunde Jugend nicht vergessen. Rund 40 Jugendvereine sind in dem Ortsausschuß für Jugendpflege zusammengeschlossen. Das von der Stadt in der ehemaligen Kaserne errichtete große und wohleingerichtete Jugendheim bietet mit seinen sechs Räumen diesen Vereinen angenehmen Aufenthalt während ihrer Tagungen. Ein Flügel und vier Nähmaschinen vervollständigen die zweckmäßige Einrichtung des Heimes. Das Jugendheim enthält ferner sämtliche erforderlichen Geräte, um den Hauptraum für Ausstellungszwecke herzurichten oder eine Stilbühne darin aufzubauen. In Kürze soll dem Jugendheim eine Bastelstube mit Hobelbänken und ähnlichem Handwerkszeug angegliedert werden.

Der körperlichen Ertüchtigung der Jugend dienen ferner: drei Turnhallen (zwei städtische und eine staatliche), fünf Sportplätze und eine Flußbadeanstalt. Eine dritte städtische Turnhalle ist im Werden.

Das Wohlfahrtsamt bearbeitet die Unfallversicherung für Jugendliche und vermittelt staatliche Beihilfen und Fahrpreisermäßigung bei Wanderfahrten. Durchreisende Jugendliche werden, sofern sittliche Gefahren für sie bestehen, angehalten und Fürsorge getroffen, daß sie von der Landstraße ferngehalten werden. Das geschieht entweder durch Arbeitsbeschaffung oder Heimsendung zu den Eltern.

Stellt sich unter den Jugendlichen Erwerbslosigkeit in größerem Umfange ein, so richtet das Wohlfahrtsamt Nähkurse für weibliche und besonderen Unterricht für männliche Jugendliche ein. Nebenher geht die allgemeine Gefährdetenfürsorge.

Die Fürsorge der Stadt Lauban für Erwachsene wirkt sich zunächst aus in der Kleinrentnerfürsorge. Rund 170 Rentner erhalten fast ausschließlich Barunterstützungen. Eine besondere Vergünstigung bietet ihnen der Rentnerspeisetisch des Hausfrauenbundes in den städtischen Räumen.

Ferner erhalten gegen 200 Rentenempfänger der Sozialversicherung (Sozialrentner) Zuschußunterstützungen von seiten der Stadt.

Dazu gesellt sich die Fürsorge für durchschnittlich 50 Allgemein-Hilfsbedürftige (früher Stadtarme genannt) und ihre Familien. Unter ihnen befinden sich eine größere Anzahl jüngerer, volkswirtschaftlich wertvoller Familien, die aus irgend welchen Gründen nicht von der Arbeitslosenversicherung erfaßt werden können. (Ausgesteuerte u. a.)

Auch der Irren, Idioten und Taubstummen nimmt sich die Stadtverwaltung an. Rund 40 Personen sind von ihr als geisteskrank in Heil- und Pflegeanstalten untergebracht worden. Leider muß festgestellt werden, daß die Zahl dieser Unglücklichen in den letzten Jahren dauernd gestiegen ist. Nicht selten ist übermäßiger Alkoholgenuß die Ursache des Leidens. Das Wohlfahrtsamt steht darum in Zusammenarbeit mit der Trinkerfürsorgestelle.

Wenn auch die Fürsorge für Tuberkulose Aufgabe eines besonderen Zweigvereines ist, so erfolgt doch die Geschäftsführung durch das Wohlfahrtsamt. Alle 14 Tage findet im St. Jakobs-Hospital eine Tuberkuloseberatung durch Herrn Sanitätsrat Dr. Thusius statt. Tuberkulosefürsorgerin ist Schwester Anna Liepelt. Neben Gewährung von Mietsbeihilfen erstreckt sich die Fürsorge auch auf kostenlose Verabreichung von Milch, Kräftigungsmitteln, Vermittelung und Bezahlung von Kuren in Heilstätten. Durch tuberkulose Eltern oder Geschwister gefährdete Kinder werden in andere Umgebung oder in Erholungsheime gebracht.

Um der Bettelei entgegen zu arbeiten, sollen an durchreisende Arbeitslose nur Wohlfahrtsmarken abgegeben werden. Die Durchreisenden erhalten dafür Frühstück oder Abendbrot, Mittagessen, Kleidungsstücke, Fahrscheine für kürzere Strecken, Zubußen für Schuhausbesserungen oder auch brauchbare Schuhe. Beispielsweise wurden im letzten Jahre 2079 Portionen Mittagessen verabfolgt.



Lauban im Luftbild.

Phot. Hansa-Luftbild.

Kranke Durchreisende finden Aufnahme im St. Jakobs-Hospital (gegründet im Anfange des 14. Jahrhunderts). Auch kranke und alte Laubaner Einwohner finden hier Aufnahme und Pflege. Das Hospital ist dauernd sehr stark belegt. Die Wilhelmstiftung (gegründet 1879 zur Erinnerung an die Feier der goldenen Hochzeit Kaiser Wilhelms I.) gewährt in elf Stuben des Hauses Schulgasse 5 alleinstehenden Frauen mietefreie Unterkunft. Im übrigen müssen sich aber diese Frauen selbst beköstigen und versorgen.



Lauban. Siedelungsstraße und Schramkeweg. Phot. Pfeiffer.

Die von der Stadt eingerichtete und in städtischen Räumen untergebrachte Volksküche verabreicht an Bedürftige Mahlzeiten gegen Vorzeigung von Frei- oder Zusatzkarten, welche vom Wohlfahrtsamte ausgegeben werden. Auch bedürftige Rentner erhalten solche Karten. Die Volksküche speist ferner die Durchreisenden für Rechnung des Wohlfahrtsamtes und bereitet das Essen für die Schulspeisung. Die monatlichen Aufwendungen der Stadt für diesen Zweig der Fürsorge betragen 900 bis 1000 Mark.

Neben diesen großen Zweigen städtischer Wohlfahrtspflege gibt es noch eine ganze Anzahl kleinerer Arbeitsgebiete. Dazu gehört z. B. die Begutachtung von Armutszeugnissen für Zivilprozesse, Mitwirkung und Begutachtung von Anträgen auf Vorzugsrenten (Aufwertung von Kriegsanleihen), Eingreifen bei gerichtlichen Räumungsklagen zugunsten der Auszuweisenden, die sehr billige oder völlig kostenlose Abgabe sogenannter Innungssärge an die bedürftige Bevölkerung, sowie im Sommer die Ausgabe von Busch- und Beerenkarten.

Richtete die bisher geschilderte Wohlfahrtspflege ihr Hauptaugenmerk auf den einzelnen, bezw. die Familie, so fehlt es auch daneben nicht an Versuchen zu einer allgemeinen Einwirkung auf die Bevölkerung. Es sei hier nur kurz an die ausgedehnte Gesundheitspropaganda, an die zwei Teilausstellungen des Dresdener Hygiene-Museums und an die Beteiligung der Stadt an der Reichsgesundheitswoche erinnert. Unter sachgemäßer Leitung wurden die Schüler aller Schularten durch die Ausstellungen geführt. Tausende von Merkblättern wurden verteilt, Filmvorführungen veranstaltet, die fast immer überfüllt waren und daher zum Teil durch die Polizei geschlossen werden mußten.

Mehr an die religiöse und gemütliche Seite des Volkslebens richten sich die alljährlich stattfindenden Weihnachtsfeiern für Hilfsbedürftige und Rentner, die Aufstellung des Weihnachtsbaumes am Rathause (Brüderstraße) und auf dem Markte, das Weihnachtssingen der Kinder, die Darbietungen des Bläserchors des Christlichen Vereins junger Männer.

Die Anfänge dieser umfassenden Wohlfahrtspflege der Nachkriegszeit fallen noch in die Amtsführung des Ersten Bürgermeisters Laschke, ihre großzügige Durchführung und Ausgestaltung in die seines Nachfolgers, des Ersten Bürgermeisters Martius.

Ueber aller Fürsorge für den Leib ward auch in Lauban zu keiner Zeit die Geistespflege vergessen. Zahlreiche Vereine betrachteten es, wenn nicht als Hauptaufgabe, so doch als gern geübte Pflicht, ihren Mitgliedern und Freunden gute Vorträge, wohlvorbereitete musikalische und Theater-Aufführungen zu bieten. Sänger und Sängerinnen von Ruf, allgemein anerkannte Instrumentalkünstler gaben in unserer Stadt Konzerte und eine gute Wandertruppe (Pötter) machte alljährlich in den Wintermonaten die Laubaner Kunstfreunde mit den dramatischen Neuheiten bekannt. Eine Reihe von Jahren hindurch boten die von einigen Volksschullehrern mit Unterstützung weiter Volkskreise veranstalteten Volksunterhaltungsabende den Besuchern eine Fülle geistiger Anregung und Unterhaltung.

Volksunterrichtskurse, von Gymnasiallehrern, Volksschullehrern und Studenten ins Leben gerufen, wollten älteren Weiterstrebenden Gelegenheit geben, sich fortzubilden oder Lücken ihres Wissens auszufüllen. Die anfänglich sehr starke Anteilnahme an diesen Kursen ebbte jedoch ziemlich rasch ab.

Während des Weltkrieges hatte sich dann wieder eine Arbeitsgruppe die Aufgabe gestellt, durch Vorträge und Darbietungen verschiedenster Art die Bewohner Laubans über den Ernst der Lage Deutschlands und die sich daraus ergebenden Folgerungen unnd Verpflichtungen aufzuklären. Nach dem Zusammenbruch war man sich auch in Lauban dessen bewußt, daß der so oft besprochene Wiederaufbau Deutschlands nur dann verwirklicht werden könne, wenn man auch die geistigen Belange des Volkes gebührend berücksichtige. Dem Beispiele anderer Orte Folge leistend, schritt man auch in Lauban zur Gründung einer Volkshochschule, die in den ersten Jahren zahlreichen Besuch, namentlich aus Bürgerkreisen, aufwies, später aber dem sehr häufigen Schicksal dieser Veranstaltungen anheimfiel und wegen Mangel an allgemeiner Beteiligung geschlossen wurde.

Wenn die bisher genannten Bildungsmöglichkeiten auch zum größten Teile von Privaten geboten wurden, so hat die städtische Verwaltung doch jederzeit ein lebhaftes Interesse an diesen Veranstaltungen genommen und sie durch Teilnahme ihrer Leiter an der Gründung und Ausgestaltung, sowie durch Bereitstellung von Mitteln, unentgeltliche Hergabe geeigneter Räume u. a. gefördert. Weitgehende Förderung erfuhr auch die 1569 gegründete Volksbücherei durch die städtischen Körperschaften. Schon seit 1795 ist sie jedermann zur Benutzung freigegeben. Daß sie nicht nur über Bücher unterhaltender Art, sondern auch eine große Menge wissenschaftlicher Werke verfügt, verdankt sie mit dem Umstande, daß ihr jahrelang der wissenschaftliche Verein die aus seinem Lesezirkel herausgezogenen Bücher wissenschaftlichen Inhalts überwies. Alljährlich stellt die Stadtverwaltung ansehnliche Mittel zur Beschaffung neuer Bücher zur Verfügung. Zur Zeit der Abfassung dieser Zeilen befindet sich die Bücherei im Zustande der Um- und Neuordnung, die nach streng wissenschaftlichen Grundsätzen erfolgt.

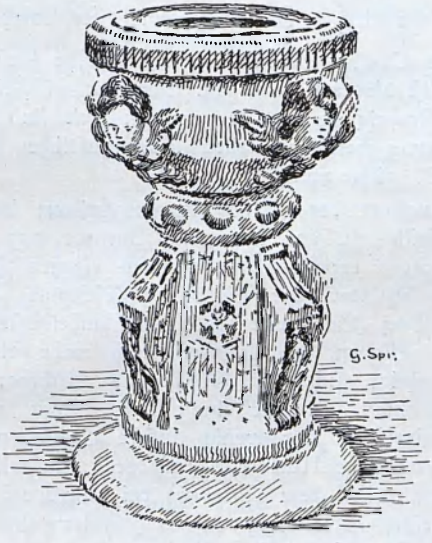
Dank der Bemühungen des Magistratsdirigenten, Herrn Ersten Bürgermeisters Martius, gehört Lauban auch zu jenen Mittelstädten, in denen seit einigen Jahren in den Wintermonaten Hochschullehrer der Universität Breslau Vorträge in der sehr zu begrüßenden Absicht halten, die Hochschulen aus ihrer bisherigen Abgeschlossenheit herauszubringen und sie mehr Fühlung mit den breiten Volksschichten gewinnen zu lassen.

Ueberschauen wir noch einmal kurz das über Lauban und seine Schicksale bisher Gesagte, so können wir mit Dank und Freude feststellen, daß es trotz allem, was die gute Sechsstadt im Laufe der sieben Jahrhunderte ihres Bestehens betroffen hat, doch immer vorwärts und aufwärts mit ihr und ihren Bürgern gegangen ist. „Möge es so in aller Zukunft sein und bleiben!" Das ist der Wunsch, mit dem wir diese Ausführungen schließen.

Lauban.

In der Stadt verrät dir's jede Gasse:
dich umgibt die Tüchelindustrie;
Lauban wischt der ganzen Welt die Nase,
freut sich, wenn du dauernd rufst: Hazie!

*



Kirche und Schule

Die Geſchichte der katholiſchen Kirche im Kreiſe Lauban.

Von Erzprieſter Dr. theol. et phil. Stephan †, Markliſſa.

I. Der Beginn chriſtlichen Glaubenslebens im Laubaner Kreisgebiet.

Fließen die Quellen für die ältere politiſche Geſchichte des Kreiſes ſchon ſpärlich, ſo iſt dies erſt recht von ſeiner katholiſch-kirchlichen Geſchichte zu ſagen. Die Nachrichten aus der neueren Zeit ſind infolge der durch die Glaubensneuerung hervorgerufenen leidenſchaftlichen Kämpfe für und wider Luther meiſt nicht zuverläſſig.

Die Ureinwohner des Kreiſes waren Heiden; jeder Stamm hatte ſein beſonderes Heiligtum, das man mit Vorliebe auf Anhöhen und inmitten dichter Wälder errichtete, ſowie einen eigenen Prieſterſtand. Bei den Polen wurde beſonders der Bialy-Bog (Lichtgott), als Segenſpender, ſowie der Czarny-Bog (Schwarzer Gott), als Unheilſtifter, verehrt. Ueberhaupt waren die Slaven, die Wenden noch mehr als die Polen und Böhmen, dazu geneigt, ſich ihre Götzen als furchtbare Gewaltherrſcher vorzuſtellen, denen man nur mit Angſt und Zittern nahen könne. Im Kreiſe Lauban finden ſich nur wenig äußere Erinnerungszeichen von der heidniſchen Zeit: vereinzelte Urnenreſte und dergl., angebliche Trümmer von heidniſchen Tempeln. Auf dem Rädeberg bei Ullersdorf a. Qu. hat man im Jahre 1835 einen Steinblock von 60 Zentnern Gewicht entdeckt, auf deſſen geglätteter Oberfläche fünf ſchräg zuſammenlaufende Rinnen zu ſehen ſind; man vermutet in ihm einen heidniſchen Opferſtein, auf dem das Opfertier geſchlachtet wurde, ſo daß das Blut desſelben auf die Darbringer herabfloß. Der Stein iſt 1843 auf den Kirchhof daſelbſt gebracht worden.

Etwas Licht bringt in die Geſchichte der damaligen Landesbewohner der Eingang des Chriſtentums. Der Queiskreis ſowie das Seidenberger Gebiet ſind vermutlich von Böhmen aus chriſtianiſiert worden. Letzteres Gebiet gehörte in ſeinem weſtlichen Teil einmal zur Diözeſe Prag, auch Markliſſa ſoll eine Zeitlang von Prag abhängig geweſen ſein. Die vierzehn böhmiſchen Herren, welche im Jahre 845 in Regensburg am Hofe Königs Ludwig des Deutſchen erſchienen, ſollen dort das Chriſtentum kennen gelernt, angenommen und nach ihrer Heimat übertragen haben, von wo aus es über die ſchleſiſchen Gebirge hinaus vorgedrungen ſei. Tatſächlich war Böhmen zeitweilig, bevor es den hl. Adalbert zum Erzbiſchof hatte, dem Bistum Regensburg untergeordnet.

Der andere Kreisteil jedoch links vom Queis und die ganze Oberlausitz hat ziemlich sicher von Westen her, infolge seiner Zugehörigkeit zum Markgrafentum Meißen, das Christentum erhalten. Hierzu hatte schon Kaiser Karl der Große durch die Unterwerfung und Christianisierung der den Wenden benachbarten Sachsen den Weg gebahnt. Sein Werk setzten in der Lausitz die Kaiser Heinrich I., Otto I., II. und III. im zehnten Jahrhundert fort, leider mehr zum Zwecke der Festigung ihrer weltlichen Herrschaft, als aus wahrem Missionseifer.

So bestanden die ersten christlichen Gemeinden aus den eingedrungenen Kriegern, die ihre Kapellen in die zum Schutze der unterworfenen Gebiete errichteten Burgen einbauten. Bezeichnend ist, daß das polnische Wort für Kirche, Kościol, eine slavisierte Form von Castellum = Burg darstellt. Sofort, nicht erst nach Bildung größerer Christengemeinden, wurden Bischöfe eingesetzt und gleichzeitig zu Reichsfürsten gemacht. Für die Lausitz wurde zu diesem Zwecke das Bistum Meißen, dem Magdeburger Erzbistum untergeordnet, im Jahre 967 errichtet und der erste Bischof Burchardt vom hl. Adalbert, Erzbischof von Magdeburg, geweiht. Besonders verdient um das Christentum in diesem Bistum hat sich der hl. Benno gemacht, der im Jahre 1106 starb und dessen Namen mehrere Stiftungen, auch die heutige Diözese Meißen, tragen.

Die in Schlesien wohnenden Polen, also auch das Kreisgebiet östlich des Queis, wurden dem um das Jahr 1000 neugegründeten Bistum Breslau unterstellt.

II Gründung katholischer Kirchen im Laubaner Kreisgebiet.

Gegen die Annahme, daß viele Kirchen um das Jahr 1000 entstanden seien, spricht der Umstand, daß die weitaus meisten Gemeinden deutschen Ursprungs und erst 200 Jahre später anzusetzen sind, daß das Bistum Breslau selbst erst um das Jahr 1000 entstanden ist und in der Nachbarschaft des Kreises Lauban, in Bunzlau, Lähn, Greiffenberg Löwenberg das Christentum erst lange nach 1000 n. Chr. in Erscheinung trat.

Die Gründungen der Orte, Bau der Kirche und Gründung der Gemeinde fallen zeitlich zumeist zusammen. Die erste amtliche Aufzeichnung der Kirchengemeinden bietet die sogenannte Meißener Bistums-Matrikel vom Jahre 1346, in welcher bezüglich des Laubaner Kreises westlich des Queises aufgezählt sind: Scherwerthe (= Schwerta), Meffersdorf, Jerlachsheim, Seidenberg, Wese (Wiesa bezw. Wiese bei Greiffenberg bezw. Seidenberg), Cupra (= Küpper), Rengersdorf, Lauban, Holzkirche, Lyssaw (= Markliſſa), Lindenaw (= Linda), Lichtenaw, Geiselbrechtsdorf (= Geibsdorf), Schribersdorf, Heinrichsdorf (= Katholisch-Hennersdorf), Haugsdorf, Bellmannsdorf, Schönbrunn, Schönberg und Pfaffendorf. Von diesen Gemeinden scheint Bellmannsdorf eine Filiale von Schönberg, Küpper eine solche von Seidenberg gewesen zu sein. Aehnliches wird von Pfaffendorf berichtet, das mit Heidersdorf als Teil der Pfarrei Linda galt.

Die Gemeinde Lauban, anscheinend als einzige aus der Zeit der Wenden stammend, ist sicher die älteste unter den genannten Gemeinden. Im 10. Jahrhundert schon soll für die deutsche Besatzung in der damals wendischen Ortschaft, dem heutigen Alt-Lauban, eine Burg nebst Kapelle gebaut worden sein, welche dem hl. Georg, dem Patron der Krieger, geweiht war. Diese Besatzung nebst den bekehrten Einwohnern dürfte also die erste katholische Gemeinde in Lauban gebildet haben.

Seidenberg (Sydenburg) wird als Besitz des Bischofs von Meißen schon im Jahre 1188 erwähnt; die Gründung der Stadt erfolgte zwischen 1250 und 1260; um diese Zeit wurde auch auf dem Michaelisberge in der Nähe der gegenwärtigen katholischen Kirche, wahrscheinlich auf dem Platz des Alt-Seidenberger Niederhofes, ein kleines Kirchlein zu Ehren des heiligen Erzengels Michael gebaut und diente als Pfarrkirche.

Ueber die Entstehung der ersten katholischen Kirche in Markliſſa schwebt ein gewisses Dunkel. Von kirchlichen Bauten wird in der ganzen Zeit bis zur Glaubensneuerung nur ein sogenanntes rotes Kirchlein erwähnt, in dem von Lauban aus Gottesdienst gehalten wurde. Aus Letzterem könnte gefolgert werden, daß Markliſſa keinen eigenen Seelsorger hatte; dem steht entgegen, daß die Herrschaft Schadewalde lange vor der Reformation das Patronatsrecht über die Kirche hatte und eine Pfarrwidmut vorhanden war.

Schönberg war bei der Schenkung Seidenbergs durch Kaiser Heinrich II. an das Bistum Meißen mit inbegriffen. Die Kirche stand auf dem Platz der heutigen evangelischen Kirche. In einer Urkunde aus dem Jahre 1234 wird ein Plebanus (Pfarrer) Heinricus von Schonimbergh (Schönberg) als Zeuge erwähnt.

Die Nachrichten aus alter Zeit über die Dorfgemeinden sind noch spärlicher. Bei Lichtenau wird die Zeit der Erbauung der Kirche nirgends angedeutet. An der Stelle vom heutigen Pfaffendorf, wahrscheinlich im Niederdorf am Walde, soll zunächst ein Jägerhaus gestanden haben; um das Jahr 1325 soll auf Anregung eines Geistlichen, die man damals allgemein Pfaffen — ohne den verletzenden heutigen Beigeschmack des Wortes — nannte, das Dorf angelegt worden sein, woraus dann auch sein Name erklärt wäre.

Auch die Kirchen im queisöstlichen Kreisteil werden nach dem Jahre 1300 zum ersten Male erwähnt, und zwar: Bertelsdorf 1372, Thiemendorf 1350, Langenöls 1314, Mittel-Steinkirch 1335 als ecclesia lapidea (steinerne Kirche). Der Ort Steinkirch mit seinen drei Teilen dürfte, wie auch der Ort Beerberg (bis 18. Jahrhundert Beierberg genannt) um das Jahr 1200 gegründet worden sein.

Das Bistum Meißen war zunächst in Archidiakonate eingeteilt. Ein solches war Bautzen, damals in slavischer Form Budiſſyn genannt, im Jahre 1221 gegründet, von Bischof Benno II. als Domstift ausgestattet. Es umfaßte die ganze Oberlausitz, also auch das Laubaner Gebiet bis zum Queis mit dem Queiskreis, Seidenberg und Friedland. Die Archidiakonate gliederten sich wiederum in Archipresbyterate, deren Mittelpunkt die sedes (Sitz), d. h. der Wohnsitz des Erzpriesters (Archi-



Die Katholische Kirche in Bertelsdorf. Fritz Augustin.

presbyter) war. So unterstanden dem Archidiakon von Bautzen unter anderem die drei in das gegenwärtige Kreisgebiet hineinragenden Bezirke Görlitz, Seidenberg und Lauban. Zum Görlitzer Archipresbyterat gehörten aus dem Laubaner Kreise: Pfaffendorf, Schönberg und Bellmannsdorf. Die sedes Seidenberg umfaßte davon den Queiskreis mit den Gemeinden Friedeberg, Schwerta, Meffersdorf, Gerlachsheim, Wiesa bei Greiffenberg, Rengersdorf, Markliffa (zeitweise), im Teil der Herrschaft Friedland-Seidenberg die Gemeinden Seidenberg und Küpper. An die sedes Lauban waren angeschlossen: Holzkirch, Markliffa (zeitweise), Linda, Lichtenau, Geibsdorf, Schreibersdorf, Kath.-Hennersdorf, Haugsdorf. Bertelsdorf und Thiemendorf waren dem Erzpriester in Bunzlau, Langenöls und Steinkirch dem von Löwenberg unterstellt. Die späteren Aenderungen der Verwaltungsbezirke berührten bis zur Reformation das Laubaner Kreisgebiet nicht.

III. Kirchliche Einrichtungen und wichtige Ereignisse bis zur Reformation.

Für die Entwicklung der kirchlichen Gemeinden bedeutsam war in erster Linie der Neubau von Kirchen, von dem in größerem Umfange nur bezüglich der Stadt Lauban berichtet wird. Hier wurde zur Zeit der deutschen Besatzung eine zweite Kirche, die Jakobskirche, gebaut, neben dieser später ein Hospital. Diese Kirche wurde im Jahre 1634 von den kaiserlichen Truppen gänzlich zerstört; das Hospital, 1774 abgebrannt, wurde 1777 wieder aufgebaut z. T. aus dem Mauerwerk der alten Kirche, wobei man auf einen Stein mit der Zahl 1001 stieß, in der man das Baujahr der Kirche vermutet; dieser Stein ist im obersten Stockwerk des Hospitals eingemauert. Da ein Friedhof die Kirche umgab, darf man sie als Pfarrkirche für die Zeit bis 1264 ansprechen, wo das Dorf Alt-Lauban, in dem sie stand, zur Stadt eingepfarrt wurde. Hier war eine eigene Pfarrkirche zum heiligen Nikolaus vor dem nach ihr benannten Nikolaitor gebaut worden.

Als Lauban im Jahre 1220 Stadt wurde, kam die Nikolaikirche außerhalb derselben zu stehen. Deshalb baute man auf dem jetzigen Platz am alten Gymnasium die Dreifaltigkeitskirche als Pfarrkirche. Dieselbe wurde später dem Magdalenerinnenkloster übergeben, brannte mehreremals ab, wurde jedoch wieder aufgebaut. Zur Zeit der Reformation wurde sie Simultankirche, d. h. diente den Katholiken wie den Evangelischen zum gottesdienstlichen Gebrauch und kam, als ganz Lauban zur lutherischen Lehre übergegangen war, ganz in evangelischen Besitz, blieb jedoch durch einen verdeckten Gang mit dem genannten Kloster in Verbindung, da der Chor den Schwestern vorbehalten war. Sie fiel schließlich im Jahre 1760 dem großen Stadtbrand zum Opfer und wurde, da die inzwischen gebaute Kreuzkirche genügte, nicht wieder aufgebaut. Ihre Ruine wurde im Jahre 1879 abgetragen, und jetzt steht nur noch der mit einem Notdach versehene Turm. Spätestens um das Jahr 1380 entstand die Frauenkirche (zu Ehren der Muttergottes), die 1452 erneuert wurde und als Begräbnis-

kirche galt, bis sie nach der Reformation und nach der Wiedergabe der Bertelsdorfer Kirche an die Katholiken von den Bertelsdorfer Evangelischen in Mitgebrauch genommen wurde. Im Jahre 1358 wird zum ersten Male eine Elisabethkirche genannt; diese wurde im Jahre 1714 abgetragen und zum Bau des Waisenhauses und der zu diesem gehörenden Kirche verwendet. Von der Franziskuskirche wird bei den Mitteilungen über die Klöster gehandelt werden; an ihrer Stelle steht jetzt die schon genannte, im Jahre 1705 erbaute, 1765 nach einem Brande wiederhergestellte Kreuzkirche, die evangelische Pfarrkirche Laubans.



Gotischer Holzschnitzaltar in Seidenberg (aus der von den Hussiten zerstörten Kirche).

Außer Lauban wird bis zur Reformationszeit über den Bau neuer Kirchen nur berichtet von Seidenberg. Hier wurde außer dem genannten Michaeliskirchlein um das Jahr 1380 eine zweite kleine Kirche, Frauenkirche, auf dem Platze der gegenwärtigen evangelischen Pfarrkirche gebaut.

Um- und Neubauten dürften infolge der Hussiten-Einfälle überall notwendig geworden sein, so daß die Gotteshäuser, wie sie heut stehen, katholische wie evangelische, auf kein hohes Alter Anspruch machen können.

Neben den Kirchen sind besonders zu erwähnen die, mit Kirchen gewöhnlich verbundenen, Klosterbauten. Das einzige Männerkloster im Kreisgebiet, über das wir bestimmte Nachrichten haben, war das Franziskanerkloster in Lauban, und das einzige Frauenkloster, das in dieser Zeit entstand, ist das heut noch bestehende Magdalenerinnenkloster, ebenfalls in Lauban. Die Franziskaner waren wenige Jahre nach dem Tode ihres Stifters, des heiligen Franz von Assisi, auch in die Oberlausitz gekommen, hatten sich zunächst im Jahre 1234 in der Görlitzer Gegend niedergelassen, dann Klöster in Bautzen, Löbau, Zittau, Kamenz gegründet und waren im Jahre 1273 auch nach Lauban gekommen. Hier bauten sie in der damaligen Vorstadt an dem später so genannten Brüdertor, auf dem Platze der heutigen Kreuzkirche, die Franziskuskirche und daneben das Franziskanerkloster. Die anfangs 10 Mitglieder zählende Klosterfamilie hat sich erhalten bis zur Reformation. Die Gebäude sind öfters zerstört worden und bei dem großen Stadtbrand im Jahre 1534 völlig untergegangen; nur der Turm ist unter dem Namen „Brüderturm" noch heut erhalten.

Eine ganz außerordentliche Bedeutung für Lauban und Umgegend hat das Kloster der Magdalenerinnen von der Buße ständig gehabt und behalten. Ihre Entstehung verdankt diese Ordensgenossenschaft einem frommen Kanonikus namens Rudolf in Hildesheim, der um das Jahr

1225 in Worms und anderen Städten West-Deutschlands die sittlich verirrten Frauenspersonen in eigenen Häusern sammelte, durch entsprechenden Unterricht und einen, nach besonderen Regeln geordneten Lebenswandel zu bessern suchte. Diese Anstalten wirkten außerordentlich segensreich und verbreiteten sich ziemlich rasch, so daß um das Jahr 1300 ungefähr 40 Häuser dieser Art bestanden. Jedoch war allmählich eine Veränderung in dem Sinne eingetreten, daß man nicht mehr gefallene Mädchen zur Besserung, sondern unbescholtene Jungfrauen aufnahm, die durch ein Leben der Entsagung die Sünden der Gefallenen sühnten. In dieser Form war die Genossenschaft auch nach Schlesien vorgedrungen und hatte u. a. in Naumburg a. Qu. auf dem Platze der heutigen katholischen Pfarrei und des evangelischen Prediger-Seminars eine Niederlassung begründet.



Kloster-Eingang in Lauban.

In der Zeit nun, wo Herzog Heinrich von Jauer ein Stück der Oberlausitz mit der Stadt Lauban besaß, wurde das Kloster Lauban vom Naumburger Kloster aus gegründet und von Heinrich reich ausgestattet. Es erhielt das Patronatsrecht über die Pfarrei mit der Pfarrei-Widmut, das Gut Kertschdorf (Kerzdorf), von dem gegenwärtig nach wiederholter Abgabe von Ländereien an die Eisenbahnverwaltung nur noch ein kleiner Teil mit dem Steinbruch dem Kloster verblieben ist, alsdann Hennersdorf mit dem sogenannten Nonnenbusch, das Gut Pfaffendorf, das Gut Wünschendorf, im Jahre 1703 die Hälfte von Ober-Thiemendorf, im Jahre 1746 das Gut Günthersdorf und im Jahre 1756 von Otto von Hock dessen Anteil an Sächsisch-Haugsdorf. Die Einkünfte dieser Besitzungen verwendet das Kloster zum kargen Unterhalt für die Schwestern, außerdem nach Errichtung eines Krankenhauses zur unentgeltlichen Pflege von Kranken, zur Erfüllung seiner beträchtlichen patronatlichen Verpflichtungen in Lauban, Hennersdorf, Günthersdorf und Pfaffendorf und leistet Hervorragendes in der Opferbereitschaft für kirchliche und Wohlfahrtszwecke. Merkwürdig

ist, daß von den vielen in Deutschland gegründeten Klöstern seiner Art das Laubaner Kloster als einziges alle Stürme der Vergangenheit überdauert und sich bis auf die gegenwärtige Zeit erhalten hat. Es beherbergt ungefähr 50 Schwestern einschließlich der Kandidatinnen.

Einige Geschichtsschreiber melden auch von dem Bestehen eines Franziskanerklosters in Seidenberg und fügen hinzu, daß dieses später nach Haindorf an der Tafelfichte verlegt worden sei, jedoch ohne eine Andeutung über Zeit und Umstände dieser Verlegung. Ganz unglaubwürdig ist die Meldung, daß in Langenöls der Tempelherren-Orden eine Niederlassung gehabt haben soll; jedoch lassen verschiedene alte Ueberlieferungen die Niederlassung eines anderen Ordens an diesem Orte glaubhaft erscheinen. Außerdem sollen Klöster bestanden haben in Mittel-Gerlachsheim, Nieder-Linda und Schönberg.

Das religiöse Leben muß in dieser ganzen Zeit ein sehr reges gewesen sein. Darauf deutet zunächst die große Anzahl der Geistlichen hin. So zählte Görlitz, jedenfalls einschließlich aller studierenden Kleriker, 180 Geistliche, Lauban 4 Kapläne, Seidenberg 5 Kapläne, die ganze Oberlausitz an 1000 Geistliche. Darauf deutet ferner hin die große Anzahl der z. B. in Lauban entstandenen Kirchen und die vielen Altarstiftungen. Oefters wird auch von Bruderschaften, d. h. Vereinigungen mit besonderen religiösen Verpflichtungen, und vielfach von Wallfahrten berichtet. Als ein solcher Wallfahrtsort wird insbesondere Linda genannt, auch das erwähnte „rote Kirchel" in Markliffa.

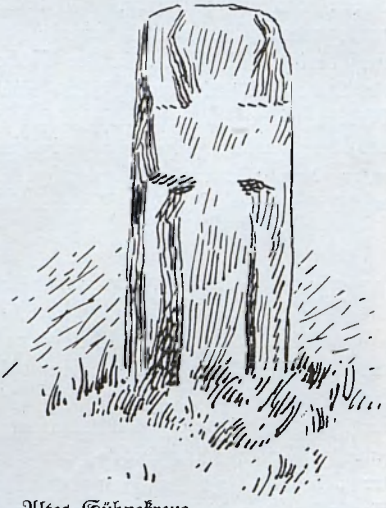
Unter den besonderen Ereignissen, die auf das religiöse Leben jener Zeit eingewirkt haben, verdienen eigene Erwähnung der Einfall der Mongolen, das Auftreten der Geißler, die Einfälle der Hussiten, die Predigten des Franziskaners Capistran und die des Dominikaners Johann Tetzel.

Von den Mongolen wurde nur der Kreisteil östlich des Queises heimgesucht. Von dem allmählich in Unfug ausartenden Treiben der Geißler in der Meißener Diözese wird aus dem Jahre 1510 Näheres berichtet.

Schwere Prüfungen kamen über den Kreis durch die wiederholten Einfälle der Hussiten, der tschechischen Nationalisten und Anhänger des auf der Kirchenversammlung zu Konstanz als Ketzer erklärten und auf Befehl des Kaisers zum Tode verurteilten Professors Hus, die von 1419 bis 1436 als wilde und grausame Räuberbanden in ganz Schlesien und der Lausitz sinnlos mordeten und plünderten. 1427 kamen sie von Landeshut her, überfielen Lauban am 15. Mai, drangen in die Stadt ein und richteten in der Einwohnerschaft ein furchtbares Blutbad an. Ihre Wut richtete sich besonders gegen die Geistlichen und Ordensleute und tobte sich unmenschlich im Franziskanerkloster, in der Stadtpfarrkirche und im benachbarten Magdalenerinnenkloster aus. Zehn Ordensfrauen gelang es, nach Görlitz zu entkommen, von wo sie erst nach 10 Jahren zurückkehren konnten; denn das Kloster war von den Hussiten in Brand gesteckt worden. Ein Teil der in Lauban eingedrungenen Hussiten muß auch Seidenberg heimgesucht haben; denn hier wurde 1427 das Michaeliskirchlein zerstört. Die fünf Geistlichen versuchten nach Lauban zu entkommen, wurden jedoch erfaßt und nieder-

gemacht. Auch die Ortschaften um Seidenberg und die Stadt Schönberg hatten furchtbar zu leiden. Das zweite Mal kamen die Hussiten nach Lauban im März 1431. Nach ähnlichen Greueltaten wie vorher und vollständiger Zerstörung des Magdalenerinnenklosters zogen sie am Queis entlang nach Süden über Steinkirch, Beerberg nach Markliſſa, wo sie am 20. März das rote Kirchlein in Brand steckten, alsdann nach der Burg Tzschocha, weil deren Besitzer Hartung von Klix auf der Konstanzer Versammlung gegen Hus gestimmt hatte; doch gelang ihnen die Eroberung derselben erst im Jahre 1434. Auch nach Gebhardsdorf kamen sie und zerstörten das dort vorhandene Kirchlein.

Mit den Hussitenwirren hängt zusammen die Tätigkeit des heiligen Johann Kapistran in hiesiger Gegend. Aus Italien stammend und dem Franziskaner-Orden angehörend, stand er im Rufe außerordentlicher Heiligkeit. Von Papst Nikolaus V. aufgefordert, die Christenheit des nördlichen Europas zur Abwehr gegen die immer näher rückende Türkengefahr aufzufordern und den Hussitismus zu bekämpfen, kam er über Dresden, Kamenz, Bautzen nach Görlitz am 10. Januar 1453. Dort ging man ihm mit brennenden Kerzen entgegen und errichtete ihm auf der Freitreppe des Salzhauses eine Kanzel, von wo er 14 Tage lang mit gewaltigem Erfolge predigte. Man nannte ihn allgemein den „heiligen Mann". In feierlichem Zuge wurde er dann nach Lauban gebracht, wo er wahrscheinlich auf dem Marktplatz predigte; andere Ortschaften dürfte er kaum besucht haben. Von Lauban begab er sich nach Breslau, von da nach Ungarn, wo er die christlichen Heere in den Kämpfen gegen die Türken zum Siege führte.



Altes Sühnekreuz.

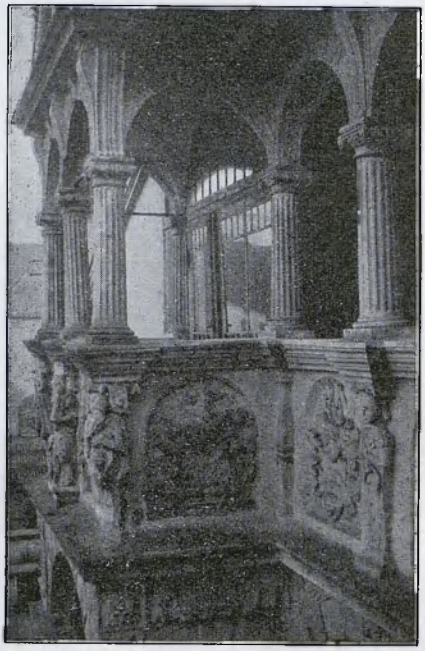
Von der größten Bedeutung für das religiöse Leben in jener Zeit wurde auch für unseren Kreis die sogenannte Reformation, zusammenhängend mit dem Auftreten des unter dem Namen Ablaßprediger bekannten Dominikaners Johann Tetzel. Unter Ablaß versteht die katholische Kirche nicht eine Nachlassung von Sünden, noch viel weniger von künftigen Sünden oder gar einen Freibrief für solche, sondern die Nachlassung von zeitlichen, von Gott für solche Sünden verhängten Strafen, deren Schuld bereits durch aufrichtige Reue und Beichte getilgt ist. Zu dieser Nachlassung ist die Kirche berechtigt durch die ihr von Christus verliehene Binde- und Lösegewalt. Die Bewilligung solcher Abläſſe wurde zu Beginn des 16. Jahrhunderts insofern häufiger, als der damalige Papst bei seinem Bedarf an Geldmitteln für den Bau der Peterskirche in Rom Almosensammler umhersandte mit dem Auftrag, dem Volke Bußpredigten zu halten, im Anschluß daran Beiträge für den genannten Zweck zu

erbitten und dafür Ablässe in Aussicht zu stellen. Hierin liegt um so weniger etwas Anstößiges, als die auf diese Weise eingegangenen Almosen häufig auch zu religiösen oder gemeinnützigen Zwecken am Orte selbst verwendet wurden. Wohl ist es öfters vorgekommen, daß, wie alles Gute mißbraucht werden kann, die Verkünder des Ablasses, zumal die weniger gebildeten, sich Fehler und Entgleisungen zuschulden kommen ließen. Dem nach Sachsen und in die Oberlausitz entsandten Ablaßprediger Tetzel ist Nachteiliges bisher nicht nachgewiesen worden. Er kam am dritten Fastensonntag des Jahres 1510 nach Lauban, wo das geopferte Geld halb für die Kirche daselbst, halb für den damals in Not geratenen Deutschen Orden verwendet wurde. Von Lauban aus dürfte Tetzel auch in den umliegenden Ortschaften gewirkt haben; ausdrücklich wird von Gebhardsdorf berichtet, daß hier in der Nähe der schlesischen und böhmischen Grenze die Opferwilligkeit des Volkes eine besonders große gewesen sei. Tetzels Predigten waren bekanntlich eine Veranlassung zu den Thesen Luthers und den darauf folgenden religiösen Wirren, die zusammengefaßt werden unter dem Namen Reformation, welche auch im Laubaner Kreisgebiet der katholischen Kirche schwere Wunden geschlagen hat.

IV. Die katholische Kirche im Kreise Lauban während der Reformation.

Die Vorgänge in Wittenberg im ersten Viertel des 16. Jahrhunderts und der Bruch des dortigen Augustiners und Universitätsprofessors Martin Luther mit der Kirche müssen hier als bekannt vorausgesetzt werden. Daß die Umgegend von Lauban und überhaupt die Oberlausitz recht bald zu jenen Vorgängen Stellung nahm, ist leicht verständlich wegen der Nachbarschaft zwischen der Oberlausitz und Sachsen und wegen des Einflusses, den die Universität Wittenberg auf das Geistesleben der östlichen Gebiete ausübte. Zudem haben die hier in Frage kommenden Bischöfe von Breslau und Meißen sich der neuen Bewegung nicht besonders entschieden widersetzt. Als Bischof von Breslau regierte damals, von 1521 bis 1539, der jüngste Sohn des Besitzers von Schreibersdorf im Kreise Lauban, Jakob von Salza, der Rechtswissenschaft studiert hatte und deshalb vielleicht die Tragweite der religiösen Streitigkeiten nicht ganz überschaute. Er hielt wohl im Jahre 1524 mit seiner Geistlichkeit eine Diözesan-Konferenz ab, auf der er sie zum Festhalten am alten Glauben ernstlich ermahnte, jedoch hielt ihn sein sanfter Charakter von kräftigem Einschreiten ab. Der Meißener Bischof sandte ein Rundschreiben an die Geistlichen mit der Warnung vor Luthers Sätzen und kam auch später persönlich ins Laubaner Kreisgebiet, konnte aber nichts mehr gegen die Ausbreitung der neuen Lehre ausrichten. Wahrscheinlich ist von beiden Bischöfen mehr *vor* dem Ausbruch der Bewegung durch zu große Nachsicht gegen manche Mißbräuche und Schäden gefehlt worden, als *nach* demselben durch Widerspruch gegen die Aeußerungen der Unzufriedenheit. So gewann die Glaubensneuerung in der Oberlausitz schnell an Boden. In Lauban blieben selbst das Magdalenerinnen- und das Franziskanerkloster von der Bewegung nicht unberührt. Aus letzterem trat der größere Teil der Brüder

aus; der letzte der Treugebliebenen überließ in einem Vertrage Kloster und Kirche nebst zugehörigem Besitztum der Stadt, so daß das Kloster zu bestehen aufhörte. Die Stadtpfarrkirche zur heiligsten Dreifaltigkeit wurde simultan; wegen der eintretenden Unzuträglichkeiten wurde im Jahre 1527 ein getrennter Gottesdienst auf dem für die Ordensfrauen bestimmten Chore der Kirche eingerichtet, wo ein besonderer Altar aufgestellt wurde. Damit war tatsächlich die Kirche selbst in den Gebrauch der Evangelischen allein übergegangen, und die katholische Pfarrei Lauban bestand nicht mehr. Die Katholiken starben allmählich, bis auf die Insassen des Magdalenerinnenklosters, aus. Im Jahre 1567 kam zwischen dem Kloster und dem Magistrat ein Vertrag zustande, wonach dieser das Patronatsrecht an der Kirche bekam, das Kloster jedoch den genannten Jungfrauenchor, eine Glocke über demselben, das Recht der Bestattung seiner Priorinnen im Gang der Kirche und das Eigentumsrecht an allen seinen liegenden Gütern behielt.



Klostergut in Sächsisch-Haugsdorf. Schöner Renaissancebau von 1570. Phot. Mittel.

Im lausitzischen Teile des Kreises blieben nur zwei Pfarreien katholisch: Hennersdorf, deshalb Katholisch-Hennersdorf genannt, und Pfaffendorf; beide stehen aufgrund des Patronats in Verbindung mit dem Magdalenerinnenkloster in Lauban.

Mit der Abkehr von der katholischen Kirche hörte von selbst die Zugehörigkeit der übergetretenen Gemeinden zum Meißener Bistum auf. Der Domprobst in Bautzen, der Vertreter des Bischofs für die Oberlausitz, wie oben näher ausgeführt, trat nun aber selbst zum evangelischen Bekenntnis über. Da gelang es dem Könige Ferdinand von Böhmen, dem die Oberlausitz damals unterstellt war, den Bischof von Meißen, Johann von Haugwitz, zu bestimmen, im Jahre 1560 den damaligen Dekan im Bautzener Domstift, Johannes Leisetritt, zum Generalkommissar zu ernennen. Dieser, kurz darauf zum apostolischen Administrator des Meißener Bistums ernannt, war nun mit seinem Bautzener Konsistorium die oberste Kirchenbehörde, zunächst auch für die evangelische, später nur für die katholische Geistlichkeit. Infolgedessen gehörten die Katholiken westlich vom Queis zu dieser Bautzener Administratur bis zur Neuordnung der preußischen Diözesen im Jahre 1821. Nach der Rückkehr des evangelisch gewordenen kursächsischen Hauses zur katholischen Kirche machte sich das Bedürfnis nach einem eigenen Bischof geltend; deshalb erhielt dieser Bautzener

Domdekan stets die Bischofsweihe und wurde Titularbischof, d. h. er besaß die bischöfliche Würde, aber kein eigentliches Bistum; in seinem Bezirk war er nur Administrator. Später war er zugleich apostolischer Vikar, d. h. Bischof in Vertretung des apostolischen Stuhles, im übrigen Teile des Königreichs Sachsen. Dieser Zustand erreichte sein Ende im Jahre 1921, wo das Meißener Bistum wiederhergestellt und ein eigener Bischof mit allen Pflichten und Rechten eines solchen mit dem Sitz in Bautzen ernannt wurde. Als Domkirche wurde die, immer noch als simultan geltende, Domstiftskirche zum hl. Petrus bestimmt.

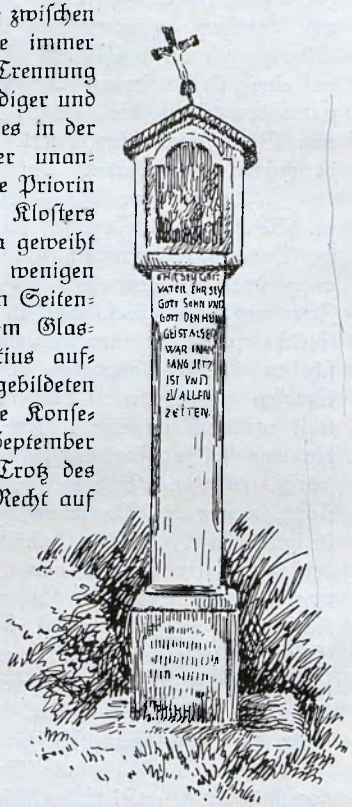
Auch in den zu Schlesien gehörenden Gemeinden hielt die Reformation früh ihren Einzug.

Nach dem Bericht der Chroniken wurde die neue Lehre im Kreise Lauban allmählich und unmerklich, deshalb ohne nennenswerten Widerstand, eingeführt. Hierüber bemerkt Mende in der Geschichte von Seidenberg: „Man macht sich eine falsche Vorstellung von der Art der Einführung des evangelischen Kirchenbekenntnisses, wenn man denkt, dieselbe habe in einem, eines Tages offen bekundeten, Bruch mit der römischen Kirche bestanden. Vielmehr war die Bevölkerung der Oberlausitz bis ans Ende des 16. Jahrhunderts des guten Glaubens, treu zur angestammten katholischen Kirche zu stehen. Die deutsche, vom Geist des Evangeliums getragene Predigt, der Gebrauch des Kelches bei sonntäglichen Kommunionen, die Unterlassung von Wallfahrten waren die einzigen wesentlichen Kennzeichen der evangelischen Gesinnung; im übrigen blieb im Kultus alles beim Alten. In der Oberlausitz konnte man sich auf lange Zeit nicht mit verheirateten Priestern befreunden, und nicht selten mußten solche ihre Stelle aufgeben, weil die Gemeinde zu ihnen kein Vertrauen hatte. Man begnügte sich anfangs gern damit, aus dem deutschen Bibelbuche eine deutsche, auf Gottes lauterem Worte gegründete Predigt zu hören und den Kelch beim Abendmahl zu empfangen; viele Jahrzehnte noch blieben eine Menge katholischer Religionsgebräuche unangetastet und unterließ man nur bisher gebräuchliche fromme Uebungen, Fasten, Wallfahrten usw., ehe man sie, als unevangelisch schlechthin, abschaffte." Daraus erklärt sich auch, daß z. B. auf der Synode zu Friedland im Jahre 1584 die ganze Geistlichkeit der Herrschaft Friedland-Seidenberg gegen den Versuch sich verwahrte, die sogenannte Elevation, d. h. die in der katholischen Kirche vorgeschriebene Erhebung der heiligen Hostie und des Kelches beim heiligen Meßopfer zu beseitigen. Bis nach 1650 hatte man in Schönberg viele lateinische Gesänge aus dem Görlitzer Gesangbuch in Gebrauch. Die Abendmahlsempfänger waren gewöhnt, am Sonnabend zur Privatbeicht zu gehen; noch im Jahre 1803 fand nach einer Bemerkung in Seidenberg und Schönberg beim Abendmahlsempfang keine allgemeine, sondern nur Einzelbeicht statt in dem damals noch allen zugänglichen Beichtstuhl. Aus diesen Umständen ist es vielleicht zu erklären, daß die Reibungen zwischen Katholiken und Evangelischen im Kreise Lauban nicht die Schärfe angenommen haben wie in anderen Gegenden Deutschlands.

V. Die katholische Kirche von der Reformation bis zur Bildung des Kreises.

Aus der Reformationsbewegung rettete die katholische Kirche im Laubaner Kreisgebiet nur das Magdalenerinnenkloster in Lauban und die beiden Gemeinden Katholisch-Hennersdorf und Pfaffendorf.

In Lauban machten sich die Unterschiede zwischen der katholischen und der evangelischen Lehre immer mehr bemerkbar, so daß auch die äußere Trennung zwischen beiden Bekenntnissen immer notwendiger und die erwähnte Benutzung des Jungfrauenchores in der nun evangelischen Dreifaltigkeitskirche immer unangenehmer empfunden wurde. Deshalb ließ die Priorin des Klosters im Jahre 1615 innerhalb des Klosters ein Kirchlein einbauen, das der heiligen Anna geweiht wurde und für das Kloster wie für die wenigen Katholiken in der Stadt ausreichte. Auf dem Seitenaltar an der Epistelseite werden dort in einem Glasschrein echte Reliquien des heiligen Gaudentius aufbewahrt, eingehüllt in einer aus Wachs gebildeten Nachahmung des menschlichen Leibes. Die Konsekration des Kirchleins erfolgte erst am 19. September 1754 durch den Bischof von Bärenstamm. Trotz des Baues der Annakirche ließ das Kloster sein Recht auf die Benutzung des Chores in der Dreifaltigkeitskirche nicht fallen und verteidigte es gegen mehrere Angriffe bis zum bereits berichteten Untergang der Kirche im Jahre 1760.



Bildstock in Katholisch-Hennersdorf. - Federzeichnung v. G. Sprenger.

In Katholisch-Hennersdorf sind in diesem Zeitraum, zum größten Teil mit Hilfe des Laubaner Klosters, verschiedene Erweiterungsbauten an der Kirche vorgenommen worden, so im Jahre 1686 nach Westen zu, im Jahre 1729 nach Osten, indem vom vorletzten Pfeiler ab das Presbyterium angebaut wurde, das lange Zeit den Namen „neue Kirche" trug, im Jahre 1790 die sogenannte „Fürkirche" im Süden, die Vorhalle, errichtet, 1749 der größte Teil des Kreuzganges um den Kirchhof angelegt wurde. Im Jahre 1788 schlug der Blitz in die Kirche, als man gerade den Vesper-Hymnus „Jam sol recedit igneus" — Es schwindet schon das Sonnenlicht — sang. Im Jahre 1776 wurde das gegenwärtige Pfarrhaus anstelle des früheren hölzernen Gebäudes errichtet.

Von Pfaffendorf ist aus dieser Zeit das allmähliche Entstehen des heutigen Kirchengebäudes zu berichten. Eine Kapelle soll im Jahre 1569 gebaut worden sein; jedoch wird es sich nach dem früher Gesagten weniger um einen eigentlichen Neubau, als vielmehr um einen Umbau

oder Ersatz anstelle einer schon früher vorhandenen Kapelle handeln. In dieser Zeit dürfte auch das Filialverhältnis zu Linda, wenn es überhaupt bestand, wegen des Uebertritts der Lindaer Gemeinde zur lutherischen Lehre gelöst worden sein. Die Namen der Pfaffendorfer Pfarrer, von denen der erste gegen Ende des 14. Jahrhunderts erwähnt wird, sind später erst wieder bekannt vom Jahre 1638 ab. Unter ihnen ist besonders hervorzuheben der Pfarrer Jakob Wosecky, der, später zum Dompropst von Bautzen befördert und in den Adelsstand erhoben, als Jakob von Bärenstamm die bischöfliche Würde bekleidete. Im Jahre 1752 ging man an eine Vergrößerung der Pfaffendorfer Kapelle und stellte die Kirche unter den Schutz der heiligen Jungfrau und Martyrin Katharina; Bischof von Bärenstamm konsekrierte die Kirche im Jahre 1754 nach der oben berichteten Konsekration der Laubaner Anna-Kapelle.

Die Kirchen östlich vom Queis blieben etwa 100 Jahre lang im Besitz der zur neuen Lehre übergegangenen Gemeinden. Doch war im Osnabrücker Frieden 1648, nach Beendigung des 30jährigen Krieges, angeordnet worden, daß die den Katholiken während einer bestimmten Zeit weggenommenen Kirchen wieder zurückgegeben werden sollten; das Gleiche sollte im umgekehrten Falle mit den evangelischen Kirchen geschehen. Diese Anordnung wurde in der damals ganz zum evangelischen Sachsen gehörenden Oberlausitz nicht beachtet, schon aus dem Grunde, weil es kaum an einem Orte, außer vielleicht in Lauban, Katholiken gab, die eine solche Forderung hätten geltend machen können. In Schlesien jedoch, das mit Böhmen dem katholischen Kaiser Ferdinand III. unterstand, wurde die Anordnung genau durchgeführt. Demgemäß erschien eine dreigliedrige Kommission: ein Herr Christoph von Churschwand auf Tiţdorf, der Erzpriester Steiner aus Striegau und der Kanonikus, spätere Bischof von Breslau, Sebastian Rostock, in Langenöls und gaben im Namen des Kaisers die Kirche daselbst den Katholiken zurück. Dasselbe geschah in Steinkirch, Bertelsdorf, Thiemendorf und Seifersdorf. Die Patronate blieben jedoch bei den früheren, wenn auch evangelischen Inhabern derselben. Ein katholischer Geistlicher wurde nur in Bertelsdorf angestellt, und dieser hatte die anderen Ortschaften mit zu versorgen, bis Langenöls mit Gieshübel und Stöckigt nach Greiffenberg, Mittel-Steinkirch nach der neugegründeten Pfarrei Marklissa eingepfarrt wurde.

VI. Die katholische Kirche im Kreise Lauban seit der eigentlichen Bildung desselben.

Die staatlichen Umwälzungen während der Freiheitskriege, deren Folge auch der Uebergang der Oberlausitz an Preußen und die Bildung des gegenwärtigen Kreises Lauban im Jahre 1815 war, erforderten auch eine andere Umgrenzung der katholischen Bistümer; so kam die preußische Oberlausitz an das Bistum Breslau. Für die Pfarreien links vom Queis wurde ein besonderes Archipresbyterat Lauban geschaffen, von dem im Jahre 1925 der westlichste Teil, insbesondere der Kreis Hoyerswerda, als Archipresbyterat Wittichenau abgetrennt worden ist. Bertelsdorf mit

Thiemendorf blieb bei Bunzlau bezw. dem hiervon abgetrennten Archipresbyterat Naumburg a. Qu., Langenöls wegen seiner Verbindung mit Greiffenberg und zunächst auch Steinkirch bei dem Archipresbyterat Liebenthal, bis es nach Markliſſa eingepfarrt wurde.

Von den zwei alten und ſtets katholiſch gebliebenen Pfarreien Pfaffendorf und Hennersdorf iſt aus dieſer Zeit wenig für die Allgemeinheit Wichtiges zu berichten. Der Pfaffendorfer Pfarrer hatte auch die Katholiken im ganzen Weſten des Kreiſes bis nach Seidenberg zu verſorgen; von Pfaffendorf aus erfolgte auch die Gründung der Schönberger und Seidenberger Gemeinde, wie unten näher berichtet werden wird. Im Jahre 1921 erhielt Pfaffendorf eine Niederlaſſung der „Töchter vom Göttlichen Heilande", die ſich der Krankenpflege und anderen Werken der Caritas widmen.

Von den in der Reformation untergegangenen katholiſchen Pfarreien war Lauban die erſte, die zu neuem Leben erſtand. Dies iſt zweifellos dem Wirken des Magdalenerinnenkloſters zu danken. Ueber dieſem hat ein oft geradezu handgreiflicher Schutz der göttlichen Vorſehung gewaltet. Als z. B. Kaiſer Joſeph II. in Böhmen viele Klöſter „ſäkulariſierte", d. h. in weltlichen Beſitz überführte, alſo den rechtmäßigen Beſitzern raubte, da gehörte das Kloſter zu Sachſen. Als in Preußen die Säkulariſation begann, war es noch nicht preußiſch, ſondern noch ſächſiſch. Als es zu Preußen gekommen war und dieſes die Säkulariſation feſtſetzte, war das Kloſter dadurch geſchützt worden, daß im Wiener Frieden bezüglich der Klöſter Lauban und Neuzelle die preußiſche Regierung verpflichtet wurde, ſie unangetaſtet zu laſſen, und als dieſe Regierung ihre Verpflichtung damit zu erfüllen glaubte, daß ſie die klöſterlichen Güter allgemein nützlichen Zwecken zuführte, dies in Neuzelle bereits getan hatte und in Lauban dasſelbe plante, rettete es der damalige Beſitzer von Bertelsdorf, indem er den Schweſtern riet, ein Krankenhaus zur unentgeltlichen Pflege armer leidender Frauen zu bauen und auf Grund dieſer Tätigkeit die Erhaltung des Kloſters durchſetzte. In ähnlicher Weiſe entging es während des Kulturkampfes der Aufhebung dadurch, daß zu dem Krankenhaus ein Siechenhaus gebaut wurde und ſo die Schweſtern den Ordensgeſellſchaften zugezählt werden konnten, die ſich mit Krankenpflege beſchäftigen. Die Wiedererweckung der Pfarrei war dadurch erleichtert, daß die wichtigſten Beſtandteile derſelben vorhanden waren: eine Gemeinde, nämlich außer den Kloſterinſaſſen eine Anzahl Katholiken in der Stadt, eine Kirche, das Anna-Kirchlein, einer, ſpäter zwei Geiſtliche, der Stiftspropſt und ſein Kaplan, ſchließlich auch der Unterhalt für beide, inſofern derſelbe vom Kloſter gewährt wurde. Angebahnt wurde das Wiederaufleben der Pfarrei durch die Errichtung einer Schule. Bis zum Beginn des 19. Jahrhunderts beſuchten die wenigen katholiſchen Kinder aus der Stadt die evangeliſchen Schulen daſelbſt oder die Schule zu Bertelsdorf. Den Religionsunterricht für die erſteren erteilte der Laubaner Kaplan. Als die Kinderzahl auf 10 geſtiegen war, unterrichtete ſie der Kloſterverwalter Lachmann notdürftig im Leſen, Schreiben und Rechnen. Vom Jahre 1814 ab erteilte ihnen Kaplan Fiſcher regelmäßigen Unterricht. Als im Jahre 1827 die Kinderzahl 40 betrug, ſtellte das Kloſter einen eigenen Lehrer an und richtete über der Kloſterſtallung

durch Aufsetzen eines Stockwerkes ein besonderes Schulzimmer ein. Die Schule erweiterte sich immer mehr und beschäftigt gegenwärtig sieben unter einem Rektor stehende Lehrkräfte.

Die durch die steigende Schulkinderzahl in Erscheinung tretende Vergrößerung der Katholikenzahl bewog den Stiftspropst Mahr, die Neuerrichtung der Pfarrei in die Wege zu leiten; diese erfolgte im Jahre 1845. Die weitere Entwicklung der Pfarrei ist nunmehr für mehr als ein halbes Jahrhundert an die Person des Propstes Anter geknüpft, der von 1849 bis 1906 in Lauban wirkte und im Alter von 95 Jahren dort starb. Sein Hauptwerk ist neben der Anlage des heutigen Friedhofs und verschiedener Umbauten im Kloster die neue Pfarrkirche, gleich der alten der heiligsten Dreifaltigkeit geweiht, zu deren Erbauung er wegen mannigfacher Schwierigkeiten seine ganze ungewöhnliche Tatkraft einsetzen mußte. Nach jahrelangen Verhandlungen wurde am 19. März 1857 der erste Spatenstich getan und am 23. Mai, dem Dreifaltigkeits-Sonntag des Jahres 1861, die Konsekration durch Kardinal von Diepenbrock vollzogen. Das letzte, besonders segensreiche Werk des Propstes Anter war die Erwirkung der staatlichen Genehmigung zu einer Niederlassung der Grauen Schwestern von der heiligen Elisabeth und der Ankauf eines Platzes für dieselben; auf diesem wurde unter seinem Nachfolger Buchali das St. Antonius-Stift erbaut und im Jahre 1908 eröffnet. Die Grauen Schwestern widmen sich der Hauskrankenpflege, unterhalten außerdem einen Kindergarten und eine Anstalt für Waisen- und Kommunikanten-Kinder. Der folgende Propst Kleinert errichtete, um auch den Katholiken auf dem Lande eine geregelte Seelsorge zu schaffen, durch Umbau schon vorhandener Räume in Haugsdorf eine Kapelle; außerdem findet seit jüngster Zeit zu Lichtenau öfters Gottesdienst statt und ist hier der Bau eines eigenen Kirchleins in die Wege geleitet; auch ist in Kerzdorf für diesen Zweck ein Bauplatz gesichert.

Wenden wir uns zu den östlich vom Queis liegenden, im Jahre 1654 den Katholiken zurückgegebenen Kirchen, so ist aus dieser Zeit über Bertelsdorf und Thiemendorf nichts Besonderes zu berichten. Dagegen ist für Langenöls und Steinkirch eine Verordnung aus dem Jahre 1833 außerordentlich wichtig geworden, durch die eine große Anzahl katholischer Pfarreien in Schlesien, auch die beiden genannten, als erloschen erklärt wurden. Gemäß jener Verordnung sollten in solchen Pfarreien, die nicht mehr eine nennenswerte Zahl von Katholiken aufwiesen, die Kirchen unverändert katholisch, auch ihre Besitztümer erhalten bleiben, aber die Pfarrei als Verwalterin dieser Besitztümer sowie die Patronate über diese Kirchen erlöschen und die Vermögensstücke von einer regierungsseitig hierzu besonders bestimmten Stelle verwaltet werden, ohne daß sie ausschließlich für ihre ursprünglichen Zwecke verwendet wurden. Später gelang es dem Kardinal von Diepenbrock, der weiteren derartigen Aufhebung von Pfarreien Einhalt zu gebieten und die bei den Regierungskassen verwahrten Vermögensstücke in kirchliche Verwaltung zurückzuführen; die hierzu gebildete Kommission besteht noch heute. In Langenöls und Steinkirch nun kam es zunächst zu aufregenden Streitigkeiten zwischen Katholiken und Evangelischen, die ihrerseits die Ueberlassung der Kirchen und Ver-

mögensstücke für sich forderten. Doch wurde an der Zugehörigkeit der Langenölser Kirche zu Greiffenberg nichts geändert; Steinkirch aber wurde als Filiale mit der Pfarrei Markliſſa vereinigt, zu welcher es mit Beerberg und Eckersdorf heut noch gehört.

Ziemlich gleichzeitig mit der Neubelebung der Laubaner Pfarrei wurden in Markliſſa Verſuche gemacht, den Bau einer Kirche und den Zuſammenſchluß der umliegenden Ortſchaften zu einer Pfarrgemeinde in die Wege zu leiten. Bis dahin nahmen die wenigen Katholiken in Stadt und Land am Gottesdienſt in Steinkirch teil, wurden ſoweit möglich vom Bertelsdorfer Pfarrer betreut und ſchickten ihre Kinder meiſtens nach Heinersdorf an der Tafelfichte in die Schule. Im Jahre 1843 begannen die Katholiken unter Führung des Töpfermeiſters Zdobnitzky für eine katholiſche Schule zu ſammeln. Es wurde ein Haus an der nach Schwerta führenden Straße gekauft und am 21. Juli die Schule unter dem Lehrer Franz Kleinert eröffnet; am 11. Mai 1847 wurde ſie als öffentliche Schule erklärt. Die Sammlung wurde fortgeſetzt zum Ankauf eines Bauplatzes für Kirche und Pfarrhaus; Erzprieſter Thomas aus Bertelsdorf kaufte den Platz, auf dem heut Kirche und Pfarrhaus ſtehen; den bald darauf im Jahre 1852 in Angriff genommenen Bau der Kirche leitete Propſt Anter aus Lauban. Währenddeſſen wurde der Bau des Pfarrhauſes und eines neuen Schulgebäudes begonnen. Der Unterricht wurde inzwiſchen in dem Eckhaus der Bahnſtraße gegenüber dem Gaſthaus zum Goldenen Schwert gehalten, welches dem um die Pfarrei auch ſonſt hochverdienten Handelsmann Greilich gehörte. Die Koſten der Bauten wurden zum allergrößten Teil von Fürſtbiſchof Förſter beſtritten, welcher auch am 18. Juni 1854 die neue Kirche konſekrierte. Die Anzahl der ortsanſäſſigen Katholiken war damals 130; jedoch wurden der Pfarrei außer der ſchon genannten Filiale Steinkirch auch die Katholiken der umliegenden Ortſchaften: Hartmannsdorf, Schadewalde, Oertmannsdorf, Gerlachsheim, Linda, Schwerta, Rengersdorf und Goldentraum zugeteilt. Gegenwärtig leben in der Stadt etwa 300, in den übrigen Ortſchaften etwa 500 Katholiken. Im Jahre 1901 wurde das heutige Schulhaus gebaut.



Das Peſtmännchen an der katholiſchen Kirche in Langenöls.

Um dieſelbe Zeit wie in Markliſſa regten ſich auch die Katholiken in Schönberg. Dort beſtand ſeit dem 29. Oktober 1854 eine Miſſionsſtation; für dieſe wurde im Jahre 1867 ein eigenes, dem heiligen Kreuz geweihtes Kirchlein gebaut, nachdem ſchon vorher ein Gebäude für Schulzwecke er-

worben worden war. Patron und Besitzer des Grundstückes ist der Fürstbischöfliche Stuhl in Breslau. An diese von Pfaffendorf aus versorgte Gemeinde sind angeschlossen die Ortschaften: Halbendorf, Bellmannsdorf, Nikolausdorf und Schönbrunn aus dem Kreise Lauban, außerdem Kuhna, Kosma und Thielitz aus dem Kreise Görlitz. Seit dem Jahre 1924 ist Schönberg Filialgemeinde von Pfaffendorf mit eigenem Kirchenvorstand, aber ohne eigenen Geistlichen.

Am langwierigsten gestalteten sich die Vorarbeiten zur Errichtung einer Pfarrei in Seidenberg. Die erste Versammlung der dortigen Katholiken, die bis dahin auf den Besuch des Gottesdienstes im böhmischen Wiese oder Ullersdorf und die Schulen in Ebersdorf, Wiese und Göha angewiesen waren, scheint keinen besonderen Erfolg gehabt zu haben. Als im Jahre 1860 die Zahl der katholischen Kinder 16 betrug und diese in den genannten Schulen nicht mehr geduldet wurden, vielmehr nun zum Besuch der evangelischen Stadtschule gezwungen waren, wurde erneut die Beschaffung eines eigenen Unterrichts für diese Kinder versucht. Pfarrer von Roschütz in Pfaffendorf, dem Seidenberg unterstellt war, wandte sich an Propst Anter in Lauban; auf deren Bemühungen hin wurde am 9. März 1864 eine katholische Privatschule eröffnet. Diese war in Privathäusern untergebracht; der Antrag auf Erklärung als öffentliche Schule wurde abgelehnt. Infolge öfteren Wechsels der Lehrer und anderer mißlicher Verhältnisse sank im Jahre 1870 die Schülerzahl auf 6, und die Schule ging ein. Doch wurde für die Kinder wenigstens besonderer Religionsunterricht vom Pfaffendorfer Pfarrer oder Schönberger Lehrer erteilt. Im Jahre 1889 kaufte das Laubaner Magdalenerinnenkloster das Böttchersche Grundstück auf der Schützenstraße; auf demselben wurde nun am 20. Mai die Schule zum zweiten Male eröffnet, und zwar sofort als öffentliche; sie zählte 24 Kinder. Im oberen Teile des Gebäudes wurde ein Betsaal eingerichtet. In diesem hielt der Pfaffendorfer Pfarrer Algermissen am 5. Januar 1890 den ersten Gottesdienst. Am 12. Januar 1893 wurde Seidenberg zur Pfarrei erhoben; zum Zwecke des Kirchbaus kaufte man einen Platz auf dem Michaelisberge. Dort wurde am 27. Mai 1895 der Grundstein für die neue, dem heiligen Joseph geweihte Kirche gelegt und diese selbst am 19. Juli 1897 eingeweiht. Auf demselben Platze wurde im Jahre 1909 das Pfarrhaus und im Jahre 1913 nach Erweiterung des Platzes die neue Schule gebaut. Zu Seidenberg gehören die Ortschaften: Alt-Seidenberg, Ostrichen, Berna, Eundorf, Königsfeld, Küpper, Ober- und Nieder-Rudelsdorf, Wilka, Scheiba und Zwecka. In Seidenberg selbst wohnen ungefähr 500, größtenteils tschechoslowakische, in den anderen Ortschaften ungefähr 300 Katholiken.

In großen Zügen ist hier das wechselvolle Geschick der katholischen Kirche im Laubaner Kreise geschildert. Mühsam mußte die Gegenwart, was die Vergangenheit zum größten Teil vernichtet, wieder aufbauen. Mögen die künftigen Geschlechter der gnädigen Fügungen der göttlichen Vorsehung und der stets besorgten Mutterliebe ihrer Kirche sich würdig erweisen!

Die evangelische Kirche im Kreise Lauban.

Von Pfarrer Otto Weichenhan-Waldenburg, früher Markliſſa.

I. Die Reformation hält ihren Einzug und wird befeſtigt.

Es war am 27. Februar 1519. Der 13jährige Ludwig, König von Böhmen, läßt von Prag aus ein Handſchreiben an den Biſchof von Meißen, Johann VII., Herrn von Schleinitz gehen, in dem er es ihm zur Pflicht macht, in der Oberlauſitz keinen der lutheriſchen Lehre zugetanen Pfarrer zu dulden. Sicherlich iſt dem Biſchof das Schriftſtück nicht unwillkommen geweſen, denn er war ein eifriger Gegner der Reformation. So ordnete er ſchon im darauffolgenden Jahre an, daß Luthers Schrift vom Abendmahl an alle Pfarrämter abzuliefern ſei, bezeichnete es als „vermeſſentlich, zwieträchtig, ärgerlich und betrüblich", unter beiderlei Geſtalt das heilige Abendmahl zu feiern. 1521 aber ließ er den Befehl folgen, „es ſollte niemand die Predigt oder ſonſtige Schriften eines gewiſſen Martin Luther empfehlen oder verteidigen, vielmehr ſollte man ſie verbrennen." Deutlich ſieht man aus ſolchen Weiſungen, daß die Reformation, bereits bevor ſie förmlich eingeführt wurde, in den Herzen der Geiſtlichen und Laien ſich Eingang verſchafft hatte. Darum mußte der Biſchof auf ſeinen Reiſen durch ſeinen Sprengel, zu dem das Dekanat Bautzen mit unſerer Oberlauſitz gehörte, ſowie durch Handſchreiben unentwegt zum Feſthalten an der übernommenen Lehre mahnen.

Der Erfolg aber blieb aus. Die Unzufriedenheit mit den überlieferten Formen des kirchlichen Lebens, die Zweifel an der Zuverläſſigkeit der Gnadenmittel, wie ſie die katholiſche Kirche bot, Klagen über Mißſtände in Kirche und Geiſtlichkeit wurden in unſerer Heimat genau ſo wie überall laut, darum fand Luthers Reformation lebhaften Widerhall. Wie in Schleſien, ſo hielten auch in der Lauſitz die Obrigkeit, Magiſtrate und Grundherren die reformatoriſche Bewegung in Händen. Sie beriefen evangeliſche Prediger und führten damit die Reformation ein. Den Predigern blieb es dann überlaſſen, Schritt für Schritt die kirchlichen Verhältniſſe umzugeſtalten. Nur ganz vereinzelt finden wir in unſerm Laubaner Kreiſe Widerſpruch gegen die Einführung der Reformation, die geſamte Laienwelt iſt mit der Bewegung einverſtanden. Gegnerſchaft und Widerſpruch bleiben faſt einzig und allein der Geiſtlichkeit überlaſſen.

Den Anfang nahm evangeliſcher Glaube in Schönberg. Der Beſitzer, Hans Frenzel in Görlitz berief den ehemaligen Prieſter Benedikt Fiſcher, den der Rat von Görlitz als evangeliſchen Prediger entlaſſen hatte. Im Jahre 1523 hatte nämlich der reformatoriſche Prediger von Görlitz,

Franz Rotbart, mit dem Fischer schon einige Zeit evangelische Lehre verkündet hatte, sein Amt niedergelegt. Mit ihm mußte auch Frenzel seine Tätigkeit als evangelischer Geistlicher einstellen. So war es ihm willkommen, daß er 1524 nach Schönberg gehen konnte. Ein Jahr vorher noch, als in Görlitz endgültig die Reformation eingeführt wurde, war dies in Schönberg geschehen, der ersten Ortschaft, die im Kreise Lauban westlich des Queises evangelisch wurde.

Unsere Kreisstadt Lauban folgte im Jahre darauf nach. Hier war es der Kaplan an der Pfarrkirche, Georg Hew — oder Heu —, der sich am Osterfeste 1525 von der Kanzel zur Reformation bekannte. Auf Grund seiner Predigt verließen zwölf Klosterjungfrauen das Kloster, ebenso die Mönche das Franziskanerkloster. Die meisten Bürger der Stadt billigten seinen Schritt. Seitens der Geistlichkeit setzte sich der Stadtpfarrer und Propst des Nonnenklosters, Magister Matthes Hoffmann, in Gegensatz zu ihm. Er wurde der Führer der gegen die Reformation gerichteten Bewegung, und der Hader war zeitweilig überaus scharf, einmal so, daß der Bürgermeister von Lauban nach Löwenberg flüchten mußte. Als sich die Geister beruhigt hatten, wurde 1527 zwischen dem Rat und dem Kloster ein Vertrag geschlossen, der den Geist der Friedlichkeit atmet, und bei solcher Gesinnung ist es im allgemeinen geblieben. In diesem Vertrage wurde die Trennung zwischen den beiden Konfessionen vollzogen, indem der vom Rat berufene Prediger auf seinem Posten belassen, aber künftig vom Rat besoldet wurde — scheinbar hat damals das Kloster dem Rat die Besetzung der Predigerstellen überlassen. Die Klosterjungfrauen behielten auch nach der Reformation gemeinsam mit dem evangelischen Kantor und den Schülern die lateinischen Gesänge bei, erst 1542 wurde der evangelische vom katholischen Gottesdienst reinlich geschieden. Bis zu diesem Jahre wurde der evangelische Prediger im Kloster gespeist. 1527 legte Hew sein Amt als reformatorischer Prediger nieder — seinem leidenschaftlichen Wesen war alles Vertragschließen zuwider —, um Ambrosius Kreusing Platz zu machen, der aber, nicht weniger stürmisch veranlagt als sein Vorgänger, schon nach einem Jahre wieder aus dem Amte schied. Sein Nachfolger Nicolaus Greinewitz arbeitete mit dem Rektor Caspar Capelus (Kretzschmar), einem ehemaligen Kollegen des Goldberger Schulmanns Trotzendorf mit Eifer und Erfolg an dem Ausbau der Laubaner Schule, mußte aber nach zehnjähriger Wirksamkeit nach Steinkirch gehen, da der Herr der Lausitz, Ferdinand I. von Böhmen, anordnete, daß alle verheirateten Prediger zu entlassen seien. Nach Jahren der Ruhe traten 1565 die konfessionellen Gegensätze wiederum hervor, als die evangelischen Prediger den Klosteramtmann Caspar Römer, der zum Katholizismus neigte, vom Patenamt verwiesen, 1581 aber Unstimmigkeiten zwischen dem Magistrat oder Magistratsmitgliedern, von denen die Geistlichkeit berufen wurde, und dem evangelischen Prediger Sigismund Svevus. Der Dekan von Bautzen, Johann Leisentritt, mahnte zur Einigkeit, denn in seiner Hand lag die geistliche Gerichtsbarkeit, auch über die Evangelischen, nachdem 1559 Johann IX., Bischof von Meißen, seine Residenz Stolpen gegen Mühlberg an den Kurfürsten von Sachsen vertauscht und seinen Sitz nach Wurzen verlegt hatte. Er, der starke Neigung zur Reformation hatte, war gleichsam nur noch ein Schatten-



Weihnachtsabend in Lauban. Ludwig Danziger.

bischof. Nachdem er 1577 die Konkordienformel unterschrieben hatte, legte er 1581 sein Bischofsamt nieder. Darum hatte schon 1560 Ferdinand I. die geistliche Gerichtsbarkeit in der Lausitz vom bischöflichen Stuhle weggenommen und dem Dekan von Bautzen übergeben. Er kam am 26. Februar 1582 nach Lauban, die Streitigkeiten beizulegen, ohne rechten Erfolg zu haben. Jedenfalls benutzte der Rat der Stadt die Gelegenheit, die evangelischen Prediger vom Kloster ganz unabhängig zu machen und die völligen Patronatsrechte an sich zu bringen. Als aber Svevus 1584 als Prediger an St. Bernhardin und Probst zum hl. Geist nach Breslau berufen wurde, erhob der Dekan Anspruch auf die Neubesetzung. Er mochte sich wahrscheinlich darauf stützen, daß im Jahre 1320 der Landesherr der Lausitz, Herzog Heinrich von Jauer und Fürstenberg, das Nonnenkloster in Lauban als selbständige Gründung von Naumburg am Queis aus errichtet hatte, in der Gründungsurkunde das Patronatsrecht über die Stadtkirche und die dazu gehörigen Güter und Einkünfte dem Kloster übertragen wurde. Als 1346 Karl IV. von Böhmen die Lausitz wiedernahm, gab er 1348 dem Kloster die Bestätigung, während das Patronatsrecht über die Pfarrkirche nicht erwähnt wird. So konnte der Dekan 1584 das Besetzungsrecht für sich in Anspruch nehmen, ohne den erwähnten Vergleich von 1527 zu berücksichtigen. Das Ergebnis des Streites war schließlich ein Vergleich, der am 10. August 1584 zustande kam: dem Rat der Stadt wird das Recht zuerkannt, unbehindert den Prediger zu wählen, aber auch die Pflicht, ihn zu besolden, ebenso die Diakonen und den Kantor zu besolden und zu verpflegen, während der Klosterdezem an die Stadt fortan gezahlt werden mußte, das Eigentumsrecht des Klosterguts andrerseits gewahrt blieb. Seitdem bildet die Kirchenverwaltung einen Teil der Stadtverwaltung Lauban. Der Magistrat besetzt die Pfarrstellen. — Das Verhältnis beider Konfessionen war seit jener Regelung, von unbedeutenden Reibungen abgesehen, stets friedlich. — Dies der Einzug der Reformation in Lauban und ihre Befestigung.

Zum Erzpriesterstuhle Lauban gehörten in vorreformatorischer Zeit Sächsisch-Haugsdorf, Schreibersdorf, Geibsdorf, Lichtenau, Holzkirch, Linda und Markliffa. In Geibsdorf, wahrscheinlich auch in Schreibersdorf und Sächsisch-Haugsdorf fand im selben Jahre wie in Lauban, also 1525 die Reformation ihren Eingang.

In Geibsdorf war das Gut 1489 durch den Tod Albrechts von Haugwitz an die Landvogtei gefallen, die es der Stadt Lauban verkauft hatte. So war seitens der Grundherrschaft der Einführung der Reformation kein Hindernis im Wege. 1525 predigte als erster evangelischer Geistlicher an der alten Kirche Christoph (oder Caspar) Schneider (Melzer genannt), der schon in seinem Amte als Kaplan an der Laubaner Stadtkirche der Reformation günstig gegenüberstand. Ganz wahrscheinlich schloß sich in diesem Jahre, nicht erst, wie andere annehmen, 1540 oder gar 1550, Schreibersdorf der Reformation an. Nachrichten über die Einführung fehlen uns gänzlich, nur eine alte Lutherbibel aus Hanns Lufts Druckerei in Wittenberg von 1565 ist als Zeuge der ersten Jahrzehnte evangelischen Glaubens bis heutigen Tages geblieben. Wenn auch erst 1546 — oder gar 1549 — Sächsisch-Haugsdorf in Johannes Preußing seinen

ersten ordinierten evangelischen Geistlichen erhielt, war es bestimmt schon um 1525 evangelisch; Valentin Scholz, der 1527 als erster evangelischer Prediger erwähnt wird, hat es um diese Zeit bereits dem evangelischen Glauben zugeführt.

1529 führte der Grundherr von Markliſſa, Heinrich von Döbschütz, in seinem Besitz die Reformation ein. Er hatte unter Luthers Lehrstuhl in Wittenberg gesessen und die Erkenntnis heimgebracht, daß der Sünder gerecht wird ohne eigen Verdienst allein aus Gnade. Darum schaffte er die Wallfahrten, die zu dem sogenannten Roten Kirchel stattfanden, kurzer Hand ab, reinigte den Gottesdienst von seinen lateinischen Bestandteilen und berief Matthäus Weise aus Schwerta als ersten evangelischen Pfarrer nach Markliſſa. Bis 1556 wirkte er hier, sein Nachfolger Kaspar Herfort fand die evangelische Lehre gesichert vor, als er sein Amt antrat. Matthäus Weises Grabstein ist gut erhalten noch heut an der südlichen Außenmauer der evangelischen Kirche in Markliſſa vorhanden.

Zwar wurde in Lichtenau die Reformation offiziell erst um 1540 eingeführt, aber schon vorher begann sie sich durchzusetzen, wahrscheinlich wurde die förmliche Einführung entweder durch die Grundherrschaft oder Geistlichkeit hingezogen. Denn 1523 bereits vermerkt ein Valentin Jackel in dem Meßbuch von Lichtenau: „Im Jahre 1523 begann die Lutherische Lehre emporzukeimen." Auch Jancke nimmt in seiner Oberlausitzer Presbyterologie an, daß in Lichtenau wegen Laubans Nähe um diese Zeit die Reformation ihren Einzug gehalten haben muß. In Linda kam sie erst 1550 zur Einführung, weil der Grundherr Matthias von Salza Gegner der Reformation war. Zwei seiner Brüder waren als Bischof und Domherr von Breslau in angesehenen Stellungen des katholischen Klerus. Deshalb wird erst 1552 Caspar Effenberger als erster evangelischer Geistlicher von Linda erwähnt. In Holzkirch wird 1542 ein Phil. Hildener als erster evangelischer Geistlicher genannt.

In das Jahr der Einführung der Reformation in Lauban — 1525 — fällt ein Ereignis, das für die Gemeinden unseres Kreises, die im ausgehenden Mittelalter zum Erzpriesterstuhle Görlitz gehörten — es sind dies Schönbrunn, Schönberg und Bellmannsdorf —, sowie für die zum Erzpriesterstuhle Seidenberg gehörigen — Gerlachsheim, Gebhardsdorf, Messersdorf, Rengersdorf, Schwerta und Ober-Wiesa — von weittragender Bedeutung werden sollte. Seit König Johann von Böhmen versammelten sich nämlich die geistlichen Personen der drei Erzpriesterstühle Görlitz, Reichenbach und Seidenberg in den Wochen nach Ostern und Michaelis in Görlitz in Nicolai, dann der Peterskirche, um Seelenmessen für die verstorbenen böhmischen Landesherren und aller Gläubigen Seelen zu lesen. Für diesen Dienst erhielten die Pfarrer der drei Erzpriesterstühle und ihre Widemutsleute von den böhmischen Königen immer wieder einige Vergünstigungen bei der Bezahlung von Abgaben und Steuern gewährt. So war man am 27. April 1525, dem Donnerstag nach Ostern, versammelt. Da erklärten die Versammelten, sie wollten dem Bischof von Meißen den Tribut nicht mehr zahlen, ja überhaupt nicht mehr Gehorsam leisten. Auch sangen sie, statt die Seelenmessen zu lesen, einträchtiglich gute Lieder von der heiligen Dreifaltigkeit und lobten den ewigen Gott Himmels

und der Erde. Schon 1512 hatten sich die Geistlichen in den von Bautzen abhängigen Erzpriesterstühlen geweigert — vom böhmischen Könige unterstützt —, dem Bischof von Meißen die von ihm geforderten erhöhten Abgaben zu zahlen. Zwar hatte damals der Papst zugunsten des Bischofs entschieden; jetzt aber nahmen sie die Gelegenheit wahr, sich von einer



Die evangelische Kirche in Linda.

lästigen Fessel zu befreien. Bedeutete jener Schritt natürlich noch nicht die Einführung der Reformation in den Erzpriesterstühlen, so doch dies, daß der Glaube an die Unfehlbarkeit des Papstes, die Kraft der Seelenmessen und des Fegefeuers, der Gehorsam gegen den Bischof stark erschüttert war. Der Reformation war damit tatsächlich der Siegeszug durch jene drei Bezirke und darüber hinaus durch die ganze Oberlausitz gebahnt.

Ganz bestimmt liegen in jener Zeit bereits die Anfänge der Reformation in Seidenberg. Denn die Standesherrschaft, die Familie von Biberstein in Friedland, war der Reformation zugetan. Daß erst

1534 die förmliche Einführung erfolgte, hing wohl in erster Linie damit zusammen, daß Matthias von Biberstein, der zur Zeit der Reformation die Herrschaft besaß, seinen Sitz in Forst hatte. Er war der Reformation sicherlich nicht abgeneigt, denn seine Söhne ließ er in Wittenberg studieren, seine Frau, eine geborene von Schönberg, war die Tochter eines der eifrigsten Förderer der Reformation. Als er 1520 starb, begünstigten seine Witwe wie seine Söhne, die die Herrschaft Seidenberg zuerst gemeinsam besaßen, die Reformation. Daß sie erst 1534 endgiltig eingeführt wurde, mag zuletzt auch an dem Widerstande des Erzpriesters gelegen haben, der vielleicht um sein Ansehen besorgt war. Als 1555 die Standesherrschaft an die Rädern kam, wurde die evangelische Lehre besonders befestigt. Insbesondere Melchior von Rädern hat sich hierbei große Verdienste erworben. Er machte es den sämtlichen Pfarrern seiner Herrschaft Friedland, Seidenberg und Reichenberg zur Pflicht, sich nach der Bibel und der Augsburger Bekenntnisschrift zu richten, ordnete die äußeren Kirchenbräuche, machte den Pfarrer von Friedland, Magister Nüßler zum Superintendenten in seinen Herrschaften und ordnete zwei jährliche Synoden in Friedland an. Schon 1570 — nach andern 1590 — war in Seidenberg ein Kirchenneubau notwendig, da die alte, ehemals katholische Parochialkirche zu „Unsern lieben Frauen" nicht ausreichend war. Als 1624 die Rekatholisierung in den Herrschaften Friedland und Reichenberg einsetzte, entging Seidenberg diesem Schicksal, weil es an Sachsen kam, 1630 von dem Freiherrn Christian von Nostitz gekauft wurde.

Im Seidenberger Erzpriesterstuhle waren 1530 bereits Meffersdorf und Gebhardsdorf, wahrscheinlich auch Gerlachsheim evangelisch geworden.

Meffersdorf hatte seine Bedeutung wohl lediglich als Durchgangsstation für die Wallfahrer nach Haindorf, denn es war im übrigen eine winzige Kirchgemeinde mit einer Wallfahrerkapelle. Erst als Friedrich der Große 1754 die Prozessionen ins Ausland verbot, hatte Meffersdorf als Durchgangsstation ein Ende. Wie arm die Gemeinde gewesen sein muß, ersieht man daraus, daß der erste evangelische Geistliche, Franz Seidel, sich wöchentlich die Brote, die zu seinem Einkommen gehörten, in Hernsdorf holen mußte, das damals allein zu Meffersdorf gehörte. Bereits 1550 wird in Meffersdorf ein „Schulmann" erwähnt, der die Meffersdorfer und Hernsdorfer Kinder unterrichtete. Meffersdorf gehörte zur Herrschaft Schwerta, ebenso wie Gebhardsdorf. Hier bestand keine selbständige Parochialkirche, vielmehr nur ein Filialkirchlein von Friedeberg, das der Ablaßhändler Tetzel erbaut hatte. 1545 ordnete der Bischof von Meißen an, daß der Friedeberger Pfarrer wöchentlich einmal Messe, Freitags eine Betstunde, Sonntags am Nachmittag eine Predigt halten sollte im Tetzelkirchlein. Allein seine Anordnung kam zu spät, denn 15 Jahre vorher war bereits hier evangelischer Gottesdienst gehalten worden. Ein Friedeberger Handwerker, Melchior Horn (Michael Horn nach andern), ein „heimlicher Hussit", wie ihn Jancke nennt, predigte dort. 1548 erhielt Friedeberg den ersten evangelischen, von Bugenhagen ordinierten Prediger, von dem wir allerdings nur den Vornahmen „Johannes" kennen. Der katholische Pfarrer lebte unangefochten weiter; als er 1572 starb, wurde Kirche und Pfarrhaus evangelisch, fand katholischer Gottesdienst in Friede-



Altarbild in der Kreuzkirche in Lauban. Gemälde von H. Effenberger.

berg nicht mehr statt. Das Verhältnis zu Gebhardsdorf wurde neu geregelt; als 1576 dem Geistlichen ein Diakon zur Seite gestellt wurde, fand alle 14 Tage vormittags durch ersteren Gottesdienst in Gebhardsdorf statt.

Ist es richtig, daß Gerlachsheim 1530 gleichfalls die Reformation einführte, so ist der Name des ersten evangelischen Geistlichen unbekannt, der erste ordinierte Geistliche war seit 1543 Johann Horn von Pfaffendorf. Allerdings scheint dagegen, daß schon 1530 die Reformation Eingang fand, zu sprechen, daß die Besitzer, die Gebrüder Sigismund und Fabian von Gersdorf den Dekan von Bautzen um die Investitur eines Nikel Christ in diesem Jahre ersuchten, der jedenfalls der letzte katholische Geistliche gewesen sein muß.

1536 folgten mit der Einführung evangelischen Glaubens im Erzpriesterstuhle Seidenberg Rengersdorf und Schwerta. (Meffersdorf und Gebhardsdorf, die zur Herrschaft Schwerta gehörten, hatten den Schritt schon 6 Jahre früher vollzogen.) Als sich 1536 der junge, 18jährige Hans IV. von Uchtritz zur Reformation bekannte, führte er sie in Schwerta ein. Marklissas erster evangelischer Geistlicher hatte 1529 Schwerta verlassen, vermutlich, weil er hier nicht öffentlich die lutherische Lehre predigen durfte, ihm war wieder ein Katholik als Geistlicher von Schwerta gefolgt. Der Name des ersten evangelischen Geistlichen ist nicht bekannt.

In Rengersdorf führte Johann von Nostitz 1536 oder 1539 die Reformation ein. Er und seine Nachfolger waren eifrige Förderer der Reformation. 1625 wurde der von ihnen errichtete Neubau der Kirche geweiht.

In Küpper wird erst 1551 ein Martin Fischer als erster evangelischer Geistlicher erwähnt; wann die Reformation hier Eingang fand, liegt vollständig im Dunkeln, ebenso wann es in Ober-Wiesa geschah. Jedenfalls dauerte es bis zur Mitte des 16. Jahrhunderts, ehe der der ganze Erzpriesterstuhl Seidenberg evangelisch geworden war.

In den beiden außer Schönberg (1524 evangelisch) zum Erzpriesterstuhl Görlitz gehörigen Parochialen Schönbrunn und Bellmannsdorf muß die Reformation sich bis etwa 1540 durchgesetzt haben. In Schönbrunn soll zuerst Lorenz von Taubadel das Evangelium gepredigt haben, der 1539 bereits erwähnt wird; für Bellmannsdorf fehlt uns jegliche Nachricht.

So hatte die Reformation allenthalben ihren Einzug gehalten und sich befestigt. In der Folgezeit konnte sie sich ungehindert auswirken. Denn die Lausitz kam ja zu Kursachsen. Als 1620 Kaiser Ferdinand II. sie dem Kurfürsten Johann Georg I. verpfändete, geschah dies unter der Bedingung, die Geistlichen bei ihrem bisherigen Recht zu schützen, den Augsburger Religionsverwandten keine Neuerung zu gestatten. Evangelische, wie katholische Christen konnten ihres Glaubens leben. In dem Traditionsrezeß wurde das feierlich niedergelegt. Als 1635 der Kurfürst die Lausitz mit allen Rechten und Gerechtigkeit erb- und eigentümlich abgetreten erhielt, 1636 die Uebergabe als böhmisches Lehen erfolgte, war das Weiterbestehen dieses Zustandes sichergestellt. Nur in den Zeiten des 30jährigen Krieges war das kirchliche Leben Erschütterungen ausgesetzt; damals haben unter

den Kaiserlichen, insbesondere Wallensteinschen Scharen, aber auch den Schweden die Gemeinden entsetzlich gelitten. Kirchenraub gehörte zur Selbstverständlichkeit, in Markliſſa und anderwärts wurden die Gotteshäuser in Pferdeſtälle verwandelt, Brände wüſteten und vernichteten kirchliches Gut, die Peſt raffte die Menſchen hin. So finden ſich z. B. in den Kirchenbüchern von Sächſiſch-Haugsdorf 1631/32 keine Geburtseintragungen, in Lichtenau ſogar in der ganzen Spanne von 1639 bis 1648 keine. Seitens der Obrigkeit aber blieb man in Sachen des Glaubens und des Kirchengutes unbehelligt. So konnte ſich der evangeliſche Glaube immer mehr feſtigen, ja, der Kreis ſollte den um des Glaubens willen in den Nachbarländern Bedrängten eine Zuflucht ſein, um durch die Zeiten furchtbaren Sturms und ſchwerer Verfolgung das Evangelium auch den angrenzenden Gebieten zu erhalten.

II. Die Heimat wird eine Zufluchtsſtätte für die um ihres Glaubens willen Verfolgten.

In der Friedländer Herrſchaft ſetzte 1624 — im Jahre 1622 war Wallenſtein mit ihr belehnt worden — die Verfolgung der Evangeliſchen ein. Die evangeliſchen Prediger wurden ausgewieſen, ſtatt des Superintendenten wurde der bisherige Pfarrer in Königshain, Sebaſtian Balthaſar Dechant in Friedland. Da die Bevölkerung ſich indeſſen weiter zum evangeliſchen Glauben hielt, konnte er ſich nur vermittels Militär halten. Zwar kehrten, als Guſtav Adolph nach Deutſchland gekommen war, die evangeliſchen Prediger wieder zurück, aber nach dem weſtfäliſchen Frieden ſetzte die Verfolgung von neuem ein. Wenn auch im Friedensſchluß feſtgeſetzt war, daß die Rechte, die die Evangeliſchen 1624 gehabt hatten, anzuerkennen ſeien, ſo kümmerte ſich Ferdinand III. wenig darum. Die evangeliſchen Böhmen und Schleſier wurden des Landes verwieſen oder mit Gewalt der katholiſchen Kirche zurückgeführt. So wurden, als die Schweden 1649 aus Friedland wegzogen, den Evangeliſchen die Stadtkirche und 17 Dorfkirchen geraubt. Es ſollen aus den Herrſchaften Reichenberg und Friedland 3 180 ausgewandert ſein. Die Auswanderer fanden Aufnahme in dem kurſächſiſchen Lande, beſonders im heutigen Kreiſe Lauban.

Die Folge war, daß das Meffersdorfer Gotteshaus nicht ausreichte, deshalb dauernden Erweiterungsbauten ausgeſetzt war, bis es 1692 ſeine jetzige Geſtalt erhielt. Außer den Angeſiedelten kamen Gäſte zur Kirchfahrt aus den ſchleſiſchen Landen bis aus Hirſchberg und Schmiedeberg. Darum wurde 1671 ein zweiter Geiſtlicher — „Diakon" — feſt angeſtellt.

Auch in Gebhardsdorf und Umgegend fanden die Evangeliſchen, die aus Böhmen vertrieben waren, durch Ludwig Wilhelm von Uchtritz Aufnahme. In den Stunden zwiſchen den Gottesdienſten wurde das Gotteshaus für die Böhmiſchen freigegeben. Michael Lani war ihr erſter Prediger. Er hielt die Gottesdienſte und teilte das Abendmahl aus, während die Amtshandlungen von den deutſchen Predigern vollzogen wurden. Als die böhmiſchen Prediger ſie auch vollziehen wollten, brach ein Streit aus,

den die Wittenberger theologische Fakultät zu ihren Ungunsten entschied. Bis 1742 hatten die Böhmischen ihre eignen Prediger, von da ab bis 1791 Vorleser — „Lektoren" —, bis sie schließlich ganz in den deutschen Gemeinden aufgingen.

Ebenso fanden die um ihrer Ueberzeugung willen Bedrängten im Markliſſaer Kirchspiel Aufnahme. In Nieder-Oertmannsdorf siedelten sie sich vorwiegend an — es sollen 40 böhmische Exulantenfamilien damals hergekommen sein. Vom sächsischen Hof erhielten sie die Erlaubnis zum Bau eines Bethauses, das sie in Nieder-Oertmannsdorf errichteten. Sie hielten sich einen eigenen Lektor. Mit dem Tode des letzten, Johann Zeiske, hörte die Selbständigkeit der böhmischen Gemeinde 1779 auf, 1797 wurde das Gotteshaus abgebrochen. Seit etwa 1624 datiert die kirchliche Zugehörigkeit der Evangelischen in Wünschendorf in Böhmen zu Markliſſa, die zwar in den letzten Jahren manches Mal hart umkämpft, aber dank der Zähigkeit, mit der sie an ihrer Kirche hängen, nie gelöst werden konnte.

In Karlsdorf bei Gerlachsheim wurde für die eingewanderten Böhmen von Christoph Ernst von Gersdorf eine Kapelle erbaut, damit sie in ihrer Muttersprache Gottesdienst halten konnten. Indessen währte die Selbständigkeit und das Bestehen dieser Gemeinde nicht lange, vornehmlich infolge der schwarmgeistigen Veranlagung ihres Predigers.

Auch in Seidenberg fanden böhmische Exulanten Aufnahme, so daß in den Jahren 1624/26, 1640, 1650/51 die Gemeinde wesentlich zunahm. Infolge der Religionsveränderungen wurde das Dorf Ostrichen mit zum Seidenberger Kirchspiel geschlagen, das bisher zum böhmischen Dorfe Wiese gehört hatte. Als 1624 den Evangelischen ihre Kirche hier geschlossen worden war, nahm der evangelische Geistliche Johannes Majus und sein Nachfolger Matthias Schaller Zuflucht auf den Hof von Ostrichen und hielt hier den Gottesdienst. 1641 wurde ein gewisser Albrecht Schubert zum zweiten Geistlichen in Seidenberg und Prediger in Ostrichen berufen, der Wiese mit versorgen sollte. Aber schon nach fünf Jahren gab er die Stelle wieder auf, da er von böhmischer Seite an der Ausübung seines Amtes im Böhmischen gehindert wurde. Die Predigerstelle in Ostrichen nahm damit ein Ende, dagegen wurde 1671 die Stelle des zweiten Geistlichen in Seidenberg wieder errichtet. Von böhmischen Dörfern sind nur noch Göhe und Ebersdorf in Seidenberg eingepfarrt.

Wie der kursächsische Queiskreis den vertriebenen Böhmen Zuflucht bot, so den um ihres Glaubens willen bedrängten Schlesiern. Da sind es insbesondere die drei, jetzt zu unserm Heimatkreis gehörigen, damals aber nicht nach Kursachsen, sondern Schlesien gehörigen Kirchgemeinden Steinkirch, Langenöls und Thiemendorf, deren Schicksal in der Zeit der Glaubensverfolgung uns beschäftigen muß.

Zur selben Zeit wie in Lauban hatte die Reformation in Steinkirch Einzug gehalten. Der Besitzer von Mittel-Steinkirch, Nicolaus von Uchtritz, war ein eifriger Förderer gewesen, und der Breslauer Bischof Thurzo, von dem Luther sagt, er sei der „beste Bischof des Jahrhunderts" gewesen, er sei „im seligmachenden Glauben an Christo gestorben", zu dessen Sprengel Steinkirch gehörte, war der Reformation keineswegs ab-

geneigt, wenn er auch äußerlich Katholik blieb. 1525 bis 1535 wirkte als erster evangelischer Geistlicher Steinkirchs Michael Walther aus Görlitz, dessen Nachfolger der in der Reformationsgeschichte Laubans uns bereits entgegengetretene Greinewitz war. Unbehindert konnte der evangelische Glaube, von Erschütterungen während des Dreißigjährigen Krieges abgesehen, sich ausbreiten. Da brachte das Jahr 1648 den Evangelischen Steinkirchs wie im übrigen Schlesien Zeiten schwerster Verfolgungen. Denn überall, außer in den österreichischen Erblanden, war Religionsfreiheit vorhanden. Schon im Jahre 1653 erging der kaiserliche Befehl, daß in den Fürstentümern Glogau, Breslau, Jauer und Schweidnitz den Evangelischen alle Kirchen weggenommen würden. Otto von Nostitz, der Landeshauptmann des Fürstentums Jauer, ließ am 21. Juni 1653 an die unterstellten Herrschaften, Bürgermeister und Ratsmänner die Aufforderung ergehen, alle evangelischen Geistlichen anzuhalten, sich bei ihm zu melden, wo er ihnen die Weisung gab, die geistliche Tätigkeit einzustellen. Eine Denkschrift des Adels, in der dieser bat, davon abzustehen, war vergeblich. Die schlesischen Lande durchzog eine kaiserliche Remotionskommission, die hier 700 Kirchen den Evangelischen wegnahm, so daß sie seit 1622 1100 Gotteshäuser eingebüßt hatten. Die Geistlichen wurden vertrieben, hielten sich in den Wäldern der Grenze auf, um hier im Verborgenen ihre Gemeinden um sich zu sammeln. Aus jener Zeit rührt die Bezeichnung der „Buschprediger" her. Auch Steinkirch traf dieses Schicksal. Am Ostermontag, dem 6. April 1654, wurde der evangelische Geistliche, Gerber, ab-, Pater Adophus an seiner Stelle eingesetzt, das Gotteshaus für evangelischen Gottesdienst geschlossen. Gerber flüchtete nach Wingendorf, das zur Oberlausitz gehörte, wiewohl es diesseits des Queis lag; seine Gemeinde hielt sich ebendahin. Bald steigerten sich die Drangsale: 1660 kam der Befehl, Taufen und Trauungen in der katholischen Ortskirche vollziehen zu lassen; 1666 wurden durch bischöflichen Befehl die evangelischen Lehrer, die sich noch halten konnten, vertrieben; 1669 wurde der Besuch fremder Kirchen überhaupt untersagt, das Halten katholischer Feiertage befohlen, evangelische Hausandachten, die Bibel und evangelische Bücher verboten. Der katholische Geistliche des Ortes war verständig und duldsam genug, um die Befehle nur gemildert ausführen zu lassen. So konnten sich die Evangelischen mit ihren Amtshandlungen und zum Gottesdienste weiter nach Wingendorf halten, sie beteiligten sich auch 1678 und 1715 am Kirchenbau in Wingendorf.

Trauriger war die Lage in Langenöls. Wahrscheinlich ist Langenöls die Gemeinde im jetzigen Kreise Lauban, die zuerst die Reformation einführte, denn der katholische Pfarrer Vinzenz Wonsch von Langenöls, dessen Name in den Ratsakten der Stadt Greiffenberg 1513, 1521 und 1523 erwähnt wird, wird in dem letzteren Jahre schon als verheiratet genannt, muß demnach den Uebertritt zum evangelischen Glauben bereits vollzogen gehabt haben. Eine Aenderung im Aeußeren bedeutete jener Uebertritt nicht, da die Gemeinde ihm folgte; man blieb im Besitze des Gotteshauses und aller Einkünfte. Schon 1567 mußte das Gotteshaus erweitert werden; es gehörte Gieshübel und Kleinstöckigt mit zur Kirchfahrt. Die Verfolgungen begannen in Langenöls schon während des 30jährigen Krieges. Die Drang-

sale in den Jahren 1629 bis 1634 waren, insbesondere durch die Lichtensteinschen Dragoner, entsetzlich. Die Zeiten wurden durch die treue Seelsorge des damaligen Geistlichen, Damian Böttner aus Waldkappel in Hessen, erträglich, bis auch er wie Gerber in Steinkirch, von der Remotionskommission am 6. 4. 1654 vertrieben wurde. Unter Tränen hat er damals die Gemeinde, die er 39 Jahre geleitet, wie ein Vater geliebt hatte, zum Gehorsam gegen die Obrigkeit gemahnt. Er ging nach Lauban und amtierte dort bis 1668. Sein Sohn, der aus Schosdorf vertrieben, nach ihm sein Enkel und Urenkel waren evangelische Geistliche in Friedersdorf. Langenöls wurde dem katholischen Geistlichen von Steinkirch unterstellt, außerdem noch Greiffenberg, Schosdorf und Welkersdorf, da sämtliche Ortschaften nur evangelische Bewohner hatten. Ober- und Mittel-Langenöls hielt sich nun zu Friedersdorf, Nieder-Langenöls zu Wingendorf. Die Steigerung der Drangsale in den 70er Jahren des 17. Jahrhunderts mußten auch die Langenölser erfahren, deshalb setzte auch hier starke Auswanderung ein; geheime Gottesdienste, Taufen und Trauungen in den Wäldern und andern Verstecken wurden zur Regel.

Aehnlich war die Lage in Thiemendorf. Reibungslos war die Reformation eingeführt; der damalige Geistliche Bartholomäus Lobschütz war 1544 mit seiner Gemeinde zum evangelischen Glauben übergetreten. Auch hier hatten die Lichtensteiner Dragoner die erste Verfolgung um des Glaubens willen gebracht, die Remotionskommission zwang Ostern 1654 den damaligen Pfarrer Johann Kranz, seine Gemeinde zu verlassen. Er ging nach Sächsisch-Haugsdorf, wo ihn der dortige Pfarrer Eckhard zum Pfarrgehilfen nahm, bis er später selbständiger Pfarrer von Sächsisch-Haugsdorf wurde. *) Seine Gemeinde folgte ihm, hielt sich 80 Jahre lang nach Haugsdorf, dann 8 Jahre nach Wingendorf und Lauban zu „Unser Lieben Frauen", während Mittel-Thiemendorf zum Teil, ganz Nieder-Thiemendorf nebst Mauereck weiter bei Haugsdorf verblieb, zu dem außerdem aus unserm Kreis sich Schlesisch-Haugsdorf und Logau hielt.

In den Jahren nach 1654 war es, daß an der Grenze der Lausitz gegen Schlesien für die evangelischen Schlesier Grenzkirchen errichtet wurden.

So wurde 1654 ein Kirchenneubau notwendig in Holzkirch zur Zeit des durch seine astronomischen und astrologischen Studien, als Kalenderherausgeber bekannten dortigen Geistlichen Johann Neubarth, des „Theastrologus", wie er sich nannte. Doch schon 1725 war ein weiterer Neubau notwendig.

Als Grenzkirche entstand die Kirche zu Wingendorf. Zwar hatte Wingendorf 1427 von Kaiser Sigismund die Erlaubnis erhalten, eine eigene Kirche zu bauen, jedoch davon keinen Gebrauch gemacht, sondern war in Steinkirch weiter eingepfarrt geblieben. Als 1654 die Evangelischen Steinkirchs hierher ihre Zuflucht genommen hatten, hielt Pfarrer Gerber zunächst sechs Jahre auf dem Boden eines Bauernstalles, 16 Jahre in einem Schuppen Gottesdienst, bis 1677 der Kurfürst die

*) Einer seiner Nachkommen, Johann Albert Kranz muß sich durch besondere Sprachkenntnisse ausgezeichnet haben. Hinter jede Eintragung einer Trauung setzte er einen lateinischen oder griechischen oder hebräischen oder arabischen Vers, 1679 erwarb er sich den akademischen Grad in Jena durch eine Schrift über die „gefleckte Herde Jakobs".

Erlaubnis zum Bau einer hölzernen Kirche gab, zu der sich, wie wir bereits sahen, Steinkirch, Mittel-Langenöls, Ober-Thiemendorf, weiter Eckersdorf hielten. Außer den Begräbnissen ließ man alle Amtshandlungen hier vollziehen. 1715 baute Hermann von Salza die Kirche massiv von Grund auf.

Ebenso wurde Friedersdorf durch die Ereignisse des Jahres 1654 eine selbständige Parochie. Fast 200 Jahre hatte es sich nach Greiffenberg gehalten. Hier war 1529 die Reformation eingeführt worden, und zwar, wie es in einem Schreiben des Magistrats an den Bischof in Breslau heißt, auf „dringende Bitte des gemeinen Mannes." Nachdem aber der 79jährige Graf Hans Ulrich von Schaffgotsch in Regensburg um seines evangelischen Glaubens willen enthauptet worden war, wurde auch in Greiffenberg der evangelische Gottesdienst eingestellt, die Kirchentür geschlossen, der evangelische Geistliche vertrieben. Da nahm Caspar von Nostitz die Vertriebenen in Friedersdorf auf und gestattete ihnen, in seinem Schloß Gottesdienst zu halten. 1639 erhielten die Evangelischen in Greiffenberg ihr Gotteshaus zurück, nachdem sie schon vorher mit kaiserlicher Erlaubnis auf dem Rathause Gottesdienst gehalten hatten. 1654 aber beendete die Zeit, da man seines Glaubens ungehindert leben konnte. Im Februar setzte die Remotionskommission in Greiffenberg den Zisterzienserpater Joachim Riese als Pfarrer von Greiffenberg ein; die Kirche wurde mit katholischem Ritual der heiligen Hedwig neu geweiht. Da nahm Hans Ernst von Warnsdorf den von Greiffenberg vertriebenen evangelischen Prediger Christian Adolf auf, begann sofort mit dem Kirchbau, bis zu dessen Vollendung er den Gottesdienst in seinem Schloß halten ließ. Zwar hatte 1453 bereits der König Ladislav von Böhmen Friedersdorf das Recht zum Kirchbau gegeben, 1575 hatte es Kaiser Maximilian II. bestätigt, doch war es nie zur Ausführung gekommen; nun bestätigte es am 23. 11. 1654 Kurfürst Johann Georg I. von Sachsen. Zwei Jahre nachher konnte das Gotteshaus „zum Jesusbrunnen" — so genannt nach einem Brunnen, den man beim Graben unter dem Altarplatz fand — geweiht werden. Schon 1668 machte sich wegen der schlesischen Gemeinden ein Erweiterungsbau notwendig, 1654 bis 1722 bestand neben dem ersten Pfarramt noch ein zweites, das der aus Schosdorf vertriebene Caspar Damian Böttner als erster innehatte.

Aber nicht lange währte die Zugehörigkeit Greiffenbergs zu Friedersdorf. Die Greiffenberger beschuldigten nämlich den Kirchenpatron Hans Sigmund von Festenberg-Packisch, daß er ihnen mit allerhand „winkelzügigen und gelderpresserischen Schwierigkeiten entgegengetreten sei." Der Wunsch, eigne Schule und Kirche zu haben, war schon lange vorhanden, nunmehr zum Entschluß gereift. In Nieder-Wiesa wurde am 19. Mai 1669 das Gotteshaus durch den Pfarrer Rudelius aus Ober-Wiesa geweiht; der Kurfürst hatte die Erlaubnis zum Bau auf seinem kursächsischen Gebiet gegeben. Die Angelegenheit aber kam vor das Gericht nach Jauer, zumal sich außer Greiffenberg auch Evangelische aus Hirschberg, Löwenberg, Landeshut, Schmiedeberg zum Nieder-Wiesaer Gotteshaus hielten. 1672 wurde bei 100 Dukaten Strafe der Besuch des Gotteshauses den evangelischen Schlesiern untersagt. Doch die Greiffenberger erklärten damals mannhaft, sie wollten lieber das Land räumen, als auf den Besuch ihres Gottes-

hauses verzichten, stützten sich auf das Recht freier Religionsübung, das 1648 auch den Evangelischen gewährt worden sei, so daß man sie schließlich unbehelligt ließ. Ihr anfangs hölzernes Gotteshaus wurde 1730 bis 1733 durch ein steinernes ersetzt. So war auf Wiesaer Boden das zweite evangelische Gotteshaus entstanden, während die Ober-Wiesaer Kirche den Evangelischen bis aus der Hirschberger Gegend als Zufluchtsstätte diente. Darum wurde 1662 der aus Ketschdorf Kreis Schönau vertriebene evangelische Prediger Rausch als zweiter Geistlicher eingeführt. Bis 1679 hielten sich fünf evangelische, aus Schlesien vertriebene Pfarrer in Ober-Wiesa auf und hatten die Erlaubnis, unter den eignen Kirchkindern die Amtshandlungen zu vollziehen.

Ebenso bot das Gebhardsdorfer Gotteshaus den Evangelischen und zwar aus Friedeberg in Schlesien, Zuflucht. Auch dort hatte ein kaiserlicher Kommissar 1637 die evangelische Kirche geschlossen. Die beiden Prediger besorgten den Gottesdienst deshalb fortan in Gebhardsdorf, bis die Schweden ihnen ihr eigenes Gotteshaus 1639 wieder öffneten. 1654 schloß es ihnen die kaiserliche Remotionskommission endgiltig; der damalige Oberpfarrer Melchior Exner ging nach Gebhardsdorf, wo er 1670 als Pfarrer starb; seine Gemeinde hielt sich mit ihm hierher; der zweite Friedeberger Pfarrer Lange ging nach Schwerta.

In unmittelbarem Zusammenhang mit der Gründung der Grenzkirchen stehen die Kirchenbauten in Volkersdorf und Goldentraum. Denn beide erfolgten wegen der evangelischen Ansiedler aus Schlesien.

Volkersdorf wurde 1654 auf Schwertaer Boden gegründet. Darum verlangte die Grundherrschaft den Besuch des dortigen Gottesdienstes. Da aber Meffersdorf näher war, wurde die Erlaubnis erteilt, dorthin zu gehen unter der Bedingung, daß dem Pfarrer von Schwerta von seinen Einnahmen nicht zu viel entginge. Es mußten jährlich am Georgitage bestimmte Abgaben gemacht, die Kirmespredigt in Schwerta gehalten, ebenso die Aufgebote und Trauungen dort vollzogen, die Taufen, das Abendmahl dort gefeiert werden; beim Schwertaer Kirchbau mußten die Volkersdorfer Handlangerdienste tun. 1663 gab nun der Besitzer von Nieder-Schwerta, Gregor Meurer, die Erlaubnis zum Kirchbau in Volkersdorf. Der Bau zog sich infolge seines inzwischen eingetretenen Todes bis 1668 hin. Das in diesem Jahre geweihte Gotteshaus war zunächst Filiale von Meffersdorf und wurde durch den dortigen zweiten Pfarrer versorgt. Als aber Volkersdorf und Meffersdorf wuchs, erfolgte 1671 die Trennung.

Achtzehn Jahre nach Volkersdorf wurde Goldentraum durch Christoph von Nostitz auf Tzschocha angelegt. 1676 erhielt die Gutsherrschaft die Erlaubnis zum Kirchbau für die evangelischen Schlesier, unter denen sich eine Anzahl Schwenkfelder befanden. Die Kirche war anfangs Tochterkirche von Rengersdorf, wurde von dem dortigen Pfarrer versorgt, bis sie 1700 einen eigenen Geistlichen erhielt. Zeitweilig war sie mit Tzschocha in Verbindung, wurde von dessen Schloßprediger, der zugleich Diakon von Rengersdorf war, versorgt. 1657 setzte nämlich Christoph von Nostitz den Rengersdorfer Pfarrer Georg Kaiser nach 22 jähriger Amtsführung kurzerhand ab, weil er ohne Rücksicht auch an ihm Kritik



Tor der evangelischen Kirche in Friedersdorf a. Qu. Phot. Rother.

geübt hatte. Er mußte es sich indes gefallen lassen, daß Kaiser wieder in sein Amt eingesetzt wurde, aber die Folge war, daß er auf seinem Tzschochaer Schloß eine Kapelle anlegte, an die er einen eigenen Prediger berief.

1654 entstand auch in Lauban eine Predigerstelle an der Frauenkirche für die Evangelischen aus Bertelsdorf, die ihre Kirche verloren hatten. Die Frauenkirche hatte bisher lediglich als Begräbniskirche gedient; der Rat der Stadt überließ sie den Bertelsdorfern nunmehr. Aber schon 1658 wurde die Pfarrstelle wieder aufgehoben und von den Diakonen der Stadtkirche verwaltet. 1687 wurde ein Prediger als „pestilentiarius und Pastor an der Frauenkirche" angestellt, der die Versorgung der Evangelischen aus Bertelsdorf hatte. Aus dem nicht kursächsischen Teil unseres Heimatkreises hielt sich Thiemendorf bis 1742, wie wir bereits erwähnten, zur Frauenkirche, während im Jahre darauf Bertelsdorf die schriftliche Zusicherung gab, von sich aus bei der Frauenkirche in Lauban zu bleiben. Die Bertelsdorfer behielten deshalb bis 1818 ihren eigenen Prediger an der Frauenkirche.

III Den „schlesischen" Gemeinden des Heimatkreises schlägt die Stunde der Erlösung.

Den Gemeinden unseres Heimatkreises, die nicht zu Kursachsen gehörten, sollte nach mehr als einem halben Jahrhundert des schwersten Druckes in Glaubenssachen der erste Hoffnungsstrahl aufleuchten, als am 1. März 1707 der Schwedenkönig Karl XII. in Lauban die Altranstädter Konvention unterzeichnete. Nicht nur, daß der Bau der schlesischen Gnadenkirchen durch diesen Vertrag sichergestellt war, es wurden — und das betrifft unsere Gemeinden in erster Linie — viele der drückenden Bestimmungen aufgehoben. So durfte, was bisher verboten war, wieder Hausgottesdienst gehalten werden, die Kinder durften wieder nach auswärts zur Schule gegeben werden. Der Zwang, katholische Kirchen und Schulen zu besuchen, von katholischen Geistlichen die Amtshandlungen vollziehen zu lassen, wurde für die Evangelischen aufgehoben. Man durfte sich fortan dazu außerhalb Schlesiens begeben. In den Jahrzehnten der Glaubensverfolgung kamen, so überliefern uns die Chronisten, die Kinder der bedrängten Evangelischen auf den Feldern ohne Geheiß der Erwachsenen zusammen, um für evangelische Schulen und Kirchen zu beten. Ihr Gebet hatte Erhörung gefunden. — Aber auch der Bau der beiden Gnadenkirchen in Hirschberg und Landeshut war von Bedeutung für unsern Kreis insofern, als sich die Meffersdorfer Kirchfahrt nunmehr durch das Ausbleiben der Hirschberger und Landeshuter Evangelischen verminderte.

Dem Aufleuchten des Morgenrotes folgte bald der lichte Tag der Freiheit: Friedrich der Große ergriff Besitz von Schlesien, das Ende der Drangsal war erreicht. Im Januar 1741 ließ er durch den Propst Reinbeck in Berlin zwölf Kandidaten der Theologie ordinieren und nach Schlesien kommen, wo sie Prinz Leopold von Dessau den Orten zuteilte, in denen keine Prediger waren. Zwei evangelische Konsistorien, eins in



Evangelisches Bethaus in Thiemendorf. Erbaut 1776. Phot. Roehricht.

Glogau, das andere in Breslau, ließ er errichten und an jedem Orte, der nachweisen konnte, daß er imstande wäre, die Kosten eines Kirchbaus und Unterhaltung eines Geistlichen zu bestreiten, gestattete er den Bau eines Gotteshauses. So wurden über 200 Bethäuser in diesem und dem folgenden Jahre gebaut. Noch waren die Evangelischen den Katholiken keineswegs gleichberechtigt: die Gotteshäuser durften keine Türme haben; zum Vollzug von Amtshandlungen mußte die Erlaubnis des zuständigen katholischen Pfarrers eingeholt werden; ihm mußten hierfür Gebühren gezahlt werden, außerdem eine feste Abgabe; die evangelischen Geistlichen durften nicht auf die „katholischen" Friedhöfe. Erst 1750 wurden durch eine königliche Verordnung die Stolgebühren der Evangelischen an die katholischen Pfarrämter abgeschafft, den evangelischen Geistlichen das Recht erteilt, die Friedhöfe zu betreten.

Langenöls, Thiemendorf und Steinkirch erhielten 1742 die Erlaubnis zum Bau eines Bethauses. In Langenöls traf am ersten Ostertage die Erlaubnis ein, und am zweiten Ostertage wurde der evangelische Gottesdienst wieder eingerichtet; — es war an einem zweiten Ostertage vor 88 Jahren gewesen, daß der letzte evangelische Gottesdienst gewaltsam unterbrochen wurde. Wie 1654 ein Üchtritz gegen die Vertreibung des evangelischen Geistlichen Protest erhoben hatte, so war es 1742 wiederum einer dieser Familie, der an der Einsetzung des Pfarrers und der Wiedererrichtung der Gemeinde wesentlichsten Anteil hatte. Der erste evangelische Pfarrer nach 1742 — Seliger aus Holzkirch — mußte den Gottesdienst zunächst in einem Kornspeicher halten, bis 1743 die Grundsteinlegung, 1744 die Weihe des neuen Gotteshauses erfolgte. Zwei Jahre später wurde Gieshübel wieder in Langenöls eingepfarrt.

Thiemendorf erhielt ebenfalls 1742 die Erlaubnis zum Bau eines Bethauses und zur Anstellung eines Geistlichen. Der erste Bau aus Lehm und Holz machte schon 1746 einen Neubau notwendig, der bis heute steht.

1742 wurde auch in Steinkirch der evangelische Gottesdienst wieder eingerichtet; im Mittel-Steinkircher Schloß wurde ein Raum hierfür und eine Wohnung für den Geistlichen eingerichtet, bis 1749/50 das Gotteshaus gebaut wurde; das Kirchspiel wurde im alten Umfang wiederhergestellt mit Hain, Eckersdorf, Neidburg, Steinbach, Vogelsdorf und Beerberg. Eckersdorf und Neidburg hatten sich nach 1654 zu Rengersdorf gehalten. Neidburg zweigte sich 1877, Steinbach 1882, Vogelsdorf 1883 nach Friedersdorf ab, Beerberg 1922 nach Markliſſa, nachdem es sich mit Erlaubnis des katholischen Pfarrers von Bertelsdorf bereits 1711 bis 1742 zu Markliſſa gehalten hatte.

Die kursächsischen Gemeinden unseres Kreises, die in ihrer Kirchfahrt durch die schlesischen stark vermehrt waren, nahmen nun stark ab.

So verblieb, als sich alle Gemeinden außer Schlesisch-Haugsdorf und Logau von Sächsisch-Haugsdorf getrennt hatten, hier nur noch ein Geistlicher. Ebenso blieben in Meffersdorf, das sich ja schon nach 1707 stark vermindert hatte, die Kirchgäste nach 1741 fast ganz aus. 1742 nahmen die Flinsberger feierlich Abschied und die Giehrener. Ja, 1745 wurde durch königliches Reskript den schlesischen Ortschaften die Teilnahme am Gottesdienst in den sächsischen Ortschaften ganz ver-

boten. Hernsdorf war jedoch zu arm, sich eine Kirche zu bauen, bat deshalb Friedrich den Großen, bei Meffersdorf bleiben zu dürfen. Als es mit Greiffenberg gemeinsam diese Bitte wiederholte, erhielt es 1746 die Erlaubnis, bei der sächsischen Kirche in Meffersdorf bleiben zu dürfen. Von Friedersdorf hatte sich Langenöls getrennt, wie wir sahen, weiterhin Gieshübel, dazu kamen Schosdorf, Welkersdorf, Steinbach, Stöckigt; die Kirchgäste aus den übrigen Ortschaften des Löwenberger Kreises blieben gleichfalls aus. Als darum 1744 der Pfarrer Paul Hoppe nach Löwen im Kreise Brieg berufen wurde, wurde der bisherige Diakonus Kaspar Damian Böttner zum Pfarrer gewählt, ein zweiter Geistlicher auch hier nicht mehr angestellt. Fünf Jahre später wurde auch in Ober-Wiesa die zweite Pfarrstelle aufgehoben.

Dagegen wurde in Linda 1708 eine zweite Pfarrstelle errichtet, in Markliſſa kam 1711 zu der seit 1647 bestehenden zweiten auf Betreiben des Besitzers von Ober-Oertmannsdorf noch eine dritte Pfarrstelle, die bis 1914 bestanden hat.

IV. Der Zeitraum ruhiger Entwicklung kirchlichen Lebens bis zur Gegenwart.

Die „schlesischen" Gemeinden, die das Joch des Glaubensdruckes los geworden, kamen in Zeiten der Ruhe hinein, in denen sich das kirchliche Leben festigen konnte. Kaum ist aus ihrer Geschichte während der letzten anderthalb Jahrhunderte etwas zu berichten.

Die „kursächsischen" Gemeinden dagegen erfuhren den Uebergang von der kursächsischen Landeshoheit zur preußischen. Denn durch den Wiener Kongreß kam die westliche Hälfte Sachsens und beide Lausitz an Preußen. Als am 3. August 1816 die Huldigungsfeier für den König von Preußen stattfand, war die innere Anteilnahme nicht bei allen gleich. Denn wenn auch der Landesherr 1697 zur katholischen Kirche übergetreten war, um die polnische Königskrone zu erkaufen, so hatte er doch schriftlich seinen evangelischen Untertanen die Zusicherung gegeben, daß ihrer Glaubensüberzeugung dadurch kein Eintrag geschehen sollte, und er und seine Nachfolger waren solcher Zusicherung treu geblieben. Doch dauerte es nicht lange, so lebte man sich auch unter dem neuen Regimente ein.

Nach der Vereinigung des preußischen Anteils der Oberlausitz mit Schlesien wurde 1819 der Superintendent des Saganer Kirchkreises, Worbs in Priebus, Superintendent der Ober-Lausitz. Nach endgültiger Festlegung der Kreisgrenzen wurden die beiden Kirchenkreise Lauban I und II gebildet, die aber zeitweilig, so 1881—1887, gemeinsam geleitet wurden. Indes machten räumliche Gründe es notwendig, daß eine Umgruppierung der im Kirchenkreis Lauban II zusammengefaßten Gemeinden erfolgte, sodaß eine Aufteilung der Superintendendur auf die Kirchenkreise Lauban, Görlitz, Löwenberg der ganz überwiegende Wunsch der Gemeinden war. So hatte die 1926 erledigte Superintendendur Lauban II keine Besetzung mehr gefunden. Im Blick auf die gesamtkirchlichen Verhältnisse, insbesondere die Riesengemeinden der Großstädte, wurde die Zahl

der Geistlichen verringert, wo die Verminderung keine Beeinträchtigung des kirchlichen Lebens zu bedeuten hatte. So ist die Pfarrstelle in Goldentraum nicht mehr besetzt worden, die zweite Pfarrstelle in Meffersdorf und Schönberg, die dritte in Markliffa. Dagegen wurde in Pfaffendorf 1885 ein Bethaus mit den Mitteln des Gustav-Adolph-Vereins geweiht, die Gemeinde 1886 selbständig und von einem der beiden Geistlichen von Linda versorgt. Der Einführung der preußischen Agende setzten die Geistlichen und Gemeinden kaum Widerstand entgegen. Nur von Volkersdorf



Das Friedhofstor als Gefallenendenkmal an der evangelischen Kirche in Bellmannsdorf. *)

schreibt der Chronist im Gerlachsheimer Kirchenbuche: „Ein Finsterling versuchte sein Unwesen, sich als fanatischer Führer entgegenzustellen." (S. 294.) Eine Zeitlang behielt man die sächsische Agende neben der preußischen noch im Gebrauche.

Die geistesgeschichtlichen Bewegungen machten auch an der Kirche unserer Heimat nicht Halt. Turmknopfschriften, Grabsteinworte, Bücher aus den hinterlassenen Pfarrbibliotheken erzählen, wie die Aufklärung einwirkte, wie die innerliche Frömmigkeit des Pietismus zunächst bekämpft, später gewürdigt wird, wie die religiöse Bewegung, die an den Namen Schleiermachers anknüpft, Eingang gefunden. Daneben her ging die ständige Auseinandersetzung mit sektiererischer und kirchenfeindlicher Agitation. Mitte des 19. Jahrhunderts kam die christkatholische Bewegung in die Heimat. Am 1. Juni 1844 hielt der bekannte Führer Ronge in der Waisenhauskirche in Lauban unter Beteiligung von Rat und Geistlichkeit vor großer Gemeinde Gottesdienst; ebenso fand in Seidenberg christkatholischer Gottesdienst statt; hier wie anderwärts hatte die Bewegung Anhänger. Sie gingen später

*) Ehrenmal für die 44 im Weltkriege Gefallenen aus dem Kirchspiel Bellmannsdorf mit Ober-Halbendorf. Die Inschrift lautet: Die ihr mutig dort vor dem Feinde starbt für des Vaterlands Recht und Ruhm, dankend ehrt hier die Heimatgemeinde euer herrliches Heldentum.

zum guten Teil in die freireligiösen Gemeinden über. In den letzten Jahren ist kirchenfeindliche Bewegung insbesondere vom „Verein der Freidenker für Feuerbestattung" organisiert worden, daneben geht sie her in einigen Sekten, wie bei Adventisten und „Ernsten Bibelforschern", die hin und her Gruppen und Grüppchen gebildet haben. Spiritistische Kreise haben sich, insbesondere auf dem flachen Lande gefunden, die Landgemeinden zeitweilig stark erregt, um unter der einsetzenden Gegenströmung oder von selbst wieder in sich zusammenzufallen. Nennenswerten Eintrag haben alle diese kirchengegnerischen oder kirchenunfreundlichen Strömungen der evangelischen Kirche in unserm Heimatkreis nicht getan, sie haben aber von neuem die Geistlichen und Laien zur Prüfung und Wertung der ewigen Wahrheit genötigt. Und vielleicht kommt die Zeit einmal, wo die Evangelischen unseres Kreises — die Erben derer, die durch Jahre der Bedrückung ihren Glauben gerettet haben wie die anderen, die ihr evangelisch Bekenntnis nie der Not ausgesetzt hat — wieder erfahren müssen, daß evangelisches Christentum sich am kraftvollsten zeigt, wenn es unter dem Kreuze steht.

Wie an den geistigen Strömungen der Zeit die evangelische Kirche des Heimatkreises nicht achtlos vorüberging, so nahm sie teil an den Volks- und Menschheitsaufgaben der Gesamtkirche. Ein Kreisverein der Inneren Mission faßt die Einzelvereine zusammen; in zahlreichen Ortschaften sind die Kirchengemeinden Träger der Diakonissenstationen, Kinderhorte, Krippen. Als die Jugendpflege einsetzte, waren die Vertreter der Kirche die ersten, die sie trieben. Inzwischen sind die einstigen Jugendpflegevereine vom Geist der Jugendbewegung durchzogen. Unter der gesamten Jugendarbeit des Laubaner Kreises steht die des Laubaner Christlichen Vereins Junger Männer an erster Stelle, mustergültig an Organisation und Geist weit über den Heimatkreis hinaus. Daß der Gustav-Adolph-Verein in unserem Kreise, der ein Zufluchtskreis der um des Glaubens willen Verfolgten war, festen Boden fassen konnte, versteht sich von selbst.

Brennend für die evangelische Kirche in unserm Kreis ist die soziale Frage geworden. Unendliche Aufgaben harren da noch der Erfüllung. Ein 1926 gegründeter „Evangelischer Wohlfahrtsdienst" ist der Anfang. Die Verwaltung aber des Kreises wie die der Städte und Landgemeinden weiß, welch hohe Bedeutung zur Lösung der sozialen Frage dem Evangelium und der evangelischen Kirche zukommt; darum trifft man fast allenthalben im Kreise ein harmonisches Zusammenarbeiten zwischen Verwaltung und Kirche. Von solchem Arbeiten Hand in Hand ist stets dem Kreis Segen geworden. Möchte es stets dabei bleiben, daß die evangelische Kirche in Treue unserm Heimatkreise dient, jedwede Verwaltung aber sie werthält!

Die evangelische Kirchenlieddichtung und die Gemeindegesangbücher im Kreise Lauban.

Von Rektor Rother, Seidenberg.

In vorreformatorischer Zeit sind in der gesamten Ober-Lausitz Erzeugnisse der literarischen Beschäftigung ihrer Bewohner äußerst selten zu finden. Der Lausitz fehlten die Fürstensitze, an denen die Poesie hätte eine Pflegstätte finden können, und als hier Klöster gegründet wurden (meist Niederlassungen von Bettelorden), waren sie in ihrer Gesamtheit längst nicht mehr die Kulturstätten von der Bedeutung wie früher. Auch die Charakter- und Gemütsanlage der Oberlausitzer war der Dichtkunst nicht sonderlich zugetan.

Trotzdem hat unser Kreis Lauban den Vorzug, schon im 14. Jahrhundert einen Dichter deutscher Lieder besessen zu haben. Es war der Pfarrer von Steinkirch, Konrad von Queinfurt, der 1382 verstarb und in der Kapelle des Franziskanerklosters zu Löwenberg begraben liegt.

Wie die Reformation in der Oberlausitz schnell Eingang fand, so verbreitete sich auch früh die Kenntnis der lutherischen Kirchenlieder. Als nun die Kirchenordnung Herzog Heinrichs von Sachsen vom Jahre 1536 auch in der Oberlausitz eingeführt wurde, kam der deutsche Kirchengesang beim Gottesdienst zu einer geregelten Anwendung nicht bloß in den Städten, sondern auch auf den Dörfern.

Der Laubaner Kantor Johann Zaulicke († 13. 10. 1559), auch der kleine Johannes genannt, war der erste, „welcher mit seinen Schülern teutsche Psalmen sang, und dadurch das Seinige zur Verbesserung des öffentlichen Gottesdienstes beytrug." Der Chor der Laubaner Schule sang, auch als die Schule schon protestantisch war, noch immer mit den Nonnen des Klosters zusammen. Dabei muß es vorgekommen sein, daß die Schüler protestantische Kirchenlieder gesungen haben, denn 1545 beschwerten sich die Nonnen beim Bischof von Meißen, „daß der Schulmeister neue und ungebürliche Gesänge anzustimmen pflege."

Freilich waren Lutherlieder nicht zahlreich genug vorhanden, um den lateinischen Gesang vollständig zu beseitigen. Doch bald fanden sich andre Dichter geistlicher deutscher Lieder, die auch für den Kirchengesang bestimmt waren. Auch unser Kreis weist aus dieser Zeit gute Namen auf.

Der erste derselben, überhaupt für die preußische Oberlausitz, war Matthäus Friderich. In Görlitz geboren, war er von 1545 (1552?) an Oberpfarrer in Schönberg; gestorben 1559. Erst in der letzten Zeit seines Lebens betätigte er sich poetisch. 1552 hatte er die Schrift „Wider

den Sauffteufel" erscheinen lassen. Darin mahnt er die Deutschen z. B. folgendermaßen:

„Du edle deudtsche Nation,
Die du werst aller Land ein Kron,
So du von deinem Sauffen liesst,
Deins lobs ein end kein Mensch nicht wüst."

Zwei Kirchenlieder ließ er als Flugblätter erscheinen. Für den Gesang waren diese Lieder nicht gedacht, wohl aber die der nachfolgenden Dichter.

Sigismund Schwob oder Suevus, wie er sich nach der Sitte der Zeit gewöhnlich nannte, hatte ein sehr wechselvolles Leben. Zu Freystadt 1526 geboren, war er nacheinander Gymnasiallehrer, Klosterprediger, Diakonus, Superintendent und Pastor an verschiedenen Orten. Von 1566 bis 1575 und von 1578 bis 1584 amtierte er als Pastor in Lauban und starb 1596 in Breslau. Er war Verfasser von mehreren Erbauungsschriften, in denen Lieder von ihm enthalten waren, z. B.: JCh leb vnd weiß gewiß wie lang — O Menschenkind sterblicher arth — O JEsu, lieber HErre mein —, welch letzteres früher oft in Lauban bei Begräbnissen gesungen worden sein soll. Schwob kannte das Volk und seine Stimmungen, und er wußte in seinen Dichtungen einen innigen Ton anzuschlagen. Aber die Kraft des Ausdrucks und Tiefe des Gefühls, welche in den Liedern der Reformationszeit herrscht, erreicht er nicht.

Einen unermüdlich tätigen, eifrigen Prediger und auch sehr fruchtbaren Liederdichter sehen wir in dem Laubaner Martin Behemb (Bohemus oder Behm). Als Laubaner Kind 1557 geboren, studierte er in Wien und Straßburg und wurde 1580 Lehrer und 1581 Diakonus in seiner Vaterstadt, nach Schwobs Abgange dessen Nachfolger als Pastor prim. 1622 starb er. Die Zahl seiner geistlichen Lieder ist groß. Aus der Gesamtausgabe seiner „Centurien", erschienen 1658/59 in Breslau bei Fellgiebel, sind viele Lieder in kirchlichen Gebrauch gekommen. Heute noch singen wir von ihm aus unserem Provinzialgesangbuch: Du König aller Ehren (Nr. 47) — Das walt Gott Vater und Gott Sohn (Nr. 443) — O heilige Dreifaltigkeit (Nr. 445) und die Perle seiner Lieder: O Jesu Christ, meins Lebens Licht (Nr. 518).

D. Nulle sagt von diesem Liede: „In ihm brechen ahnungsvoll subjektivere Töne die Hülle. Ein zarter Morgenduft webt über dem Ganzen. Merkwürdig ist die Strophe (10): Laß mich durch deine Nägelmal' erblicken meine Gnadenwahl, durch deine aufgespalten Seit' mein' arme Seele heimgeleit! — Hier haben wir die ganze Herrnhutische Poesie im Keime. Wie oft mag Zinzendorfs Auge auf diesen Zeilen geruht haben. Nur zu tief hat er sie sich eingeprägt."

Es sei noch bemerkt, daß die „Centurien" mit Singnoten versehen waren. Auch Lieder im Volkston hat Behemb geschrieben: Ich weiß mir ein Blümlein hübsch und fein — Ich ging einmal spatzieren ein weglein, das war klein. — Wie Vater Luther, so liebte auch Behm die Musik. Auch er sang „Ein Lied von der edlen Kunst Musica".

In seinem umfassenden Werk „Geschichte des Kirchenlieds und des Kirchengesanges" urteilt Koch (Bd. II S. 231) folgendermaßen über Behm:

„Er war ein Dichter voll tiefen, innigen Gefühls, der Passionssänger seiner Zeit. Gar manche seiner mindestens auf 480 sich belaufenden Lieder, die als Früchte aus seinen Predigten erwachsen sind und als das Mark derselben gelten können, haben früher schon und fast in allen Gemeinde-Gesangbüchern des 17. Jahrhunderts Aufnahme gefunden."

Neben den Theologen traten nun in der Oberlausitz auch Schulmänner als Kirchenliederdichter auf.

Unter diesen ist für unsern Kreis zu nennen M. Gottfried Hoffmann. Zu Plagwitz 1658 geboren, studierte er in Leipzig und war von 1688 an in Lauban als Konrektor und Rektor tätig. Hier war er auch der Lehrer des berühmten Schweidnitzer Kirchenliederdichters Benjamin Schmolck. 1708 ging Hoffmann nach Zittau, wo er aber schon nach vier Jahren starb. Er ist für die Entwicklung des oberlausitzischen Schulwesens von ziemlicher Bedeutung. „Eine große Reihe pädagogischer und theologischer Schriften legt Zeugnis ab von seinem literarischen Fleiß." „Er dichtete bei 60 Lieder, meist zu dem pädagogischen Zweck, dadurch bei der ihm anvertrauten Schuljugend gottselige Gesinnung und christliche Tugendübung zu fördern, weshalb auch ein etwas trockener Lehrton bei der Mehrzahl derselben vorherrschend ist, während die besseren unter ihnen einen glaubenswarmen, zum Herzen redenden Ton anschlagen." In unserem Provinzial-Gesangbuch sind von ihm enthalten unter Nr. 426 „O Gott, es steht Dein milder Segen in unsern Feldern herrlich schön" und unter Nr. 531 „Zieh hin, mein Kind! Denn Gott selbst fordert Dich aus dieser argen Welt."

Von Schulmännern sind aus Lauban noch zu nennen Rektor M. Johann Paul Gumprecht (geb. zu Lauban 1678, gest. 1743) mit dem Lied: „O Gott, wir sollen fleißig vor dich treten" und M. Christian Geisler (geb. zu Lauban 1675, gest. als 6. Schulkollege 1743) bekannt durch sein Buch: Biblische Gesänge und Gebetlein über die ganze Bibel. Lauban 1715.

Von Theologen bereichern die Kirchenliedliteratur um diese Zeit weiterhin M. Gottfried Edelmann, geb. 20. Dezember 1660 zu Markliffa, Pfarrer zu Holzkirch, 1693 Pfarrer zu Geibsdorf, 1696 Diakonus und 1707 Oberpfarrer zu Lauban, gest. 2. Juli 1727. Im Ausdruck sind seine Lieder ohne allen Schwung, oft sogar unbeholfen.

Ihm folgte in seinem Laubaner Amt M. Friedrich Gude, geboren 1. Dezember 1669 zu Görisseiffen bei Löwenberg, 1696 Konrektor zu Lauban, 1701 Diakon zu Nieder-Wiesa, 1709 Rektor und Frühprediger an der Kreuzkirche, 1723 Archidiakon, 1727 Pastor prim. zu Lauban, gestorben 6. März 1753. Seine Lieder zeichnen sich durch große Innigkeit aus. Manche derselben erinnern an die „Wunderpoesie" des Herrnhuter Zinzendorf. Im Laubaner und Görlitzer Gesangbuch stehen von ihm z. B.: O, was habt ihr verübet — Es ist vollbracht, so ruft das Gotteslamm.

Ein außerordentlich fruchtbarer Liederdichter Laubans war M. Johann Neunherz, geb. 16. August 1653 zu Waltersdorf bei Kupferberg, 1678 Hilfsprediger in Lauban, 1681 zu Kieslingswalde und 1696 zu Geibsdorf Pfarrer, 1706 erster Diakon zu Lauban und seit 1709 Pastor prim. zu Hirschberg, gestorben 1737. Als Kirchenliederdichter ist Neunherz

weit über die Grenzen seiner schlesischen Heimat hinaus bekannt und beliebt gewesen. Die verschiedensten Verhältnisse und Zeiten des Christenlebens hat er besungen. Freilich sind nicht alle seiner vielen Lieder gleichwertig, aber durch fließende Sprache zeichnen sie sich aus, wenn ihr auch oft Kraft und edle Würde fehlt. Oft auch laufen ihm Redewendungen und Bilder unter, die unschicklich wirken. Ein Beispiel:

„Mögen doch die Höllendrachen auf die Deinen sauer sehn,
Dennoch soll uns nichts geschehn, weil die Himmelsfürsten wachen.
Schützt uns die Guarnison, so kriegt Satan nichts davon."

In unserem Provinzial-Gesangbuch steht nur eins seiner Lieder: Zween Jünger gehn mit Sehnen über Feld nach Emmaus. Nr. 103.

Wir begegnen nun in der Geschichte des Kirchenliedes den ersten Anfängen und Ansätzen zu Gemeindegesangbüchern. R. Freiherr von Liliencron sagt darüber: „Gesangbücher in dem Sinne, daß die Gemeinden auf ihre ausschließliche Benutzung verpflichtet worden wären, hat es meines Wissens erst im 18. Jahrhundert gegeben. Vorläufig blieben die kirchlichen Liedersammlungen noch private Angelegenheit, in der Regel der Cantoren."

Drei Gemeinden unseres Kreises haben eigene Gemeindegesangbücher gehabt: Lauban, Seidenberg und Meffersdorf.

Vor 1700 hat Lauban aller Wahrscheinlichkeit nach das Leipziger Gesangbuch gehabt. Im Jahre 1700 erschien nun: Erneuertes und Vermehrtes Christliches Gesang-Buch. Lauban. Augustin Vogel.

Ziemlich in der Mitte des 18. Jahrhunderts, im Jahre 1748, erhielt Lauban ein neues Gesangbuch durch M. Gottlob Friedrich Gude, Pastor prim., Sohn des vorhin als Kirchenliederdichter genannten M. Friedrich Gude. Es führte den Titel „Neues Laubanisches Gesang-Buch zum Gebrauche bey dem öffentlichen Gottesdienste und bey der Hausandacht". Die außerordentlich interessante Vorrede schließt mit den Worten: „Hilf, daß nicht sing allein der Mund, hilf, daß es geh aus Herzens Grund."

Achtzig Jahre später bekam Lauban wieder ein neues Gesangbuch. Es hieß: „Neues Laubaner Gesangbuch für die öffentliche und häusliche Andacht. Mit Genehmigung Es. Königl. Hochw. Konsistoriums für Schlesien zu Breslau. Lauban, gedruckt und im Verlage bey K. A. W. Scharf. 1828." Das Buch hat leider keine Vorrede. Diese Liedersammlung veranstaltete Pastor prim. Leonhardt, der selbst drei Lieder beisteuerte: Auf, Christen, laßt uns Preis und Dank dem Gott der Ehre bringen — Mit heilgem Ernst erscheinen wir — Vergeßt die Leiden dieser Zeit. — Dieses Gesangbuch ist in Lauban wohl bis 1878 in Gebrauch gewesen. Das alte Gudesche von 1748 brauchten die Gemeinden Geibsdorf, Wingendorf von 1748 bis 1817, Küpper bis 1880 und Linda von 1774 bis 1881.

Seidenberg hatte wohl ursprünglich das „alte Görlitzer Gesangbuch" benutzt. Im Jahre 1726 erhielt es ein eigenes Gesangbuch. Bearbeitet war es von M. David Mehner, Diakonus in Seidenberg, M. David Böllner, Pastor in Reibersdorf und dem Kandidaten M. Caspar Jentsch in Reichenau. Es hieß auch wohl das „Reibersdorfer Gesangbuch" und enthielt 910 Lieder. Verlegt war es zu Zittau und Leipzig bei Johann Jakob Schöpsen unter dem Titel: Evangelischer Psalter von zehen Seiten u. s. w. Es trägt ausgesprochen provinziellen Charakter und

läßt deutlich die Hinneigung der Verfasser zur pietistischen Richtung erkennen. Von Sachverständigen wurde das Buch als „eines der besten Dorfgesangbücher, welche Deutschland aufzuweisen hat," bezeichnet.

Das zweite, völlig neue Seidenberger Gesangbuch: Kurzgefaßter evangelischer Psalter auf zehn Seyten u. s. w. kam 1783 heraus, bearbeitet von Oberpfarrer M. Johann Gottlob Kolbe und Diakonus Johann Gottlieb Schurich. Es enthielt nur 550 Lieder, der Anhang noch 100. Aus einer Bemerkung im Vorwort ist die Annahme zulässig, daß das erste Gesangbuch von 1726 mit Notendruck versehen gewesen ist. Das zweite Gesangbuch war in Gebrauch bis 1849.

Mit dem 1. Januar 1850 erhielt Seidenberg sein drittes Gesangbuch: Evangelisches Gesang-Buch, zunächst für die Kirchgemeinde Seidenberg u. s. w. Görlitz. Verlag des evang. Kirchen-Aerars in Seidenberg. Druck von G. A. Rämisch. 1850. Der Bearbeiter war Oberpfarrer Mende. Unter den 640 Liedern war eins: „Der Fels, worauf mein Glaube ruht" von dem 1836 in Seidenberg verstorbenen Superintendenten Johann August Gerdessen. Aus Mendes Gesangbuch sang man hier bis in das Jahr 1882.

Im dritten Jahrzehnt des 18. Jahrhunderts erhielt auch die Kirchgemeinde Meffersdorf-Wigandsthal ein eigenes Gesangbuch: „Die nach den Bergen, von welchen uns Hülffe kömmt aufgehobenen Augen der gesammten Wigandsthal-Meffersdorfischen Kirchfahrt u. s. w. Lauban. G. A. Scharf und Sohn." Der Herausgeber war Oberpfarrer Wiegner (1681—1751). Auf sehr bequeme Weise gab er seiner Gemeinde dies Buch. Er benutzte dazu das von Pastor Tollmann aus Leuba i. S. 1719 herausgegebene Gesangbuch, zweite Auflage von 1724, und veränderte nur den Titel! M. Abraham Wiegner war auch selbst ein Kirchenliederdichter. Er gab eine Sammlung eigner Passionslieder heraus unter dem Titel: Lied des Lammes oder Passionsgeschicht. Lauban 1733.

Von dem Pastor zu Wingendorf, Kriegel, „der auch ein guter Tonkünstler war und componierte" (hat auch ein Choralbuch geschrieben) wird bei Pudor berichtet, daß er, solange er in Gerlachsheim war (1759 bis 1782) jedes Jahr ein geistliches Lied gedichtet habe, das bei dem sonntäglichen Frühgebet abgelesen wurde.

Im Lauf. Magazin 1777 wird angezeigt und besprochen: „Erbauliche Todes-Betrachtungen und Begräbnißlieder" übergiebet der Gebhardsdorfer Kirchfahrt aus gutgemeinten Absichten Friedrich Gotthold Wehner. Past. Gebh. Lauban 1776.

Auch Friedersdorf besaß ein Begräbnisliederbuch von Pastor Oehmel, Lauban bei Scharf 1809.

Außer den Orts-Gemeindegesangbüchern waren früher im Kreise im Gebrauch: Das Dresdener Gesangbuch in Ober-Wiesa, Schönbrunn, Goldentraum, Friedersdorf, Wingendorf; das Zittauer in Linda bis 1774; das Burg'sche in Schwerta; das Hahn'sche in Sächsisch-Haugsdorf; das Hirschberger in Schwerta; das Leipziger in Lauban; das Görlitzer in Seidenberg.

Ob und wieweit die geistliche Poesie jetzt noch im Kreise blüht, entzieht sich meiner Kenntnis. Wir zehren aller Wahrscheinlichkeit nach vom Gute der Väter aus alter Zeit.

Geschichte der höheren Schulen in Lauban.

Von Professor Fahnberg, Lauban.

Die Geschichte des Laubaner Gymnasiums.

Die älteste Schule der Stadt und des Kreises Lauban ist das Gymnasium. Es gehört aber auch zu den ältesten Schulen der ganzen Provinz, blickt es doch bereits auf eine 600jährige Geschichte und Entwicklung zurück. Im Jahre 1317 geschieht seiner zum ersten Male Erwähnung, als die Leiche des schlesischen Herzogs Wenzel von Prag nach Schlesien überführt wurde und der „Präceptor" mit den Schülern der Leiche entgegenging. Diese stimmten dann in der Kirche lateinische Trauergesänge an.

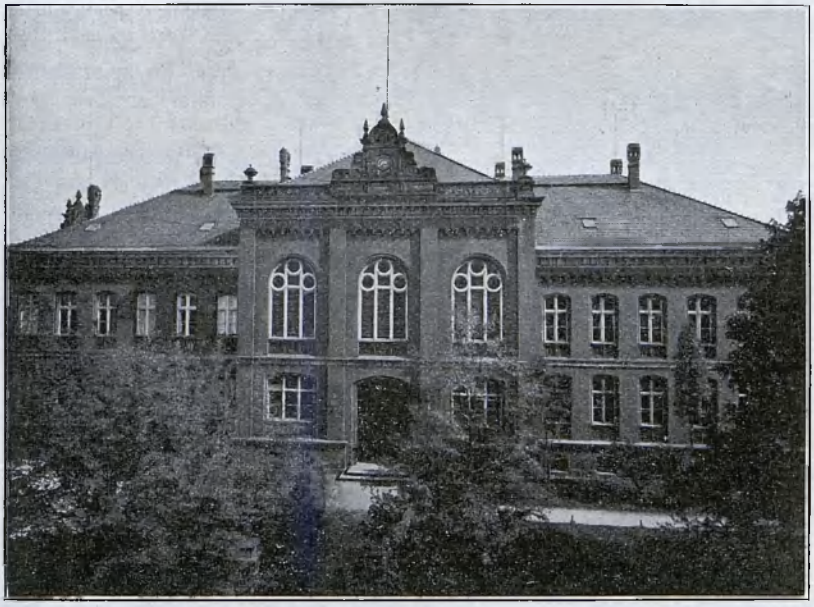
Im ganzen Mittelalter war ja die Schule ein Teil der Kirche. Die Schulen wurden von ihr gegründet, und ihre Aufgabe war es, Knaben für den äußeren Kirchendienst geschickt zu machen und sie lateinische Gebete und liturgische Formeln lesen, hersagen und singen zu lehren. Denn die Kirchensprache war das Lateinische. Eine solche Schule vergrößerte sich, als die Orte und Ansiedlungen zu Städten erhoben wurden. Letzteres geschah in Lauban etwa 1220. Die Kirche, mit der die Laubaner Schule — auch räumlich — in Verbindung stand, war die Haupt- und Pfarrkirche zur Heiligen Dreifaltigkeit, von der noch heute auf dem „Platz am alten Gymnasium" die Reste des Turmes stehen. Das Schulgebäude, das gleichzeitig als Lehrerwohnung diente, gewiß klein und unansehnlich, stand im Grunde, nach der Schulgasse zu, an den Berg angelehnt, der die Kirche trug, mit dem Eingang vom Grunde aus, neben der uralten Georgenkapelle. Im Laufe der Jahrhunderte ist der Platz und das Gebäude großen Veränderungen unterworfen gewesen, aber das Schulhaus — das heutige Lyzeum — hat sich doch an derselben Stelle behauptet. Der Anfang des 14. Jahrhunderts war nun in kirchlicher Beziehung für Lauban besonders wichtig: 1320 wurde das Nonnenkloster gegründet und ihm große Vorrechte — so das Patronat über die Kirche und vielleicht auch über die Schule — eingeräumt. 1348 aber kam das Patronat an die Stadt; trotzdem blieben gewisse Beziehungen zum Kloster bis zur Reformation bestehen. Von den inneren Einrichtungen wissen wir nichts. Erwähnt wird nur ein „Schulmeister", d. h. der Vorsteher der Schule, später Rektor genannt, neben ihm ein „Baccalaureus" und der Kantor. Denn die Pflege der Musik war für den Kirchendienst von größter Bedeutung. Bis 1427 fehlen urkundliche Nachrichten; aber trotz Hussitenkriegen, Brand und Pest hob sich die Schule Ende des

15. und Anfang des 16. Jahrhunderts zur Gelehrtenschule empor, denn schon damals wurde auf ihr Griechisch gelehrt, was als Unterrichtsfach zu jener Zeit erst an ganz wenigen Anstalten getrieben wurde.

Die Einführung der Reformation 1525 wurde der Grund zu einer völligen Erneuerung der Schule, denn mit der Reformation der Kirche hing die der Schule ja aufs engste zusammen. Der erste evangelische Rektor hieß Caspar Capelus oder Kretschmar und war ein Freund des berühmtesten Pädagogen seiner Zeit, Valentin Trotzendorfs. Trotz der Glaubenstrennung hörte, wie schon erwähnt, die Verbindung mit der Kirche und dem Kloster nicht auf; denn die Lehrer behielten ihren freien Tisch auf dem Pfarrhofe. Unter Capelus erhielt die Schule einen weiten Ruf; es hieß, daß aus ihr viele „feine und vornehme Leute" hervorgingen. Capelus hat auch den ersten Lehrplan entworfen, der leider nicht erhalten ist. Aber eine ruhige Entwicklung war der Anstalt nicht beschieden. Je nach den Zeitläuften stieg und sank die Schülerzahl, auch wirkte der häufige Wechsel der Rektoren schädlich. Von 1525 bis 1611 hat die Schule 23 Rektoren gehabt. Einer der tüchtigsten dieser Zeit war Lazarus Scherdinger, unter dem so viele vom Adel und Bürgerstand in Lauban „studierten", daß der Rat auf dem Reichstage 1566 um Erlaß der Steuern und Biergelder nachsuchte, damit die Stadt „die Schule mit Besoldung der Professoren und Lehrer und Unterhaltung der Gebäude desto besser versorgen könnte, weil die Stadt dazu unvermögend wäre, gleichwohl aber etliche hochgelehrte Leute ihre Bequemlichkeit hier ersehen und eine fast (sehr) berühmte Schule hier aufgerichtet hätten, dahin viele Fremde von Land und Städten ihre Kinder schickten." Mit diesem Aufschwung stand wohl auch ein Umbau in Verbindung, der 1588 mit Hilfe des brandenburgischen Geheimen Rats und Kanzlers Adrian Albinus, eines geborenen Laubaners, durchgeführt wurde und an den die links vom Portal des heutigen Lyzeums angebrachte lateinische Inschrift erinnert. Die Georgenkapelle wurde bis auf das unterste Gewölbe abgetragen und darauf ein neuer Flügel für die Schule aufgebaut, so daß die ehemalige Krypta der Kapelle nunmehr — und auch heute noch — einen Teil des Kellergeschosses bildete. Gleichzeitig wurde der Eingang nach dem Kirchenplatz zu verlegt. Dieser Neubau ist also der mittlere Teil des heutigen Gebäudes.

Die Leiden des Dreißigjährigen Krieges gingen natürlich an Lauban und seiner Schule nicht spurlos vorüber. 1632 z. B. wütete die Pest, und es blieben nur ein Lehrer und vier Schüler übrig. Eine neue Glanzzeit begann mit dem Jahre 1688, wo Wende als Rektor und Hoffmann als Subrektor an die Schule berufen wurden. Wende war ein hervorragender Schulmann. Er sonderte zunächst die Schüler nach ihren Kenntnissen in 5 Klassen und führte „Versetzungen" ein. Trotzdem wurden alle noch in einem Klassenraum unterrichtet. Wende geriet aber in Streit mit der Geistlichkeit und verließ Lauban. Sein Nachfolger wurde Hoffmann, unter dem die Schule im Jahre 1695 den Namen „Lyzeum" erhielt. Wie gesagt, gab es bis dahin nur eine Klasse, in der zuweilen 150 Schüler saßen. 1700 wurde eine zweite errichtet. Dazu wurde nach dem Kloster zu noch ein Flügel angebaut. Durch diesen

Anbau erhielt die Schule ihre heutige Gestalt. Die drei übrigen Klassen mußten sich zunächst mit einem Raum begnügen, der später durch Bretterverschläge in drei Teile gesondert wurde. Von Hoffmann rührt der erste erhaltene Lehrplan her. Einen breiten Raum nimmt darin die Theologie ein, wie überhaupt der Plan vieles enthält, was heute der Universität zugewiesen ist. Man lehrte Deutsch, Latein, Griechisch, Hebräisch, Logik, Rhetorik, Poesie und Historie. Unter „Historie" verstand man haupt-



Das Gymnasium in Lauban. (Eingeweiht 1893.) Phot. Pfeiffer.

sächlich biblische und Kirchengeschichte; „mit der adeligen Jugend (die sich auf die staatsmännische Tätigkeit vorbereitete) wird in einem besonderen collegio historia recentium saeculorum (neuere Geschichte) gelesen." Hoffmann suchte auch veraltete Einrichtungen zu beseitigen, z. B. das Gregoriusfest abzuschaffen. Dieses Fest bestand in einem großen Umzuge durch die Stadt unter Musikbegleitung. Die Schüler führten in allerhand Verkleidungen Spiele vor den Häusern der angesehenen und reichen Bürger auf und erhielten dafür Geldgeschenke. Das Fest wurde aber später doch wieder eingeführt, da die Lehrer daraus einen Teil ihrer Besoldung bezogen, und erst im 19. Jahrhundert vom Rektor Schwarz als „entwürdigend" endgiltig aufgehoben. Hoffmann führte an Stelle dieses Umzugs öffentliche Redeübungen ein, die Vorläufer der späteren „Prüfungen". Ferner begann nun die Zeit großer theatralischer Aufführungen, die im Rathaus stattfanden. Der Kantor, jetzt director musices genannt, komponierte Opern mit Ballet, ganz im Geschmack der Zeit, wozu die Stoffe aus der antiken und biblischen, manchmal aber

auch aus der modernen Geschichte genommen wurden. Die Aufführungen verherrlichten meist den Geburtstag des Landesfürsten. Nach Hoffmanns Weggang verfiel die Schule. Es kamen die Zeiten der Schlesischen Kriege, in denen sie zeitweise als Lazarett verwendet wurde, und der große Brand 1760, der die Stadt zum größten Teil in Asche legte und dem auch das Lyzeum zum Opfer fiel. 1762 wurde es wieder aufgebaut. Vom Ende des 18. Jahrhunderts klafft nun in der Ueberlieferung eine große Lücke. Diese ist um so bedauerlicher, als sie auch den Uebergang des Lyzeums in das preußische Schulwesen einschließt. 1815 kam nämlich die Oberlausitz an Preußen, und während bisher der Entwicklungsgang der Schule durch innere und äußere Einflüsse häufig gestört war, kam sie nunmehr in ein gleichmäßigeres und ruhigeres Fahrwasser und nahm an dem Entwicklungsgang der preußischen Gymnasien teil.

Die Uebergangszeit fiel in das Rektorat des heute noch als Schriftsteller bekannten Jördens, der bis 1825 amtierte. In dem letzten Jahrzehnt seiner Tätigkeit wurde es fühlbar, daß nunmehr der preußische Staat in die Angelegenheiten der Schule eingriff, die bis dahin nur unter städtischer Aufsicht gestanden hatte und sonst im ganzen unabhängig gewesen war. Sie zählte damals noch fünf Klassen. Jördens hat offenbar die bisherige Gewohnheit weiterführen wollen, daß die Lehrer der Prima ohne Zuziehung der Behörde die Schüler für reif zur Universität erklärten. In Preußen jedoch wurde seit 1812 eine schriftliche und mündliche Prüfung — letztere unter Beisein eines Regierungskommissars — gefordert. Rektor Jördens hat aber den Neuerungen einen starken Widerstand entgegengesetzt. Es bedurfte erst mehrfacher Mahnung durch die Regierung in Liegnitz und einer Beschwerde des Magistrats, daß die Entlassung der Abiturienten ohne seine Mitwirkung stattfinde, bis im Jahre 1821 das erste Examen vor einer Kommission, an deren Spitze ein Regierungsvertreter stand, abgehalten wurde. Die meisten Abiturienten gaben als gewählten Beruf Theologie an, die von 1821 bis 27 sämtlich. Erst 1828 ist Philosophie zum ersten Mal vertreten, 1829 Medizin, 1830 Rechtswissenschaft, 1852 der militärische Beruf. Seit dem Jahr 1868 nimmt das Studium der Theologie auffallend ab. Jördens starb 1825. Die Schule zählte damals 5 Klassen und 6 Lehrer. Sein Nachfolger war Rektor Schwarz, der bis 1865 im Amt war und an der Weiterentwicklung der Anstalt hervorragenden Anteil hat. Seit seiner Zeit erst gibt es regelmäßig — zuerst alle zwei Jahre — erscheinende Programme, ferner existieren erst von 1825 ab Gymnasialakten. Unter ihm wurde die Bibliothek gegründet und die öffentlichen Osterprüfungen eingeführt. Daß er mit veralteten Einrichtungen brach, ist bereits gelegentlich des Gregoriusfestes bemerkt worden. Zwei Dinge beschäftigten ihn ganz besonders: Die Gestaltung des Unterrichts und die Sorge um die bauliche Erneuerung der Anstalt, die seit 1827 die Bezeichnung „Gymnasium" führte. Schwarz hat schon damals Vorschläge gemacht, die erst viel später in die Tat umgesetzt worden sind; er forderte eine freiere Gestaltung des Unterrichts, wollte auf das Deutsche mehr Nachdruck gelegt wissen und entwarf 1844 einen neuen Schulplan, der auch Realklassen vorsah. Es mußte auch etwas geschehen, um das Sinken der Schülerzahl aufzu-

halten, die in diesem Jahr nur 104 betrug. Dazu kam der schlechte Bauzustand der Schule, der Raummangel, das Fehlen einer Aula. Bibliothek und physikalische Apparate waren im Rathaus untergebracht, dagegen wohnte der Direktor noch bis 1861 in der Schule. Als nun die Schülerzahl schließlich gar auf 91 zurückging, die Zahl der Lehrer aber auf 10 gestiegen war und die gesteigerten Ausgaben die Stadt außerordentlich belasteten, trug man sich allen Ernstes mit dem Gedanken, das Gymnasium eingehen zu lassen. Die Existenzfrage wurde durch die Einrichtung der Sexta (1. 10. 57) und durch einen Umbau der Anstalt gelöst. Schnell hob sich wieder die Schülerzahl, so daß 1875/76 213 Schüler sie besuchten.

1883 suchte man noch einmal durch einen Umbau und teilweisen Ausbau eines zweiten Stockwerkes den Raum zu vergrößern und den neuzeitlichen Forderungen anzupassen, aber die dringend notwendige Aula ließ sich in den alten Bau nicht einfügen. Die Unmöglichkeit eines weiteren räumlichen Ausbaues und das Anwachsen der finanziellen Lasten legten schließlich der Stadt den Gedanken nahe, das Gymnasium in die Hände des Staates übergehen zu lassen. Das geschah am 1. April 1891. Die Stadt verpflichtete sich in dem Vertrage zu dem Bau eines neuen Gymnasiums mit Direktorwohnung und Turnhalle und zur Zahlung eines jährlichen Zuschusses von 14000 Mark. Der Neubau wurde an der Breiten Straße ausgeführt. Zu der Anlage gehört ein ausgedehnter Spielplatz. Am 12. Oktober 1893 wurde die neue Schule mit der Aufführung von Sophokles' Antigone feierlich eingeweiht.

Seitdem das Gymnasium in den Besitz des Staates übergegangen ist, hat es an wichtigen Aenderungen im Unterrichtsbetrieb nicht gefehlt. 1894 erfolgte die Trennung der Sekunden, nachdem bereits in den achtziger Jahren die Tertien auseinander gelegt waren. 1910 wurde von U III bis U II der Ersatzunterricht für das Griechische eingeführt. Für Schüler, die am Gymnasium nur die Reife für O II erreichen und sich dann in der Hauptsache einem praktischen Beruf zuwenden wollen, fällt der griechische Unterricht weg und wird durch eine erhöhte Stundenzahl in den neueren Sprachen und Mathematik ersetzt.

Die Stürme des Weltkrieges gingen auch an dem Gymnasium nicht spurlos vorüber. 114 Namen weisen die beiden Ehrentafeln in der Aula auf, die die Erinnerung an die gefallenen Lehrer und Schüler festhalten. Darunter befindet sich der Direktor der Anstalt, Karl Seiffert, der erst Ostern 1914 sein Amt angetreten hatte. Die Folgen der Staatsumwälzung machten sich auch auf dem Gebiet der Schule bemerkbar. Auf die Denkschrift des preußischen Ministeriums für Wissenschaft, Kunst und Volksbildung über „die Neuordnung des preußischen höheren Schulwesens" gründen sich die 1924 erschienenen „Richtlinien für die Lehrpläne der höheren Schulen Preußens". Stoff und Form des Unterrichts wurde durch sie wesentlich umgestaltet. So wurde am Gymnasium 1924 Englisch als erste neuere Fremdsprache eingeführt. Die Neuerungen erstrecken sich aber auch auf die körperliche Ertüchtigung der Jugend. Turnen, Spielen, Wandern, Sport aller Art wird seitdem weit mehr als früher getrieben.

Die neue Zeit hat aber auch der Bildung der Mädchen ein erhöhtes Interesse zugewandt. So kam es, daß Ostern 1922 4 Mädchen in Quarta und 3 in Untertertia aufgenommen wurden. Eine der letzteren hat als erstes Mädchen Ostern 1928 das Abiturientenexamen am Laubaner Gymnasium bestanden. An demselben Ostern sind mit Genehmigung des Provinzialschulkollegiums zum ersten Male drei Mädchen in die Sexta der Anstalt aufgenommen worden.

Die Geschichte des Laubaner Lyzeums.

Während das Laubaner Gymnasium fast 600 Jahre eine städtische Anstalt gewesen, in neuerer Zeit aber in den Besitz des Staates übergegangen ist, ist die höhere Schule für Mädchen von ihren Anfängen bis heut im Besitz und in der Verwaltung der Stadt geblieben. Nachdem einige Jahre vorher eine Privattöchterschule unter Leitung des Pastors prim. Schmidt bestanden hatte, faßten am 24. Mai bezw. 9. Juni 1864 die städtischen Körperschaften den Beschluß, eine städtische höhere Töchterschule zu gründen. Der Unterricht begann am 24. Oktober desselben Jahres mit 35 Mädchen, die von der bisherigen Privatschule übernommen und in nur 3 Klassen der städtischen Schule untergebracht wurden, während die private 4 Klassen gehabt hatte. Die Leitung übernahm der Rektor Hippauf, der zugleich Rektor der beiden Elementarschulen im Waisenhause und in Altlauban war. Zwei Lehrerinnen wurden von der Privatschule übernommen. Da in den einzelnen Klassen Schülerinnen mit sehr verschiedenem Wissen und Können aufgenommen waren, so suchte der Rektor die Gründung einer vierten, elementaren Klasse zu erreichen. Diese wurde am 15. Mai 1865 eröffnet. Außer den Festangestellten wurden noch Hilfskräfte von anderen Schulen herangezogen, die „mit 7½ Silbergroschen pro Stunde salariert wurden." Die junge Schule nahm an den Ereignissen des Jahres 1866 innigen Anteil und bewies ihre Vaterlandsliebe durch freudige und reichliche Gaben. Den ersten Lehrplan, der neben den üblichen Fächern Französisch, Englisch und Mathematik aufwies, arbeitete Rektor Hippauf aus. 1867/68 zählte die Anstalt schon 53 Schülerinnen. Langsam und stetig entwickelte sie sich. Schon 1871 trat ein erweiterter Lehrplan in Kraft, durch den unter anderem der Unterricht in der vierten Klasse von 13 auf 18 Wochenstunden erhöht wurde. Die ersten Unterrichtsräume, die sich in einem städtischen Gebäude der Schulgasse befanden, waren schon 1869 aufgegeben und die Klassen in das Waisenhaus verlegt worden. Ostern 1873/74 wurde der Unterricht in weiblichen Handarbeiten eingeführt. Die Schule unterstand dem Kreisschulinspektor und der Liegnitzer Regierung. Letztere bekundete ihr Interesse durch häufige Revisionen, die durch den fortschreitenden Ausbau der Anstalt auch notwendig waren, da neue Lehrerstellen geschaffen und neue Unterrichtsstunden hinzugefügt wurden. Das Rektorat hatte inzwischen mehrfach gewechselt. Ostern 1880 übernahm der Archidiakonus Thusius die Leitung, bis Oktober 1880 der Rektor Preuß eingeführt wurde. Unter ihm fand 1882 die Einrichtung einer 5. Klasse statt. Auch ging man einige Jahre später vom Fachlehrer- zum

Klassenlehrersystem über, um den Klassenleitern möglichst großen Einfluß auf ihre Schüler zu verschaffen. Ferner wurde schon damals erwogen, den ganzen Unterricht auf den Vormittag zu verlegen; doch gelang es zuerst nur, durch Verkürzung der Unterrichtszeit einen freien Nachmittag mehr zu gewinnen. Ostern 1885 wurde mit dem Turnunterricht begonnen und die Lehrerin Fräulein Dietrich zu einem dreimonatlichen Turnkursus nach Berlin einberufen. Doch hat der Turnunterricht lange mit Schwierig-



Das Lyzeum in Lauban. (Altes Gymnasium.) Phot. Pfeiffer.

keiten zu kämpfen gehabt; einerseits machte sich im Winter das Fehlen einer Turnhalle bemerkbar, andrerseits war es schwer, geeignete Lehrkräfte für das Turnen zu gewinnen, da Fräulein Dietrich den Handarbeitsunterricht übernahm.

Von Ostern 1896 ab wurden in die 5. und 4. Klasse Knaben aufgenommen, die später das Gymnasium besuchen sollten, so daß die höhere Mädchenschule gewissermaßen als Vorschule des Gymnasiums diente und diese Aufgabe bis zur Aufhebung der Vorschulen erfüllt hat. Sie hatte jetzt 5 Klassen in 8 Jahreskursen. Das Jahr 1895 war für die Schule in doppelter Beziehung wichtig; einerseits siedelte sie in die Räume des alten Gymnasiums über, andrerseits wurde die Reorganisation des Unterrichts nach den ministeriellen Bestimmungen vom 31. Mai 1894 durchgeführt, nach denen z. B. die beiden Abteilungen der 1. Klasse in Englisch getrennt unterrichtet wurden.

An Stelle des verstorbenen Rektors Preuß trat am 11. August 1896 Fräulein Gottfriede Schian ihr Amt als Schulvorsteherin an. In dem-

selben Jahr wurden zum Ersatz des fehlenden neunten Schuljahres Fortbildungskurse für nicht mehr schulpflichtige junge Mädchen in Deutsch, Geschichte, Französisch und Englisch eingerichtet. Daneben dauerten die Bestrebungen, die Anstalt auszubauen, fort. Die Regierung erteilte die Genehmigung, die bisher fünfklassige Schule (mit acht Jahreskursen) in eine siebenklassige (mit neun Jahreskursen) umzuwandeln. Die erste und zweite Klasse hatten zwei Jahreskurse. Diese Umwandlung ging 1899 vor sich und wurde durch eine Festaufführung in der neben der Schule neu erbauten Turnhalle gefeiert. Um die Wende des Jahrhunderts zählte die Anstalt etwa 90 Schüler. Während die Schüler in den ersten Jahrzehnten wegen ihrer geringen Zahl und bei dem Fehlen eines Versammlungsraumes ihre Feiern zusammen mit der Bürgerschule begangen hatten, diente jetzt die Turnhalle als Raum für Festlichkeiten, aber der Wunsch nach einer Aula, die schon das Gymnasium vermißt hatte, begann immer lebhafter zu werden, zumal die Schule nunmehr öfter Gelegenheit hatte, mit Aufführungen an die Oeffentlichkeit zu treten. Der Ausbau der Anstalt in den letzten Jahren zog mancherlei Veränderungen nach sich. Die Regierung forderte z. B. 1902, daß in den Unterklassen höherer Mädchenschulen geprüfte Mittelschullehrer angestellt werden sollten. Vier Jahre später wurde die Aufsicht der Kreisschulinspektion entzogen und die Schule der Regierung in Liegnitz unmittelbar unterstellt. Die Vorsteherin erhielt die Dienstanweisung der Direktoren höherer Lehranstalten. Nach einer eingehenden Revision durch das Provinzialschulkollegium im Anfang des Jahres 1909 und dem Beschluß des Magistrats, daß die Anstalt als höhere Mädchenschule weitergeführt und nicht zu einer Mittelschule umgewandelt werden sollte, erfolgte am 2. November 1909 die Anerkennung der Schule als einer höheren Mädchenschule im Sinne der Bestimmungen vom 18. August 1908. Gleichzeitig übernahm sie die genannte Behörde in ihren Aufsichtskreis. Daher hatte die Schule von Ostern 1910 zehn Klassen mit der Benennung I bis X. Es gelang jedoch zunächst noch nicht, den Vorschriften entsprechend, akademisch gebildete Lehrkräfte für die Schule zu gewinnen, so daß Lehrer des Gymnasiums zur Aushilfe herangezogen werden mußten. Am 19. März 1910 verlieh die Schule zum ersten Mal „Abschlußzeugnisse". Der erweiterte Unterricht und die erhöhte Klassenzahl machte auch bauliche Veränderungen notwendig, durch die ein Physikzimmer mit Vorraum und ein Lehrerzimmer gewonnen wurden. Dieser Umbau entsprach einer Forderung der Aufsichtsbehörde, die außerdem die Anstellung einer für höhere Mädchenschule geprüften Zeichenlehrerin verlangte. Dem Gebrauch der höheren Lehranstalten entsprechend erschien auch seit 1909 regelmäßig ein gedruckter Jahresbericht, der übrigens — freilich in sehr bescheidenem Umfange — schon in den Anfängen der Schule von dem ersten Rektor herausgegeben wurde, später aber unterblieb.

Nachdem schließlich jeglicher kombinierter Unterricht im Jahre 1911 aufgegeben war, wurde am 3. November 1911 der Schule die Berechtigungen zuerkannt, welche höhere Mädchenschulen genießen, die ohne Kombination auf der Oberstufe unterrichten. Am 18. Dezember desselben Jahres erhielt die Anstalt den Namen „Lyzeum". Sie zählte 1913 178

Schüler, darunter 10 Knaben. Das nächste Jahr sollte die Feier des 50jährigen Bestehens der Schule bringen, doch verhinderte sie der Krieg, der durch Einberufung von Lehrern, durch Beschlagnahme von Räumen usw. mancherlei Schwierigkeiten hervorrief. Der wissenschaftliche Unterricht wurde wenig gekürzt, doch erlitt die Nadelarbeit Unterbrechungen wegen des Fehlens der Stoffe und Garne, der Turnunterricht im Winter mußte wegen Kohlenmangels ausfallen. Die Schülerinnen beteiligten sich eifrig an allen Kriegsarbeiten, schälten sogar Kohlrüben, halfen bei Sammlungen aller Art und veranstalteten Darbietungen und Aufführungen im Interesse der Kriegsfürsorge. Auch in diesen Jahren stockten die baulichen Veränderungen nicht. Durch Um- und Ausbauten wurden größere Räume für Klassenzimmer, das Amtszimmer der Direktorin und Kartenkammern gewonnen, wie schon einige Jahre vorher ein Raum zum Zeichensaal umgestaltet war. Es wurde immer schwerer, die notwendigen Räume zu schaffen, da die Frequenz sich erheblich gesteigert hatte und im Jahre 1919 310 Schüler betrug, so daß zeitweise sogar die Wohnung der Schuldienerin zu Schulzwecken verwandt wurde.

Auch das Mädchenschulwesen wurde durch die nach dem Kriege einsetzende Schulreform umgestaltet, und die für alle höheren Schulen geltenden Bestimmungen über den Elternbeirat, Schülerselbstverwaltung, körperliche Ertüchtigung der Schülerinnen usw. wurden auch am Lyzeum durchgeführt. Vor allem aber fielen den neuen Gesetzen entsprechend die Vorschulklassen in den Jahren 1921 bis 25 weg, und es konnten daher auch keine Knaben mehr diese Klassen als Vorstufe für das Gymnasium besuchen. Die Anstalt zählte nunmehr sechs Klassen von Sexta bis Untersekunda. Ein Ministerialerlaß vom 21. 3. 23 erteilte der Anstalt die Berechtigung, Schlußzeugnisse auszustellen, die den Eintritt in die Obersekunda und die dritte wissenschaftliche Klasse eines Oberlyzeums gestatteten, so daß nach drei Jahren das Abitur erreicht werden konnte. Was den Unterricht selbst anbetrifft, so wurden auch für ihn die in der Geschichte des Gymnasiums erwähnten „Richtlinien" maßgebend. Ostern 1925 wurde zum ersten Mal in Sexta als erste Fremdsprache Englisch gelehrt. In räumlicher Beziehung wurde durch den Wegfall der Vorschulklassen wieder Platz gewonnen, der z. T. zur Anlage eines größeren Nadelarbeitszimmers verwandt wurde. In den letzten Jahren ist die Eingangshalle künstlerisch ausgeschmückt und durch einen Brunnen verziert worden, dagegen scheint es außerhalb der Möglichkeit zu liegen, eine Aula dem jetzigen Gebäude ein- oder anzugliedern.

Von den Volksschulen des Kreises Lauban.

Von Rektor Rother Seidenberg.

Mit dem Christentum zog auch der Gedanke der christlichen Erziehung in unser Vaterland ein. Die ersten christlichen Schulen überhaupt waren überall Katechumenen- und Katechetenschulen, erstere für Erwachsene und Kinder, letztere zur Heranbildung von Lehrern und Geistlichen.

Das vorreformatorische Mittelalter gab uns als erste christliche Bildungsanstalten Klosterschulen und Kirchenschulen an Domen, Kathedralen und einfachen Pfarrkirchen, die einzig von Mönchsorden und Geistlichkeit abhingen.

Im 13. Jahrhundert machte sich in den mächtig aufblühenden Städten das Bedürfnis einer praktischen Bildung im Interesse des Gewerbes und Handels, im Gegensatz zu den kirchlichen Interessen dienenden bisherigen Schulen, stark bemerkbar. Diese entstehenden Stadtschulen, auch immer unter städtischem Patronat, mußten sich fast immer im Kampf gegen die Geistlichkeit zu behaupten suchen. Anfangs noch Schulen mit Lateinunterricht, entwickelten sie sich immer mehr zu deutschen Schulen, die man auch Schreibschulen nannte. Sie sind die eigentlichen Elementarschulen des Mittelalters, denn die „Volksschule", im eigentlichen Sinne des Wortes genommen, als Schule, die der gesamten Volksjugend dieselbe grundlegende Bildung vermitteln soll, ist ein Erzeugnis erst des 19. Jahrhunderts. Auch das Wort als solches ist erst zu Anfang des 19. Jahrhunderts in Aufnahme gekommen.

Außer den von den städtischen Behörden eingerichteten deutschen Schulen gab es auch solche, die von privater Seite gegründet wurden. Sie führten den Namen Winkelschulen oder auch Klippschulen. Die Gelehrtenschulen bestanden neben den genannten natürlich weiter. So kann man sagen, daß die Volksschule aus den Gelehrtenschulen hervorgegangen ist, nicht umgekehrt.

Diese allgemeine Entwicklung wird auch für unseren Kreis Lauban angenommen werden müssen.

Winkelschulen sind in mehreren Orten unseres Kreises nachweisbar. Sie haben ihr Dasein z. T. recht lange gefristet. Die Stadt Lauban besaß selbst mehrere, deren Lehrer Kandidaten der Theologie, Hausväter des Waisenhauses oder Schüler des damaligen Lyzeums waren. Der vierte Prediger der Stadt hatte sie zu revidieren. In Seidenberg wurde die letzte Winkelschule, die des Arztes Pietschmann, 1714 aufgehoben, in Sächsisch-Haugsdorf 1785, in Tzschorf und Alt-Seidenberg wohl 1791.

Aber auch öffentliche Schulen sind frühzeitig in Städten und Dörfern des Kreises vorhanden. Nieder-Schönbrunn nimmt eine solche schon im Jahre 1346 an, die mit der Kirche entstanden sein soll. Es ist sicher eine sogenannte Pfarrschule gewesen, wie die zu Katholisch-Hennersdorf, die ums Jahr 1400 gemeldet wird. In einer Schrift von Vogt über Jakob Böhme wird berichtet, daß schon 1430 in Küpper eine Schule bestanden hat und für Seidenberg datieren die ersten sicheren Nachrichten von dem Bestehen einer Schule aus dem Jahre 1467.



Ein altes Schulhaus. — Die Niederschule in Schwerta. (Erbaut 1712.)

Die Reformation hat zwar keineswegs alsbald ein eigentliches, also die gesamte Volksjugend umfassendes Elementarschulwesen ins Leben gerufen, doch aber hat sie durch den neuen Geist, den sie schuf, durch ihre reformatorischen Grundsätze, durch die deutsche Bibel wesentlich dazu beigetragen, daß für den Fortschritt der Volksbildung überhaupt die Bahn frei wurde. Allmählicher und schwieriger als in der Stadt vollzog sich diese Entwicklung auf dem Lande. Als der erste Anfang protestantischer Volksschulen sind hier die durch Luther eingeführten „Kinderlehren" zu betrachten. Mehr und mehr fühlte man aber auch auf dem Lande das Bedürfnis eines weitergehenden Jugendunterrichts. So auch in unserem Kreise. Aus dem 16. Jahrhundert stammen die Schulen von Bellmannsdorf (die Namen der Lehrer sind seit 1521 bekannt), Markliſſa (etwa von 1540 an), Meffersdorf (1550), Schönberg (sicher seit 1576), Nieder-Rudelsdorf (1581), Schreibersdorf (1589), Nieder-Schwerta (1595). Auch für Alt-Seidenberg und Sächsisch-Haugsdorf ist das 16. Jahrhundert anzunehmen.

Im 17. Jahrhundert entstanden die Schulen zu Holzkirch (1606), Nieder-Linda (1618), Alt-Gebhardsdorf (vor 1630), Friedersdorf a. Qu. (1654), Bertelsdorf kath. (wahrscheinlich 1655), Grenzdorf (1658), Volkersdorf (vor 1668), Wingendorf (vor 1677), Goldentraum (vielleicht 1682).

In das 18. Jahrhundert fallen weitere 17 Schulen, deren Gründungsjahre bekannter sein dürften.

Versuchen wir nun, uns ein Bild von diesen alten Schulen zu machen. Ganz selten standen ihnen eigene Schulhäuser zur Verfügung. Sie waren vielmehr in den meisten Fällen in Privathäusern untergebracht und wiesen fast nur ein Schulzimmer auf, das auch vielfach zugleich als Wohnung für den Lehrer diente. Diese Zustände dauerten bis fast an das 19. Jahrhundert heran. Beerberg, Bellmannsdorf, Eckersdorf, Sächsisch-Haugsdorf, Neu-Gebhardsdorf, Oertmannsdorf kennen solche Privathäuser, in denen die Schulstube untergebracht war, Alt-Seidenberg das sogenannte Backhaus, Berna eine Handwerkerstube, Bertelsdorf ein Ausgedingehaus, Gieshübel eine Kleingärtnerstelle, Heidersdorf ein Gesindehaus, Nieder-Rudelsdorf das Markthaus, das von 1790 bis 1912 als Schulgebäude diente. In Neuschweinitz „erzählen sich die Alten noch heute, wie während des Unterrichts die Eigentümer des Hauses ihrer häuslichen Beschäftigung in demselben Raume mehr oder weniger geräuschvoll nachgingen." Die Oberdorfschule zu Katholisch-Hennersdorf wurde vom Pfarrer Georgius König (1769—1790) aus eigenen Mitteln und der Bauweise der damaligen Zeit entsprechend aus Fachwerk erbaut, so wie sie sich heut noch dem Beschauer darbietet. Das älteste Schulhaus von Nieder-Rudelsdorf, jetzt nicht mehr vorhanden, bis 1790 dem Rittergute gehörig, mußte von dem jeweiligen Lehrer gekauft werden. Der erste Lehrer kaufte es z. B. für 70 Görlitzer Mark.

Die Lehrer dieser Zeit (vor der Gründung von Seminaren) gehörten den verschiedensten Ständen an. Sie waren meist Handwerker, die den Lehrberuf nur als Nebenamt betrieben. So unterrichtete von 1745 bis 1796 in Gieshübel ein Lehrer, der zugleich Kleingärtner war, um 1706 in Heidersdorf ein Weber und bis 1750 Lust- und Ziergärtner, Schuhmacher und Hochzeit- und Patenbitter, nach 1758 ein Schneidermeister. In Pfaffendorf kathol. betrieb noch zu Anfang des 19. Jahrhunderts der Lehrer und Kantor einen Garnhandel. Er hieß Ignaz Scheunert, und der Chronist erzählt, daß seit Mitte des 18. Jahrhunderts bis in die zwanziger Jahre des 19. Jahrhunderts der Schul- und Kirchenposten in der Familie Scheunert erblich gewesen sein soll. In Nieder-Rudelsdorf war um 1755 der Lehrer ein Häusler, zugleich auch Leinenweber und Gerichtsschreiber. 1710 wird in Steinkirch ein Schneider als Lehrer genannt und im dritten Schulbezirk zu Lauban fungiert um 1823 ein Lehrer als Kirchenvorsänger.

Diese Lehrer alter Zeit führten beim Volke auch gar verschiedene Namen resp. Amtsbezeichnungen. In Linda hießen sie z. B. Schuldiener, in Heidersdorf Schulhalter, in Meffersdorf Schulmann, in Schadewalde Lerner, in sehr vielen Orten Schulmeister.

Mancherlei Nebenämter waren zu besorgen. In Nieder-Thiemendorf hatte der Kantor Unger den Dienst eines Patenbitters zu übernehmen und bei Tauffesten aufzuwarten. Dafür erhielt er 8 Taler an Geld. „1804 wurde ihm dieser Dienst als unstatthaft und der Sittlichkeit des Lehrers als nachteilig wieder abgenommen." Lange Zeit und an sehr vielen Orten war der Lehrer auch Gerichtsschreiber. Der Seidenberger Rektor Geyer (1674—1690) „war der letzte, der zugleich wie seine Vor-

gänger Stadtschreiber war." Noch 1865 hatte hier der Rektor die Lebensläufe der Verstorbenen in der Stadt zu fertigen, sowie für die Geborenen die Patenbriefe zu schreiben. Der Hilfslehrer hatte die Führung des Duplikats zum Kirchenbuche, das Einschreiben ins Abkündigungsbuch und vierteljährlich die Totenliste zu fertigen.

An einigen Schulen des Kreises unterrichteten auch Katecheten. Zumeist war derselbe zweiter Geistlicher am Ort (Diakonus, Hilfsgeistlicher). Er erteilte den Katechumenenunterricht und wöchentlich einige Stunden Religionsunterricht in der Schule oder auch den gesamten Unterricht einer Klasse (Friedersdorf a. Qu. 1731—1880). Meffersdorf hatte von 1726 an einen Katecheten. Dessen Stelle wurde 1876 in die Hauptlehrerstelle umgewandelt. In Lauban war der vierte Prediger zugleich auch Katechet. Revisor der Winkelschulen, übernahm er auch von 1827 an die Revision der öffentlichen Elementarschulen.

In den Städten des Kreises wird für den Schulleiter der Titel „Rektor" schon frühzeitig angewendet. Um 1730 war in Schönberg der Kantor zugleich Rektor. Marklissa stellte 1647 einen Rektor an, der zugleich Diakonus der Kirche war. 1860 ist dieses Rektorat eingegangen, wie schon viel früher in Schönberg, in beiden Orten aber 1928 wieder eingerichtet. Der erste namentlich bekannte Rektor von Seidenberg amtierte von 1553—69. Die hiesigen Rektoren waren Theologen, Juristen und Mathematiker. Der erste seminaristisch gebildete wurde mit Joh. Gottlieb Laubner 1823 angestellt. 1872 ging das hiesige Rektorat ein und wurde erst 1919 wieder eingerichtet. Das Jahr 1864 erst brachte den Laubaner Volksschulen den ersten Rektor, einen Theologen, dem ein Philologe folgte. Seit 1879 hat Lauban seminaristisch gebildete Rektoren (erster war Preuß).

Interessante Einblicke in die wirtschaftlichen Zustände der vergangenen Jahrhunderte gewähren uns die recht verschiedenartigen und die heutige Generation höchst sonderbar anmutenden Besoldungsverhältnisse der damaligen Lehrer. Im Jahre 1758 erhielt z. B. in Heidersdorf der Schulhalter an Schulgeld pro Woche und Kind ½ sächs. Groschen, sodann 8 Dresdener Scheffel Korn und einige Schock Reisig, später noch einen jährlichen „Umgang" von der Gemeinde. Der Wanderlehrer Atzler, der von Nieder-Rudelsdorf aus an den Nachmittagen drei Stunden in Ober-Rudelsdorf zu unterrichten hatte, erhielt an Schulgeld 6 sächs. Pfennige und von der Ober-Rudelsdorfer Gutsherrschaft 6 Taler Stiefelgeld. Um 1800 setzt sich das Lehrereinkommen in Ostrichen wie folgt zusammen:

1. Von der gnädigen Herrschaft jährlich 2 Scheffel Korn, 1 Scheffel gute Kartoffeln, 1 Schock hartes Reisig, zu jedem hohen Feste 11 gute Groschen Geld und 3 Mäßel Weizenmehl.
2. Von der Gemeinde jährlich 10 Taler.
3. An Schulgeld begnügte sich der Lehrer mit 6 guten Pfennigen pro Kind, da ihm überdies jeder Gärtner 2 und jeder Häusler 1 Brot oder 3 gute Groschen jährlich gab.
4. Die Gerichtsschreibersporteln nach der allgemeinen Gebührentaxe.
5. Die Gebühren bei Begräbnissen.

1828 wurde in Seidenberg an jährlichem Schulgeld bezahlt pro Kind 9 gute Groschen 4 Pfg. „Die Erhöhung auf 6 Pfg. pro Woche erregte viel Mißstimmung und gab zu mancherlei Aergernis Anlaß." Die Laubaner Lehrer wurden 1829 mit folgendem Bareinkommen bedacht: 1. Lehrer 300 Taler, 2. und 3. Lehrer je 225 Taler, 4. und 5. Lehrer je 200 Taler. Für die Lehrer, welche nicht freie Wohnung im Waisenhause erhielten, wurde ein Logisgeld in Höhe von 10 Talern jährlich gezahlt. An Pension erhielt z. B. der Lehrer in Alt-Seidenberg 1838 folgende Bezüge: Aus der Gemeindekasse 45 Taler, aus dem Schlesischen Pensionsfonds (bestand seit 1834) 40 Taler, von seinem Nachfolger 30 Taler, in Summa 115 Taler. Es war allgemein üblich, daß der Nachfolger seinem Vorgänger einen Teil der Pension zu zahlen hatte. Diese unhaltbare Einrichtung wurde erst durch das Pensionsgesetz von 1885 aufgehoben.

Im 16. und 17. Jahrhundert beschränkte sich der Schulunterricht auch im Kreise Lauban wohl auf das mechanische Einlernen des Katechismus, einer Zahl von Liedern und Sprüchen und des sonntäglichen Evangeliums. Gesang für kirchliche Zwecke wurde noch geübt, und auch im 18. Jahrhundert wird es nicht viel besser gewesen sein. In Heidersdorf und Nieder-Linda wurde bis 1750 außer Religion nur Lesen gelehrt. „Die Kinder lernten das Buchstabieren aus dem Katechismus und die Bibel diente als Lesebuch. Schreiben und Rechnen lernten nur die Kinder, deren Eltern es wünschten. Der Schulbesuch war sehr unregelmäßig und manches Kind ist nur zwei bis drei Jahre zur Schule gegangen", so berichten die dortigen Schul-Chroniken. Bei der fast ausschließlichen Herrschaft des Religionsunterrichts mutet es sonderbar an, daß in Schadewalde (bis 1790) neben Rechnen auch Religion stark vernachlässigt worden sein soll. Manche Schulen, besonders solche, die im 16. und 17. Jahrhundert noch den Charakter von Lateinschulen hatten, konnten sich eines guten Rufes erfreuen. So berichtet der Seidenberger Chronist: „Unter den beiden Rektoren Gottfried Reichwitz (1690—94) und Andreas Ludwig Jdeler (1726—57), ersterer durch pädagogische, letzterer durch klassische Bildung rühmlichst bekannt, erreichte die Schule in wissenschaftlicher Beziehung ihre Glanzperiode; wurden doch unter diesen beiden Männern von den Schulknaben in besonderen Festkostümen mit vielem Beifall auf dem Rathause theatralische Stücke aufgeführt, zu denen der Adel aus der Umgegend als Zuschauer sich einfand." Ein Zeichen der Zeit bietet die Fortsetzung dieser Nachricht: „Nach Jdelers Abgang (gest. 1757) sank die Schule etwas herab; man fing an, sich auf die notwendigste Realia und Elementaria zu beschränken und die unmittelbaren Bedürfnisse des zukünftigen Handwerkers ausschließlich ins Auge zu fassen." Hier zeigte sich der Einfluß der pietistischen Pädagogik, die „gemeinnützige Kenntnisse", also Realien, wie Geschichte, Erdkunde, Naturgeschichte, forderte. Eine Schulordnung von Lauban, am Anfang des 19. Jahrhunderts, verfügte in derselben Richtung: 1. In jeder Schule sollen Abteilungen gebildet werden. 2. Man soll sich gewisser Denk- und Sprechübungen befleißigen. 3. Den Kindern sollen gemeinnützige Kenntnisse vermittelt werden. In Verfolg dieser Ordnung zeigen die Laubaner Schulen 1829 folgende Lehrfächer. „Die Lautiermethode nach dem Zahn'schen Leitfaden, Lesen nach Wilmsens Kinderfreund, Religion, Uebung des Ge-

dächtnisses, Schreiben, Zeichnen, Singen, Erdbeschreibung, Naturgeschichte und in den 1. Klassen etwas Naturlehre."

Was die Unterrichtszeiten betrifft, so meldet der Chronist von Alt-Seidenberg aus dem Jahre 1791: „Von Ostern bis Michael früh von 7 bis 10 Uhr und an einigen Nachmittagen von 1 bis 3 Uhr; von Michael bis Ostern von 8 bis 12 Uhr. Schulferien gab es z. B. in Lauban



Das neue Schulhaus in Beerberg. (Eingeweiht 1914.) Phot. Kieselwalter.

um 1800 zwischen Weihnachten und Neujahr, vom Gründonnerstag bis Mittwoch nach Ostern, die ganze Pfingstwoche, den 1. Jahrmarkts-, den Johannis- und Michaelistag.

Wir überblickten bis jetzt das Volksschulwesen in unserem Kreise in längstvergangenen Zeitabschnitten, in denen von einer abgeschlossenen Lehrerbildung noch nicht die Rede war. Bescheiden waren diese Schulen nach ihrem Aeußeren, ihren Zielen, ihrem Lehrermaterial und somit auch nach ihren Leistungen.

Eine allgemeine Besserung trat ein am Anfang des 19. Jahrhunderts, als der preußische Staat sich des Schulwesens mit besonderer Fürsorge annahm, getrieben durch die Notwendigkeit, aus dem Elend eines durch napoleonische Macht zerbrochenen Staates auch innerlich wieder herauszukommen durch eine vertiefte Volksbildung. Der Geist des Schweizer

Pädagogen Pestalozzi gab dazu Ziel und Richtung. Tiefere und bessere Volksbildung bedeutet aber vertiefte und verbesserte Lehrerbildung. Diese Einsicht war dem preußischen Staat aus der Not der Zeit gekommen und so ging er daran, besondere Seminare zur Ausbildung von Volksschullehrern zu gründen. Für die Schulen unseres Kreises kommt in dieser Zeit besonders das Seminar von Bunzlau, gegründet 1816, in Frage. Auch vom Zittauer Seminar sind Lehrer nach dem Kreis Lauban gekommen (z. B. Rektor Leubner nach Seidenberg ab 1814).

Seit 1815 gehörte die Ober-Lausitz und damit der allergrößte Teil unseres Kreises zu Preußen und ihm kamen nun verschiedene gesetzliche Maßnahmen Preußens zugute. Seit 1816 wurden in den Laubaner Gemeinden die 1811 und 1812 angeordneten Schulvorstände (für das Land) und Schuldeputationen (für die Städte) eingerichtet, in Seidenberg die Schuldeputation 1820, in Lauban 1824.

Die Kinderzahl, die auf einen Lehrer entfiel, war aber immer noch sehr groß; 200 (Heidersdorf 1825) und 250 waren keine Seltenheit Dabei waren manche Lehrer 50 und mehr Jahre im Amt (Neugebauer in Neu-Gebhardsdorf z. B. 66 Jahre, bis 1841). Der hohen Kinderzahl wegen wurden nun an sehr vielen Orten den ordentlichen Lehrern Hilfskräfte zur Seite gestellt, die den Namen „Adjuvanten" führten. Ja, man hat sogar Präparanden, die sich noch in der Vorbereitung auf das Seminar befanden, in den Schulen beschäftigt (1830—41 in Lauban, und noch im November und Dezember 1872 verwaltete ein 16jähriger Präparand die Schulen von Nieder- und Ober-Rudelsdorf). Adjuvanturen waren während des 19. Jahrhunderts in mehr als 20 Schulen des Kreises eingerichtet. Diese Adjuvanten hatten nicht nur am Wohnort zu unterrichten, sondern auch die Kinder in benachbarten Orten unterrichtlich zu versorgen. Solche Nebenschuleinrichtungen nannte man „Laufschulen", auch „Wanderschulen". War das Gehalt der Lehrer schon nicht hoch, so war das der Adjuvanten oder Adjunkten recht dürftig. So erhielt z. B. der Adjuvant von Nieder-Thiemendorf „freie Wohnung, Beköstigung, Bewaschung, Beheizung und (1826) an Gehalt wöchentlich 17 Sgr. Auch sie besaßen ihre Vorläufer. Schon vor 1815 hatte in Katholisch-Hennersdorf der Kantor zwei „Praeceptores" zu seiner Unterstützung. „Das waren junge talentvolle und musikalische Männer aus der Gemeinde, die den jedesmaligen Kantor bei seinen Dienstleistungen in Schule, Kirche und Gemeinde unterstützten. Im Jahre 1826 ersetzte die Regierung dieselben durch zwei durch Seminarbildung hindurchgegangene Adjuvanten." Da die Adjuvantenbesoldung so kärglich war, verließen sie oft nach kürzester Zeit ihren Ort, um sich bessere Stellen zu suchen. Für die Schulerziehung war das nicht gerade vorteilhaft. Ober-Schreibersdorf hat z. B. in 20 Jahren 15 Adjuvanten gehabt. Allgemein sind diese Stellen in den siebziger und achtziger Jahren des 19. Jahrhunderts in zweite Lehrerstellen umgewandelt worden. Aufatmend berichtet die Schulchronik von Nieder-Schönbrunn, daß die Gemeinde 1875 „von der lästigen Adjuvantenplage" befreit worden ist.

Durch die „Stiehl'schen Regulative" von 1854 wurde die äußere wie auch innere Schulentwicklung stark aufgehalten und fand erst wieder lebendige Förderung durch die „Allgemeinen Bestimmungen" des Ministers Falk von 1872.

Zwölf neue Schulen sind seit diesem Jahre im Kreise Lauban gegründet worden: 1878 Ober-Schönbrunn, 1880 Löbenslust, 1884 Niederschule in Schreibersdorf, 1895 Kerzdorf und Neu-Schweinitz, 1897 kathol. Schule zu Langenöls, 1898 Augustthal, 1899 Neu-Bertelsdorf, 1900 Geibsdorf, die sog. neue Schule, 1906 Langenöls (Eichschule) und Ober-Halbendorf, 1907 Kolonie Wünschendorf. 19 neue Schulhäuser resp. Klassen-



Die Pestalozzischule in Lauban. Phot. Pfeiffer.

häuser wurden seit 1900 erbaut. 1925 wurde mit dem Bau einer neuen Schule in Volkersdorf begonnen; er mußte 1926 wegen Geldmangels eingestellt werden. Erst 1928 wurde der Bau vollendet und die Schule am 5. Juni 1928 eingeweiht.

Eine recht eigenartige Spaltung erfuhr das Laubaner Volksschulwesen im Jahre 1882. Folgen wir den Ausführungen des Schulchronisten: „Bisher vermittelte die Bürgerschule (so hieß die Volksschule damals) allen denjenigen evangelischen Kindern, welche das Gymnasium oder die höhere Töchterschule nicht besuchten, die für das spätere Leben erforderliche Bildung. Dies hatte bei dem verschiedenen Bildungsbedürfnis und der verschiedenen Bildungsfähigkeit der Schüler zur Folge, daß einem Teil derselben zu viel, dem andern zu wenig geboten wurde. Die Kinder aus den ärmeren und ungebildeten Familien traten geistig und sprachlich wenig entwickelt in die Schule; nicht selten fehlte es ihnen an dem rechten Lerntriebe und den notwendigsten Lernmitteln. Der häusliche Fleiß konnte fast gar nicht in Anspruch genommen werden. Während sie so in vielen Fällen nicht über die mittleren Klassen hinauskamen und mit keiner abgeschlossenen Bildung ins Leben übertraten, hinderten sie gleichzeitig die vorwärtsstrebenden

Schüler in ihren Fortschritten. Daher die Erscheinung, daß die Oberklassen schwach, die übrigen dagegen ziemlich überfüllt waren. Damit nun einerseits diesen ärmeren Kindern eine, in den Zielen niedrigere, aber für ihre einstige Lebensstellung ausreichende und vor allen Dingen abgeschlossene Bildung gegeben und von den Eltern die oft recht drückende Sorge um Aufbringung des für sie hohen Schulgeldes genommen, andererseits die besser situierten Kinder in ihrem Bildungsgange ferner nicht gehemmt würden, empfahl die Regierung durch ihren Kommissarius die Errichtung einer vierklassigen Volksschule und die Städtischen Behörden beschlossen demgemäß." Am 1. April 1899 wurde diese Volksschule niederen Grades wieder mit der anderen, der sogenannten Bürgerschule, vereinigt.

Die weitere Entwicklung des Volksschulwesens fand naturgemäß eine starke Hemmung durch den Weltkrieg. Eine sehr große Anzahl von Lehrern des Kreises aller Altersstufen wurde zum Heeresdienst eingezogen. Zusammenlegung von Klassen, Vertretungen, Verkürzung des Unterrichts, Ausnutzung der Unterrichtsstunden zu allerhand Sammlungen, Zuschnitt des Unterrichts auf den Krieg usw. wurden notwendig. Die Nachkriegszeit brachte für das gesamte Unterrichtswesen einschneidende Veränderungen, die sich auch in unserem Kreise auswirkten.

Heute zählt unser Kreis 85 Volksschulen und zwar 73 evangelische und 12 katholische. Sie haben insgesamt 237 Klassen, 199 Lehrer und rund 9000 Schüler. Sie unterstanden bis Ende November 1912 geistlicher Kreisschulaufsicht im Nebenamt. Seit 1. Dezember 1912 ist im Kreise ein hauptamtlicher Kreisschulinspektor (jetzt Schulrat) angestellt. Der erste war Herr Schulrat Knapp. Er starb, leider viel zu früh, am 26. Mai 1925. Am 1. Oktober 1925 trat unser gegenwärtiger Schulrat, Herr Friese, sein Amt an. Zehn Schulen unseres Kreises mit 19 Lehrern, 24 Klassen und rund 900 Schülern sind dem Schulaufsichtsbezirk Löwenberg II (Herr Schulrat Görlich in Liebenthal) zugewiesen worden, nämlich: Augustthal, Alt- und Neugebhardsdorf, Grenzdorf evangelisch und katholisch, Hartha, Heide, Meffersdorf, Volkersdorf und Wiesa.

Eine Reihe von Neueinrichtungen innerhalb des Rahmens der Volksschule sind in neuester Zeit geschaffen worden. Lauban hat seit 1. April 1927 eine Hilfsschule für Schwachbefähigte eingerichtet mit vorläufig zwei Klassen (Unter- und Mittelstufe) und z. Zt. 1 Lehrer und 1 Lehrerin.

In Markliſſa sind „Gehobene Klassen" und orthopädisches Turnen eingeführt worden, desgleichen Werkunterricht, wie auch in Ober-Heidersdorf.

Seidenberg hat am 1. April 1928 gehobene Klassen mit dem Ziele der Mittelschule bekommen.

Schulärztliche Untersuchung der Kinder haben Lauban, Seidenberg, Markliſſa, Schönberg und Ober-Linda.

Voller zahnärztlicher Behandlung erfreuen sich die Kinder in Seidenberg und Markliſſa, während in Lauban, Schönberg und Ober-Rudelsdorf die Kinder zahnärztlich untersucht werden.

Seit 1914 sind eine Reihe von geteilten Halbtagsschulen in einklassige verwandelt worden.

Die Einrichtung von Schulsparkassen, wie sie Neu-Gebhardsdorf und Ober-Halbendorf hatten, ist größtenteils verschwunden. Neu eingeführt

sind sie wieder in Ober- und Nieder-Linda. Markliſſa und Schönberg ſind zum Sparmarkenſyſtem übergegangen.

Eine betrübliche und bedenkliche Erſcheinung iſt der im ganzen Vaterland zu verzeichnende Rückgang in der Zahl der Schulkinder. Im Kreiſe iſt dieſe Zahl ſeit den Angaben von 1911 um rund 2400 geſunken. In einzelnen Schulen desſelben beträgt der Rückgang 50 bis 66⅔ Prozent!

Zur Steuerung der Not der preußiſchen Junglehrer und -lehrerinnen wurden vom Staate in dieſem Jahre Hilfslehrerſtellen eingerichtet. In unſerem Kreiſe ſind 20 Hilfslehrkräfte angeſtellt worden und zwar im Laubaner Schulaufſichtsbezirk 8 Hilfslehrer, 8 Hilfslehrerinnen und zwei Wanderlehrer für katholiſchen Religionsunterricht, zuſammen 18. Die zehn Schulen, die dem Schulaufſichtsbezirk Löwenberg II überwieſen ſind, bekamen zwei Hilfslehrer.

Gründonnerstagverse.

Battel, battel, Griendunnerschtag!
Gib mer woas ei'n Battelsack.
Kimmt ar nie raus,
Kimmt sie nie raus,
Do kimmt a kleener Junge raus
Und teelt de ganzen Brazeln aus.

*

Seid gebaten im an Griendurnsch'g!
Fro Wirten hoat a Gartel grien,
Se hoat a Tochterl, doas is schien.
Se wird sichs wull bedenken
Und wird mer wull woas schenken.

*

Gu'n Morgn zum Griendunnerschtag!
Gib mer woas ei'n Battelsack,
Gib mer nie zu wenig,
Ich bie a kleener Keenig.
Luß mich nie zu lange stiehn,
Ich will a Häusel wetter giehn.



Volkstum

Bäuerliche Sippenkunde.

Von Dipl.-Ing. Curt Adler, Seidenberg.

Während Familienforschung früher als Spielerei oder als Vorrecht adliger Kreise, die schon seit Jahrhunderten Ueberlieferung und Stammesforschung betrieben, betrachtet wurde, beschäftigen sich jetzt immer mehr Menschen mit ihr. Neben den Bürgern der Städte finden wir die Bauern der Dörfer, die erkannt haben, welchen Wert die Familie für Volk und Staat hat. In den Vätern und Vorvätern suchen wir uns selbst wieder zu erkennen, wir suchen zu erforschen, was die, aus deren Blute wir hervorgegangen sind, erlebten, wie sie das Leben zu meistern suchten und wie sie für uns eine Mahnung und eine Warnung sein können.

Warum sollen wir Sippenkunde treiben? Weil wir nur Blutsteile unserer Eltern, Groß- und Urgroßeltern usw. sind, sind wir verpflichtet, unseren Kindern nicht nur Beruf und Daseinsmöglichkeit zu vermitteln, sondern ihnen auch alles das zu hinterlassen, was wir von unseren Voreltern wissen. Wir können unseren lieben Verstorbenen kein besseres Denkmal setzen, als ihrer in einer Familiengeschichte zu gedenken, die wenn möglich von einem Familienverband gepflegt, unseren Enkeln noch nach Jahrhunderten von den Schicksalen ihres Geschlechts erzählen wird, während alle anderen Denksteine, z. B. auf unseren Friedhöfen, die wohl bei Lebzeiten der Nachkommen noch gepflegt werden, meistens in wenigen Jahrzehnten verschwunden sind. Ein Rundgang auf unseren Friedhöfen zeigt uns, wie wenig alte Grabsteine aus früheren Jahrhunderten uns noch heute Kunde von unseren Vorfahren geben. Wie viele unter uns wissen überhaupt, wo ihre Groß- und Urgroßeltern lebten und starben und welche Gedächtnistafeln zeigen uns noch heute die Namen jener Tapferen der Befreiungs- oder der friderizianischen Kriege?

Bei der Aufstellung von Familiengeschichten unterscheiden wir Stammbaum-, Stamm-, Nachfahren-, Ahnen- und Sippschaftstafeln. Während im Stammbaum nur die männlichen Namensträger eines Stammvaters aufgeführt werden, zeigt uns die Stammtafel die männlichen und weiblichen Verwandten gleichen Namens. Die Nachfahrentafel berücksichtigt die sämtlichen Nachkommen eines bekannten Vorfahren, also auch die Töchterkinder, die einen anderen Namen durch ihre Verheiratung angenommen haben. Schreiben wir dagegen nur die Eltern, Groß- und Urgroßeltern usw. auf, so erhalten wir die Ahnen- oder Vorfahrentafel einer bestimmten Person, die wiederum mit der Nachfahrentafel vereinigt die Sippschaftstafel ergibt.

Welche familiengeschichtlichen Quellen stehen uns nun zur Aufstellung von Stammtafeln bürgerlicher Geschlechter in unserem Kreise zur Verfügung?

Da ein großer Teil unserer Dörfer nach den überlieferten Rügengerichtsniederschriften bereits 1394 zum Lande Görlitz gehörte, finden wir die ältesten Quellen für bäuerliche Sippenkunde in dem Görlitzer Ratsarchiv. Aus der Zeit, wo die Familiennamen entstanden, besitzen wir dortselbst als wichtigste Quelle das älteste Stadtbuch von 1305 bis 1416 und aus den von 1443 bis 1820 lückenlos vorhandenen libri censuum erfahren wir die Namen der Erbzinszahlenden, ländlichen Grundbesitzer. *) Als weitere Quellen für bäuerliche Sippenkunde kommen die Kirchen- und Schöppenbücher in Betracht. Während die Kirchenbücher in unseren Dörfern meist erst seit Beginn des 17. Jahrhunderts erhalten sind, besitzen wir zahlreiche Schöppenbücher noch aus dem 16. Jahrhundert, die uns über die Besitzverhältnisse der Bewohner unserer Dörfer Aufschluß geben, und die somit die Kirchenbücher ergänzen und uns vielfach über die verwandtschaftlichen Beziehungen unserer Vorfahren vor Einführung der Kirchenbücher schätzenswerte Auskünfte geben. Die in den Kirchenbüchern meist nur vorhandenen Eintragungen der Taufen, Trauungen und Begräbnisse, die nur selten in einzelnen Gemeinden, wie z. B. in Küpper, seitens der Geistlichen durch Lebensläufe der Verstorbenen ergänzt worden sind, erhalten durch die in den Schöppenbüchern verzeichneten Testamente, Erbvergleiche und die Verkäufe der einzelnen Grundstücke eine für jeden Sippenforscher beachtenswerte Ergänzung. Die seitens des Kreises angeregte Aufbewahrung der Schöppenbücher in dem Kreisarchiv ist daher nur zu begrüßen, da durch diese Anordnung die für orts- und familiengeschichtliche Forschungen hochwichtigen Quellen auch der Nachwelt am sichersten erhalten werden. Soweit in den einzelnen Dörfern noch Schöppen- und Kirchenbücher ziemlich lückenlos vorhanden sind, lassen sich oft recht umfangreiche Stammtafeln von bäuerlichen Familien, zum Teil bis in das 15. Jahrhundert zurück, aufstellen. Da eine, auch nur auszugsweise Aufstellung von Stammlisten der Bewohner eines Dorfes an dieser Stelle zu weit führen würde, — lassen sich doch z. B. in Alt-Seidenberg in der Zeit von 1550 bis 1900 bereits über 200 verschiedene ansässig gewesene Familien feststellen, von denen wiederum zahlreiche in mehreren Generationen daselbst blühten, **) — soll im nachstehenden an der einem Kundorfer Bauerngeschlecht entstammenden Familie des Verfassers gezeigt werden, wie auch der Bauer und Bürger seine Familiengeschichte haben kann.

Die urkundlich zuerst 1602 in Kundorf auftretende und hier auszugsweise behandelte Familie Adler ist ein altes Bauerngeschlecht der Oberlausitz, das aller Wahrscheinlichkeit nach zu den im 13. Jahrhundert in der Oberlausitz eingewanderten deutschen Kolonisten aus Franken oder Thüringen zu zählen ist. In Ermangelung jeglicher Urkunden über die Einwanderung dieser Kolonisten, dürfte es kaum festgestellt werden können, aus welchen Gauen Deutschlands diese Familie stammt.

*) Siehe Prof. Dr. Jecht-Görlitz. Quellen und Darstellungen der Familienkunde der Stadt Görlitz und der Oberlausitz in den Mitteil. des Vereins Roland-Dresden 1927, Heft 1, Seite 18 und 19.

**) z. B. lassen sich nachweisen seit dem 16. Jahrhundert: die Böhme, Familie des Theosophen Jakob Böhme, Buhle, Fiedler, Hayne, Hiller, Hütter, Lange, Petzelt (Petzold), Pietsch, Pladek, Purfche, Seyboth (Seibt), Tanner, Zimmermann, seit dem 17. Jahrhundert: die Brückner, Döring, Engemann, Frömter, Gabler, Hafft, Hoffmann, Lindner, Mai, Metzig, Moser, Pradel, Rothe, Schöler, Schubert, Ullrich, seit dem 18. Jahrhundert: die Adler, Bache, Bräuer, Eckhardt, Friebe, Hänsel, Hanzig, Hartmann, Mahlberg (Malbrich), Mühle, Schwarzbach, Schönberner und Wilhelm.

Die erste Erwähnung des Geschlechtsnamens Adler, der eine Umbildung des althochdeutschen Mannesnamens Adalhari mit den Zwischenstufen Adolar, Adalher und Adeler *) sein dürfte, findet sich in den von Prof. Dr. Jecht veröffentlichten Görlitzer Ratsrechnungen am 2. Februar 1409 mit einem Schneider Adeler **). Erst mit Einführung der Schöppenbücher, Mitte des 16. Jahrhunderts tritt diese Namensform in der Oberlausitz und in dem angrenzenden Nordböhmen häufiger auf und zwar 1513 in Zittau, 1530 in Herwigsdorf bei Zittau, 1554 in Bullendorf, 1560 in Priedlanz, 1576 in Berzdorf in Böhmen, 1584 in Berzdorf a. d. Eigen, während sich im 17. bis 19. Jahrhundert bereits zahlreiche Namensträger in 75 Ortschaften unserer engeren Heimat, davon in 17 Dörfern und Städten unseres Kreises feststellen lassen.

Die von dem Bauergutsbesitzer Michael Adeler 1565 bis 1640 abstammende Familie läßt sich, abgesehen von einzelnen abgewanderten Zweigen auf Grund der 1596 beginnenden Schöppen- und der bis 1630 zurückreichenden Kirchenbücher von Seidenberg mit 390 Namensträgern bis zur Gegenwart verfolgen. ***) Die Familie gehörte bis 1630 zu Böhmen, dann zu Kursachsen und teilte sich Ende des 17. Jahrhunderts in die seit 1815 preußischen Bellmannsdorfer und Alt-Seidenberger Zweige, sowie den sächsisch gebliebenen Wittgendorfer Zweig. Noch heute sind Glieder des Geschlechtes in der Landwirtschaft als Bauergutsbezw. Gartengrundstücksbesitzer tätig.

In Anbetracht des hier nur zur Verfügung stehenden geringen Raumes muß von einer ausführlichen Darstellung der Geschichte dieser Familie in Tafel- oder Listenform, die uns das Werden und Vergehen eines Geschlechtes im Laufe von über drei Jahrhunderten vor Augen führen würde, Abstand genommen werden. †)

Die gerade Stammfolge des Geschlechts beginnt mit:

I. Michael Adeler 1565—1640. Ob derselbe aus Kundorf stammte oder dort erst einwanderte, darüber schweigen die Urkunden; weder die Schöppenbücher von Kundorf, noch die Kirchenbücher von Seidenberg geben hierüber Auskunft. Anzunehmen ist, daß Michael Adeler einer Bauernfamilie der näheren Umgebung entstammte. Vielleicht war er ein Sohn der in Bullendorf, Berzdorf oder Priedlanz in Böhmen Mitte des 16. Jahrhunderts auftretenden Bauernfamilien gleichen Namens. Am 14. Januar 1602 kaufte er in Kundorf das Bauerngut seines Schwiegervaters Peter Scholze für 264 Görlitzer Mark ††), das er im gleichen Jahre für 400 Görlitzer Mark bereits weiterverkaufte, um 1603 ein heute nicht mehr vorhandenes vierpferdiges Bauerngut für 700 Görlitzer Mark zu erwerben, das noch 1632 in seinem Besitze war. Da die Eintragungen in dem ältesten Schöppenbuche in den Hauptkriegsjahren des 30jährigen Krieges sehr unregelmäßig und unvollständig erfolgten, wissen wir nicht, wann das Gut nach seinem

*) im ältesten Schöppenbuche von Kundorf lautet die Namensschreibweise bis 1632, Adeler.

**) Codex diplomaticus Lusatiae superioris Band 3, Seite 583.

***) Im Kreisarchiv zu Lauban befinden sich 3 Schöppenbücher von Kundorf: I. 1596—1686, II. 1686—1789, III. 1790—1820.

†) Eine ausführliche Stammreihe siehe im 33. Bande des im Verlag von E. A. Starke in Görlitz erschienenen deutschen Geschlechterbuches.

††) Mark ist keine Münze, sondern eine Einheit von 48. 264 Görlitzer Mark sind mithin 264×48 = 12672 Pfennige.

32stellige Ahnentafel des Ernst Gottlieb Adler 1827–1883, Maurermeister in Seidenberg OL.

Eltern: 2 Ahnen. Großeltern: 4 Ahnen. Urgroßeltern: 8 Ahnen. Alt-Eltern: 16 Ahnen. Alt-Großeltern: 32 Ahnen.

1. Adler, Ernst Gottlieb, Maurermeister in Seidenberg, Kr. Lauban, Ziegeleibesitzer in Nieder-Rudelsdorf, geb. Alt-Seidenberg 30. 6. 1827, gest. Seidenberg 5. 9. 1883, verheiratet zu Küpper 26. 7. 1852 mit Johanne Friederike, Caroline Mierdel aus Küpper, geb. 5. 9. 1827, Berna, gest. 2. 5. 1903 Seidenberg.

1. Adler, Karl Friedrich, Wirtschaftsbesitzer und Bauunternehmer in Alt-Seidenberg Nr. 26, geb. Alt-Seidenberg 25. 9. 1793, gest. Seidenberg 8. 9. 1883, verh. Seidenberg 11. 8. 1818 mit

1. Adler, Johann Gottfried, Gärtner in Alt-Seidenberg Nr. 13, geb. Alt-Seidenberg 2. 11. 1753, gest. ebenda 28. 8. 1831, verh. Seidenberg 28. 11. 1776

1. Adler, Christoph, Häusler in Alt-Seidenberg Nr. 13, geb. ebenda, get. 4. 12. 1721 Seidenberg, begr. 15. 11. 1774 Seidenberg, verh. Jauernik, Kr. Görlitz, 20. 4. 1750 mit

1. Adler, Christoph, Häusler, Schuster und Waldförster in Alt-Seidenberg Nr. 15, geb. Ober-Rudelsdorf, get. 25. 6. 1681, begr. 19. 12. 1760, verh. Seidenberg 6. 2. 1708 mit

1. Adler, Georg, Bauergutsbesitzer in Ober-Rudelsdorf, geb. Kundorf, get. 14. 9. 1657, starb 2. 7. 1717 in der Kirche zu Seidenberg durch Blitzschlag, verh. 25. 6. 1680

2. Lindner, Anna, geb. Alt-Seidenberg, get. 13. 2. 1660, gest. Ober-Rudelsdorf, begr. 1. 3. 1726.

2. Moser, Elisabeth, geb. Alt-Seidenberg, get. 6. 7. 1689, begr. 6. 1. 1752 Seidenberg

3. Moser, Anton, Häusler, Schuster und Musikant in Alt-Seidenberg Nr. 15, geb. . . . 1654, gest. Alt-Seidenberg, begr. 29. 9. 1718, verh. Seidenberg 12. 2. 1674 mit

4. Brückner, Ursula, geb. Alt-Seidenberg, get. 25. 3. 1653, begr. 20. 4. 1721

2. Model, Anna, Rosina, geb. Niecha, 2. 5. 1730, gest. Alt-Seidenberg 14. 10. 1802.

3. Model, Tobias, Gärtner in Niecha Nr. 7, get. 6. 2. 1684 Bertsdorf, gest. 1750/51?, verh. Jauernik 18. 2. 1716 mit

5. Model, Tobias, Gärtner und Tischler in Niecha Nr. 7, geb. Niecha, get. Jauernik 11. 6. 1659, begr. ebenda 2. 12. 1731, verh. Radmeritz 3. 3. 1683 mit

6. Garbe, Sabina, geb. Radmeritz, get. . . . 1662, begr. 6. 4. 1742 Jauernik

4. Neumann, Elisabeth Gertrud aus Niecha

7. Neumann, Georg, in Niecha, geb .

8. . . . . .

2. Frömter, Anna Rosina, geb. Alt-Seidenberg, get. 22. 2. 1750, gest. Alt-Seidenberg 26. 7. 1822.

3. Frömter, Johann Christoph, Gärtner in Alt-Seidenberg Nr. 36, geb. ebenda, get. 13. 6. 1723 Seidenberg, gest. Alt-Seidenberg 18. 4. 1810, verh. Küpper 20. 10. 1745 mit

5. Frömter, Andreas, Gärtner in Alt-Seidenberg Nr. 36, geb. ebenda, get. 20. 12. 1685, begr. 14. 11. 1747, verh. Seidenberg 12. 7. 1707 mit

9. Frömter, Christoph, Gärtner in Alt-Seidenberg Nr. 36, geb. ebenda, get. 11. 5. 1653, gest. Alt-Seidenberg, begr. 1. 3. 1691, verh. Seidenberg 29. 11. 1677 mit

10. Möller, Susanne, geb. Ebersbach, Kr. Görlitz . . 1650, gest. Alt-Seidenberg, begr. 15. 5. 1721.

6. Ullrich, Maria, geb. Alt-Seidenberg, get. 30. 5. 1680, begr. 13. 6. 1741

11. Ulrich, Martin, Bauer, Bäcker und Brantweinbrenner in Alt-Seidenberg, geb. ebenda, get. 2. 7. 1640, begr. 24. 6. 1704, verh. Seidenberg 23. 11. 1676 mit

12. Gehler, Sabina, geb. Alt-Seidenberg, get. 20. 11. 1656, begr. 1. 2. 1712

4. Lange, Anna Helena, geb. Küpper, get. 30. 6. 1724 ebenda, gest. Alt-Seidenberg, begr. 9. 12. 1792

7. Lange, Georg, Gärtner in Küpper, geb. ebenda 17. 11. 1688, gest. 4. 11. 1757, verh. Küpper 31. 10. 1714 mit

13. Lange, Adam, Bauer in Küpper, geb. ebenda 1655, gest. 16. 9. 1733, verh. I. Ehe Küpper 2. 8. 1678 mit

14. Hartmann, Maria, geb. Küpper vor 1662, gest. ebenda . . . 1720.

8. Böhme, Helena, aus Gerlachsheim

15. Böhme, Michael, Häusler in Ober-Gerlachsheim

16. . . . . .

2. Hofmann, Anna Rosina, geb. Nieder-Rudelsdorf 1. 5. 1798, gest. Alt-Seidenberg 10. 6. 1869

3. Hofmann, Johann, Gottfried, Häusler und Weber in Nieder-Rudelsdorf, geb. Ober-Rudelsdorf, get. 3. 6. 1769, gest. Nieder-Rudelsdorf 9. 3. 1825, verh. Küpper 8. 10. 1793

5. Hofmann, Johann Gottfried, Häusler, Weber und Richter in Ober-Rudelsdorf, geb. ebenda, get. 16. 1. 1745 Seidenberg, gest. Ober-Rudelsdorf 24. 4. 1814, verh. Seidenberg 5. 5. 1768 mit

9. Hofmann, Johann, David, Häusler, Weber und Garnhändler in Ober-Rudelsdorf, get. 29. 12. 1711, begr. 29. 2. 1756, verh. Seidenberg 8. 2. 1741 mit

17. Hofmann, Friedrich, Häusler, Weber und Steuereinnehmer in Ober-Rudelsdorf, geb. ebenda, get. 8. 2. 1678, begr. 21. 11. 1753, verh. Seidenberg 10. 11. 1706

18. Theurich, Rosina, geb. Ober-Rudelsdorf, get. 25. 11. 1682. begr. 5. 2. 1721

10. Wittich, Maria, geb. Nieder-Rudelsdorf, get. 20. 11. 1719, begr. 24. 3. 1758

19. Wittich, Georg, Gärtner in Nieder-Rudelsdorf, geb. . . . 1680, begr. 11. 3. 1722, verh. Seidenberg 19. 2. 1707 mit

20. Rothe, Maria, geb. Nieder-Rudelsdorf, get. 2. 1. 1685, begr. 4. 12. 1740

6. Lange, Anna Rosina, geb. Nieder-Rudelsdorf, get. 14. 3. 1746, begr. 24. 1. 1823 Seidenberg.

11. Lange, Christoph, Häusler und Garnhändler in Nieder-Rudelsdorf, get. 7. 9. 1716, begr. 18. 4. 1777, verh. Weigsdorf 14. 11. 1741 mit

21. Lange, Friedrich, Häusler und Weber in Nieder-Rudelsdorf, geb. ebenda, get. 1. 3. 1677, begr. 7. 6. 1748, verh. Seidenberg 26. 10. 1700 mit

22. Spänig, Anna Rosina, geb. Nieder-Rudelsdorf, get. 13. 7. 1678, begr. 27. 11. 1735.

12. Kummer, Anna Rosina, geb. 1721 Weigsdorf, begr. 3. 6. 1778 Seidenberg.

23. Kummer, Gottfried, Häusler und Weber in Weigsdorf in Sachsen

24. . . . . .

4. Altnickel, Anna Rosina, geb. Berna 13. 12. 1774, gest. Nieder-Rudelsdorf 13. 6. 1848.

7. Altnickel, Johann Christian, Häusler und Leineweber in Berna Nr. 107, geb. Berna 22. 4. 1737, gest. ebenda 12. 6. 1813, verh. Küpper 17. 10. 1769 mit

13. Altnickel, Gottfried, Häusler und Weber in Berna, get. 23. 5. 1697, gest. 24. 11. 1749, verh. Küpper 1719

25. Altnickel, Georg, Häusler, Koch und Fleischer in Berna, geb. ebenda 20. 4. 1662, gest. 23. 3. 1730 Berna, verh. Seidenberg 9. 2. 1688 mit

26. Scholtze, Rosina, geb. Alt-Seidenberg, get. 19. 6. 1672, gest. Berna 8. 3. 1749

14. Höhne (Heim) Anna Elisabeth, geb. Berna, get. 8. 9. 1703, gest. 14. 12. 1784 ebenda.

27. Höhne (Heim), Hans Georg, Häusler, Schneider, Weber und Steuereinnehmer in Berna, geb. Heidersdorf 29. 1. 1672, gest. 10. 2. 1742 Berna, verh. in I. Ehe zu Küpper 15. 11. 1696 mit

28. Ullmann, Rosina, geb. Berna . . . . ., gest. ebenda 1720

8. Hartmann, Anna Rosina, geb. Küpper 2. 3. 1750, gest. Berna 1. 5. 1833.

15. Hartmann, Hans Georg, Häusler, Weber und Kgl. Bierschreiber in Küpper, get. 24. 9. 1709, gest. 1. 5. 1788, verh. Küpper 23. 2. 1734

29. Hartmann, Georg, Freihäusler, Weber und Handelsmann in Küpper, geb. ebenda 9. 1. 1680, gest. 10. 10. 1745, verh. Küpper 21. 10. 1704 mit

30. Miesler, Susanne, geb. Küpper 4. 11. 1684, gest. ebenda 17. 2. 1746.

16. Hartmann, Anna Rosina, geb. Küpper, get. 19. 4. 1714, gest. ebenda 5. 10. 1777.

31. Hartmann, Christoph, Häusler, Salz- und Frachtfuhrmann in Küpper, geb. ebenda, get. 27. 2. 1692, gest. 29. 6. 1766, verh. Küpper 13. 9. 1712 mit

32. Teubner, Helena, geb. . . . . 1691, gest. 13. 6. 1759 Küpper.

Tode (er wurde 1640 in Seidenberg im Alter von 75 Jahren begraben) in den Besitz der Zweckaer Gutsherrschaft gelangte. Wahrscheinlich war dasselbe wie die meisten Grundstücke in Kundorf *) im Dreißigjährigen Kriege verwüstet, öde, verlassen und mit rückständigen Steuern belastet, sodaß dasselbe keiner seiner Söhne übernehmen konnte und das Gut nach Landesbrauch an die Gutsherrschaft fiel. Von seinen Söhnen wurde Christoph 1604—65, Bauergutsbesitzer in Ober-Rudelsdorf, Gründer der älteren Christophlinie, deren Nachkommen nur bis zu Christophs Urenkel Samuel feststellbar waren, der 1740 als Scholz in Dobers Kreis Rothenburg lebte, während Jakob 1614—93 (siehe II. 2.) der Stammvater aller zur Zeit noch bekannten, lebenden Glieder des Geschlechts wurde.

II. 2. Jakob 1614—93, geb. 1614 zu Kundorf, starb 1693 zu Ober-Rudelsdorf, war von 1644 bis 70 Gärtner und Schöppe in Kundorf Nr. 13 und von 1670 bis 93 Bauergutsbesitzer in Ober-Rudelsdorf. Aus seiner 1640 zu Seidenberg mit Anna Gehler (gest. 1675) aus Alt-Seidenberg geschlossenen Ehe wurde der Häusler und Bäcker Christoph 1655—1720 (siehe III. 4.) Gründer des noch in Seidenberg, Görlitz, Küpper, Nieder-Rudelsdorf und Aschersleben blühenden Bellmannsdorfer Zweiges, während Georg 1657—1717 (siehe III. 5.) der Stammvater des Alt-Seidenberger und Wittgendorfer Zweiges der Familie wurde.

III. 5. Georg 1657—1717, geb. 1657 zu Kundorf, wurde am 2. Juli 1717 in der Seidenberger Kirche während des Gottesdienstes vom Blitz erschlagen und am 6. Juli mit noch sechs Getöteten vom Rathaus in Seidenberg begraben. **) Georg Adler war Besitzer des väterlichen Bauerngutes, sowie Gerichtsverwalter in Ober-Rudelsdorf, und seit 1680 zu Seidenberg verheiratet mit Anna Lindner (gest. 1726) aus Alt-Seidenberg. Von seinen Söhnen wurde der ältere Christoph 1681—1760 (siehe IV. 7.) Gründer des Alt-Seidenberger und der jüngere Christian 1691—1771 (siehe IV. 8.) Gründer des noch in Zittau, Oybin, Kottmarsdorf, Ruppersdorf, Dresden, Senftenberg und Hamburg blühenden Wittgendorfer Zweiges.

IV. 7. Christoph 1681—1760, geb. 1681 zu Ober-Rudelsdorf, gestorben 1760 zu Alt-Seidenberg, war von 1708 bis 50 Häusler, Schuster und Waldförster in Alt-Seidenberg Nr. 15 und daselbst seit 1708 verheiratet mit Elisabeth Moser (gest. 1752) aus Alt-Seidenberg. Von seinen fünf großjährig gewordenen Söhnen sind Hans Christoph, Johann Georg und Gottlob (siehe V. 6. 8. und 9.) aus Alt-Seidenberg abgewandert, während Gottfried 1710—58 daselbst in kinderloser Ehe seit 1736 Besitzer des Gartens Nr. 13 war, der bis 1845 sich im Familienbesitz befand, und Christoph 1721—74 (siehe V. 5.) Stammvater der heute noch lebenden Glieder des Alt-Seidenberger Zweiges wurde.

*) Kundorf bestand im 30jähr. Kriege aus 1 Kretscham, 12 Bauerngütern [3 vier-, 8 drei- und 1 zweipferdigen Gut], 3 Gartennahrungen [heutige Nr. 2, 13 und 21] und 2 Häuslernahrungen [Nr. 5 und 22]. Von diesen 19 Grundstücken werden in den Jahren 1641—49 noch 5 Güter und 1 Garten als „öde, wüste und verlassen" in dem Schöppenbuche angeführt, während 6 weitere Güter [das 1641 abgebrannte Gerichtsgut und die Güter Nr. 4, 5, 8, 17 und 25], weil die Besitzer verstorben und die Erben die Güter nicht übernehmen konnten, der Zweckaer Herrschaft zufielen, nachdem diese Güter seitens der Herrschaft in der Seidenberger Kirche von der Kanzel öffentlich feilgeboten worden waren. [Schöppenbuch I, Seite 226, 231, 251, 269 und 289].

**) vergl. hierüber Joh. Gottl. Kloß, Chronik von Seidenberg 1762, Seite 165.

V. 5. Christoph 1721—74, geb. 1721 zu Alt-Seidenberg Nr. 15 und daselbst 1774 verstorben, war von 1750 bis 74 Besitzer des brüderlichen Gartens Nr. 13 und seit 1750 zu Jauernick verheiratet mit Anna Rosina Model (gest. 1802) aus Niecha Kr. Görlitz. Aus dieser Ehe stammt sein einziger Sohn Johann Gottfried 1753—1831 (siehe VI. 4.).

VI. 4. Johann Gottfried 1753—1831, geb. 1753 zu Alt-Seidenberg Nr. 13 und daselbst 1831 verstorben, war von 1780 bis 1806 Besitzer des väterlichen Gartens Nr. 13 in Alt-Seidenberg und seit 1776 verheiratet mit Anna Rosina Frömter (gest. 1822) aus Alt-Seidenberg. Von seinen Söhnen hatte der älteste Johann Gottlieb 1786—1871, Freigärtner und Schuster, sowie von 1806 bis 45 Besitzer des väterlichen Gartens Nr. 13 in Alt-Seidenberg aus seiner 1812 mit Christiana Elisabetha Mai (gest. 1856) aus Alt-Seidenberg geschlossenen Ehe nur zwei überlebende Töchter, während sein jüngster Sohn Karl Friedrich 1793—1883 (siehe VII. 5.) das Geschlecht fortpflanzte.

VII. 5. Karl Friedrich 1793—1883, geb. 1793 zu Alt-Seidenberg Nr. 13, starb 1883 fast neunzigjährig zu Seidenberg, nachdem er von 1817 bis 1852 als Wirtschaftsbesitzer und Maurerpolier in Alt-Seidenberg Nr. 26 und seit 1869 in Seidenberg als Rentner ansässig war. Aus seiner 1818 geschlossenen Ehe mit Anna Rosina Hofmann (gest. 1869) aus Nieder-Rudelsdorf, mit der es ihm vergönnt war, 1868 das goldene Ehejubiläum zu feiern, stammt sein einziger Sohn Ernst Gottlieb 1827—83 (siehe VIII. 8.).

VIII. 8. Ernst Gottlieb 1827—83, geb. 1827 zu Alt-Seidenberg Nr. 26, gestorben 1883 zu Seidenberg, war von 1852 bis 69 Besitzer des väterlichen Gartengrundstückes Nr. 26 in Alt-Seidenberg, von 1860 Bürger und Maurermeister in Seidenberg, seit 1864 Ziegeleibesitzer in Nieder-Rudelsdorf und Gründer des noch bestehenden Baugeschäftes Wilhelm Adler in Seidenberg. Aus seiner 1852 zu Küpper mit Joh. Friederike Karoline Mierdel (starb 1903) aus Berna geschlossenen Ehe stammt sein einziger Sohn Friedrich Wilhelm Fürchtegott 1855—1911 (siehe IX. 9.).

IX. 9. Friedrich Wilhelm Fürchtegott 1855—1911, geb. 1855 zu Alt-Seidenberg Nr. 26, gestorben zu Seidenberg 1911, war Maurer- und Zimmermeister in Seidenberg, Ziegeleibesitzer in Nieder-Rudelsdorf, Stadtverordneter und seit 1892 Ratmann der Stadt Seidenberg. Aus seiner 1882 zu Seidenberg geschlossenen Ehe mit Lyda Auguste Klotz *) (gest. 1926) aus Seidenberg stammen 3 Söhne: Curt Ernst Hermann, geb. 1883, Diplom-Ingenieur und Architekt z. Zt. in Salzwedel (Altmark) (siehe X. 1.), Fritz Otto, geb. 1887, Maurermeister und Inhaber des Baugeschäftes Wilhelm Adler in Seidenberg (siehe X. 2.) und Karl Otto, geb. 1888, gest. 1925, Kaufmann in Görlitz (siehe X. 3.).

Ueber die Verbreitung des Geschlechtes und die noch lebenden männlichen Namensträger gibt der beigefügte Stammbaumauszug, in dem alle

*) Vorsitzende des Vaterl. Frauenvereins in Seidenberg, Inhaberin der Roten Kreuzmed. 3. Klasse, des Preuß. Verdienstkreuzes für Kriegshilfe und des Herzogl. Sachs. Meining. Charlottenkreuzes.

jung Verstorbenen und sämtliche weibliche Sippenmitglieder weggelassen wurden, Auskunft. Wie jeder Einzelne in seinen Vorfahren wurzelt und nach den Naturgesetzen ohne 2 Eltern, 4 Groß-, 8 Urgroß-, 16 Alt- und 32 Altgroßeltern usw. unmöglich ist, zeigt uns die nebenstehende 32stellige Ahnentafel des Ernst Gottlieb Adler 1827—83, von dessen 29 bekannten Ahnen 24 Ahnenfamilien aus unserem und nur 5 aus benachbarten Kreisen stammen.

Der Zweck dieser Zeilen wäre erfüllt, wenn recht viele Leser den Spuren ihrer Familie nachgehen würden, denn Familienforschung ist eine sittliche Pflicht, die wegen der damit verbundenen soziologischen und biologischen Probleme und besonders wegen der Vererbungserscheinungen von jeder Familie betrieben werden müßte und so schließe ich mit den Worten unseres größten deutschen Dichters Goethe: „Wohl dem, der seiner Väter gern gedenket, der froh von ihren Taten, ihrer Größe den Hörer unterhält und still sich freuend ans Ende dieser schönen Reihe sich geschlossen sieht."

Bedeutende Männer aus dem Kreise Lauban.

Jakob Böhme.

Von Studienrat Felix Voigt, Görlitz.

I.

Ein Kind der Oberlausitz ist der größte deutsche Mystiker und Theosoph, den unser Vaterland seit den Tagen Meister Ekkeharts gesehen hat: Jakob Böhme; durch Geburt und Leben aufs engste verbunden mit dem Heimatboden, läßt sich auch sein Werk ganz in der Tiefe nur erfassen, wenn man ihn aus dem religiösen Geist seiner Heimat heraus versteht. Seine Familie war seit Jahrhunderten ansässig in Alt-Seidenberg (im heutigen Kreise Lauban): schon 1416 begegnet uns hier ein Hans Behme, wahrscheinlich doch ein Urahn des Theosophen; sein Urgroßvater, der ebenfalls Jakob hieß, ist 1558 Bauer in Alt-Seidenberg, und sein Bruder Michel ist seit 1619 Besitzer des väterlichen Gutes. Der Name Jakob war seit Generationen in der Familie üblich: Jakob Böhmes Urgroßvater, Vater und ältester Sohn tragen ihn ebenfalls. Hier an der böhmischen Grenze verlebte er seine früheste Jugend. Ja, es ist sogar gelungen *), das ehemalige Böhmesche Gut in Nieder-Alt-Seidenberg nachzuweisen: es ist das an der Straße nach Küpper gelegene Freihaus Nr. 73 (Abbildung in dem Bildwerk: „Jakob Böhme und Görlitz", 1924). Den Geburtstag können wir allerdings nicht mehr feststellen, nur das Jahr 1575. In Alt-Seidenberg, wo seit alters eine eigene Schule bestand, empfing Jakob den ersten Unterricht. Die Familie selbst war keineswegs arm — das väterliche Gut umfaßte 120 bis 150 Morgen —, aber es mag bei den acht Kindern doch oft karg zugegangen sein. Wir wissen, daß Jakob Böhme in seiner Jugend oft das Vieh gehütet hat, wenn auch kaum an der Landeskrone, wo er nach den Fabeleien A. von Frankenbergs einen Schatz entdeckt haben soll. Um seines schwächlichen Körpers willen sollte er das Schusterhandwerk erlernen, und er mag seine Lehrjahre — genaue Nachrichten besitzen wir allerdings nicht — im nahen Seidenberg „ausgestanden" haben. Wohin er in seinen drei Gesellenjahren gewandert sein mag, vermögen wir leider nicht mehr festzustellen, obwohl es zweifelsohne für das Verständnis der Entwicklung seines Geistes von höchster Bedeutung wäre. Man ist nach manchen Anzeichen versucht, vielleicht an Prag zu denken. Seit der Mitte der 90er Jahre des 16. Jahrhunderts scheint er dann in Görlitz geweilt

*) Curt Adler: „Zur Feststellung der Geburtsstätte Jakob Böhmes in Seidenberg", in „Jakob Böhme", Gedenkgabe der Stadt Görlitz, 1924, S. 1—6.

zu haben, zunächst als Geselle. Sicher wurde er 1599 hier Meister und Bürger und heiratete im gleichen Jahre. Und so ist denn sein gesamtes weiteres Leben bis zu seinem Tode — abgesehen von einigen Reisen — aufs engste mit Görlitz verknüpft.

II.

Selbst in unseren Tagen ist es für den Besucher des alten Görlitz nicht schwer, in den altertümlichen, oft steil emporsteigenden Gassen mit den prächtigen Bürgerbauten der Renaissance und des Barock, in den Lauben am Markt und längs der Straßen, auf den malerischen Plätzen, vor den machtvollen Bauten der Kirchen, der Wehrtürme und Basteien sich zurückzuversetzen in jene Zeit, da Jakob Böhme wohl ein Menschenalter lang Bürger dieser Stadt war. Zahlreich sind noch die Erinnerungsstätten, die sein und seiner Zeitgenossen Gedächtnis neu beleben. Noch steht sein erstes Wohnhaus, leider nicht mehr das zweite, in dem er von 1610 bis 1624 lebte und seine großen Werke schuf; noch erhalten sind die Häuser der reichen und vornehmen Schwenckfeldianer, die seine ersten Anhänger wurden, noch das des Pastor primarius Gregorius Richter, der in der Peterskirche seine Predigten gegen den Ketzer und Enthusiasten schleuderte. Vor allem aber ist noch Böhmes Grab erhalten, auf jenem wundervollem Friedhof von St. Nikolai, der seinesgleichen kaum in Deutschland hat. Knapp hinter der Kirche liegt es, in stimmungsvolles Grün gebettet, zwischen alten Gräbern des 17. und 18. Jahrhunderts. Das älteste Denkmal, das ihm einst seine schlesischen Freunde vom Adel gesetzt hatten, war bald nach seinem Tode vom Pöbel mit Schmutz beworfen und herausgerissen worden. Nahezu 200 Jahre lag das Grab ungepflegt da; erst seit 1800, d. h. den Tagen der Romantik, wurde es durch mehrere Denkmäler geschmückt, so 1869 in besonders würdiger Weise durch die Oberlausitzische Gesellschaft der Wissenschaften mit einem mächtigen Porphyrblock mit Namen, Daten und dem Spruch Offenb. Joh. 3, 5, den einst seine Freunde dem Theosophen zur Leichenrede bestimmt hatten, den aber die Geistlichkeit verwarf: „Wer überwindet, der soll mit weißen Kleidern angetan werden, und ich werde seinen Namen nicht austilgen aus dem Buche des Lebens, und ich will seinen Namen bekennen vor meinem Vater und seinen Engeln." Endlich haben 1922 amerikanische Verehrer Böhmes seine Ruhestätte noch durch eine große Granittafel mit dem symbolischen Zeichen der philosophischen Kugel geschmückt.

III.

Von dem äußeren Leben Böhmes in jenen Görlitzer Jahren seit 1599 ist wenig zu berichten. Still verlief es bis zum Jahre 1612, jenem Jahre, das Epoche machen sollte in der Geschichte der deutschen Mystik. Damals schrieb er die „Morgenröte im Aufgang". Und dadurch kam er 1613 in Streitigkeiten mit dem Pastor Gregorius Richter, die schließlich dazu führten, daß er vor dem Rate der Stadt geloben mußte, fürderhin nichts mehr zu schreiben. Es folgten nun die Jahre innerer Sammlung bis 1618, in denen er auf das Mahnen seiner Freunde hin und aus dem Drang seines gewaltigen schöpferischen Innenlebens heraus

sein Gelübde brach; sicher nach ungeheueren Gewissenskämpfen, die wir nicht einmal im entferntesten ahnen können, aber „man soll Gott mehr gehorchen, denn den Menschen." Und nun folgt in den Jahren 1618 bis 24 die gewaltige Reihe seiner tiefen mystischen Schriften, die uns ein umfassendes Gottes- und Weltbild darlegen. Als Freunde wider seinen Willen 1624 ein paar kleine Schriften dem Druck übergaben, wurde er in einen zweiten, noch schwereren Streit mit dem eifernden „Hohenpriester" verwickelt. Beinahe wäre die Verbannung über ihn ausgesprochen worden; jedenfalls aber mußte er sich in Dresden bei dem Landesherrn verantworten. Kurz nach dem Tode seines alten Gegners Richter, der im April 1624 starb, ging es auch mit dem Leben Jakob Böhmes zu Ende. Nach schwerer Erkrankung starb er still und gottergeben am Sonnabend, dem 16. November 1624 (nicht, wie allgemein angegeben wird, erst am 17.). Noch sein Begräbnis gab zu allerlei Streitigkeiten und Ausschreitungen Anlaß.

IV.

Man muß Umwelt und Heimat des Philosophus Teutonicus kennen, um das innerste Wesen seiner Persönlichkeit und seiner Gedankenwelt zu verstehen. Gewiß ist der tiefste Kern seiner Seele frei von irdischer Gebundenheit; gewiß müssen wir gerade in Böhme das unlösbare Rätsel des menschlichen Genius staunend verehren, aber die Form, die die ewigen Ideen in ihm angenommen haben — und ein großer Teil seines Werkes ist zweifellos „Form" —, diese Form ist wesenhaft beeinflußt durch drei Faktoren: durch das Geistesleben seiner Heimat, durch den typischen Grundcharakter der ostmitteldeutschen Religiosität und durch das neue Weltbild, das seit dem 14. Jahrhundert — also seit dem Abflauen der großen mittelalterlichen Mystik — heraufdämmerte und in Renaissance und Barock seine Ausgestaltung fand.

V.

Man wird Jakob Böhme in keiner Weise gerecht, wenn man ihn schlechthin als Mystiker bezeichnet. Man darf ihn kaum irgendwie in Beziehung sehen zu den großen Mystikern des Mittelalters, einem Meister Eckehart, einem Tauler oder Suso. Er ist das Kind einer neuen Zeit mit neuen Problemen und neuen Lösungen. Jakob Burckhardt hatte einst geglaubt, das Wesen der Renaissance dem Mittelalter gegenüber charakterisieren zu können durch die Wiederentdeckung der Antike und der menschlichen Persönlichkeit. Beides ist heute in dieser Form als irrig erkannt. Der Hauptunterschied ist der, daß in der Tat seit dem 14. Jahrhundert ein neues Weltgefühl heraufdämmert, als dessen Archegeten wir Franz von Assisi verehren müssen. Nicht mehr wird Natur und Welt negiert, sondern erkannt als ein integrierender Bestandteil des Alls Gottes. Nikolaus von Cues ahnt zu Beginn des 15. Jahrhunderts den Zusammenhang des Kosmos, die großen Italiener des 16. und 17. Jahrhunderts, ein Giordano Bruno, Cardanus, Telesio, Campanella führen das Werk der neuen philosophischen Naturerkenntnis weiter. In dem Denken aller dieser Männer findet sich ein gut Teil mystischer Anschauung, aber Jakob Böhme blieb es vorbehalten, die tiefen religiösen und metaphysischen Erkenntnisse der mittelalterlichen Mystiker zu vereinen mit dem neuen Weltbild der Renaissance.

Es ist nicht so sehr die Reformation, sondern das neue naturwissenschaftliche Denken seiner Zeit, unter dessen Beeindruckung Böhme steht. Daß er aber all diese Anregungen in sich aufnehmen konnte, das ist doch wohl das Verdienst seiner zweiten Heimat Görlitz. In dem angeregten geistigen Leben der alten Sechsstadt der Lausitz waren all die neuen Gedanken wirksam; hier fand er Männer, die sie ihm aus ihrem reichen Wissen vermitteln konnten. Gerade in Görlitz lassen sich all die geistigen Bestrebungen des 16. Jahrhunderts deutlich nachweisen. Beherrschend war zu Beginn des 17. Jahrhunderts das orthodoxe Luthertum, unter dem ja Böhme schwer zu leiden hatte. Aber bis zum Amtsantritt von Böhmes Gegner Gregorius Richter finden wir doch eher eine stille oder offene Opposition gegen die starre Rechtgläubigkeit, in die die neue Lehre versunken war. Stand doch Görlitz gegen Ende des 16. Jahrhunderts in dem starken Verdachte der heimlichen Hinneigung zum Calvinismus, ein Vorwurf, gegen den sich auch Böhme in mehreren Schriften noch hat verteidigen müssen. Es ist bezeichnend, daß die drei ersten rectores Gymnasii Augusti Gorlicensis unmittelbare Schüler Melanchthons waren und also der weitherzigeren, milderen Richtung des Luthertums zuneigten.

VI.

Seit je ist ferner der starke Einfluß festgestellt worden, den der große Arzt und Chemiker der Renaissance Theophrastus Paracelsus auf den Görlitzer Theosophen ausgeübt hat. Es mag sein, daß Böhme einige seiner Schriften gelesen hat, aber unzweifelhaft sind ihm dessen Anschauungen und Fachausdrücke, die er in so hohem Maße verwendet, auch noch von anderer Seite nahe gekommen. Seit 1565 studierten zahlreiche Görlitzer in Basel, der Hochburg paracelsischen Geistes, Medizin, ein großer Teil der Görlitzer Aerzte zur Zeit Böhmes waren nachweislich Anhänger des Paracelsus, so besonders drei Freunde des Schusters, Dr. Kober, Michael Kurtz und Dr. Balthasar Walther. Von dieser Seite aber sind ihm noch andere wichtige Anregungen übermittelt worden. Dr. Walther hatte sich jahrelang im Orient aufgehalten zum Zweck des Studiums orientalischer Mystik und der Kabbalah. Wenn wir bei Böhme nicht selten Ideenverwandtschaften mit der altchristlichen Gnosis, origenistischer Mystik, den Schriften des Pseudodionysius Areopagita sowie der Kabbalah feststellen, so dürfen wir nicht Kenntnis dieser Gedankenkreise durch eigenes Studium annehmen, sondern indirekte Uebermittlung in erster Linie wohl eben auch durch Dr. Walther.

VII.

Und zu diesen zahlreichen geistigen Anregungen, die Böhme in Görlitz fand und die im einzelnen hier nicht besprochen werden können *), kommt ein zweites: der mystische Grundcharakter Ostmitteldeutschlands. Es ist eine unleugbare Tatsache, daß der Volksschlag dieser Landschaften, speziell der Lausitz und Schlesiens, eine geradezu primitive mystische Geistesveranlagung besaß und noch besitzt. Dieses Gebiet ist ja einst aus Franken, der Oberpfalz und Thüringen besiedelt worden, den Landschaften, in denen

*) Ich verweise auf meine ausführliche Schrift „Beiträge zum Verständnis Jakob Böhmes" in „Görlitzer Forschungen zu Jakob Böhme". Herausgegeben von R. Jecht, Görlitz 1924.

sich im 13. und 14. Jahrhundert die neue Frömmigkeit der deutschen Mystik herausbildete. So mögen denn schon die Kolonisten aus jenen Gegenden den Hang und die Anlage zur Mystik mitgebracht haben. In der Tat ist dieses Ostmitteldeutschland ein Land voll von extremem religiösen Individualismus, von Sektiererei und religiöser Eigenbrödelei! Man mag darüber urteilen, wie man will; eins ist sicher, daß sich in den Kreisen dieser Sonderlinge ein starkes religiöses Leben voll Kraft, Inbrunst und Innigkeit abspielte, wie in der großen offiziellen Kirche nur selten. Man überschaue ferner einmal die große Reihe bedeutender Mystiker und religiöser Köpfe im allgemeinen, die dieser Boden hervorgebracht hat, und man wird erkennen, daß Böhme in seiner Sonderveranlagung eben nur hier denkbar ist. Jene Reihe hebt mit Kaspar Schwenkfeld an und führt zu Gerhart Hauptmann, in dessen schweren Alterswerken die Mystik deutlich hervortritt. Es sei nur an Kaspar Peucer, den Schwiegersohn Melanchthons, Abraham von Frankenberg, Böhmes getreuesten Anhänger, Christoph Kotter, den Sprottauer Geisterseher, an Angelus Silesius, Zinzendorf und Schleiermacher erinnert.

Das ist der Heimatboden, aus dem heraus Böhme erwuchs, und der ihm sein eigentlichstes Gepräge verlieh. Freilich der Kern seiner theosophischen Ideen selbst ist zeitlos. Es ist ein gewaltiges Weltbild, dem er Gestaltung gab, erfüllt von zahllosen schweren Gedanken, aus deren Menge hier wenigstens einige wenige herausgegriffen seien, um die Eigenart und Tiefe seines Denkens aufzuweisen.

VIII.

Im Mittelpunkt der Böhmeschen Gedankenwelt steht Gott. Gewiß geht auch Jakob Böhme von dem Gottesbegriff der Mystik im allgemeinen aus. Auch er betont, daß Gott losgelöst von allem Welterleben das unterschiedslose, namenlose, ewig sich gleichbleibende Eine ist, dessen Wesen durch jedes Attribut nur zerstört wird, so daß schließlich der Begriff „Nichts" übrig bleibt. Aber Böhme ist mehr oder wenigstens noch etwas anderes als Mystiker. Er ist in erster Linie Theosoph, und das Wesen der Theosophie wird am klarsten gekennzeichnet durch das Psalmwort: „In Deinem Lichte sehen wir das Licht". Böhme zieht dementsprechend die Weltwirklichkeit in den Kreis seiner Ideen hinein, negiert nicht die Welt als etwas Gottfernes oder gar -feindliches. Er sieht in ihr vielmehr der Gottheit lebendiges Kleid, und Gott selbst ist ihm der wirkende Geist, in dem all das tausendfältig sich spiegelnde Leben der Welt wesenhaft darinnen liegt. Gottes Wesen, wenigstens insoweit es uns überhaupt erkennbar ist, ist eben das Wirken in der Natur mit Hilfe seiner gestaltenden Kraft. In ihm ruht die „ewige Natur", d. h. die Menge der in der Materie tätigen Kräfte. So findet aus Gott eine ewige Geburt statt, ein kosmogonischer Prozeß, den im innersten zu erfassen das Ziel aller menschlichen Weisheit ist. Er ist der tiefste Sinn der Weltgeschichte in allerweitester Auffassung, im Entstehen und Vergehen der Weltenkörper nicht minder wie der irdischen Völker und Einzelmenschen.

Das ist Böhmes tiefe Erkenntnis, die jahrhunderte später in anderer Form, aber in bewußter Anlehnung an den Görlitzer Schuster Schopen-



Jakob Böhme. Nach einem Bilde im Besitz der Stadt Kamenz i. Sa.

hauer erneuert hat: in Gott lebt Wille, ein Wille freilich, der kein Objekt außer sich kennt, also ein auf sich selbst bezogener Wille. Dieser Urwille sucht nun nach einem ideellen Werkzeug, sich selbst gleichsam im Spiegel zu erschauen. Hier beginnt in Böhmes Gottes- und Weltanschauung bereits die Entwicklung. Das ist mehr als der Gottesbegriff der Mystik, das ist ein Schritt auf dem Wege von Eckehart zu Goethe. Dieser Spiegel ist „die Weisheit", auch genannt „die edle Jungfrau Sophia", die „Idea" (welches Wort Böhme der deutschen Sprache als philosophischen Fachausdruck übermittelt hat). Man kann diese Sophia-Idee, ohne Böhmes Gedanken zu verfälschen, geradezu mit der platonischen Ideenwelt gleichsetzen; nur muß man sich klar machen, daß Böhme nicht durch philosophische Spekulation, sondern inneres Schauen darauf geführt worden ist. Diese Sophia stellt also als reale metaphysische Wesenheit das Reich dar, in dem alle kosmischen Kräfte und Dinge in ihrer gottgewollten Reinheit leben, während ihre uns Menschen erfaßbare Erscheinung nur einen letzten, verdunkelten Abglanz aus jener Lichtwelt darstellt.

IX.

Bedeutsame Erkenntnisse liegen in dieser Böhmeschen Gottesauffassung vor, losgelöst von der mythischen Formung, die ihnen ihr Schöpfer gegeben hat. Denn als einen Mythos müssen wir die Gestaltung des innergöttlichen Prozesses betrachten. Einmal löst Böhme Gott heraus aus aller anthropozentrisch erfaßten Weltwirklichkeit. Damit scheidet er ihn gewiß auch von dem religiösen Empfinden des Einzelmenschen. Aber er hämmert ihm das Eine ins Bewußtsein, daß Gottes Wesen nicht allein erfaßt werden kann in seiner wirkenden Offenbarung in den Dingen. Wohl zeigt er sich uns auch in dem gewaltigen kosmischen Prozesse, aber der Grund seines Sinnes ist außerweltlich. Vor diesem Mysterium magnum (großen Geheimnis) haben wir demütig zu verstummen. Er ist uns seinem innersten Wesen nach unerkennbar, nur eins von ihm erleben wir, weil wir unter seiner Beeindruckung stehen, seinen Weltwillen. Und das zweite: es ist das Wiedererstehen der platonischen Ideenlehre, die in dieser eigenen Gestalt bei Böhme doch herrlich ist wie am ersten Tag. Alles, was wir real erfassen, ist ein Ausströmen aus der einen Urrealität, die ruht in Gottes Geiste. Das wahre Wesen alles Seins ist einmal geboren worden in dem Selbstbewußtwerden der Gottheit in sich, in der Jungfrau Sophia.

X.

Es würde zu weit führen, hier den Ablauf des ganzen kosmogonischen Prozesses zu schildern. Nur eine Frage sei hier behandelt: Welches ist das Verhältnis Gottes zur Natur? Oder genauer: Ist Böhme Pantheist? Man hat oft den Grund seiner Lehre dahin auslegen wollen, daß er Gott identifiziere mit der Gesamtheit der Natur und ihm alle Selbständigkeit und Persönlichkeit raube. Es mag sein, daß sich in Böhmes Erstlingswerke, der Aurora (1612), Stellen mit pantheistischer Färbung finden. Aber in den Jahre der Sammlung von 1613 bis 1617 rang sich unser Theosoph zu einem anderen Standpunkt durch. Am Ende seines Lebens

(1624) spricht er es einmal ganz klar aus: „Die Natur ist nur ein Werkzeug Gottes, damit Gottes Kraft wirket", und gleich daran anschließend: „die Natur ist nichts anderes als Eigenschaften der eigenen entstandenen Begierde . . . . . und ist nicht Gott selber, denn Gott durchwohnet wohl die Natur, aber die Natur begreifet ihn nur so weit, als sich die Einheit Gottes mit in das natürliche Wesen eingiebet und (sich selber dadurch) wesentlich macht, als im Lichtswesen, welches in der Natur in sich selber wirket und die Natur durchdringet . . . . sonst ist die Einheit Gottes in der Natur unbegreiflich." Ich meine, dieser Ausspruch des gereiften Böhme ist klar genug, um seine endgültige Anschauung festzustellen. Die Natur ist nicht identisch mit Gott, sie ist auch nicht sein Wesen, sondern seines Wesens, ein Stück davon; kurzum: die Summe seiner geoffenbarten Attribute. Man fühlt sich bei dieser Deutung lebhaft an Goethes Stellungnahme zu diesem Problem erinnert, die man ja auch keineswegs als rein pantheistisch bezeichnen darf. Man denke an seine Verse:

Was wär' ein Gott, der nur von außen stieße,
Im Kreis das All am Finger laufen ließe!
Ihm ziemt's, die Welt im Innern zu bewegen,
Natur in Sich, Sich in Natur zu hegen,
So daß, was in Ihm lebt und webt und ist,
Nie Seine Kraft, nie Seinen Geist vermißt.

Gott wirkt immanent in der Natur, ohne daß damit die Behauptung ausgesprochen wäre, er sei nichts anderes als eben diese in ihrer Gesamtheit. Das Verhältnis Gottes zur Natur nach Böhmes Auffassung dürfen wir, wenn wir einen philosophischen Terminus darauf anwenden wollen, wohl mit dem von Karl Christian Friedrich Krause genial geprägten Begriffe „Panentheismus" bezeichnen.

XI.

Bei der Ausgestaltung seines Weltbildes ist Böhme auch an der Frage nicht vorbeigegangen, auf die jede Weltanschauung, sie sei religiöser oder philosophischer Art, Antwort zu geben versuchen muß: welches ist der Ursprung und der Sinn des Uebels in der Welt? Wie können wir das Böse in Einklang bringen mit der Gottesvorstellung? Es soll hier nicht versucht werden, einen, wenn auch nur kurzen Abriß der Geschichte dieses sogenannten Theodizeeproblems zu geben. Den tiefsinnigsten Lösungsversuch vor Böhme unternahm wohl der Neuplatonismus. Ihm gehört die Unvollkommenheit an sich integrierend zum Wesen der Welt, die aus der reinen Idee Gottes herausgeflossen ist. Aber das Böse ist die unterste Stufe dieser Emanation, die überhaupt denkbar ist. Sie ist die reine Negation, das „Nichtseiende". Böhme als Kind der neuen Zeit mit ihrer naturwissenschaftlichen Einstellung war viel zu sehr Realist, als daß ihm das Böse eine bloße Negation hätte sein können. Er hatte in sich die Realität dieser Macht zu stark erlebt, er sah den handgreiflichen Dualismus von gut und böse als einen unbestreitbaren an, aber er blieb ihm nicht das Letzte, bis wohin man vordringen konnte. Sein theosophisch-kosmisches

Denken führt ihn naturgemäß dazu, das Problem unter einen weltweiten Gesichtspunkt zu stellen, ja es hineinzuverlegen in den Urquell alles Seins, in Gott. —

Das war Böhmes neue Erkenntnis: auch das Böse ist aus Gott. Dasselbe freilich hatte schon das Judentum, die indische und viele andere Religionen behauptet, aber in einem moralischen Sinn: das Böse, das Gott sendet, dient der Sündenvergeltung oder der Läuterung des geprüften Menschen. Nichts von alledem bei Böhme. Der moralische Standpunkt weitet sich ihm zu einem kosmischen, das Böse wird über den Bereich menschlicher Verhältnisse hinausgehoben, wird zu einer die Welt erfüllenden Macht. Böhmes eigene Worte klären die Frage am besten: „Der Leser soll wissen, daß in Ja und Nein alle Dinge bestehen. Das eine als das Ja ist eitel Kraft und Leben und ist die Wahrheit Gottes oder Gott selber. Dieser wäre in sich selber unerkenntlich ohne das Nein. Das Nein ist ein Gegenwurf des Ja oder der Wahrheit, auf daß die Wahrheit offenbar und Etwas sei." So hat denn Gott das Böse gewollt zu dem Zwecke, daß das Gute offenbar würde. Es ist das Offenbarungsmittel, an dem das Licht sichtbar wird. Man denke, um sich diese Anschauung zu verdeutlichen, etwa an den elektrischen Strom, der erst dann Licht spendet, wenn ihm der dünne Kohlen- oder Metallfaden einen genügend starken Widerstand entgegensetzt.

Diese Lösung des unerhört schwierigen Problems, oder sage man dieser Lösungsversuch geht denn doch mehr in die Tiefe als die Anschauung des Bösen als eines gottgewollten Läuterungs- oder Vergeltungsmittels. Hier ordnet sich diese Macht harmonisch in die eine Welt ein, die erfaßt wird als das Spiel entgegengesetzter Kräfte, von denen die eine die andere hintreibt zu dem gottgewollten Endziel. Damit ist der Dualismus sowohl anthropozentrischer wie kosmischer Art überwunden, die Einheit der Welt ist gewahrt, ja ist erst recht erkannt. Andererseits aber braucht Böhme das Böse nicht mehr, wie es der Neuplatonismus tat, als eine reale Macht zu streichen. So rundet sich das Weltbild Böhmes in allen Teilen zu einer panentheistisch-monistischen Weltanschauung, so klar und vollendet, wie es nur wenige Erleuchtete in der Geistesgeschichte der Menschheit erreicht haben.

XII.

Es ist überflüssig, auch nur ein Wort zu verlieren über Böhmes Bedeutung. Seine Wirkung hat sich in der Vergangenheit erstreckt von der Romantik (Novalis, Fouqué, Schelling) über Hegel und Schopenhauer zu Eucken. Vielleicht aber ist es richtig, daß, wie man betont hat, die stärkste Wirkung Böhmes gerade auch auf die deutsche Geisteskultur erst in der Zukunft zu erwarten steht. Dieser hohen Bedeutung in Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft kann man nicht entgegenhalten, daß die weit überwiegende Mehrzahl selbst unserer Gebildeten von Böhme wenig mehr als den Namen kennt, und daß also auch in Zukunft eine Wirkung auf weitere Schichten unseres Volkes ausgeschlossen ist. Ich glaube, dieses Schicksal teilt er nur mit den anderen Größen des Barock, mit Michelangelo, Cervantes, Shakespeare, Rembrandt, deren Werk sich

doch immer nur wenigen zum inneren Erlebnis gestaltet. Und um seine nächsten Geistesverwandten in der Geschichte der deutschen Frömmigkeit zu nennen: was ist Meister Ekkehart, was ist selbst Goethe den „Vielen"? Man wird freilich zugeben müssen, daß von allen Genannten Böhme in der Formung seiner Gedankenwelt der eigenwilligste ist und sich so vielleicht am schwersten auch ernstem Wollen erschließt. Wer sich aber die harte Arbeit nicht verdrießen läßt, durch die schwierigen Schriften des Görlitzer Theosophen einzudringen in seine gewaltige Gedankenwelt, der wird über kurz oder lang das einzigartige Böhmeerlebnis haben: daß in Böhmes Geist eine ungewöhnlich starke Gottverbundenheit lebendig ist, und daß ein Strahl dieses Glanzes auch auf alle fällt, die sich in ihn vertiefen. Denn über seinem machtvollen synthetischen Gedankengebäude, über den zahlreichen Erkenntnissen seines philosophischen Denkens und Schauens steht eben doch das Eine: sein unmittelbares, unerschöpflich schauendes Gotteserleben, so wie es Karl I. von England aussprach, als ihm 1646 eine Schrift Jakob Böhmes zu Händen kam: „Gott sei gelobt, daß es noch Menschen gibt, die von Gott und seinem Worte ein lebendiges Zeugnis aus der Erfahrung zu geben wissen."

So ragt denn Böhme als ein ganz Eigener, Gewaltiger empor in der weiten Welt menschlicher Geistigkeit, einsam wie ein Bergriese. Und von ihm gelten die Worte, die sein Zeitgenosse, der andere große germanische Barockmensch, William Shakespeare, ausspricht:

> Er war ein Mann, nehmt alles nur in allem,
> Ich werde nimmer seinesgleichen seh'n.

Literatur: Es können hier nur ganz wenige Hinweise für weiteres Einarbeiten in diesen so überaus schwierigen Stoff gegeben werden. Vollständigkeit kann bei der Fülle der vorliegenden modernen Literatur nicht erstrebt werden. Zunächst seien die 2 Görlitzer Festgaben erwähnt: „Jakob Böhme", herg. in Verbindung mit E. Adler und F. Voigt von R. Jecht (Görlitz 1924), in der Vf. „Beiträge zum Verständnis J. Böhmes" veröffentlicht hat, und „Jakob Böhme und Görlitz", ein Bildwerk, herg. von R. Jecht (1924). Empfehlenswert zur Lektüre (wenn auch schwer verständlich) Paul Hankamer, Jakob Böhme, Gestalt und Gestaltung (Bonn 1924). Vorzüglich, gerade auch für Böhme, ist Karl Joël, „Der Ursprung der Naturphilosophie aus dem Geiste der Mystik", Jena 1926. Ganz unbefriedigend W. E. Peuckert, „Das Leben J. Böhmes", Jena 1924. Fesselnd: Rufus M. Jones, Geistige Reformatoren des 16. und 17. Jahrhunderts, Deutsche Uebersetzung Berlin 1925. Als Auswahl empfehlenswert: „Das Böhme-Lesebuch", herg. von P. Hankamer, 1925.

Einen Ueberblick über die gesamte moderne Böhmeliteratur habe ich gegeben in: „Das Böhmebild der Gegenwart", N.-Lauf. Magazin Bd. 102, 1926, S. 252—312. Der Aufsatz bietet eine brauchbare Einführung in die Probleme der Böhmeforschung für alle, die sich weiter in diesen sehr schwierigen Stoff vertiefen wollen.

Adolf Traugott von Gersdorf und Karl Gottlob von Anton.

Von Dr. R. Jecht, Görlitz.

Beide Männer standen in engster Verbindung mit dem jetzigen Kreise Lauban, und, so verschieden auch ihre Wirksamkeit gewesen ist, sie müssen in einem Zuge genannt werden; denn sie vereinigten ihre wissenschaftliche und wirtschaftliche Kraft zu einer Tat, die, sich über anderthalb Jahrhunderte auswirkend, noch heute ihren Geist spüren läßt und für die Pflege der Wissenschaft in der Oberlausitz von höchster Bedeutung gewesen ist.



Adolf Traugott v. Gersdorf.

von Gersdorf ist am 20. März 1744 in Rengersdorf bei Görlitz geboren. Er genoß die denkbar sorgfältigste Erziehung und legte in Leipzig vornehmlich die Grundlagen für seine Lieblingsstudien Naturgeschichte, Mineralogie und Physik, schloß sich aber auch eng an den berühmten Gellert, dessen Dichtung und Menschenfreundlichkeit bis heute ihren Ruhm haben, an. Beide waren in ihrer Herzensinnigkeit verwandte Naturen, und Gersdorf hat, folgend seinem Meister, Zeit seines Lebens immer eine große Fürsorge und offene Hand für Studierende gehabt. Nach Beendigung seiner Leipziger Studien wandte Gersdorf zunächst auf seinen schönsten und umfangreichsten Besitz Meffersdorf an der Tafelfichte seine Fürsorge. Seit 1658 war dieses umfangreiche Gut und seine ausgedehnten Waldungen, die bis auf den höchsten Berg des Isergebirges hinaufranken, im Besitze der von Gersdorf, und der anmutige Winkel erzählt von einer großen Kulturarbeit der Familie, die dort ein Städtlein Wigandsthal und zahlreiche Dörfer gründete. Vom Jahre 1768 an ließ von Gersdorf das schöne Schloß, das noch jetzt eine rechte Zierde des Kreises ist, bauen. Da nun längere Zeit mit dem Bau verbracht wurde, gründete von Gersdorf seinen Hausstand in Nieder-Rengersdorf bei Görlitz, seinem andern Besitz. Seit 1789 wohnte er jedoch bis zu seinem Tode in Meffersdorf. Ueber sein allgemeines Wirken lassen wir einen Zeitgenossen sprechen: „Wenn man den Herrn von Gersdorf genau kennen lernt, so weiß man nicht, ob man mehr seinen unermüdlichen Fleiß und seine Forscherbegierde, seine genaue und richtige Beobachtungskunst und die angemessenste Beurteilung der beobachteten Gegenstände, seine ausgebreitete Gelehrsamkeit, oder ob man mehr seine Bescheidenheit, Güte des Herzens, Wohltätigkeit im Stillen gegen Bedürftige, Verachtung alles üppigen Aufwandes und der Schwelgerei schätzen soll." von Gersdorf war glücklich verheiratet, hatte aber keine Kinder und ver-

wendete seinen großen Reichtum für Studien- und Wohlfahrtszwecke. Fast jedes Jahr unternahm er weite Reisen, und zwar hauptsächlich, um seine Erfahrungen und Beobachtungen zu erweitern. Die Frucht davon sind genaue und lehrreiche Reisetagebücher, die, von 1765 bis 1805 reichend, eine unglaubliche Masse von Stoff darbieten. Daneben pflegte er eine ausgebreitete Briefschaft mit den berühmten Leuten seines Faches in Deutschland und darüber hinaus. Sein Schloß in Rengersdorf und Meffersdorf stand für Gelehrte und Künstler offen, denen er seine Schätze nutzbar machte. Vor allem zog er auch den Oberlausitzer Landschaftsmaler Christoph Nathe — 1753 bis 1806 —, der längere Zeit in Lauban wohnte und seine Grabstätte auf dem Kirchhofe zu Markliſſa fand, an sich. Den nahm er mit auf seine Reisen und veranlaßte ihn, die Landschaften mit seinem Stift und Pinsel festzuhalten. von Gersdorf besaß eine außerordentliche Buchsammlung, ein Mineralien-Kabinett hohen Wertes und eine kleine, aber beachtenswerte Kupferstich- und Bildsammlung. Sein physikalisches Arbeitszimmer erregte seinerzeit die Bewunderung der Fachleute. Seinen vielen Untertanen in Wigandsthal, Meffersdorf, Grenzdorf, Schwerta zeigte er sich als wahrhafter Vater, er schaffte die Laßgüter (nur auf Zeit überlassene Güter) ab und verwandelte sie in Erbgüter; in Jahren der Hungersnot und Teuerung half er mit Geld und Notstandsarbeit. Er ließ 1804/05 den Neugersdorfer Turm „mon plaisir", jetzt Kaiser-Wilhelms-Turm, um den Leuten Verdienst zu geben, für 6000 Taler errichten. Er starb nach einem reichgesegneten Leben am 16. Juni 1807; sein Grab befindet sich noch heute, gut gepflegt, auf dem Kirchhofe zu Meffersdorf.

Auf einem anderen Gebiete der Wissenschaft arbeitete Karl Gottlob Anton. Stammte von Gersdorf aus einer uralten Oberlausitzer Adelsfamilie, die in die Geschichte des Landes tiefe Furchen eingegraben hat, so war Anton der Sproß eines gut bürgerlichen Hauses, dessen Reiser zuerst in Friedersdorf bei Zittau, dann in Hirschfelde, Lauban und Görlitz emporwuchsen. Unser Anton ist in Lauban am 23. Juli 1751 geboren und zwar in dem Hause Markt 18, wo am 30. August 1922 die Gesellschaft für Geschichte und Literatur der Landwirtschaft ihm ein Ehrenmal anbringen ließ. Sein Vater war ein einfacher, aber bemittelter Bürger und Handelsmann. Der Knabe besuchte das Lyzeum seiner Vaterstadt und verließ 1770 mit einem glänzenden Zeugnis die heimische, liebgewonnene Schule, die unter dem tüchtigen Rektor Bauer (bis 1766) und dann unter Göbel stand. Bis 1774 besuchte er die Universität Leipzig, um die Rechte zu studieren; vielfach aber tummelte er sich in Fächern, die ganz abseits von den damals auf der Hochschule getriebenen lagen. Leipzig gab dem jungen Manne auch seine gesellschaftliche Bildung. Er war ein angenehmer Gesellschafter, voll von heiterer Laune und unschuldigem Witze, sehr lebhaft in der Unterhaltung und kein Spielverderber. Nachdem er sich den Doktorgrad erworben hatte, zog er nach Görlitz, wo er im April 1776 eine reiche Erbin heiratete. Dadurch kam er in die glückliche Lage, bis zu seinem Tode sich fast allein seinen literarischen Bestrebungen hingeben zu können. 1802 adelte ihn der Kaiser. Anton besaß einen großen ländlichen Grundbesitz, so Ober-Neundorf und Waldau. Er ver-

kehrte viel mit dem bekannten preußischen Minister von Herzberg. Er starb am 17. November 1818 und liegt auf dem Nikolaifriedhofe zu Görlitz begraben. 1918 setzte ihm dort die dankbare Oberlausitzische Gesellschaft der Wissenschaften ein wuchtiges, weithin sichtbares Denkmal. Anton war zumeist Rechtsgelehrter, freilich kaum sich betätigend im praktischen Rechte, wohl aber in dem geschichtlichen Rechte (Sachsenspiegel), dann Forscher auf dem Gebiete der deutschen und slawischen Sprache; er beschäftigte sich viel mit allgemeiner Sprachkunde und Sprachphilosophie, dann mit Geschichte. Hell klingt sein Name noch bis jetzt durch seine Geschichte der deutschen Landwirtschaft; auch auf angewandte gleichzeitige Landwirtschaft richtete er sein Augenmerk, und seine Schriften darüber sind noch jetzt lesenswert. Hoch veranlagt, scharf denkend, fähig, leicht und schnell zu arbeiten, sehr fleißig, dabei geneigt, sich die höchsten Ziele zu stellen, hat er viel Unruhiges, Sprunghaftes, das ihn nicht zu einem rechten Ende kommen ließ. Zu seinen Lebzeiten und noch Jahrzehnte danach wurde er und seine Werke allenthalben genannt. Jetzt ist sein Name verblaßt.



Karl Gottlob von Anton.

Verblaßt aber ist nicht seine Schöpfung, die er und Adolph Traugott von Gersdorf schufen, die Oberlausitzer Gesellschaft der Wissenschaften in Görlitz. Aufgebaut auf den Forschungsgebieten der beiden herrlichen Leute, sich ordnend nach beider geistigen Richtungen ging die Gesellschaft in stiller unentwegter Arbeit seit 150 Jahren ihre Bahn. In ihr zeigt sich noch bis heute beider Männer Eigenheit. Anton schreckte vor keiner Schwierigkeit zurück, war äußerst impulsiv und, wenn es not war, scharf und zupackend; Gersdorf bedächtig und vornehm, zurückhaltend. Die Stifter gaben der Gesellschaft ihre Sammlungen, Anton sein prächtiges vornehmes und geräumiges Haus, beide auch bare Gelder. Auf 80 zwei- und vierspännigen Fuhren wanderte der große Gersdorfsche Nachlaß von Meffersdorf 1807 nach Görlitz in das Haus Neißstraße 30, wo er, vereint mit dem Erbe Antons, noch jetzt, wissenschaftlich und pietätsvoll verwaltet, sich befindet und, vermehrt, ein Segen für die einheimischen Wissenschaften geworden ist. Fürwahr, der Kreis Lauban kann stolz sein auf diese beiden Söhne, auf den von Gersdorf und von Anton.

Namhafte Geschichtsschreiber im Laubaner Kreise.

Von Dr. R. Jecht, Görlitz.

Karl Gottlob Dietmann ist zwar kein geborener Laubaner, er hat aber von 1756 bis 1804, also beinahe 50 Jahre, in Lauban als Pastor pestilenziarius und Prediger der Frauenkirche gewirkt. Neben seinen amtlichen Verpflichtungen entwickelte er eine erstaunlich reichhaltige schriftstellerische Tätigkeit. Zunächst gab er in 16 (13) Bänden ein noch heute wichtiges geographisches Werk von 1750 bis 1770 heraus. Dann veröffentlichte er in 5 Bänden eine Arbeit über die Priesterschaft des damaligen Kurfürstentums Sachsen und in Sonderheit 1777 eine über die Priesterschaft der Sechsstädte, Werke, an denen wir noch jetzt zehren. Endlich ließ er von 1768 bis 1792 das (alte) Lausitzer Magazin in 25 Bänden erscheinen. Diese Zeitschrift, die bedeutendste im 18. Jahrhundert in unserer Oberlausitz, ist voll von gleichzeitigen Nachrichten, bringt aber auch historische Aufsätze. Sie darf auf keines Oberlausitzer Forschers Studiertische fehlen. Dietmann ist am 5. Februar 1721 zu Gruna (östlich Weißenfels) geboren und in Lauban am 4. Dezember 1804 gestorben. Sein Grab ist bisher nicht aufgefunden.

Gleichzeitig mit Dietmann wirkte in Lauban Immanuel Friedrich Gregorius, seit 1751 Konrektor, dann Diakonus und seit 1793 Pastor primarius in Lauban. Außer seinen Arbeiten für die Geschichte Laubans war berühmt seine Aelteste Geschichte der Oberlausitz bis 1346. Das Werk ist ungedruckt; sein Original befindet sich in Berlin, eine Abschrift steht auf der Bibliothek der Oberlausitzischen Gesellschaft der Wissenschaften. Kein geringerer als der preußische Staatskanzler Hardenberg, der die Urschrift für das Geheime Staatsarchiv in Berlin erwarb, zollt ihm hohes Lob. Klarheit, gute, urkundliche Grundlagen und scharfsinnige Kritik zeichnen das umfangreiche Buch aus, doch leidet es an Breite, Weitschweifigkeit und umständlichen Erörterungen derart, daß die Oberlausitzer Gesellschaft der Wissenschaften dem Wunsch Hardenbergs, es zu drucken, nicht nachkommen mochte. Gregorius war in Kamenz 1730 geboren und starb in Lauban 1800.

Ferner sind zu nennen Vater (1705—1766) und Sohn (1739—1811) Christian Gottfried Meißner. Der zuerst genannte, Stadtsyndikus in Lauban, gab den Anstoß zur Gründung der Laubaner „Gelehrten-Gesellschaft", der Sohn, zuletzt Appellationsrat in Dresden, ließ noch jetzt unentbehrliche Werke über die geschichtlich-rechtliche Literatur der Oberlausitz drucken.

Schon frühe gab es in Lauban heimische Chronisten; so den Geistlichen Martin Bohemus, dessen Werk bis 1589 reicht und recht beachtenswert ist, den Laubaner Bürgermeister Christoph Wiesner (1566—1627) und den Bürgermeister Martin Zeidler (1576—1637), die ebenfalls verdienstvolle Stadtchroniken schrieben. Dieser Männer ungedruckte Werke benutzte 1846 der Lehrer J. G. Gründer für seine gedruckte Chronik Laubans, die freilich wissenschaftlichen Wert vermissen läßt, aber wegen ihrer Reichhaltigkeit und Zusammenfassung des gesamten Stoffes

für jeden Oberlausitzer Geschichtsforscher unentbehrlich ist. Bekannt und noch für heute brauchbar ist die Arbeit des Laubaner Rektors Jördens (1757—1835), die freilich nicht heimatlichen Stoff behandelt, sondern ein Lexikon deutscher Dichter und Prosaiker in 6 Bänden (1806—1811) ist. Als heimatliche Forscher sind noch zu nennen Gottfried Weiner, geb. 1737 in Markliſſa, gestorben 1804 als Diakonus in Linda, dessen Arbeit dankenswerte Nachrichten über Markliſſa und über Dörfer in dessen Nähe bringen (das meiste ist ungedruckt), ferner Johann Gottlieb Miſchke, Schullehrer in Schadewalde, der eine inhaltsvolle Chronik dieses Ortes schrieb und eine recht beachtenswerte und bequem zu benutzende Arbeit „Das Markgrafentum Oberlausitz preußischen Anteils in geschichtlicher statistischer und topographischer Hinsicht" 1861 drucken ließ. Für die Geschichte des Queiskreises und seines Anbaues hat sich der Oberpfarrer in Meffersdorf-Wigandsthal Johann Ehrenfried Fritzſche (1726 bis 1793) durch seine stoffreichen Arbeiten für immer ein Verdienst erworben. Endlich haben die beiden Heino, Vater und Sohn (1652—1730 und 1690—1759), beide Juristen und Rechtsbeamte in Lauban, durch ihre hervorragend tüchtigen handschriftlichen Arbeiten für immer die Grundlage für Oberlausitzer Rechtsgeschichte gelegt.

Der kaiserliche Lügenhistoriker Abraham Hosemann.

Von Dr. R. Jecht, Görlitz.

Die Sechsstadt Lauban hat den zweifelhaften Vorzug, der Geburtsort eines Mannes zu sein, der die Geschichtsfälschung vollständig zum Gewerbe ausgebildet hat und dessen Frechheit hierbei geradezu ohne Beispiel in der Geschichte ist.

Hosemann, oder wie er sich auch nach der Sitte seiner Zeit übersetzend nannte, Enemiander, ist 1561 in Lauban geboren, und 1617 in der Nähe von Magdeburg von Bauern erschlagen worden. Sein Vater, ein Schuhmachermeister, zwang den gut veranlagten und vorwärts strebenden Knaben auf den Schusterschemel; er entfloh aber und gewann in Jena und Erfurt in niederer Dienststellung eine gewisse Bildung. Der Tod des Vaters erlaubte nun dem Sohne, in Lauban seine Tätigkeit als Geschichtsschreiber aufzunehmen. In den Jahren 1614 bis 1617 beglückte er schlesische und lausitzische reichere Adelsgeschlechter, sowie viele Städte in diesen Gegenden mit genauen, bis dahin ganz unbekannten Nachrichten ihrer Familien und Gemeinden. Er berief sich dabei auf 700 Chroniken und Geschichtsbücher, die er vorgeblich geschrieben auf Birkenrinden, Pergament und Papier in seinem Museum in Lauban habe und die er jedermann zum Einblicke vorstellen wollte. Nur schade, daß diese Urkunden und deren Verfasser niemand bekannt geworden sind, oder wenn Verfasser und Schrift bekannt waren, überhaupt in dem ganzen Werke die angezogene Stellen nirgends zeigten. Fast alles, was Hosemann vorbringt, ist funkelnagelneu, so ein Kaiser Mauritius, ein heidnischer Prinz Polkhain, ein römischer Kriegsoberst Lucca, der in ganz Schlesien Städte gründet. Die Frechheit dieses Schwindlers ging soweit, daß er z. B. die Städte-

geschichten im wesentlichen formularartig arbeitet und zwar in wörtlicher und tatsächlicher Uebereinstimmung, daß z. B. die Orte Troppau, Jägerndorf, Glatz, Oels ums Jahr 300 gegründet wurden. Die genauen Nachrichten von dem Alter der Städte und von dem heldenhaften Wirken der Vorfahren, die er „urkundlich" mit gewissen Zeugnissen bis auf Jahr und Tag vorbrachte, machten auf Städte und Geschlechter dieser kritiklosen Zeit solchen Eindruck, daß sie ihm — und darauf kam es Hosemann an — mit klingender Münze lohnten und sie solche Werke freudigst in ihre Chroniken und Archive aufnahmen. Ja bis heute glaubte man trotz aller Warnungen solchen handgreiflichen Erfindungen. Schon 1736 feierte die Stadt Münsterberg daraufhin ihr 800jähriges Jubiläum, ja 1893 beging auf Grund solcher Hosemannschen Lügengebilde die Stadt Spremberg unter großem Gepränge ihr 1000jähriges Bestehen. In Lauban setzte man auf seine Angaben hin dem Laubaner Bürgermeister und kaiserlichen Obersten Hauptmann Konrad Zeidler, der in den Maitagen 1427 nach Hosemanns Schwindelberichten für die Sechsstadt im tapfern Kampfe gegen die Hussiten sein Leben gelassen hatte, im 19. Jahrhundert einen Gedenkstein. Ein Originalschreiben Hosemanns, in dem er der Görlitzer Tuchmacherzunft eine glatt erfundene Urkunde des Kaisers Rudolph vom 15. Mai 1274 überschickte, liegt im Archiv der Oberlausitzischen Gesellschaft der Wissenschaften zu Görlitz.

Zu vergleichen von R. Jecht: Gebirgsfreund, illustr. Zeitschrift, 7. Jahrgang, 1895, Seite 145—147 und Der Oberlausitzer Hussitenkrieg und das Land der Sechsstädte, 1911, Seite 132 und 133.

Forscher und Künstler im Kreise Lauban.

Von F. Bertram, Lauban.

Mit der Darstellung des Lebens und Wirkens Jakob Böhmes, v. Antons und v. Gersdorffs und der anderen vorstehend gewürdigten Männer ist noch nicht die Reihe der bedeutenden Männer erschöpft, welche dereinst im Kreise Lauban das Licht des Welt erblickten oder innerhalb seiner Grenzen eine segensreiche Tätigkeit entfalteten. Es sei da zunächst an den Grafen von Pfeil und Klein-Ellguth, den kühnen Forscher und Mitbegründer von Deutsch-Ostafrika und an seinen Schwiegervater, den Freiherrn von Minutoli erinnert, der die Neidburg wieder erbaute und mit seinen Sammlungen ausstattete.

In dem kleinen Kreisstädtchen Neurode in der Grafschaft Glatz ward Graf Pfeil am 30. Dezember 1857 als Sohn des Landrats Graf Valerian Pfeil und seiner Gemahlin, einer geborenen Gräfin Beßler, geboren. Als der Knabe in seinem zehnten Lebensjahre stand, wurde sein Vater nach Göttingen versetzt, dessen Gymnasium der junge Graf nun besuchte. Einer seiner Lehrer, Geheimrat Marks, erkannte früh die ausgeprägte Begabung des Grafen für Geographie und Völkerkunde und förderte sie durch Hinweise auf die Werke berühmter Forscher, wie z. B. Livingstones, Humboldts und Rohlfs. Mit 17 Jahren schloß sich Graf Pfeil einer nach Südafrika gehenden Missionsgesellschaft an. Im schwarzen Erdteil begann für den Jüngling ein harter Kampf mit dem Leben.

Doch ließ ihn seine Tatenfreudigkeit und jugendliche Spannkraft alle Hindernisse und Enttäuschungen überwinden. In diesem Ringen und Kämpfen bildete er die reichen Gaben seines Geistes aus, machte sich vertraut mit Land und Leuten Afrikas und sammelte jene Fülle von Erfahrungen, die ihn später befähigten, in die Reihen der Männer einzutreten, deren Namen unzertrennlich mit der Geschichte der deutschen Kolonien verbunden sind. Seine erste Forschungsreise führte ihn kreuz und quer durch Südafrika bis an die Kalahariſteppe und ließ ihn erkennen, daß Englands Einfluß hier zu sehr gefestigt war, als daß deutsche Bemühungen Aussicht auf Erfolg haben konnten. Darum entschloß er sich, nach Deutschland zurückzukehren. Dort war unterdessen die deutsche Kolonialgesellschaft gegründet worden, mit der Graf Pfeil sofort in Verbindung trat. Im September 1884 ging eine von der Gesellschaft ausgerüstete Expedition unter der Leitung des Grafen Pfeil, Dr. Karl Peters und Dr. Karl Juhlkes nach der Sansibar gegenüberliegenden Küste von Ostafrika. Noch in demselben Jahre gelang es diesen Männern, die wichtigsten Teile dieses Küstengebietes zu erwerben und damit den Anfang für die Erschließung unserer größten und bedeutendsten Kolonie, Deutsch-Ostafrikas, zu machen. Anfang 1885 kehrten seine beiden Gefährten nach Deutschland zurück, um auf Grund ihrer Erfolge für den Kolonisationsgedanken zu werben. Graf Pfeil setzte indessen seine Forschungsreise fort, drang als erster Europäer am Rufijifluſſe aufwärts und erwarb dabei das wichtige Chutu im Hinterlande der Küste. Leider erntete er nach seiner 1886 erfolgten Rückkehr nach Deutschland nicht den Dank, auf den er Anspruch gehabt hätte. Doch ertrug er alle bitteren Enttäuschungen mit der vornehmen Ruhe eines edlen Charakters. 1887 schied er aus den Diensten der Deutsch-Ostafrikanischen Gesellschaft und trat in die der Neuguinea-Kompagnie, die ihn nach dem Bismarckarchipel sandte. Die Gründlichkeit seiner Beobachtungen und das sorgfältige Eingehen auf alle Eigenarten und Entwicklungsmöglichkeiten der Südseeinseln trugen wesentlich zur Kenntnis und Erschließung der dort gegründeten Kolonien bei. 1889 und 1890 bereiste



Dr. Joachim Graf v. Pfeil.

er Australien, Java und im Auftrage der deutschen Kolonialverwaltung auch Indien. Letzteres zu dem Zwecke, britische Kolonisationsmethoden zu studieren. 1891 durchreiste er vom Kaplande aus Deutsch-Südwestafrika, um diese neu erworbene Kolonie auf ihre Besiedlungsmöglichkeiten hin zu untersuchen. Auch darüber vermochte er der Kolonialverwaltung auf Grund seiner Beobachtungen wertvolle Ratschläge zu erteilen. Nach Schlesien zurückgekehrt, fand er in der Tochter des Freiherrn von Minutoli auf Schloß Friedersdorf am Queis eine verständnisvolle und treue Lebensgefährtin. In ihrer Begleitung unternahm er bald wieder neue Reisen nach dem Balkan, nach Egypten, Arabien, Deutsch-Ostafrika, Marokko, Mexiko und Nordamerika. Sein Hauptinteresse aber wandte er Marokko zu, auf dessen Wichtigkeit für die deutsche Kolonisation er in Wort und Schrift auf Grund eingehender Studienreisen immer wieder hinwies. Leider stand die deutsche Reichsregierung seinen Plänen und Anregungen verständnislos gegenüber. 1911 brachte dann die Marokkokonferenz den endgültigen Verzicht Deutschlands auf Marokko. Trotz alles Undanks, trotz aller Verkennung hat Graf Pfeil nicht aufgehört, in Büchern, Broschüren und Aufsätzen, sowie in zahlreichen Vorträgen für den deutschen Kolonialgedanken einzutreten. Seine Verdienste um die Wissenschaft würdigte die philosophische Fakultät der Universität Jena, indem sie ihn 1904 zum Ehrendoktor ernannte. Im Weltkriege hat Graf Pfeil nicht tatenlos beiseite gestanden. War es ihm auch wegen seines vorgerückten Alters versagt, seinem Vaterlande mit der Waffe zu dienen, so hat er sich doch in seiner Eigenschaft als Johanniterritter an der Liebestätigkeit, welche dieser Orden an allen Fronten ausübte, rege beteiligt. Im vaterländischen Hilfsdienst betätigte er sich, indem er ein Lehramt für Geographie, Deutsch und Literaturgeschichte am französischen Gymnasium in Berlin übernahm. Das schwerste Opfer aber brachte er seinem Vaterlande mit seinem letzten blühenden Sohne, der im Alter von 26 Jahren als Offizier sein Leben auf dem Felde der Ehre ließ. Dieser schwere Schlag im Zusammenhange mit dem Zusammenbruche Deutschlands, der unter anderem ja auch den Verlust unserer Kolonien zur Folge hatte, trug dazu bei, daß sein reichbewegtes Leben in einem schweren leiblichen und seelischen Siechtum ausklang, von dem ihn erst der Tod erlöste. Er ging. Aber alle, die ihm nahetreten durften, werden seine gewinnende Persönlichkeit, seinen geraden und offenen Charakter nicht vergessen. Seine Werke leben weiter und mögen allen, vornehmlich unserer Jugend, ein Ansporn sein, in gleichem Ernste wie Graf Pfeil durch Wort und Tat mitzuarbeiten am Wiederaufbau unseres geknechteten Vaterlandes.

Bei der Schilderung der Lebensarbeit des Grafen Pfeil wurde schon kurz auf den hervorragenden Anteil hingewiesen, welchen seine Gemahlin nahm, besonders dadurch, daß sie ihn häufig auf seinen Forschungsreisen begleitete. Sie war eine Tochter des Freiherrn von Minutoli, der im Dezember 1806 zu Berlin als Sohn des Generalleutnants Heinrich von Minutoli geboren wurde. Schon bei dem jungen Studenten der Rechte zeigte sich ein leidenschaftliches Interesse für Kunst, Malerei und Architektur. Auf Fußreisen, die ihn durch ganz Deutschland führten, legte er damals schon den Grundstock für seine später berühmt gewordenen Sammlungen.

Auch Italien, die alte Heimat seines Geschlechtes, lockte ihn mit aller Macht. Mehr als einmal hat er es durchreist und wertvolle künstlerische Ausbeute mitgebracht. Während seiner 36jährigen Verwaltungstätigkeit bei der Regierung zu Liegnitz veranstaltete er wiederholt in einem Flügel des Regierungsgebäudes Ausstellungen seiner Sammlungen, getragen von dem Bestreben, die heimatliche Kunst und das Kunstgewerbe durch gute Vorbilder zu befruchten und zu veredeln. Die Abbildungen der meisten Kunstgegenstände seiner Sammlungen machte er der Allgemeinheit zugänglich in dem Werke: „Vorbilder für Kunsthandwerker und Fabrikanten, enthaltend 4500 Mustererzeugnisse der Kunstindustrie aus dem Museum Minutoli." Daß er über solchen persönlichen Neigungen und Arbeiten nicht seinen Beruf als Verwaltungsbeamter vernachlässigte, beweisen die zahlreichen Reisen, die er zum Studium der Lage von Industrie und Bergbau im Regierungsbezirke unternahm, beweist vor allem auch seine uns besonders interessierende Denkschrift über „Die Lage der Weber und Spinner im Schlesischen Gebirge und die Maßnahmen der preußischen Staatsregierung zur Verbesserung ihrer Lage." 1863 erwarb er dann das stattliche Schloß zu Friedersdorf am Queis, das er seinen Wünschen und Plänen entsprechend umgestaltete und zu einer Heimstätte für seine Sammlungen machte. Bald nach der Uebernahme des Schlosses ging er auch an den Wiederaufbau einer kleinen, seit den Hussitenkriegen in Trümmern liegenden Burg dicht bei dem zu seinem Besitz gehörigen Weiler Neidberg. Bei diesem Neubau wurden zahlreiche Altertümer mit verwendet, steinerne Tore, Fenstereinfassungen, schmiedeeiserne Gitter und Türflügel, Skulpturen aller Art. Im Inneren stattete er die Burg mit interessanten Kunstgegenständen, Holzbildwerken, Schnitzereien und Bildern aus und es machte ihm Freude, diese Sammlungen Kunstfreunden, Vereinen und Schulen zugänglich zu machen. Und dieser schönen Sitte blieben auch seine Erben treu, bis dann in den Jahren des Umsturzes Bubenhände in frevelhafter Weise Zerstörungen an der Burg und ihrer Einrichtung vornahmen. Daß die gegenwärtige Besitzerin der Burg, Gräfin Anna von Pfeil und Klein-Ellguth, diese Roheit nicht die Allgemeinheit entgelten ließ, beweist der Umstand, daß gerade sie es gewesen ist, welche den Ausbau der Burg zu einer der schönsten Jugendherbergen des Ostens ermöglichte. *)

Aus der Art und Weise, wie der Freiherr von Minutoli seine Sammlungen nutzbar gestaltete, ersehen wir, daß er keineswegs nur in der Vergangenheit lebte, sondern auch zu den Künstlern und Kunstgewerblern seiner Zeit rege Beziehungen unterhielt. An Vertretern der bildenden Kunst hat es auch unserm Heimatkreise bis zur Gegenwart nicht gefehlt. Greifen wir aus ihrer Zahl nur einige heraus. Die Aufeinanderfolge soll kein Werturteil über die Künstler und ihre Leistungen bedeuten. Wir lassen sie lediglich in zeitlicher Reihenfolge vor unserm geistigen Auge vorüberziehen.

Am 3. Januar 1753 ward dem Landmann Christoph Nathe in Niederbielau bei Görlitz ein Sohn geboren, den er wegen seiner Begabung zum Studium der Theologie bestimmte und ihn darum das Gym-

*) Quelle: Schicha: Dr. Joachim Graf v. Pfeil, Laubaner Heimatkalender 1925; und Frhr. Alexander v. Minutoli, Laubaner Heimatkalender 1927.

nasium zu Görlitz besuchen ließ. Allein die Neigung des jungen Christoph zum Zeichnen behielt die Oberhand. Durch Abzeichnen von Kupferstichen übte er seine Hand, auch zeichnete er viel nach der Natur. Später ging er nach Leipzig auf die Akademie und studierte dort fleißig die Malerei unter der Leitung Oesers. In erster Linie bildete er sich zum Landschafter aus. Den nötigen Lebensunterhalt erwarb er durch den Verkauf seiner Zeichnungen. Daneben versuchte er sich auch im Radieren. Noch während seiner Studienzeit trat er mit dem Herrn von Gersdorf auf Meffersdorf in Verbindung. Der Umgang mit diesem gelehrten Manne ward ihm von großem Nutzen. Gelegentlich seines Aufenthaltes in Meffersdorf bereiste er die schlesischen Gebirge und gab deren Schönheit und Charakter in vielen Zeichnungen wieder. Eine Reise nach der Schweiz, zu der ihn Herr von Gersdorf eingeladen hatte, gab seinem Künstlertum außerordentlich viele Anregungen. Die zahlreichen Skizzen aus der wundervollen Bergwelt der Alpen verarbeitete er fleißig nach seiner Rückkehr in die Lausitz. 1787 nahm er einen Ruf nach Görlitz an, wo er Direktor der Zeichenschule wurde. Sein Amt gewährte ihm die nötige Muße, um Studienreisen nach dem Harz, nach Böhmen und Schlesien zu unternehmen. Um jedoch uneingeschränkt seiner Kunst dienen zu können, legte er im Jahre 1799 seine Direktorstelle nieder und hielt sich wieder bei dem Herrn von Gersdorf auf. Am 10. Dezember 1806 ist er in Schadewalde gestorben und auf dem Kirchhofe zu Markliſſa beigesetzt worden. Sein Grabstein ist dort noch heut an der Mauer der evangelischen Kirche zu sehen.

Wenn wir Laubaner in der glücklichen Lage sind, uns an der Hand zahlreicher Bilder und Tuschzeichnungen eine Vorstellung davon verschaffen zu können, wie unsere Vaterstadt und deren Umgebung etwa in der Zeit von 1800 bis 1820 ausgesehen hat, so verdanken wir das dem emsigen Schaffen Karl August Bornmanns, der als zweiter Sohn des Archidiakonus Johann Gottfried Bornmann im Jahre 1764 zu Lauban geboren wurde. Hat er, der in Leipzig Theologie und Mathematik studierte und 1792 Lehrer am Laubaner Gymnasium wurde, doch mehr als 1000 Bilder nach Motiven geschaffen, die er der hiesigen Gegend entnahm. Als er im Jahre 1831 starb, fand er in seinen Nachkommen liebevolle und gewissenhafte Nachlaßpfleger. Weckt die Betrachtung dieser Bilder auch vor allem das geschichtliche Interesse in uns, so dürfen wir darüber doch nicht vergessen, daß aus ihnen auch ein starkes zeichnerisches Talent zu uns spricht. Es wäre nur zu wünschen, daß der Allgemeinheit mehr als bisher Gelegenheit geboten würde, die bedeutendsten und kennzeichnendsten der Bornmannschen Bilder kennen zu lernen und auf sich wirken zu lassen. Vielleicht wird das eher möglich sein, wenn Lauban erst einmal ein Heimatmuseum besitzt.

An den Wänden eines solchen werden dann auch eine Anzahl prachtvoller Aquarelle und Schwarzweißzeichnungen beredtes Zeugnis ablegen von dem künstlerischen Schaffen eines Laubaner Geistlichen, der als Pastor wie als Mensch und Künstler in gleichem Maße unsere Hochachtung und Dankbarkeit auch über das Grab hinaus verdient. Woldemar Vangerow hieß dieser ausgezeichnete Mann, welcher am 16. März 1838 zu

Hochkirch bei Liegnitz als Sohn des dortigen Geistlichen geboren wurde. Er besuchte die Hochschule zu Halle a. S., um dort Theologie zu studieren, kam 1866 als Pastor nach Volkersdorf, 1873 nach Steinkirch und wurde später dritter Geistlicher in Lauban. Die landschaftliche Schönheit des Kreises Lauban, das Bild der zum Teil noch erhaltenen mittelalterlichen Befestigungen der Stadt Lauban, die stimmungsvollen Grabmäler des alten Frauenkirchhofes, nicht zuletzt auch die großartige Natur des Riesengebirges fesselten den kunstbegeisterten und kunstbegabten Mann derart, daß er immer wieder in seinen Mußestunden zu Stift und Pinsel griff, um in reizvollen Schwarzweißzeichnungen und zarten, mit unendlicher Liebe und Feinheit gemalten Aquarellen das Geschaute festzuhalten. Daß er auch von seinen Reisen nach Tirol und der Schweiz mit gefüllter Skizzenmappe zurückkehrte, ist nach dem Gesagten selbstverständlich. Dabei war dieser feinsinnige Künstler von einer derartigen Bescheidenheit und Zurückhaltung, daß nur ein kleiner Kreis seiner näheren Bekannten einen Einblick in sein künstlerisches Schaffen erhielt. Und da auch nach seinem im Jahre 1900 erfolgten Tode die Witwe des Verstorbenen die gleiche Zurückhaltung übte, wäre wohl sein reiches Schaffen der Allgemeinheit niemals kund geworden, wenn nicht die im Jahre 1914 in Lauban veranstaltete Heimatkunstausstellung Anlaß geboten hätte, die auf unsere engere Heimat bezüglichen Zeichnungen und Aquarelle erstmalig der Oeffentlichkeit zugänglich zu machen. Seitdem ist das noch zweimal geschehen. Ja, noch mehr. Die Pflegetochter des Schöpfers dieser kleinen Kunstwerke, Frau Dr. Seidelmann aus Breslau, hat durch letztwillige Verfügung der Stadt Lauban eine Reihe von Bildern ihres Vaters geschenkweise überwiesen. Solch edle Handlungsweise nicht der Vergessenheit anheim fallen zu lassen, soll Laubans Bürgern eine liebe Pflicht sein. *)

In seiner Eigenschaft als Geistlicher hat W. Vangerow viele Jahre lang an der evangelischen Kreuzkirche in Lauban amtiert. Wer diese Kirche auch nur einmal besuchte, der wird sich nicht dem tiefen Eindruck entzogen haben, den das Altarbild, eine Kreuzigung Jesu, in ihm hervorrief. Der Schöpfer dieses Bildes war ein Laubaner Kind, der am 14. September 1842 als Sohn eines Volksschullehrers geborene Hermann Effenberger. **) Dieser hochbegabte Künstler erhielt seine berufliche Ausbildung auf der Dresdener Kunstakademie und zwar in den Ateliers des bekannten Malers Schnorr von Carolsfeld und des Malers Andreae. Nach Vollendung seiner Studien ließ sich Effenberger in Leipzig nieder, ging aber 1880 studienhalber nach Rom und blieb dort bis an sein Lebensende. Hier malte Effenberger die drei Kaiserbilder, die im Magistratssaale des Laubaner Rathauses hängen. 1900 erkrankte er an einer Lähmung, die ihn, den rüstig Schaffenden, doppelt schwer traf. Von anderen Krankheitserscheinungen gleichfalls hart geplagt, starb er zu Rom im Jahre 1911 und liegt auch dort begraben.

Von Tod und Grab war hier zuletzt die Rede. Manch einen gruselt's schon beim Klange der zwei Worte. Den andern packt es weniger tief. Und wer gar, wie der Totengräber, tagaus, tagein damit

*) Siehe Seite 39 dieses Heimatbuches: „Im Hohwald" von Woldemar Vangerow.

**) Das Altarbild siehe Seite 333 dieses Heimatbuches.



Großmutter beim Frühstück. Gustav Krausche.

zu tun hat, dem verlieren sie schließlich ganz und gar den Charakter des Absonderlichen. Diese Erfahrung wird wohl auch Totengräber Krausche zu Markliſſa im Laufe ſeiner jahrelangen Tätigkeit gemacht haben. Ihm wurde am 17. Februar 1850 ein Sohn geboren, den er nach beendigter Schulzeit dem Maurerberufe zuführen wollte. Wegen des bedeutenden Zeichentalents, mit dem der Knabe begabt war, brachte aber Krausche auf Anraten wohlmeinender Freunde ſeinen Sohn Guſtav nach Schreiberhau im Rieſengebirge, wo er eine Lehrſtelle in der Glasmalerabteilung der Joſephinenhütte erhielt. Den Bemühungen des Markliſſaer Paſtors Bundesmann gelang es, dem jungen Krausche ein Stipendium zu verſchaffen und ihm damit den Beſuch der Akademie zu München zu ermöglichen. Auch in München betrieb Krausche noch die Glasmalerei als Nebenerwerb. Ueber 40 Jahre hat Krausche dann in München als Künſtler gelebt, kehrte aber von Zeit zu Zeit auch gern einmal in ſeine Heimatſtadt Markliſſa zurück. Eine Anzahl Bilder von Markliſſaer Bürgern und Bürgerinnen ſtammen von ſeiner Hand. Für die Markliſſaer Kirche malte er das Bild ſeines Gönners, des Paſtors Bundesmann. Zu ſeinen beſten Bildern iſt das in unſerem Buche in Buntdruck wiedergegebene Bild ſeiner Großmutter zu zählen. Dieſes Gemälde zeigt die aus Schwerta gebürtige Großmutter des Künſtlers in alter Tracht beim Frühſtück. Im Jahre 1917 nahm dann der Tod dem fleißigen Porträtmaler den Pinſel aus der Hand.

Sieben Jahre ſpäter riß der Tod wiederum eine ſchmerzliche Lücke in die Reihe der Künſtler, welche unſerer ſchönen Heimat, der Oberlauſitz, mit Leib und Seele angehörten. Im beſten Mannesalter von 50 Jahren wurde am 10. Dezember 1924 Ludwig Danziger aus der von idealer Schönheit durchleuchteten Welt ſeines künſtleriſchen Schaffens abberufen. In Lauban ſtand ſeine Wiege. Dort wurde er am 3. April 1874 geboren und genoß den Segen eines Elternhauſes, das ihm, dem Unverheirateten, auch noch in ſeinen Mannesjahren eine traute Heimſtätte bot. Und neben der Liebe zur Familie, zu der Heimat, war es die zu ſeiner Kunſt, die im Brennpunkt ſeines Lebens ſtand, einer Kunſt, die weder die anders gearteten Aufgaben und Ziele des Laubaner Gymnaſiums, noch der zuerſt gewählte Beruf des Apothekers einzudämmen oder auf eine Nebentätigkeit zu beſchränken vermochte. In dem altertümlichen Städtchen Lauban — ſo ſchreibt Friedrich Kaſtelle in einer Studie über Danziger — verbringt er ſeine Jugend, und es iſt darum nicht verwunderlich, daß ein großer Lebensabſchnitt des Künſtlers jener Wunderwelt gehört, die in ſeine Jugend hineingrüßte, dem Rieſengebirge, ja, daß er vielleicht aus dieſen Kindheitserinnerungen heraus eigentlich zum Landſchaftsmaler wurde. Sein Aufſtieg zur Meiſterſchaft vollzog ſich dann in jenen Kurven, die faſt alle künſtleriſchen Naturen durchlaufen müſſen: er wird Muſterzeichner, dann Plakatzeichner, wirkt weiter in einer rheiniſchen Porzellanmanufaktur als Porzellanmaler und erkennt bei ſeinem Hochſchulſtudium in Berlin ſehr bald, daß die damals unter der Leitung von Anton von Werner ſtehende Akademie ſeinem dürſtenden Geiſte wenig Nahrung geben konnte. Auch Düſſeldorf vermochte ihm nichts zu bieten und ſelbſt ein Künſtler von der Güte und Größe des

Dresdener Gotthold Kuehl, bei dem Danziger Meisterschüler war, konnte ihn nicht sonderlich fesseln. Seine eigenwillige Begabung suchte und fand eben auch ihren eigenen Weg. Bremen, Frankfurt am Main, die Harzstädte, die köstlichen Winkel an der Lahn, wie Limburg, Runkel, Dietenkirchen, insbesondere aber auch die alten Städte seiner schlesischen Heimat, Lauban und Löwenberg, erschließen ihm ihre malerischen Verborgenheiten und Schönheiten und öffnen den Menschen durch seine Bilder die Augen für den geheimnisvollen Zauber jener gesunden deutschen Art, die sich in der altdeutschen Stadt sammelt und offenbart. In seinen tiefsten Gefühlen und Bedürfnissen war Ludwig Danziger Romantiker. Ein Bild mußte auch ihm etwas sagen, ebenso wie die Landschaft, die er darzustellen suchte. Infolgedessen trat auf seinen ersten Bildern die in die Landschaft verlegte Handlung in den Vordergrund. Bald aber tritt dann das Nebensächliche, das erzählende Beiwerk, zurück. Ueber die krummen Dächer wuchten schwer die stumpfen Türme der alten Befestigungswerke empor und schwarzes Gevögel kreischt aufgestört in der blauen Luft. Aus dem lyrischen Idyll ist eine klirrende Ballade geworden. Je mehr er sich andrerseits in seine heimische Gebirgswelt versenkt, um so stärker tritt bei ihm das Bedürfnis nach jener monumentalen Vereinfachung hervor, die immer das Zeichen wachsender Reife ist. Und mit der Reife der Anschauung wächst bei Danziger auch die Reife der Technik. Seine Farbengebung wird immer lichter, leuchtender, der Rhythmus seiner Linien immer freier und beschwingter, die Komposition der Landschaft immer großzügiger und zwingender. Diese Eigenart, die den Kenner wie den Laien erwärmt und packt, sicherte dem Künstler schließlich auch den Erfolg, die Anerkennung, die sich in der großen Verbreitung seiner Werke in Deutschland und im Auslande bezeugte. Dankbar genoß Danziger seine Erfolge, ohne jedoch neuen nachzujagen. War doch die selbstlose Liebe zur Kunst die Triebfeder seines Schaffens. Das beweist am besten seine letztwillige Verfügung, daß nach seinem Tode alle noch vorrätigen Bilder aus dem Handel gezogen werden sollten und nur einige von ihm besonders bezeichnete in andere Hände übergehen durften. Sachwalterin seines künstlerischen Nachlasses sollte seine treue Schwester sein. Diesem Wunsche sind seine Angehörigen auch nachgekommen. Und so künden heute treffliche Gemälde im Laubaner Rathause und im Görlitzer Heimatmuseum den lebenden wie den kommenden Geschlechtern von dem Schaffen und Streben des Laubaner Künstlers Ludwig Danziger.

Daß Malerei und Dichterei eng miteinander verwandt sind, wer wollte es im Ernst bestreiten? Ihr Inhalt ist beinah der gleiche. Nur die Ausdrucksmittel sind verschieden. Es bedeutet darum auch in dieser Arbeit keinen Bruch, wenn wir von dem Gebiete der Malerei unvermittelt auf das der Dichtkunst übergehen. Wer von uns älteren, die wir die 50 schon eine Weile überschritten haben, sah nicht in seiner Jugendzeit eins oder das andere der liebenswürdigen Lustspiele Gustav von Mosers, wohnte vielleicht gar einer Uraufführung in Lauban oder in Görlitz bei? Die Möglichkeit dazu war mindestens gegeben, denn der Dichter hat eine ganze Reihe von Jahren im Kreise und in der Stadt Lauban gelebt und geschaffen. Durch seine Verheiratung mit

Mathilde von Reibnitz war nämlich der am 11. Mai 1825 als Sohn eines Hauptmanns in Spandau geborene Oberleutnant von Moser nach Holzkirch bei Lauban übergesiedelt. Dem Wunsche des Oheims seiner Gattin Folge leistend, hatte der damals in Görlitz in Garnison befindliche flotte Offizier seinen Abschied genommen und betrieb nun landwirtschaftliche Studien, um später einmal das dem alten Herrn von Reibnitz gehörige Rittergut zu übernehmen. Obgleich sich der junge Landwirt seinem neuen Berufe mit Eifer hingab, befriedigten ihn diese Spaziergänge über die Felder und Wiesen, wie er sie nannte, nicht restlos. Da las er eines Tages zufällig in der Zeitung eine Anzeige des Theaterdirektors Franz Wallner aus Berlin. Der forderte in ihr junge Schriftsteller auf, ihm Stücke einzureichen, versprach, mit Rat und Tat behilflich zu sein, um die Stücke zur Aufführung zu bringen usw. Am andern Tage setzte sich Moser hin und begann einen Einakter „Schach und matt" zu schreiben. Blieb diesem Erstlingswerke auch der Erfolg versagt, so fand ein zweiter Einakter „Er soll dein Herr sein" günstige Aufnahme. Dadurch ermutigt schrieb von Moser noch eine Menge einaktiger Stücke, bis seine literarische Tätigkeit durch den Tod des alten Herrn von Reibnitz unterbrochen wurde. v. Moser mußte sich der Bewirtschaftung des Rittergutes Holzkirch widmen. Nach einigen Jahren verpachtete er es aber und begann wieder zu schriftstellern. Zum Teil allein, zum Teil mit einem Mitarbeiter schuf er nun eine Reihe mehraktiger Lustspiele, von denen einige, wie z. B. „Ultimo", „Der Veilchenfresser", „Reif-Reiflingen", „Der Bibliothekar", eine große Zahl von Aufführungen im Inlande sowohl, als auch im Auslande erlebt haben. In diese Zeit seines Schaffens fällt auch von Mosers mehrjähriger Aufenthalt in Lauban. Die vielen Aufführungen brachten dem Dichter neben den künstlerischen Erfolgen auch ganz annehmbare Einnahmen. Doch standen denen auch immer ziemlich hohe Ausgaben gegenüber, so daß der Dichter Zeit seines Lebens nicht zum Schätzesammeln gekommen ist, trotzdem er 108 Stücke geschrieben hat. Schließlich mußte er von sich selbst bekennen: „Meine Zeit ist um." Nachdem der nunmehr Gealterte noch einige Zeit in dem Hause seines Schwiegersohnes in Bertelsdorf bei Lauban zugebracht hatte, siedelte er nach Görlitz über, wo er auch im Oktober 1903 gestorben ist. Gegenüber dem Görlitzer Stadttheater ist ihm später ein Denkmal errichtet worden. Betrachten wir sein Leben und sein Werk rückschauend, müssen wir Paul Lindau recht geben, wenn er von dem Dichter sagte: „Der Schlüssel zu dem Geheimfach, in dem die Schätze unerschöpflichen Frohsinns für ihn aufgespeichert lagen, war seine Herzensgüte, gepaart mit echter Vornehmheit der Gesinnung."

In strikktem Gegensatz zu dem Leben und Schaffen des „Weltkindes" Gustav von Moser stand das eines Mannes, den man zu den „Stillen im Lande" zählen konnte, des Freiherrn Adolf von Bissing in Beerberg. 1800 geboren, wurde er in der von Fellenbergschen Anstalt in Hofwyl bei Bern erzogen. Er widmete sich dem Studium der Rechtswissenschaft und erhielt später vom Könige den Kammerherrentitel. Als Besitzer des Gutes in Beerberg erschloß er das an Naturschönheit so reiche Queistal, soweit es ihm gehörte, durch Anlage von Wegen und

Ruheplätzen. Das allein schon würde ihm die Dankbarkeit der Mit- und Nachwelt gesichert haben. Aber seine Liebe zur Natur wäre einseitig geblieben, wenn sie nicht auch den Menschen mit umfaßt hätte. Auch das hat Freiherr von Bissing in reichem Maße getan. War er doch Mitbegründer des Oberlinvereins und des Oberlinhauses in Nowawes bei Potsdam. Dieses Oberlinhaus ist ein Lehrdiakonissen-Mutterhaus für Kinder- und Gemeindepflege. Zum Andenken an seine früh verstorbene ungesunde Tochter Olga gründete er in Beerberg die Olgaschule, eine Kleinkinderschule, die später einging, 1928 aber wieder auflebte auf einem Grundstücke, das Herr von Haugwitz auf Lehnhaus und Beerberg, ein Enkel Adolf von Bissings, dem Krüppelheim Bethesda (Markissa-Schadewalde) schenkte. Es liegt am Beerberger Gutspark.

Aus dem Volksleben des Kreises.

Die Stellung unserer Oberlausitzer Mundart.

Von Professor Dr. Curt Müller, Löbau.

Wenn ich es unternehme, einiges über die Stellung unserer Oberlausitzer Mundart innerhalb des Kranzes deutscher Mundarten hier zu sagen, so tue ich dies nicht aus dem Gefühl gesicherter Ergebnisse heraus, sondern in der Hoffnung und mit dem Wunsche, durch den Hinweis auf die hier erwachsenden Probleme heimatlicher Sprachforschung die sammelnde und forschende Tätigkeit heimatlicher Beobachter nachhaltiger zu lenken, als dies bisher geschehen ist. Die deutsche Mundart, wie sie zwischen Pulsnitz und Queis, zwischen dem Wendengebiet im Norden und der Reichsgrenze im Süden zu beobachten ist, hat noch keine einheitliche wissenschaftliche Darstellung gefunden. Die Vorarbeiten dazu, wissenschaftliche Bearbeitungen der Mundarten einzelner Orte, sind auch nicht allzu zahlreich. Die erste Würdigung durch einen wissenschaftlichen Mundartenforscher hat gerade die zentrale Landschaft, die Löbauer Gegend, durch Kießling erfahren: Blick in die Mundart der südlichen Oberlausitz. (Programmarbeit des Seminars zu Löbau 1883). Neben der Kennzeichnung des eigenartigen Lautstandes ist hier auch eine reiche Fülle von Wörtern und Ausdrücken zusammengetragen und auch auf deren Herkunft hingewiesen. Dann erfuhr frühzeitig die sehr eigenartige Mundart des lange böhmisch gebliebenen Dorfes Seifhennersdorf eine wissenschaftliche Darstellung durch Reinhart Michel: „Die Mundart von Seifhennersdorf" (Leipz. Diss., erschienen in Halle 1889). Hier liegt aber keine eigentlich Oberlausitzer, sondern eine mehr nordböhmische Mundart vor. Auch Alfred Meiche behandelt in seiner gediegenen Arbeit „Der Dialekt der Kirchfahrt Sebnitz" (Leipz. Diss., erschienen in Halle 1898) keinen eigentlich Oberlausitzer Dialekt, sondern eine Grenzmundart, die hin zum Obersächsischen und Nordböhmischen starke Uebergänge zeigt. Von den Dialektverhältnissen der Ostoberlausitz, der Gegend zwischen Neiße und Queis, haben wir wissenschaftlich keine Kenntnis. Fritz Wenzel hat in seinen Studien zur Dialektgeographie der südlichen Oberlausitz und Nordböhmens (Dissertation Marburg 1911) den Nachweis erbracht, daß die historisch-politischen Verhältnisse starken Einfluß auf die Dialektentwicklung gehabt haben, insofern sich die Dialekterscheinungen wenigstens im Lautstand vielfach nach den alten Herrschaftsgrenzen gruppieren lassen, wie ja auch die jahrhundertealte Grenze gegen Böhmen einen schärferen Schnitt in den mundartlichen Verhältnissen bedeutet. Die Mundartforscher haben absichtlich

vermieden, voreilige Schlüsse aus unserer Mundart auf die Herkunft der Siedler zu ziehen, welche zu Anfang des 13. Jahrhunderts in die Oberlausitz einwanderten. Ja, Wenzel weist Versuche in dieser Richtung geradezu als haltlos zurück. Trotzdem kann man der Meinung sein, daß die Oberlausitzer Mundarten ihrem Lautstand und ihrem Wortschatz nach mehr zu den ostfränkischen, vor allem oberfränkischen, neigen als zu den thüringischen, denen das Obersächsisch-Meißnische verwandt erscheint. Darauf deuten ja auch die Eigentümlichkeiten der Fluranlagen, Bauweise, Orts- und Personennamen hin. Jedenfalls gehören aber zu genaueren Feststellungen der mundartlichen Zusammenhänge unter den deutschen Stämmen noch eingehendere Lautuntersuchungen gerade auch der in dieser Hinsicht noch wenig durchforschten Ostlausitz, dazu aber außerdem die umfassende Aufsammlung des volkstümlichen mundartlichen Wortschatzes, wozu ich selbst den Anfang gemacht habe, indem ich aus der sächsischen Oberlausitz schon mehrere tausend Wörter und Redensarten zusammengebracht habe.



Bauernhaus in Oertmannsdorf. Phot. Haupt.

Daß unsere Oberlausitzer Mundart dem Schlesischen, besonders den Gebirgsmundarten der Sudetenzüge nahesteht, konnte ich in der Lausitz wie in Nordböhmen bei der Aufführung der „Weber" Gerhart Hauptmanns beobachten; sie wirkten inhaltlich wie mundartlich auf die Oberlausitzer durchaus heimatlich vertraut. Besonders für die Ostlausitzer Mundart der Queisgegend werden die Aehnlichkeiten und Uebergänge sicher genau nachzuweisen sein.

Wissenschaftlich einwandfreie Darstellungen des Lautstandes, der Formen- und Satzbildung, sowie Wortsammlungen sind jedenfalls auch eine notwendige Voraussetzung und Grundlage für unser Mundartschrifttum das im letzten Jahrzehnt in unserer Heimat mächtig zur Entwicklung gekommen ist, in manchen Fällen aber der Gewissenhaftigkeit in der Wiedergabe der tatsächlichen Ausdrucksweise entbehrt und mundartliches Talmigut bietet, d. h. mundartlich gefärbtes Hochdeutsch. Für unser Mundartschrifttum wäre eine einheitliche und vereinfachte Schreibweise wünschenswert. Diesem Ziele strebt die Gesellschaft für Lausitzer Schrifttum zu. (Auch zu einer nur kurzen Kennzeichnung der lautlichen Merkmale und der bezeichnendsten Ausdrücke unserer Oberlausitzer Mundart würde ein besonderer Aufsatz notwendig sein, den ich mir an dieser Stelle versagen muß.)

Unſere Mundart.

Von F. Bertram, Lauban.

Um den Begriff „Mundart" zu beſtimmen, ſtellt man die Volksſprache gewöhnlich als den Gegenſatz der Schriftſprache dar. Von dieſer wiſſen wir, daß ſie das Ergebnis eines Ausgleichs zwiſchen mundartlichen Zügen Mittel- und Süddeutſchlands iſt, doch ſo, daß die Grundlage das Mitteldeutſche bildet. Hervorgegangen aus fürſtlichen Kanzleien des 15. Jahrhunderts, durch Buchdruck und Reformation mächtig gefördert, hatte ſie ſchon eine lange Entwicklung hinter ſich, als ſie durch das Wirken unſerer Klaſſiker zu einem gewiſſen Abſchluß gebracht wurde. Wollte man nun einfach alle diejenigen Sprachformen, welche nicht der Schriftſprache angehören, als Mundart bezeichnen, ſo wäre das eine ſehr oberflächliche, ja ſogar falſche Feſtlegung dieſes Begriffes. Schon unſer geſprochenes „Hochdeutſch" iſt ſelbſt in ſeiner gepflegteſten Form ſowohl im Satzbau als auch in der Wortwahl keineswegs völlig übereinſtimmend mit der Schriftſprache. Gewiſſe Satzbildungen und Wortwendungen ſind nur in der Schriftſprache verwendbar, geſprochen wirken ſie geſchraubt oder geziert. So gibt es alſo zwiſchen Schriftſprache und Mundart eine dritte Sprachform, die ſogenannte Umgangsſprache. Wir wiſſen es ja, auch der Gebildete ſpricht anders, wenn er einen wiſſenſchaftlichen Vortrag oder eine Feſtrede hält, als im beruflichen oder geſellſchaftlichen Verkehr und wieder anders im Familien- oder Freundeskreiſe. Während ſich die Vortragsſprache der Schriftſprache nähert, zuweilen ſogar mit ihr zuſammenfällt, gewährt die Verkehrs- und Familienſprache mundartlichen Wendungen unbedenklich Zutritt. Wem wäre nicht ſchon einmal, ſogar mitten im gewählten Redefluß ganz plötzlich ein entſchieden mundartliches „Nee" ſtatt „Nein" entſchlüpft? Und jeder von uns weiß ſich unſchwer auf Fälle zu entſinnen, wo dieſer oder jener ſich im vertraulichen Verkehr unbedenklich gehen ließ, ja mit wahrem Vergnügen die kräftigen und oft ſo bezeichnenden Ausdrücke der Volksſprache anwendete. Es gibt eben tatſächlich zwiſchen der Schriftſprache und der Mundart eine ganze Kette von Uebergängen und Zwiſchenſtufen. In dieſe Kette gehört als notwendiges Glied auch die Sprechweiſe weiter Kreiſe der Stadtbevölkerung, die eine Vermiſchung der Volksmundart mit Elementen der Umgangs- und der Schriftſprache, an ſich aber ein durchaus naturwüchſiges Gebilde darſtellt.

Trotzdem begegnet man immer wieder in gewiſſen Kreiſen der Vorſtellung, daß die Mundart eine ſchlechtere, rohere Sprachform als das Hochdeutſche ſei, etwas, das ihren Sprecher bloßſtellt, ihn als unfein, tölpelhaft, zurückgeblieben erſcheinen läßt. Die ſo urteilen, vergeſſen ganz, daß die Mundart das beſte Bindeglied zwiſchen Volk und Boden iſt. Wenn heut ſo viel über die zunehmende Entwurzelung der einzelnen und ganzer Bevölkerungsſchichten geklagt wird, über das Verkümmern landſchaftlicher Sonderheit, die Verdünnung des Heimatbegriffes, ſo ſoll man doch auch nicht vergeſſen, daß gerade die Mundart mit dazu berufen iſt, das Gefühl für landſchaftliche Sonderart und heimatlichen Sonderbeſitz zu erhalten und zu nähren. Schon aus dieſem Grunde iſt es notwendig, einem Rückgang der Mundart entgegen zu wirken und das Verſtändnis größerer Kreiſe

für sie zu wecken und zu stärken. Noch mehr werden wir in solchem Vorsatze bestärkt, wenn wir uns daran erinnern, daß die schlesische und die ihr so nahe verwandte Oberlausitzer Mundart ja nicht nur Beziehungen zur Gegenwart, sondern ebenso gut auch Zusammenklänge mit der Vergangenheit aufzuweisen haben. Erinnern wir uns nur einmal daran, daß bis in die Zeit der fränkischen Kaiser Elbe und Saale die Ostgrenze des deutschen Sprachgebietes bildeten. Mit dem 12. Jahrhundert beginnt dann jene Kolonisierung des bisher slavischen Ostens, an der in der Hauptsache Thüringer und Ostfranken beteiligt waren. Heimatliche Sitten und Gebräuche, vor allem aber ihre Sprache brachten diese Siedler mit. Die auch in unserer Gegend noch allgemein gebräuchliche Flureinteilung bezeugt das u. a. Ihr Kennzeichen ist es, daß die zu einem Gut gehörigen Feld- und Wiesenstücke nicht wie in Niedersachsen rund um den Gutshof herum liegen, sondern einen langen Streifen bilden, der, hinter dem Hof beginnend, sich meist rechtwinklig zur Dorfstraße hinzieht. Die fränkische Hufe (mansus magnus sive Franconicus), ein Maß von 130 bis 140 preußischen Morgen (32 bis 35 Hektar), hat auch in der Oberlausitz lange Zeit als Grundmaß für Flächenberechnungen gedient. Die verschiedenen Mundarten der Kolonisten vermischten sich allmählich untereinander und auch mit der slavischen der schon ansässigen Bevölkerung und gaben unsrer zur Zeit gebräuchlichen Mundart ihr eigentümliches Gepräge. Dabei darf jedoch nicht übersehen werden, daß die Mischsprache des kolonisierten Bodens seitdem sieben bis acht Jahrhunderte hindurch ihre eigene Entwicklung genommen hat und dadurch wiederum starke Veränderungen erfuhr.

Der großen Zahl slavischer Ausdrücke, die unsere Mundart in sich aufgenommen und verarbeitet hat, wird man sich beim Sprechen kaum noch bewußt. Nur auf einige der bekanntesten sei hier hingewiesen. Die Bezeichnung „Kratschen" (Kretscham = Dorfwirtshaus) stammt von „kardzma", „Nusche" (Messer) von „noz" ab, und der Ausdruck „Krien" (für Meerrettich) und „Krientunke" ist dem böhmischen „krzen" entlehnt. Doch muß man sich bei Aufsuchung solcher Wortstämme und -verwandtschaften auch davor hüten, jedes Wort, das einen Zischlaut enthält und dessen Abstammung nicht sofort ins Auge springt, ohne weiteres für ein slavisches anzusehen. Z. B. hat das Zeitwort „nuscheln" (durch die Nase sprechen) trotz seiner scheinbaren Verwandtschaft mit dem erwähnten Hauptworte „Nusche" nichts mit dem Slavischen zu tun, entstammt vielmehr dem althochdeutschen „nisilen". Die Schwierigkeit solcher Feststellungen wird durch die Tatsache vergrößert, daß unsere Mundart in verschiedenen, gar nicht einmal so sehr weit auseinanderliegenden Orten schon eine andere Färbung aufweist. Man wird darum von vornherein auf den Versuch verzichten müssen, unsere Heimatlandschaft in geographisch scharf abgegrenzte Gebiete von sprachlicher (mundartlicher) Einheitlichkeit aufteilen zu wollen, von denen jedes von Gebieten anders gearteter sprachlicher Einheiten umlagert ist. Das hieße unser Sprachgebiet in eine Unzahl kleinster Bezirke auflösen, von denen viele nicht mehr als ein, zwei Dörfer umfassen würden. Betrachten wir dagegen den Begriff „Mundart" als eine unfeste Größe, billigen ihm eine gewisse Dehnbarkeit inbezug auf seine bestimmenden



Dreie aus Küpper.

Federzeichnung von O. W. Merseburg.

Kennzeichen zu, so werden wir von einer Mundart der Oberlausitz ebensogut sprechen dürfen, wie von der Schlesiens, Böhmens oder Oberbayerns.

Die Bezeichnung einer Mundart als bayrische, schwäbische, fränkische, alemanische, westfälische deutet auf einen ursächlichen Zusammenhang zwischen alten, germanischen Stämmen und den heutigen Mundartgrenzen hin. Sicher bestehen, bezw. bestanden auch solche Zusammenhänge. Ob nun aber tatsächlich die heutigen Mundartgrenzen mit den alten Stammesgrenzen zusammenfallen, ist schon aus dem Grunde eine offene Frage, weil unser Wissen um die Wohnsitze und Grenzen germanischer Stämme ein recht unvollkommenes ist. Nach neueren Forschungen sind es Verkehrsgrenzen aller Art, welche die Gestaltung sprachlicher Grenzen beeinflussen, wie sie ja überhaupt das sprachliche Leben in hohem Maße beeinflussen. Man könnte geneigt sein, dabei in erster Linie an sogenannte natürliche Grenzen zu denken, Flußläufe, Bergzüge, Moorstrecken und dergleichen. Aber ihre Bedeutung ist oft geringer, als man meinen sollte. Von weit größerem Einfluß sind entschieden die politischen Grenzen. Wird von zwei Dörfern, welche die gleiche Mundart sprechen und die zu demselben Staatsgebiete gehören, das eine abgetrennt und zum Nachbarlande geschlagen, so hat das zur Folge, daß der politischen Trennung allmählich auch eine sprachliche folgt. Nimmt doch fast der gesamte Verkehr des abgetrennten Ortes nunmehr eine andere Richtung. Seine kirchlichen Beziehungen, seine amtlichen Verbindungen, der Kaufverkehr, die Eheschließungen, alles stellt sich auf das Gebiet um, dem der Ort einverleibt wurde. Und auch die Sprache, losgelöst von der Verbindung mit der Nachbargemeinde und fast nur noch gebraucht im Austausch mit der Mundart des angliedernden Staatsgebietes, macht langsam diese Umstellung mit. Das Ergebnis ist, daß sich nach einer Reihe von Jahren zwischen den beiden Dorfgemeinden eine Mundartgrenze hinzieht, die früher nicht bestand. In diesem Falle war nämlich die politische Grenze zugleich Verkehrsgrenze und vermochte darum sprachscheidend zu wirken. Dieselbe Wirkung wie ganze Landschaften vermögen auch Verwaltungsbezirke kleiner, ja kleinster Art, Aemter, Gerichtsbezirke, Kirchspiele zu zeitigen, sofern sie verkehrsbestimmend wirken. Es wäre eine dankbare Aufgabe für den Sprachforscher, an der Hand zahlreicher Einzeluntersuchungen festzustellen, inwieweit die 1815 erfolgte Angliederung eines Teiles der Oberlausitz an Schlesien die Fortentwicklung unserer Mundart im angedeuteten Sinne beeinflußt hat. Die notwendige Voraussetzung für den Erfolg solcher Arbeit würde eine allerdings sehr eingehende Durchforschung des einstigen und gegenwärtigen Laut- und Formenbestandes unsrer Mundart sein. So interessant und lockend solch Beginnen auch ist, wir können es im Rahmen dieser Arbeit leider nur anregen und der Hoffnung Ausdruck geben, daß solche Anregung nicht unbeachtet bleiben möge. *)

Quelle: Arthur Hübner: „Die Mundart der Heimat".

*) Näheres über unsere heimische Mundart und ihre Ausdrucksmöglichkeiten lies nach in F. Bertrams „Verlabtes und Erduchtes", Seite 241.

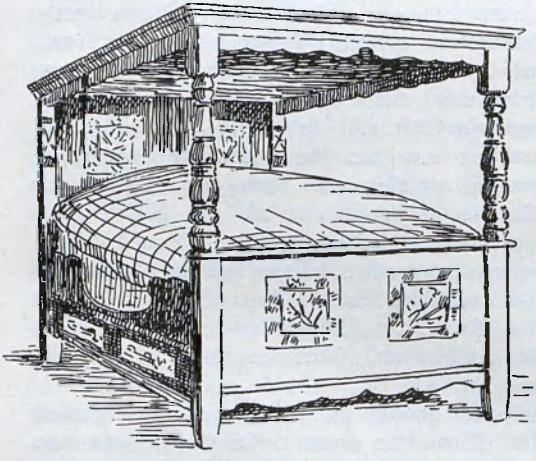
Die Spinnſtube.

Skizze aus dem Volksleben der Oberlauſitz von F. Bertram, Lauban.

„Soit mer, woas 'r wullt," meente de ahle Bunzeln zu der Enkeltochter. „Schien woar ſche doch, die Zeit ver ſechzig und no meher Joahren, wie mer no ei a Wintermonden imzech zu a Nuppern ſpinnen gingen, wenn's o no kee Elektriſches nich goab und keene grußen Feten. Doas valles braucht' mer ne. Mer woarn beim Kienſpoanlichte, bei gebacknen Bern'n und Aeppelſpal'n vergniegter wie die jungen Leut' vu heutzutage uf'n Boall. Wenn mer und woarn im ſieben rim eim Stoalle mit'n Fittern fart'g und hutten ſalber 's biſſel Oabendbrut verdrickt, do noahm'n mir Madel 's Spinnradel und zugen lus. — Zum Wiesnerpauer heut und murne zu der ahlen Härtelten eim Niederdurfe, zum Gerlachpauer oa der Mietwuch und oam Durnſch'g zu Hoans-Lobs-Koarl'n. Und wenn mer hiekoam'n, woarn mer nie de Irſchten, oaber o nie groad de Letzten. A jedes, woas de koam, wurd ſchien willkumm'n geheeßen und dann ging 's Spinnen lus, huſte woas, do koannſte woas! 's woarn nie ock Weibſen do, ne, o a Hartel Moannſen fund ſich ei. Nie ern, doaß ſe und hätten mitgeſpunn'n, ne,, eim geringſten goar nich. Ne, ſe koam'n ock hie, im an Diſchkur zu machen und mit uns Madeln ihren Spoaß zu hoan. Der Kiehjung' ſoaß glei nabern Ufen uf der Banke, toat vu am Schleißenſcheite mit am Hubel Späne ſchleißen und ſtackt an neuen Spoan uf, ehb der ahle runder brannte.

Woas hoan mer do bein Kienſpoanlicht zuſoamm'ngeſpunn'n a ganzen Winter durch. Du liebe Zeit! Wenn ma doas Heffel Goarn heut noa amoal beinander ſäh'g, ein Schulzen ſenner grußen Goaſtſtub' hätt's ken'n Ploatz. Nie ock de Hände hoan mer do geriehrt, ne, o de Mäuler und mer hoan geſung'n, woas de de Kahle immer hargahn wullt. Siehr ſchiene Lieder hoan mer do geſung'n und nie ock ſichte tälſche Schänſcherliedel, wie ſe heutzutage mode ſein. Ich koan ſe heute no, die ſchienen Lieder: „Miede kehrt ein Wanderſchmoann zurück", — „Es kann ja nicht immer ſo bleiben hier unter dem wechſelnden Mond" — und wie ſe ſunſt no valle heeßen. Ock mit'n Singen is verbei bei mir. Na, 's muß niſcht machen. Oaber ſchien woarſch doch. Der Laubner Johann oder ſuſt ees vu a Moannsvelkern ging mit der Netze rim, gebacknen Bern'n und Aeppelſpal'n, doaß Zung' und Hoals nie trucken wurden. Und jedes langte zu und ließ ſich nie irſcht lange nötigen. Do braucht' de Kahle nie zu ruſten. Und hutt' merſch 's Singen ſoat, do wurden G'ſchichten dann derzahlt vom Scheechen und vum Imgiehn, eene noach der andern. Und je meher een' de Gänſehaut oam Puckel nunderlief, je ſchinner woar ſche, de Geſchichte. Im wieder flink uf andere Gedanken dann zu kumm'n, wurd fix a luſt'ges Lied geſung'n oder ju de Moannsvelker goaben Rätſel uf, die mer dann roaten mußten. Ach, woas hoan mer do fer Spoaß gehoat. Ihr Leut, ihr Leut! Uf eemoal ging dann wull de Tiere uf und war koam rei? Der Laubſche Lumpenmoan und but uns Bänder, Bilder, Ringel, Pfafferkuchenharzen und woas weeß ich no oa, wenn mern de Lumpen oder ju de Knuchen murn' verkeefen wellten. Hoat dar der Witze doderbeind gemacht, gude und

schlechte, wie's groad troaf, doch merschtens gude. Do blieb kee Oge trucken. A jedes kriegt sei Teel. A kannt' de meesten vu uns schunt vu kleene uf und kunnt' sich drim schunt woas derloben. Da moanchen Oabend woarsch o nie der richt'ge Laubsche Lumpenmoan, ne, ne, ock eener vu a jungen Karlen, darsch groade gutt verstund, dam seine Faxen noachzumachen. Uns woar doas ja egoal. Su oder su. Wenn mer ock woas zu lachen hoatten. Und dodroa fahlt's ja ne. — Woar doas verbei, do fing ee's oa, a neckisches Sprichel ufzusoin, su fix, wie's immer raus kumm'n wullte aus'n Maule. Und jeds vu uns versucht's nu noachzusoin. Woas do fer tälsches Zeug derbeinde rauskumm'n toat, doas kinnt'r Euch wull denken. Ihr macht ja heute o no moanchmol sitte Sachen. Dann wieder koamen welche vu a Karln und Madeln, stellt'n sich ver'n Pauer oder ju de Bäuern hie und froiten, ehb se und se kinnten ei a Dienst zu'n kumm'n. Ock aus Spoaß natierlich. Woas hoan die nie oalls fer neckisches Zeug vum Harrn und vu der Fro verlangt. Der Pauer oaber und o seine noahmens nie ern krumm. Eim Gegenteel. Se machten mit und nie zu ihren Schoaden. Denn dodurch hutten se vill Oahang beim Gesinde und keene Nut, wenn se ei Wirklichkeet amol an Knaicht meintswägen o an' Moid gebrauchen toaten. A grißten Spoaß vum Oabend oaber hutt' mer jedesmoal oam Schimmelreiter. Dar koam Euch huch zu Russe ei de Stube kaluppiert, d. h. nie uf am richt'gen Pfarde, ne bewoahre. Zwee junge Karle stackten ihre Keppe durch an' kurze Letter, zwee weiße Ticher wurden drieber weg gedackt und fartig woar doas Pfard, uf doas a andrer vu da jungen Burschen klattern toat. So koam'n se ei de Stube rei, und woas der Schimmelreiter woar, dar macht nu seine Flausen mit a Leuten, groad su gutt als wie der Laubsche Lumpenmoann, und goab an jeden woas oas Been ei senner lust'gen Oart.



Oberlausitzer Bauernbett. G. Sprenger.

Su ging de Zeit rim und ma wußt' nie wie. Die Oarbeet federte und wurd' zer Freede, nie zu Leede. Und woarsch dann zahne, wurd' doas Goarn, doas mer gespunn'n, geweeft und lust'ge Sprichel derzu ufgesoit.

An ganz besundern Spoaß goab's jedesmoal, wenn mer a Rucken fer an' Braut zuraichte machen toaten. Doas woar an' ganz besundre Ihre, die 'r Freinde und Bekannte oatun toaten. Die eene goab a Ruckenstecken, de andre goab a Flachs, dann wieder eene schiene Ruckenbänder und su furt, bis doaß der Brautrucken mitsachten fartig woar. A jedes

hoalf do gern derbeind und ducht eim Stillen: „Wenn's ock schunt und wiär suweit, doaß se fer mich a Rucken fartig machten." Na, kimmt Zeit, kimmt Roat! Su soat ma wull. Und eemoal hoan se 'n o fer mich zuraicht gemacht. Doas woar, wie ich a Michler Paul, den'n Gruß-voater, genummen hoa. Ich hoa's nie zu bereun gehoat. A is mer ei dan dreißig Joahren, die mer zusoamm'n gelabt, geoarbet't hoan, a guder Moan und seinen Kindern a goar treuer Voater gewast. 's is men o sunst nie groade schlaicht gegang'n eim Laben, aber doas stieht fest, su lustig und vergniegt wie mer als junge Madel ei der Spinnstub' woarn, bie'ch hingerhar nimmeh gewast. 's hoat doch a jedes dann sei Päckstel Surge und o Leed zu troin. Und wenn ich drim, wie hinte oabend, ehb de zu mer koamst, su ganz fer mich oalleene ei men'n Stiebel sitz, do denk ich gerne o amoal oa die Zeit, wu'ch mit ei de Spinnstub' ging und no su glicklich woar und ohne Surgen. Und nu lab mer gesund, mei Kind, und lach die ahle Froo nie aus, die de su garn amoal ei's Plaudern kimmt und vu dan Zeiten redt, die de vergangen sein und nimmeh wieder kumm'n. Schlof mer gesund, mei Kind, ich war mich o zer Ruhe län." *)

*) Aehnliche Skizzen aus dem Volksleben der Oberlausitz, ernste wie heitere, lies nach in: F. Bertram „Derlabtes und Erduchtes".

Scherzverse.

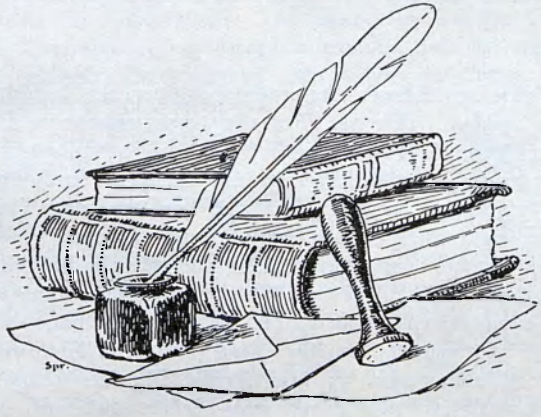
Gu'n Morgen, Frau Sorgen, könn'n Se mer nich was borgen?
Een Päckchen Zichor'chen, ich wer' Sie's morgen
Mit meiner Dorchen wieder rum besorgen.

*

's wird schunt wieder war'n mit der Mutter Bar'n,
Mit der Mutter Knurr'n is ja o gewurn.

*

Ernst, Bernst, Ziegenbeen, kimmt de ganze Nacht nie heem,
Wenn de Fro will Koaffee kochen, kimmt a endlich oagekrochen.



Die Verwaltung des Kreises

Aus der Verwaltungsgeschichte des Kreises.

Von Landrat Dr. L. Frhr. von Nordeck zur Rabenau, Lauban.

I.

Als Folge des Wiener Kongresses hört der alte kursächsische „Queiskreis" auf zu bestehen. Am 21. Mai 1815 unterzeichnen in Wien die beiden Vertreter Preußens, Wilhelm von Humboldt und der Staatskanzler Fürst Hardenberg den Vertrag mit Sachsen, durch den ein großer Teil der kursächsischen Oberlausitz und mit ihm der ganze sächsische Queiskreis an Preußen fällt. Erst in den darauf folgenden Jahren wird der politische Kreis Lauban endgültig gebildet und zwar recht willkürlich, indem man den Queiskreis und Teile der Weichbilder von Lauban und Görlitz mit altschlesischen Landesteilen Langenöls und Umgegend verband, dagegen manche mit der alten Sechsstadt Lauban historisch engverbundene Dörfer wie Günthersdorf, Waldau usw. zu dem Kreise Bunzlau schlug. Seit dieser Zeit besteht der Kreis Lauban aus zwei Teilen, die durch den Queisfluß getrennt werden, etwa vier Fünftel links des Queis zur Oberlausitz und ein Fünftel rechts des Queis zu Altschlesien gehörend. Die alte Tradition der Sechsstadt Lauban in ihrem jahrhundertlangen Zusammenhang mit der Oberlausitz überwiegt auch im Kreise vor der altschlesischen. Im Süden grenzt der Kreis an Böhmen. Eine etwa 40 Kilometer lange, meist „grüne Grenze", trennt uns von unseren deutschen Brüdern jenseits der Grenze in der Tschechoslowakei. Die landschaftlichen Schönheiten unseres reichgesegneten Heimatkreises sind bereits in anderen Abschnitten dieses Buches behandelt, der Schutz dieses Landschaftsbildes gegen Verunstaltung ist seit einigen Jahren durch landespolizeiliche Anordnung für den nach dem Gebirge von Lauban queistalaufwärts besonders reizvollen Teil außerhalb der Ortschaften durchgeführt und innerhalb einiger Orte, z. B. in Goldentraum, Bad Schwarzbach und Grenzdorf angestrebt worden.

Seiner Bevölkerung nach mit rund 74 000 Einwohnern bei der letzten Volkszählung 1925, verteilt auf 520 Quadratkilometer, in einer Wohndichte von 140 Einwohnern auf den Quadratkilometer, steht der Kreis Lauban an dritter Stelle unter den neunzehn Landkreisen des Regierungsbezirks Liegnitz. Er umfaßt die vier Städte: Lauban, Seidenberg, Markliſſa und Schönberg mit 23 000 Einwohnern, 74 Landgemeinden mit 48 000 Einwohnern und 59 Gutsbezirke mit 3000 Einwohnern. Die Bevölkerung ist überwiegend evangelisch, nur etwa 12 Prozent sind Katho-

liken. Katholisch-Hennersdorf und Pfaffendorf sind fast völlig katholisch. Die Bevölkerung — durchweg deutscher Nationalität — ist körperlich gerade nicht stark entwickelt. Wenn auch in einzelnen großen Dörfern jahrhundertalte Bauerngeschlechter mit germanischem Einschlag auch heute noch die altererbte Scholle bewirtschaften, weist doch der Kreis als Sitz einer langjährigen umfangreichen Leinen- und Spinnerei-Industrie in weiten Schichten der Bevölkerung Spuren dieser durch viele Generationen geübten mühseligen und dürftig bezahlten Haus- und Fabrikarbeit auf, an welcher größtenteils in gleicher Weise Mann und Frau von frühester Jugend an sich beteiligt. Diese nicht ausschließlich in der Landwirtschaft tätige Bevölkerung zeigt bisweilen unschöne Körperbildung, dürftigen Wuchs, Neigung zu Wirbelsäulenbiegung und anderen Verkrüppelungen und leichte Aufnahmefähigkeit für Tuberkulose. Der Vorgebirgscharakter bedingt ferner ein zahlreiches Vorkommen von Kropf namentlich bei der weiblichen Bevölkerung und schlechte Beschaffenheit der Zähne mit ihren verderblichen Folgen für Ernährung und Gesundheit.

Etwa die Hälfte der Bevölkerung ist in der Industrie, die andere in der Landwirtschaft tätig. Diese glückliche Struktur wiederholt sich in der Verteilung des ländlichen Grundbesitzes, der eine gesunde Mischung von Groß-, Mittel- und Kleinbesitz aufweist. Nur etwa 25 Prozent der gesamten land- und forstwirtschaftlichen Fläche stehen im Eigentum des Großgrundbesitzes, während die übrigen 75 Prozent auf Mittel- und Kleinbesitz unter 100 Morgen entfallen. Der Großgrundbesitz hat hier nicht die Bodenbeständigkeit, wie wir sie sonst in Schlesien und der Oberlausitz finden. Die alten Lehns- und Grundherren, die Uechtritz, Nostitz, Dobschütz, Dohna usw., die weite Teile des Landes inne hatten, sind so gut wie ganz verschwunden und weisen unter dem jetzigen Großgrundbesitz mit einer Ausnahme keine Nachkommen mehr auf. Nur die alten wappengeschmückten Herrensitze in Tzschocha, Thiemendorf, Nieder-Steinkirch und Sächsisch-Haugsdorf, zum Teil von hohem, kunstgeschichtlichem Wert, erinnern mit ihren meist noch gut erhaltenen Bauten an die Zeiten einer verschwundenen Feudalherrschaft. Im 19. und 20. Jahrhundert haben die Güter vielfach ihren Besitzer gewechselt; nur zwei, ein geistliches und ein weltliches Stift, haben mit ihrem recht beträchtlichen Grundvermögen dem Sturm der Jahrhunderte getrotzt, das katholische Frauenkloster St. Maria-Magdalena von der Buße in Lauban — 1222 gegründet — und das evangelische Freiweltadlige Damenstift Joachimstein — 1722 gegründet — und schließlich die Sechsstadt Lauban selbst mit ihrem bedeutenden Waldbesitz. Diese drei sind gleichzeitig auch die größten Waldbesitzer im Kreise. Die Rittergüter gehören im Oberlausitzer Kreisteil der Görlitzer Fürstentumslandschaft, in dem kleinen altschlesischen Teil der Schweidnitz-Jauerschen Fürstentumslandschaft an.

Die Zahl der landwirtschaftlichen Betriebe beträgt 6500, davon unter 100 Morgen 6233, von 100 bis 500 Morgen 175, über 500 Morgen 27, über 1000 Morgen 31.



Carl-Friedrich Wilhelm v. Boſe



Rudolf v. Uechtritz

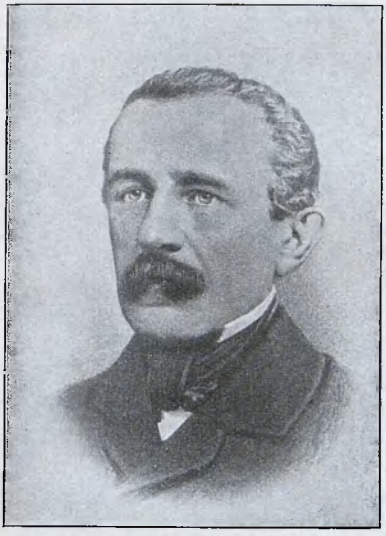
II.

Kreisbehörden und Kreis-Körperſchaften.

Der 1817 eingerichtete preußiſche Kreis hat in den 110 Jahren ſeines Beſtehens 8 Landräte gehabt, von denen die Hälfte aus dem eingeſeſſenen Adel, die andere aus der preußiſchen allgemeinen Verwaltung oder Juſtiz hervorgegangen iſt. Der ganzen hiſtoriſchen Entwicklung des Amts eines Landrats (ſeit 1701 beſteht für ganz Preußen eine einheitliche Amtsbezeichnung „Landrat"), urſprünglich noch Ehrenamt, ganz allmählich, etwa ſeit 1827, (Kreisordnung für Schleſien vom 2. Juni 1827, G. S. S. 71) ſich zum Staatsamt entwickelnd, entſprach auch die Beſetzung des Amtes und ſein Doppelcharakter. Auf der einen Seite beſtimmt, Kreisintereſſen, auf der anderen Seite rein ſtaatliche Funktionen zu vertreten. Dieſer Doppelcharakter hat ſich bis zum heutigen Tage erhalten. Der Landrat als Staatsbeamter einerſeits und als Leiter des Kreiskommunalverbandes, d. h. der Zuſammenfaſſung der anderen Kommunen (Gemeinden, Gutsbezirke und Städte) andererſeits. Es entſprach alſo durchaus dem damaligen Herkommen, daß an die Spitze des neugegründeten Kreiſes als

1. Landrat auf Vorſchlag der Kreisſtände aus der Mitte der Rittergutsbeſitzer Carl-Friedrich Wilhelm von Boſe, geb. 1778, Erb- und Senioratsherr auf Ober-Rudelsdorf, gewählt wurde. von Boſe war 1817—1841 Landrat des Kreiſes Lauban und bewirtſchaftete daneben das Gut Ober-Rudelsdorf, auf dem er auch den größten Teil des Jahres wohnte. Er ſtarb in Ober-Rudelsdorf am 18. Auguſt 1846. Ihm folgte

2. Rudolf von Uechtritz, Landrat von 1841—1848; 1803 zu Dresden geboren, 1834 Aſſeſſor, ſpäter Juſtizrat. 1839 erbt er das väter-



Friedrich-Dagobert Deetz



Alfons v. Zastrow

liche Gut Nieder-Heidersdorf und wird daraufhin 1841 von den Kreisständen zum Landrat des Kreises Lauban gewählt, und blieb es bis 1848. In dieser Zeit nahm er an vielen provinzlichen und staatlichen Beratungen teil, z. B. dem vereinigten Landtage zu Berlin 1847. Er suchte im Not-Jahre 1847 den Webern durch Gründung einer Kreis-Faktorei und durch Bau der Chausseen Markliſſa—Lauban und Lauban—Kohlfurt, zum Anschlusse an die Eisenbahn zu helfen. 1848 zum Konsistorial-Präsidenten in Breslau ernannt, wurde er 1850 Erster Präsident des evangelischen Oberkirchenrates. Er vertrat den Kreis Lauban in der ersten Periode der zweiten Kammer. Starb 1863 zu Nieder-Heidersdorf. In den Wirren des Jahres 1848 folgt ihm

3. Friedrich-Dagobert Deetz, Landrat 1848—1864. Aus der Justizverwaltung hervorgegangen, verwaltete er über 15 Jahre den Kreis. Es müssen damals nach den Revolutionsunruhen des Jahres 1848 noch unruhige Zeiten gewesen sein, denn in seinem Aufruf an die Kreisbewohner vom 10. Juni 1849 spricht der damals noch kommissarische Landrat, Ober-Gerichtsassessor Deetz, von „den jetzigen außerordentlichen Zuständen, wo die politischen Parteiungen sogar bis in das Familienleben hineindringen." Er hat den Kreis jedoch in diesen schweren Zeiten hervorragend verwaltet. Dies bezeugen insbesondere die Ehrungen, die ihm im Jahre 1864 bei seinem Ausscheiden aus dem Amt zuteil wurden. Er wird am 15. Dezember 1863 zum Oberbürgermeister der Stadt Frankfurt a. d. O. gewählt und tritt im Mai 1864 sein neues Amt an, stirbt am 29. Januar 1871 in Frankfurt a. d. O.

4. Alfons von Zastrow, Landrat 1864—1868, geb. 1834 zu Dresden, Besitzer des Rittergutes Ober-Nikolausdorf. Nach Beendigung



Johannes v. Saldern



Wilhelm Hengstenberg

der Rechtsstudien Regierungs-Assessor bei der Regierung in Liegnitz, später (1864) beim Zivilkommissar von Schleswig-Holstein in Flensburg tätig. Nach seinem Ausscheiden aus dem Amt eines Landrats wird er Regierungsrat und später Ober-Präsidialrat in Kiel. 1871—1878 kam er in gleicher Stellung an das Ober-Präsidium zu Breslau. 1879 im Kultusministerium, seit 1880 als Geh. Ober-Regierungsrat im Ministerium des Innern tätig, in dem er 1882 zum Ministerial-Direktor und 1886 zum Unterstaatssekretär aufstieg. Er starb plötzlich am 21. Dezember 1889. von Zastrow machte die Kriege von 1866 und 1870 mit. Die im Spätherbst 1868 zusammenberufenen Kreisstände wählten

5. den Besitzer der Rittergüter Messersdorf und Schwerta Johannes von Saldern, Landrat von 1868—1887, zum Nachfolger, geb. 1839 zu Potsdam, 1865 Auskultator, 1868 Regierungs-Referendar. In seine Landratszeit fällt eine Reihe von wichtigen Straßenbauten, so der Ausbau der Schmiedelinie zwischen Messersdorf und Schwerta. Nach Verkauf des Rittergutes Messersdorf im Jahre 1884 wohnt er ständig in Lauban, wird 1887 zum Präsidenten und Landesdirektor der Fürstentümer Waldeck und Pyrmont in Arolsen ernannt. Er war der letzte Landrat aus der Reihe der eingesessenen Großgrundbesitzer, gestorben in Arolsen 11. Juni 1907. Nunmehr folgt

6. Wilhelm Hengstenberg, Landrat von 1887—1899, geboren 1853 zu Brandenburg. Aus der Verwaltungslaufbahn hervorgegangen, 1884 Regierungs-Assessor, im Herbst 1887 zum Landrat in Lauban gewählt. Den Kreis Lauban hat er zwölf Jahre verwaltet und sich besonders während der großen und schweren Ueberschwemmungen der Jahre 1888 und 1897 große Verdienste erworben, indem er mit Erfolg bemüht war,

die ungeheueren Schäden zu beseitigen und die größte Not zu lindern. In seine Amtszeit fällt außerdem 1895 die Erbauung und Einrichtung des Kreiskrankenhauses. Er kommt 1899 als Nachfolger des späteren Staatsministers Freiherrn von Schorlemer als Ober-Präsidialrat nach Breslau, nachdem ihn bei seinem Weggang die Stadt Lauban zum Ehrenbürger ernannt hatte. 1902 Regierungspräsident in Wiesbaden, 1907 wird er als Oberpräsident der Provinz Hessen nach Kassel berufen, als Kurator der Universität Frankfurt am Main wird er 1918 Ehrendoktor der dortigen juristischen Fakultät. Er lebte dann als Wirkl. Geh. Rat im Ruhestande in Wiesbaden, wo er auch am 16. Dezember 1927 starb.



August Fink

7. August Fink, Landrat von 1899—1919. Geboren 1862 zu Weyer, Kreis Weilburg a. d. L. im damaligen Herzogtum Nassau. Aus der allgemeinen Staatsverwaltung hervorgegangen, 1889 Regierungs-Referendar in Arnsberg, 1892 Regierungs-Assessor und als solcher dem Oberpräsidium in Breslau zugeteilt. Ende 1899 zum Landrat gewählt und ernannt. Unter ihm sind ebenfalls zahlreiche Kreisstraßen erbaut. In seine Amtszeit fallen die Jahre des Aufstiegs. 1907 Erbauung des neuen Kreishauses auf dem Steinberg, 1910 eines Altersheims (Franzstiftung). Während des Weltkrieges hält er auf seinem Posten aus; ihm werden die Freuden, noch mehr jedoch die gehäuften Leiden eines Landrats in dieser ernsten Zeit zuteil. 1919 erhält er die von ihm infolge der Staatsumwälzung erbetene Entlassung aus dem Staatsdienst. Er übernimmt am 1. Oktober 1919 seine neue Stellung als Erster Direktor der Kommunalständischen Bank in Görlitz und gleichzeitig als Landsyndikus des Preußischen Markgraftums Oberlausitz, die er beide gegenwärtig noch inne hat.

Auch der Kreistag kann im Laufe der letzten hundert Jahre auf eine fortschreitende Entwicklung zurückblicken. Nach der Kreisordnung von 1827 bestand die „kreisständische Versammlung", wie der Kreistag damals noch hieß, aus Abgeordneten der Rittergüter und je einem Deputierten jeder einzelnen Kreisstadt und aus drei Deputierten des bäuerlichen Standes. Mehr Bedeutung erhielten diese „Kreisstände" erst etwa um 1846, da ihnen gesetzlich das Recht verliehen wurde, Ausgaben zu beschließen und Kreisabgaben zu erheben, in erster Linie für gemeinnützige Einrichtungen und Anlagen im Interesse des Kreises, sowie zur Beseitigung von Notständen innerhalb des Kreises. Nach der Kreisordnung von 1872 setzte sich der Kreistag bis zu den Neuwahlen 1919 aus 34 Abgeordneten zusammen, davon entfielen 12 auf die Rittergüter, 10 auf den Wahlverband der Städte

und 12 auf den Wahlverband der Landgemeinden. Eine grundlegende Aenderung dieser Zusammensetzung trat dann bei den Neuwahlen im Frühjahr 1919 ein. Von den 34 meist neuen Abgeordneten gehörten 20 der bürgerlichen und 14 der sozialdemokratischen Partei an. Die bürgerliche Partei umfaßte 6 städtische und 14 ländliche Abgeordnete, die sozialdemokratische Partei 4 städtische und 4 ländliche Abgeordnete. Eine weitere Aenderung brachte das Wahlgesetz vom 3. Dezember 1920, das die Wahlverbände und Wahlbezirke beseitigte und das Reichswahlrecht mit Vorschlagslisten einführte. Danach verminderte sich die Zahl der Abgeordneten um acht. Es wurden Anfang 1921 26 Abgeordnete gewählt:

	Stadt	Land	
13 bürgerliche	3	10	zusammen 26 Abgeordnete
11 S. P. D.	5	6	
1 Unabhäng. S. P. D.	1		
1 Kommunist		1	
	9 Stadt	17 Land	

Die Neuwahlen Ende 1925 haben eine wesentliche Verschiebung der Zusammensetzung im Kreistag nicht gebracht. Infolge der erhöhten Einwohnerzahl vermehrte sich die Zahl der Abgeordneten von 26 auf 27. Es wurden gewählt:

	Stadt	Land	
12 bürgerliche Einheitsliste	5	7	zusammen 27 Abgeordnete
2 Zentrums-Partei	1	1	
11 S. P. D.	6	5	
2 Kommunisten	2		
	14 Stadt	13 Land	

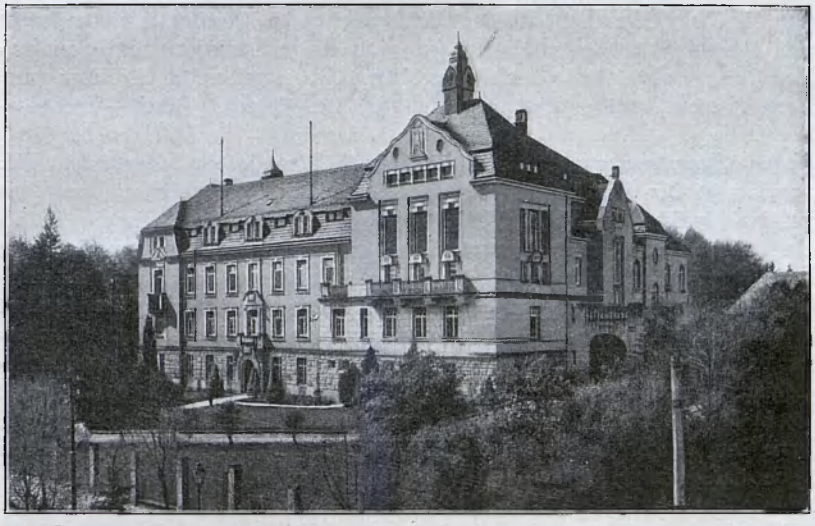
Davon sind 14 Abgeordnete zu den Bürgerlichen Parteien und 13 zu den Linksparteien zu rechnen.

Der Kreisausschuß, der sich bis zur Staatsumwälzung aus je zwei Vertretern der Rittergüter, der Städte und Landgemeinden zusammensetzte, wurde nach dem Kriege vom Kreistag nach parteipolitischen Gesichtspunkten im Wege der Verhältniswahl gewählt. Er zählt jetzt seit 1919 je drei Vertreter der bürgerlichen und der sozialdemokratischen Partei.

Die Geschäftsräume der Kreisverwaltung (Landratsamt)

waren ursprünglich bei der geringen Ausdehnung der Amtsgeschäfte mietweise der Reihe nach in verschiedenen Gebäuden der Stadt untergebracht. Etwa um 1870 befand sich das Landratsamt in dem großen Eckhause Weberstraße 7, Ecke Kreuzgasse, der jetzigen „Stadt Hamburg". In den 90er Jahren wurde das Amt nach dem Markt, Ecke Nikolaistraße, verlegt. Ende 1890 erfolgte eine weitere Verlegung nach dem alten Vereinshaus, Ecke Weidenstraße-Nikolaiplatz, wo es bis 1907 bis zur Uebersiedelung in das neue Kreishaus verblieb. 1907 wurde dann auf dem Abhange des Steinbergs in schöner, freier Berglage, außerhalb der Stadt und diese

überblickend, das neue geräumige Kreishaus erbaut, in dem sich jetzt sämtliche Diensträume des Landratsamts, Kreisausschusses, Kreiswohlfahrtsamts, Kreisversicherungsamts, die Kreiskommunalkasse, sowie die staatliche Kreiskasse und die Kreisdruckerei befinden. Im Oberstock ist die Dienstwohnung des Landrats untergebracht. Nur die Diensträume des Kreisarbeitsnachweises und der Erwerbslosenfürsorge mußten abgetrennt werden; sie befinden sich seit 1925 in dem ehemaligen Garnisonslazarett auf der Courbièrestraße.



Das Kreishaus in Lauban. Phot. Biedermann.

Die amtlichen Bekanntmachungen erfolgen durch das Kreisblatt, dessen 1. Jahrgang 1829 als „Kreisblatt des Königl. Landrätlichen Amts Laubanschen Kreises" erschien und von jeher von der politischen Tagespresse losgelöst, zunächst vertragsweise durch Laubaner Druckereien hergestellt worden ist. Seit 1923 erscheint das Kreisblatt regelmäßig zweimal in der Woche und wird in der eigenen, im Kreishause untergebrachten Kreisdruckerei verlegt und hergestellt.

III.

Wirtschaftliche Aufgaben.

Den in ihrer Zuständigkeit sehr beschränkten alten „Kreisständen" lag als Hauptaufgabe nur der Straßenbau ob. Für den Kreis Lauban fällt der Beginn dieses Kunststraßenbaues etwa in die Zeit Mitte der 1840er Jahre. Damals erst wurde den „Kreisständen" allgemein das gesetzliche Recht verliehen, Ausgaben zu beschließen und Kreisabgaben zu erheben, für gemeinnützige Einrichtungen und Anlagen im Interesse des Kreises, sowie zur Beseitigung eines den Kreis bedrohenden Notstandes. 1845 wird die Chaussee nach Görlitz, 1847 die Chaussee nach Kohlfurt,

1851 die Chaussee nach Greiffenberg begonnen. Kriegsgefangene bauen in den Jahren 1870/71 die Chaussee Lauban—Markliſſa aus. Allmählich erweitert ſich das Straßennetz, das ſich meiſt an die alte Straßenführung anlehnt, um auf dieſe Weiſe die Grunderwerbkoſten zu ſparen, da man den ſpäteren Kraftwagenverkehr noch nicht ahnen konnte. Einzelne Hauptſtraßen, wie z. B. die Straße Lauban—Greiffenberg, Greiffenberg—Schwerta—Friedland, Seidenberg—Görlitz ſind urſprünglich als Provinzialſtraßen gebaut. Sie gingen 1913 gegen eine von der Provinz zu zahlende Jahresrente in das Eigentum und die Unterhaltung des Kreiſes über, während man neuerdings wieder und zwar ſeit 1926 einige Hauptdurchgangsſtraßen, welche den Verkehr zwiſchen den einzelnen Kreisſtädten vermitteln, der Provinz übertragen hat, ſo die Straße Görlitz—Lauban—Greiffenberg. Man will damit eine einheitliche Unterhaltung der ganz großen Hauptdurchgangsſtraßen erreichen. Die Provinz übernimmt hier 75 Prozent der Unterhaltungskoſten und nur 25 Prozent trägt der Kreis für den örtlichen Verkehr. Einſchließlich der ſeit einigen Jahren in die Verwaltung des Kreiſes übernommenen 26 Gemeindechauſſeen umfaßt der Kreis jetzt 39 Kunſtſtraßen mit einer Geſamtlänge von mehr als 200 Kilometern. Die Verwaltung der Kreisſtraßen liegt dem Kreisbauamt (Kreisbaumeiſter) ob, unter deſſen Leitung 5 Straßenmeiſter und 50 Straßenwärter beſchäftigt werden. Im Jahre 1921 iſt der Kreis dazu übergegangen, auch einen Kreisobſtgärtner anzuſtellen, deſſen Tätigkeit ſich in der Hauptſache auf die Vornahme von Neu- und Erſatzpflanzungen, ſowie den Ausſchnitt von alten Bäumen erſtreckt. Der Kreis beſitzt etwa 23 000 Obſtbäume. Dem Kreisobſtgärtner liegt außerdem die Schädlingsbekämpfung ob, er ſteht auch den Gemeinden, Gutsbezirken und Privatobſtzüchtern gegen eine geringe Gebühr zur Verfügung. Die Erträgniſſe der Obſternte werden alljährlich an Obſthändler im hieſigen Kreiſe verpachtet.

Wenn auch der Kreis ſelbſt keine Siedlungsgeſellſchaft gegründet hat, ſo wurde doch angeſtrebt, die Bautätigkeit nach Möglichkeit zu heben und dadurch der nach dem Kriege überhand nehmenden Wohnungsnot tatkräftig entgegenzutreten. Beamte und Angeſtellte des Kreiſes erhielten Arbeitgeberdarlehen, um ſich entweder ſelbſt oder auf genoſſenſchaftlichem Wege neue geſunde Wohnungen bauen zu können. Daneben wurden mit Hilfe der Hauszinsſteuer in den letzten Jahren innerhalb des Kreiſes gefördert:

1924:	13	Bauvorhaben	mit	36	Wohnungen,
1925:	19	„	„	52	„
1926:	34	„	„	72	„
1927:	40	„	„	89	„

Auch der Bau von neuen Landarbeiterwohnungen, ſowohl Eigenheime wie Werkwohnungen im Wege der produktiven Erwerbsloſenfürſorge wird durch ſtaatliche Darlehen, die unverzinslich auf 10 bis 20 Jahre gegeben werden, angeſtrebt.

Auf landwirtſchaftlichem Gebiet hat der Kreis ſeit langer Zeit verſucht, den Viehbeſtand zu heben. Neben dem Erlaß von Kör-

Ordnungen sind Kreismittel zur Prämierung von Hengsten, Bullen, Ziegen und Ebern gewährt und durch die Vorsitzenden der Kör-Kommissionen zur Verteilung gelangt. Die Hebung der Pferdezucht mit dem Zuchtziel, schweres Warmblut Typ „Oldenburger" wird durch die staatlichen Hengststationen in Langenöls und Linda angestrebt; eine weitere staatliche Station in Schreibersdorf wurde in den letzten Jahren eingezogen. Dafür steht aber eine Reihe von Privathengsten in Bellmannsdorf, Logau, Meffersdorf und Thiemendorf zur Verfügung. Der Kreis Lauban gehört der Rindviehzüchtervereinigung der Preußischen Oberlausitz an, die sich in den letzten Jahren sehr erfreulich entwickelt hat. Die Bullen dieser Züchtervereinigung sind ohne weiteres von der Landwirtschaftskammer anerkannt und brauchen nicht besonders angekört zu werden.

Nach dem Kriege mußte mehr denn je den jungen Bauernsöhnen die Gelegenheit gegeben werden, Kenntnis über rationelle Wirtschaftsweise und eine fachmännische und gute Erziehung zu erhalten. Es ist mit ein Hauptverdienst des verstorbenenen Regierungspräsidenten Büchting, daß in den Jahren 1920 bis 1922 zahlreiche neue landwirtschaftliche Schulen, so auch im Kreise Lauban, entstanden. Der Kreis in Verbindung mit der Stadt Lauban stellte der Landwirtschaftskammer die seitherige Offiziersspeiseanstalt für diesen Zweck zur Verfügung. Außerdem gewährt der Kreis jährlich einen nicht unerheblichen baren Unterhaltungszuschuß. Im Herbst 1921 wurde die landwirtschaftliche Schule eröffnet; zuerst nur mit einer Klasse. Bald wurde die Schule zu einer Ober- und Unterklasse ausgebaut, die jetzt von etwa 50 bis 60 jungen Bauernsöhnen aus dem Kreise selbst und den Nachbarkreisen besucht wird. Die Einrichtung hat sich als außerordentlich segensreich erwiesen. Der Leiter der Anstalt, Direktor Voellmer, hält außerdem in den landwirtschaftlichen Vereinen, von denen im hiesigen Kreise 15 vorhanden sind, Vorträge und berät die Landwirte in den schulfreien Sommermonaten.

Auf demselben Gebiet der Hebung der landwirtschaftlichen Produktion, Bodenverbesserung und Erzielung größerer Ernten steht die Einrichtung des Kreiswiesenbauamts, das 1920 gemeinsam mit dem Landkreis Görlitz gegründet wurde. Diesem Zweckverband ist noch 1923 der Kreis Rothenburg beigetreten. Begünstigt durch die Inflation wurden die ersten Bodenverbesserungs-Genossenschaften gebildet, denen zahlreiche neue gefolgt sind. Neben den selbständigen Meliorationen größerer Güterflächen sind es namentlich die genossenschaftlichen Meliorationen, denen billige Staatsmittel und langfristige Staatsdarlehen für den Ausbau zur Verfügung gestellt wurden. Dem Kreiswiesenbauamt, dessen Sitz sich im Görlitzer Landratsamt befindet, liegt noch eine große Anzahl von Bauanträgen vor, so daß das Wiesenbauamt wohl noch lange Jahre hinaus volle Beschäftigung finden wird. Allein im Kreise Lauban wurden in den letzten Jahren 12 große Wasser- und Dränagegenossenschaften mit einer Fläche von über 1500 Hektar gegründet, deren Arbeiten teilweise bereits fertiggestellt sind, zum Teil befinden sich die Arbeiten jetzt im Gange. Der Kreiswiesenbaumeister steht außerdem sämtlichen Kreisbewohnern in allen

wassertechnischen und wasserrechtlichen Angelegenheiten beratend zur Seite. Neuerdings haben sich sämtliche Wassergenossenschaften der drei Kreise zu einem Unterverband Preußische Oberlausitz des Vereins Deutscher Landkulturgenossenschaft zusammengetan.

Auch das weitere landwirtschaftliche Genossenschaftswesen, namentlich das der Raiffeisengenossenschaften, unter Führung des verdienten Pastors Klein, Schreibersdorf, hat sich im Laufe der letzten Jahrzehnte außerordentlich erfreulich entwickelt. Gegenwärtig bestehen 23 Spar- und Darlehns-Genossenschaften, 15 Elektrizitäts- und 2 Molkereigenossenschaften.

Noch während des Krieges wurde 1917 ein öffentlicher gemeinnütziger Arbeitsnachweis für den Kreis Lauban errichtet, bei dem bis zur Demobilmachung eine rege Nachfrage nach Arbeitskräften stattfand. Die nach dem Kriege bald einsetzende große Erwerbslosigkeit bedingte den weiteren Ausbau dieser gemeinnützigen Einrichtung. Das Arbeitsnachweisgesetz vom 22. Juli 1922 brachte eine grundsätzliche Neuregelung für den Arbeitsnachweis und bildet jetzt dessen gesetzliche Grundlage. Bald wurden auch dem Arbeitsnachweis zwei neue wichtige Aufgaben übertragen, die Erwerbslosenfürsorge und die Mitwirkung bei Zulassung von ausländischen Industrie- und Landarbeitern. Neben den Beamten und Angestellten wurde ein besonderer Verwaltungsausschuß gebildet, der sich aus dem Landrat als Vorsitzenden, sowie aus Arbeitgebern und Arbeitnehmern zusammensetzt. Daneben bestehen für Entscheidungen über besondere Fragen noch einzelne Fachausschüsse, so z. B. je ein Fachausschuß für das Textilwesen und für die Landwirtschaft. Der Höchststand der Erwerbslosigkeit wurde in den Nachkriegsjahren im Winter 1923/24 erreicht; damals betrug die Zahl der Erwerbslosen über 3000, d. h. rund 4 Prozent der Gesamtbevölkerung, dazu kamen noch rund 6000 Kurzarbeiter.

Zahlreiche öffentliche Notstandsarbeiten, wie Straßenbauten, Dränagearbeiten, Wasserleitungen, sodann der Bahnbau Schönberg—Nikolausdorf, wurden zur Beschäftigung der Erwerbslosen in Angriff genommen. Bei diesen Arbeiten konnte aber immer nur ein verschwindend kleiner Teil der Erwerbslosen untergebracht werden. Sowohl der Kreis, wie auch Städte und Landgemeinden haben in diesen schweren Jahren nach Möglichkeit von dieser Art der produktiven Erwerbslosenfürsorge Gebrauch gemacht.

Einen Zweig des Kreisarbeitsnachweises bildet das Kreisberufsamt. Hier wird die Berufsberatung in Verbindung mit den Schulen in je einer besonderen männlichen und weiblichen Abteilung durchgeführt. Die Inanspruchnahme des Kreisberufsamtes sowohl als Lehrstellen- wie auch Laufbahnvermittlung weist eine ständig steigende Ziffer auf und bürgert sich mehr und mehr ein.

IV.

Wohlfahrtspflege.

Bis zum Kriege waren in der Wohlfahrtspflege nur geringe Anfänge vorhanden. Im allgemeinen wirkten auf unserem Gebiet die Wohlfahrtseinrichtungen der freien Wohlfahrtspflege, die Vaterländischen Frauenvereine, Diakonissenvereine usw., ebenso wie die Armenfürsorge damals nicht dem Kreis, sondern den einzelnen Gemeinden unmittelbar oblag.



Das Kreiskrankenhaus in Lauban. Phot. Pfeiffer.

Auf dem Gebiete der Krankenpflege ist jedoch der Kreis schon frühzeitig führend hervorgetreten. Dem damaligen Landrat Hengstenberg ist es zu verdanken, daß anstelle der alten, Ende der 1860er Jahre errichteten kleinen „Kreiskrankenanstalt", in der im Jahresdurchschnitt nur 30 bis 40 Kranke Aufnahme finden konnten, im Jahre 1895 ein neues großes Kreiskrankenhaus in der Kreisstadt errichtet wurde. Das Krankenhaus mit einer Belegfähigkeit von 100 Betten hat im Jahresdurchschnitt der letzten Jahre etwa 700 Kranke aufgenommen. Neben dem leitenden Arzt und einem Assistenzarzt sind dort 10 Schwestern aus dem Mutterhaus „Bethanien" in Breslau tätig.

Als letztwillige Stiftung des Geheimrats Reinhold Franz in Seidenberg, gestorben 10. Januar 1904, wurde 1910, ebenfalls in der Kreisstadt, in der Nähe des Kreiskrankenhauses ein Altersheim — die „Franzstiftung" — geschaffen. Auch diese Anstalt ist Kreisanstalt; in ihr finden ständig je 18 männliche und weibliche alte Kreisangehörige

Aufnahme, um ihren Lebensabend in Ruhe beschließen zu können. Gerade für alte Leute, welche durch die Inflation ihr Vermögen verloren haben, hat sich diese Einrichtung in den letzten Jahren überaus segensreich erwiesen. Sie wird unter Aufsicht des Kreiskrankenhausarztes von einer Oberin und drei Schwestern aus dem Diakonissenhaus „Emmaus" in Niesky betreut.

Die Einzelarbeit in der örtlichen Krankenpflege liegt in den Händen der Vaterländischen Frauenvereine, welche etwa 30 Gemeindeschwestern, über den ganzen Kreis verteilt, angestellt haben, zu deren Unterhalt der Kreis in den letzten Jahren einen dauernden laufenden Zuschuß gewährt.

Das Hebammenwesen auf dem Lande war ursprünglich durch Kreisstatut von 1911 mit der Anstellung von Bezirkshebammen geregelt. Als Folge des Hebammengesetzes von 1922 wurde die Einrichtung der „Bezirkshebammen" aufgehoben. Im Kreise sind jetzt 30 Hebammen mit Niederlassungsgenehmigung vorhanden. Der ganze Kreis bildet ein einziges Niederlassungsgebiet, dessen Belange von der Kreishebammenstelle wahrgenommen werden.

Erst in der Nachkriegszeit traten die Hauptaufgaben der Wohlfahrtspflege an den Kreiskommunalverband heran, um die mannigfache Not der Kriegsopfer, Kriegswitwen, Kriegswaisen zu lindern. Man hatte bald erkannt, daß die Zersplitterung in der öffentlichen und privaten Wohlfahrtspflege, sowie die Schwierigkeit der Beschaffung von Geldmitteln und Hilfskräften eine Zusammenfassung aller der Wohlfahrtspflege gewidmeten Kräfte erforderlich machte, um einer weiteren unorganischen Entwicklung und der dadurch zutage tretenden Mängel in der ländlichen Wohlfahrtspflege vorzubeugen. Bereits früher wurde in Städten und Kreisen, namentlich im Westen, mit der Gründung von Wohlfahrtsämtern vorgegangen; erst der Krieg gab hier in Lauban den Anstoß, und so wurde im Juli 1919 für den hiesigen Kreis das Kreiswohlfahrtsamt errichtet, das alle bisher in verschiedenen Zweigen der Kreisverwaltung bearbeiteten Wohlfahrts- und Fürsorgeangelegenheiten zusammenfassen sollte. Als Richtlinie galt: Zusammenfassung sämtlicher Wohlfahrtsbestrebungen im Kreise, um in gemeinsamer Arbeit die Besserung der gesundheitlichen, wirtschaftlichen und kulturellen Verhältnisse der Kreisbewohner zu erreichen. Das zunächst kleine Wohlfahrtsamt bestand aus dem Kreiswohlfahrtssekretär und der Kreisfürsorgerin. Es mußte sich draußen auf dem Lande erst einleben, Anerkennung und Vertrauen verschaffen. Hierzu bedurfte es in den einzelnen Kreisteilen eines organischen Unterbaues. Daher wurden im Kreis — mit Ausnahme der Stadt Lauban, die einen besonderen Fürsorgebezirk für sich bildet — sechs Fürsorgebezirke mit mit je einer Bezirksfürsorgerin errichtet. Um diese jedoch nicht allein in ihren Bezirken walten zu lassen, sowie in der richtigen Erkenntnis, daß nur ein gedeihliches Hand-in-Hand-Arbeiten zwischen freier und behördlicher Wohlfahrtspflege auf die Dauer von Erfolg sein konnte, wurden als Organe dieser Fürsorgebezirke sechs Fürsorgeausschüsse gebildet, die sich aus männlichen und weiblichen, in der freien Wohlfahrtspflege bewährten Persönlichkeiten zusammensetzen. In diesen Wohlfahrtsausschüssen

sind sowohl Arbeitgeber wie Arbeitnehmer vertreten. Jeder Fürsorge-Ausschuß ist eingetragener Verein und verfolgt etwa folgende Zwecke:

Bekämpfung der Säuglingssterblichkeit, Skrofulose und Tuberkulose, Beseitigung und Verhütung sittlicher und wirtschaftlicher Notstände,

Mitwirkung bei der Anstellung einer Bezirksfürsorgerin, welche die Wohlfahrtspflege in Form von Familienfürsorge ausübt.



Das Altersheim des Kreises Lauban (Franzstiftung). Phot. Pfeiffer.

Die wichtigsten Arbeitsgebiete dieser Familienfürsorge sind: Säuglings-, Kleinkinder-, Halfekinder-, Tuberkulosen-Pflege, Kriegshinterbliebenen- und weibliche Jugendfürsorge.

Daneben leiten die Kreis- bezw. Bezirksfürsorgerinnen die Mütterberatungsstunden, die an vorher bestimmten Zeitpunkten in den einzelnen Ortschaften abgehalten werden. Sowohl in diesen Beratungsstunden als auch für die Tuberkuloseberatungen sind etwa 12 Aerzte im Kreise ehrenamtlich tätig. Vom Schlesischen Verein zur Bekämpfung der Tuberkulose besteht ein besonderer Ortsausschuß für den Kreis Lauban; der Vorsitzende ist der Landrat, die Betreuung der Kranken liegt in Händen der Kreisfürsorgerin und Bezirksfürsorgerinnen in sechs Tuberkulose-Fürsorgestellen, die sich im wesentlichen mit dem Bezirk der Fürsorgeausschüsse decken. Der Verein richtet sein Augenmerk darauf, daß die Fürsorgearbeit erzieherischen Charakter hat und daß vorbeugende Arbeit geleistet wird. Inzwischen hat sich auch der

evangelische Kreiswohlfahrtsdienst und der katholische Caritasverband gebildet; mit diesen arbeitet das Kreiswohlfahrtsamt gemeinsam und hat ihnen einzelne Zweige der Wohlfahrtspflege zur selbständigen Bearbeitung übertragen, ebenso wie die Trinkerfürsorge in engstem Zusammenarbeiten mit dem Bezirksverein Lauban des Deutschen Vereins gegen den Alkoholismus ausgeübt wird.

War so der Unterbau auf dem Lande geschaffen, so konnte das Amt mit seiner weitverzweigten Tätigkeit beginnen. Noch lag das Halte-kinderwesen sehr im Argen; um hier auf dem Gebiete der Säuglingspflege mit Erfolg vorgehen zu können, wurde 1920 ein Kreis-Säuglingsheim zunächst in der Kreisstadt selbst, in der Nähe des Kreishauses auf dem Steinberg für etwa 15 Säuglinge geschaffen. Seit 1925 ist das Kreissäuglingsheim erweitert und in einem den Landständen der Preußischen Oberlausitz gehörenden Landhause in Schadewalde bei Markliſſa, inmitten eines schönen, großen Parks untergebracht. Die ärztliche Aufsicht ist einem Arzt im Nebenamte übertragen. Außerdem werden im Säuglingsheim zwei Schwestern und vier Säuglingspflegeschülerinnen mit dem nötigen Unterpersonal beschäftigt. Die Säuglingssterblichkeit betrug in Niederschlesien auf je 100 Lebendgeborene im Jahre 1913 20,6 Proz., 1926 14,1 Proz. — Im Kreise Lauban ist die Säuglingssterblichkeit inzwischen auf 12 Prozent zurückgegangen, nachdem sie sich in den letzten Jahrzehnten stets zwischen 18 und 22 Prozent bewegt hat. Dieses sehr erfreuliche Ergebnis ist auf die günstige Entwicklung der Säuglingsfürsorge und des Pflegekinderwesens zurückzuführen.

Inzwischen war die Gesetzgebung dazu übergegangen, eine möglichst einfache Grundlage für die gesamte Fürsorge zu schaffen. In der Verordnung über die Fürsorgepflicht vom 13. Februar 1924 ist nunmehr diese Grundlage geschaffen, deren Zweck und Aufgabe die Zusammenfassung der in der Kriegsfolgehilfe zersplitterten Wohlfahrts-Gesetzgebung ist. Durch diese Verordnung wurden die Lasten der öffentlichen Wohlfahrtspflege und Fürsorge einschließlich der Armenfürsorge, welche letztere seither alleinige Sache der Gemeinden war, dem Kreis als Bezirksfürsorgeverband übertragen, und zwar neben der Armenfürsorge mit folgenden Aufgaben:

soziale Fürsorge für Kriegsbeschädigte und Kriegshinterbliebene und die ihnen auf Grund der Versorgungsgesetze Gleichstehenden,

Fürsorge für Rentenempfänger der Invaliden- und Angestelltenversicherung, soweit sie nicht den Versicherungsträgern obliegt,

Fürsorge für Kleinrentner und die ihnen Gleichstehenden.

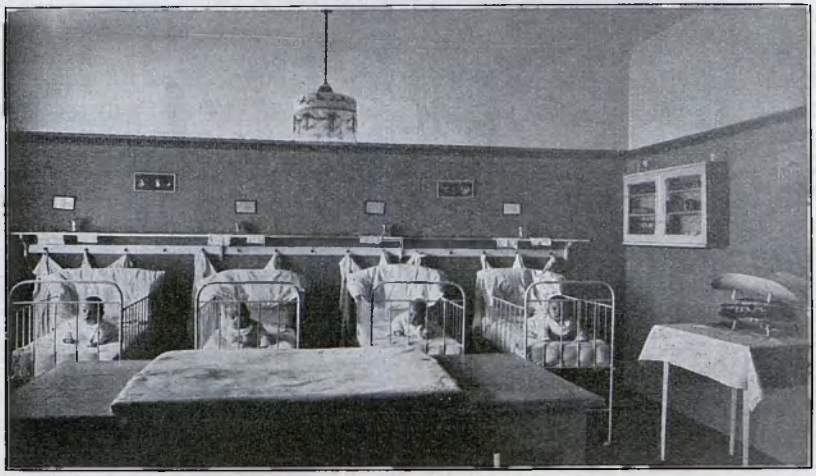
Fürsorge für Schwerbeschädigte und Schwererwerbsbeschränkte durch Arbeitsbeschaffung,

Fürsorge für hilfsbedürftige Minderjährige,
Wochenfürsorge.

Hinzu kommt außerdem noch das weite Gebiet der Fürsorge für Geisteskranke, für Krüppel, sowie für Blinde und Taubstumme; daneben noch die Erholungsfürsorge, Unterbringung von

erholungsbedürftigen Kindern an der Ostsee oder in Landfamilien, Solbäderkuren, Beteiligung an Schulspeisungen, sowie Zuweisung von Kräftigungsmitteln an tuberkulös gefährdete Kinder u. a.

Aber nur ein Teil der Wohlfahrtspflege, wenn auch der überwiegende, ist hiermit erschöpft. Daneben bestehen noch die Aufgaben des Reichsjugendwohlfahrtsgesetzes vom 9. Juli 1922. Nach diesem Gesetz hat „jedes deutsche Kind das Recht auf Erziehung zur leiblichen, seelischen und gesellschaftlichen Tüchtigkeit." In den Rahmen



Im Kreissäuglingsheim in Schadewalde. Phot. Kieselwalter.

dieses Gesetzes fällt die Fürsorge für hilfsbedürftige Minderjährige, das Pflegekinderwesen, die Amtsvormundschaft, die Jugendgerichtshilfe (Schutzaufsicht und Fürsorgeerziehung). Für alle diese besonderen Aufgaben besteht als eigene Abteilung des Kreiswohlfahrtsamtes das Kreisjugendamt. Das Kreisjugendamt ist kollegial durch besondere Satzungen für den Bereich des Kreises Lauban — mit Ausnahme der Stadt Lauban — aufgebaut. Vorsitzender ist der Landrat; ihm gehören außerdem 15 in der Jugendwohlfahrt erfahrene und bewährte Männer und Frauen an. Neben dem Kreisausschuß für Jugendpflege sind besondere Fach- und Ortsausschüsse in den einzelnen Kreisteilen gebildet, in denen selbstverständlich auch die Jugendwohlfahrtsvereine und sämtliche in der Jugendbewegung stehenden Vereine angemessen vertreten sind. Mit beratender Stimme gehören zum Kreisjugendamt sowohl der Schulrat, Kreisjugendpfleger und Kreisjugendpflegerin. In der Jugendgerichtshilfe, ebenso bei der Schutzaufsicht, welche als Ergänzung und Unterstützung der elterlichen Erziehung gedacht ist, und im Pflegekinderwesen hat sich die ehrenamtliche Mitarbeit von geeigneten Persönlichkeiten neben der Tätigkeit der Kreisfürsorgerin und Bezirksfürsorgerinnen durchaus bewährt. Diese Personen werden vom Kreiswohlfahrtsamt zu Pflegern bestellt; teils wurden

sie aus den alten Gemeindewaisenräten entnommen, teils an deren Stelle durch neue sozial eingestellte Persönlichkeiten beiderlei Geschlechts ersetzt.

Ein besonders wichtiges Kapitel des Jugendamts ist die Amtsvormundschaft. Nach dem Jugendwohlfahrtsgesetz steht dem Kreisjugendamt über jedes nach dem 1. 4. 1924 geborene außereheliche Kind die Vormundschaft zu. Vormund ist der leitende Beamte des Kreiswohlfahrtsamts. Er führt gegenwärtig 929 Amtsvormundschaften und 13 Pflegschaften.

Nicht unmittelbar in den Rahmen des Reichsjugendwohlfahrtsgesetzes, wohl aber schon seit dem Jahre 1911 durch das Preußische Kultusministerium besonders geregelt, und somit auch mittelbar zu den Aufgaben des Kreisjugendamts gehörend, ist die tätige Mitarbeit und die amtliche Unterstützung der Jugendpflege und Jugendbewegung. Aufgabe der Jugendpflege ist die Mitarbeit an der Heranbildung einer frohen, körperlich leistungsfähigen, sittlich tüchtigen, von Gemeinsinn und Heimatsliebe erfüllten Jugend. Sie will die Erziehungstätigkeit der Eltern und der Schule unterstützen und weiterführen. Die Pflege der schulentlassenen Jugend umfaßt das Alter etwa vom 14. bis zum 20. Lebensjahr. Dieses Gebiet ist in der Hauptsache das Betätigungsfeld des Kreisjugendpflegers und der Kreisjugendpflegerin. Im Kreisausschuß für Jugendfürsorge sind etwa 160 Jugendvereine mit über 5000 Jugendlichen zusammengefaßt. Zur Förderung des Jugendwanderns sind eine Reihe von Jugendherbergen im Vorgebirge entstanden, über die ein besonderer Aufsatz berichtet.

Für die Wohlfahrt der schulentlassenen Jugend ist auf anderem Gebiete vom Kreise auch insofern etwas geleistet worden, als zunächst die Knaben-Fortbildungsschule mit erheblichen Kreismitteln auf dem platten Lande ausgebaut wurde. Seit einigen Jahren besteht ein Netz von männlichen Fortbildungsschulen über dem ganzen Kreis. Es sind 40 Fortbildungsschulen mit etwa 1600 männlichen Jugendlichen vorhanden. Um aber auch die weibliche Jugend zu fördern, war 1920 eine Kreis-Wanderhaushaltungsschule eingerichtet worden. Diese ist inzwischen aufgelöst, nachdem die Kreissatzung über die ländlichen Fortbildungsschulen auch auf Mädchen ausgedehnt wurde. Die große Bedeutung, die der haus- und landwirtschaftlichen Ausbildung der weiblichen Jugend beizumessen ist, ließ es geboten erscheinen, auch die ländliche Mädchenfortbildungsschule für den ganzen Kreis einzuführen. In unserem stark industriell durchsetzten Kreise war dies besonders notwendig, da die sozialen Notstände nicht zum wenigsten auf die früher mangelhafte Ausbildung eines Teiles unserer Hausfrauen zurückzuführen ist. Der Kreis hat jetzt vier Fortbildungsschullehrerinnen, je zwei Haushaltungslehrerinnen und Handarbeitslehrerinnen angestellt. Die Kurse finden zunächst in Form von Wanderkursen von achtwöchiger Dauer statt und sind derart eingeteilt, daß in jeder Ortschaft im Laufe von drei Jahren je ein Haushaltungskursus und je ein Handarbeitskursus stattfindet, daß also jedes Mädchen im Kreise während der drei Jahre ihrer Fortbildungsschulpflicht in die Lage kommt, ihre Kenntnisse in der Hauswirtschaft zu vermehren. In allen Kursen wird

aber neben der Hauswirtschaft auch Gesundheitslehre, Staatsbürgerkunde, Säuglingspflege usw. betrieben.

Schon seit langen Jahren besteht eine Kreiswanderbücherei sowohl für Erwachsene wie für Jugendliche; im ganzen etwa 20 Schränke mit vorläufig rund 3000 Bänden. Die Schränke wandern im Winter in den Kreis. Die Ausgabe der Bücher hat in dankenswerter Weise in einzelnen Ortschaften vor allem die Lehrerschaft übernommen. Geplant ist ein Ausbau dieser Wanderbücherei in eine Grenzlandbücherei, eine Aufgabe, die noch im Jahre 1928 zur Durchführung gelangen soll.

Diese ganze Tätigkeit — eine Fülle von Einzel- und Kleinarbeit — neben den größeren Problemen stellt die ländliche Wohlfahrtspflege im hiesigen Kreise dar. Die vorstehende Skizze macht keinen Anspruch auf Vollständigkeit, sie soll nur in großen Strichen dartun, wie ausgedehnt die Aufgabe der Wohlfahrtspflege ist, welche Arbeit im Laufe der Nachkriegszeit geleistet und welche große Verantwortung durch die neueste Gesetzgebung der Kreisbehörde im Rahmen des Kreiswohlfahrtsamts und Jugendamts auferlegt wurde.

Wir haben wenigstens den Anfang gemacht. Unser Ziel in der Wohlfahrtspflege und der Jugendfürsorge ist körperliche und geistige Gesundung aller Volksgenossen, vor allem aber Rettung des köstlichsten Gutes unseres Volkes, unserer Kinder aus Elend und Krankheit.

Unsere Jugendpflege und Jugendbewegung im Kreise Lauban.

Von Kreisjugendpfleger Walter Rosenke, Lauban.

Es wäre ein sträfliches Unterlassen, wenn man die Entwicklung eines jungen Menschen, der nach seiner Schulentlassung dem Leben unerfahren gegenübersteht, der in seiner Berufsausbildung zu einem nützlichen Gliede des Staates heranwachsen soll, nicht in die rechten Bahnen lenken wollte. Die den Jugendlichen von Grund auf erschütternde Zeit der Pubertätsjahre mit ihrer Gärung, ihrem Schwanken, ihren Seelenkämpfen, ihrer Aufopferungsbereitschaft und Begeisterungsfähigkeit verlangt nach starker, verstehender Führung, die in erster Linie das Elternhaus, im weiteren der Lehrherr, die Fortbildungsschule gewährleistet. Doch reicht diese sittliche Beeinflussung oft nicht aus. So waren es auch im Kreise Lauban zunächst kirchliche Körperschaften, die sich verantwortungsvoll des heranwachsenden Geschlechtes annahmen und die Jugendorganisationen der Evangelischen Jünglings- und Jungfrauenvereine, die „Christlichen Vereine Junger Männer", die Katholischen Jugendvereine (Gesellenvereine) schufen. Es folgten die Jugendgruppen der „Deutschen Turnerschaft", der Arbeiterturnvereine und neuerdings auch der Sportvereine. Eine große Anzahl der genannten Vereine blickt auf ein mehr als 50jähriges Bestehen zurück.

Der 18. Januar 1911 brachte den grundlegenden Erlaß der Staatsregierung, der den Begriff der „Jugendpflege" prägte und weiteste Kreise: Behörden, Verwaltungen, Kirchen, Schulen, Vereine, Berufe und Einzelpersonen auf das wichtige Ziel einer harmonischen Ausbildung der körperlichen, geistigen und sittlichen Kräfte der Jugend hinlenkte. Der Erlaß brachte Anregung zur Bildung der Orts-, Kreis- und Bezirksausschüsse für Jugendpflege; er bestellte die nebenamtlich wirkenden Bezirksjugendpfleger(innen) und die ehrenamtlich tätigen Kreis-Jugendpfleger(innen) als Verbindungsstellen zwischen Staat und Jugendvereinen; er rief die Jugendpflegefonds ins Leben, aus welchen staatliche Beihilfen an Jugendvereine gewährt werden. Niemals beabsichtigt ist eine obrigkeitliche Bevormundung; Jugendpflege ist eine freie Tätigkeit, ist Persönlichkeitssache. Wir haben also keine staatliche, sondern eine staatlich geförderte Jugendpflege. Auch in unserem Kreise zeigte die Auswirkung des Erlasses neben der Durchführung seiner Anregungen einen gewaltigen Aufschwung aller Jugendpflegebestrebungen. Es entstanden allenthalben die Pfadfinder- und Jungdeutschland-Bünde, welche die Jugend unter vaterländischen Gesichtspunkten zusammenfaßten. Während des Weltkrieges wurden diese Bünde zumeist durch die Jugendwehren abgelöst, die sich die Erziehung zur Wehrhaftigkeit

zum Ziel gesetzt hatten. Die Laubaner Jugendwehr hat bis zu ihrer Auflösung am 10. November 1918 ungefähr 600 junge Leute erfaßt.

Zum Verständnis des Jugendwollens wird es nötig sein, auch bei dem Begriff der „Jugendbewegung" ein wenig zu verharren. Er umfaßt das um die Jahrhundertwende wachgewordene Streben der Jugend, auf ureigenem Wege ihr Leben aufzubauen. Jugendbewegung bedeutet Abkehr von der geistigen Not, der Verkümmerung eines materialistischen Zeitalters; sie wendet sich gegen den Zwang, überkommene Anschauungen und Lebensgewohnheiten, nur weil es die Alten so taten, ohne Prüfung hinzunehmen. Die Jugend will „ihr Leben aus eigener Bestimmung, vor eigener Verantwortung mit innerer Wahrhaftigkeit gestalten". Der „Wandervogel" regte sein Gefieder; leider sind seine Untergruppen im Kreise, bis auf eine, wieder eingegangen. Er zeigte zuerst das, was wahre bewegte Jugend heut als selbstverständlich erachtet: Kampf dem Gemachten, Rückkehr zur Einfachheit in Kleidung, Nahrung und Lebenshaltung, Abkehr von Rausch- und Rauchgiften, von Untanz, Gassenhauern, von Schmutz und Schund. Hin zu den immerrauschenden Quellen der Natur und Heimat! Hin zu dem Brunnen des Volkstums, der sich in Lied, Tracht, Spiel, Tanz, Märchen und Sage offenbart! Und nicht nur das Wahre, Schöne für sich suchen, sondern es leben im Dienste des Mitmenschen, des ganzen Volkes!

Wohl vorbereitet trat unsere Jugend dem gewaltigen Erlebnis des Weltkrieges entgegen und vor unser aller Augen steht ein unendlich lichtes und rührendes Bild: Jungdeutschland auf dem Schlachtfelde und an der Heimfront. Und nun das Gegenstück: Deutsche Jugend im Banne all der furchtbaren Folgeerscheinungen des erbarmungslosen Krieges. Der stolze Bau unserer Jugendorganisationen lag auch bei uns in Trümmern. Nun hieß es: Heraus zum Wiederaufbau, zur Neubelebung! Unverzagt ging es an die Arbeit, die trotz lähmender Einflüsse der Inflationsjahre 1922 und 23 eine beispiellose Förderung erfuhr. Die derzeitige Zahl von rund 160 Jugendvereinen im Kreise Lauban beweist ein Wachstum in die Breite, wie es nie geahnt worden war. Nicht immer ist es natürlich auch ein Wachstum in die Tiefe; entscheidend ist hierfür in erster Linie die Führerfrage. Mit Stolz gedenken wir der Männer und Frauen, die die geringe Zeit, die Berufs- und Familienpflicht ihnen gewährt, der freiwilligen, unentgeltlichen Arbeit an der Jugend opfern, die Abend für Abend in der Turnhalle, im Heim tätig sind an der körperlichen und seelischen Ertüchtigung der Jugend.

Wenn wir nun die uns vorliegende Uebersicht unserer Jugend-Vereine betrachten, so werden wir bei der Vielheit der Erscheinungsformen, ihren Gegensätzen, mit Bedauern feststellen, daß die Jugend ein getreues Abbild des Gesamtvolkes mit seiner Zerrissenheit in kultureller, gesellschaftlicher und politischer Hinsicht zeigt. Das scheint uns eine Gefährdung des inneren Wachstums unserer Jugend zu sein; ja sie ist es gewiß. Aber wie sollen die Jungen das alles mit einem Schlage überwinden, woran ihre Väter schon seit Jahrhunderten kranken? Sind sie schuld an diesen Welten des Gegensatzes? Sie beginnen ja erst ihre Schwingen zu regen. Wir erhoffen von ihrer Begeisterungsfähigkeit, ihrem ungebrochenen Lebenswillen den Aufstieg zu einer besseren Zeit.

Uebersicht der Jugendvereine des Kreises Lauban (Stand vom 1. 12. 1927).

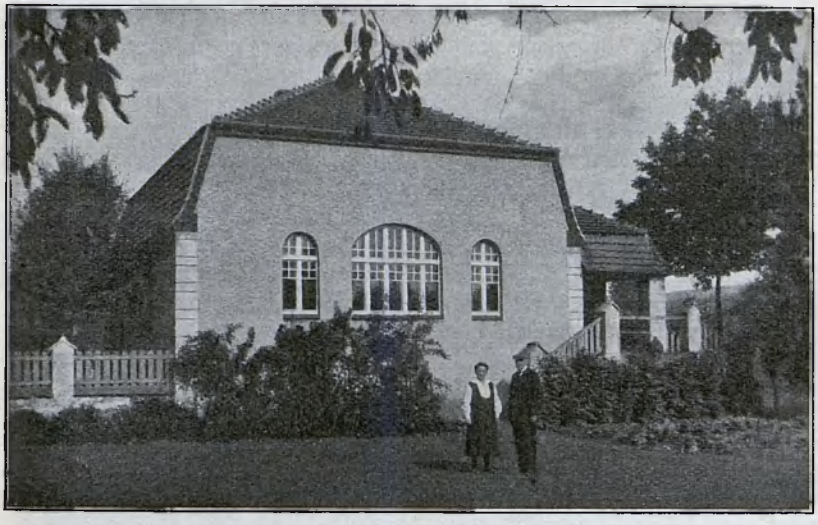
Nr.	Gruppe	Bereich des Städt. Jugendamtes		Bereich des Kreis-Jugendamtes		Folgende Organisationen sind vertreten
		Zahl der Vereine	Mitglieder	Vereine	Mitglieder	
1	Evangelische Jugend	7	596	38	686	Jungmännervereine, C. V. J. M. mit Untergruppen, Vereine für entschied. Christentum, Jungmädchenvereine, C. V. J. Md.
2	Katholische Jugend	3	223	11	231	Jugendvereine, Gesellenvereine, Marienvereine.
3	Arbeiter-Jugend	2	80	2	27	Soz. Arbeiter-Jugend; „Kinderfreunde".
4	Deutsche Turnerschaft	1	171	19	778	Turn-Verein „Jahn"-Seidenberg ist Mitglied des Deutschen Turnerbundes.
5	Arbeiter-Turn- und Sportvereine	2	82	17	529	Arb. Turn-Vereine, Freie Sportvereinigungen, Arb. Radfahrer-Vereine.
6	Sportvereine des deutschen Reichsausschusses	5	328	3	64	Rasensportvereine, Schwimmsportvereine, Rudersportvereine, Kanuklub, Wintersportvereine, Radfahrsportvereine.
7	Wandervogel	—	—	1	29	Die Goten, Deutscher Wandervogel Ortsgruppe Seidenberg.
8	Wehrlogen	3	14	—	—	Thorsteiner 300, Jungborn.
9	Berufsverbände	6	181	3	97	Deutschnat. Handlungsgehilfen-Verband, Zentralverband der Angestellten, Gewerkschaftsbund der Angestellten, Verband weibl. Büroangestellter, Jugendgruppen der Buchbinder, Textilarbeiter, des deutschen Holzarbeiterverbandes, des deutschen Gewerkvereins.
10	Landjugendbund	—	—	22	523	
11	Jugendabteilungen polit. Parteien	1	11	1	4	Kommunistische Jugend-Wanderbünde.
12	Aehnliche Bestrebungen ohne Parteibindung	4	144	—	—	Großdeutscher Jugendbund, Jung-Stahlhelm, Scharnhorstbund, Jugendgruppe des Jungdeutschen Ordens.
13	Jugendabteilungen von Stenographen- und Bildungsvereinen	2	102	3	39	Vereine für Einheitskurzschrift, Stolze-Schrey, Gesangvereine.
14	Einzelstehende Jugendgemeinschaften und die ähnlichen Bestrebungen in den Schulen	1	15	3	112	„Neudeutschland" (Bund kath. höherer Schüler), Jugendvereine in Bellmannsdorf, Eckersdorf, Heidersdorf.
	Gesamtzahl	37	1947	123	3119	

Insgesamt 160 Vereine mit 5066 Mitgliedern.

Bemerkung: Außerdem besteht noch eine Anzahl von Vereinen, die eine Aufnahme in die Listen der Kreis- bezw. Ortsausschüsse für Jugendpflege nicht nachgesucht haben.

Diesem Ueberblick folge noch eine kurze Darstellung über die für jugendpflegerische Zwecke geschaffenen Einrichtungen; ausdrückliche Erwähnung können nur die bedeutendsten finden. Auch hier sehen wir, dank der Opferwilligkeit von Behörden, Gemeinden, Kirchenkörperschaften und Jugendvereinen ein stetes Vergrößern und Verbessern.

In jeder Gemeinde sollte ein Jugendheim den Mittelpunkt des Jugendlebens darstellen. Ungeachtet oft großer Schwierigkeiten ist Vorbildliches geschaffen worden. Sechs große Zimmer in der früheren Kaserne,



Das Jugendheim in Küpper. Eingeweiht 1912. Phot. Hamdorf.

farbenfroh ausgestattet, mit einem Flügel, Nähmaschinen, Stilbühne, Ausstellungseinrichtung versehen, stellte Magistrat Lauban seiner Jugend zur Verfügung. E. V. J. M., Lauban, besitzt sein eigenes, großes Heim. Die Gemeinde Langenöls folgte im letzten Jahre und gab ihrer Jugend zwei Zimmer im neuen Gemeindehause. Eine Anzahl von Kirchgemeinden haben Dank der Opferwilligkeit ihrer Glieder und Dank der Tatkraft einzelner Männer eigene Heime geschaffen, die auch der Jugend dienen: Seidenberg mit drei Zimmern, Küpper, Geibsdorf, Pfaffendorf mit je zwei Zimmern, Markliſſa evang., Markliſſa kath., Bellmannsdorf, Friedersdorf, Lichtenau, Gebhardsdorf mit je einem Zimmer. Es ist unendlich wichtig, unserer Jugend Heime zu geben, in denen sie von äußeren Einflüssen unbehelligt ist. Möchte doch jede Gemeinde ernstlich dieser Aufgabe näher treten!

Ebenso brennend ist die Sportplatzfrage. Fünf städtische und zwei Vereinsplätze sind Tummelstätte der Jugend aus Stadt Lauban; 41 Plätze, darunter 20 ausgebaute und mehr oder weniger mit verschiedensten Einrichtungen (Wettspielfeld, Laufbahn, Sprungbahn, Turngerät, Umkleideraum u. a.) versehen, verteilen sich auf Lauban-Land. Die Plätze

sind im Besitz von Gemeinden, Schulen, Kirchen, Vereinen; oft sind sie auch von Privaten gepachtet. Nicht berücksichtigt wurden in obiger Zahl die Plätze, die nur den Schulen dienen. Erwähnung möchte das überaus erfreuliche Bild finden, das sich Vorbeifahrenden fast täglich am Dorfausgang Langenöls (Richtung Friedersdorf) bietet: Jugend nach Feierabend bei freiwilligem, oft schwerem Hand- und Spanndienst auf ihrem Sportplatz. Aehnliche Beispiele hier aufzuzählen, fehlt der Raum.

Bitter not sind uns Turnhallen. In der Stadt Lauban sind drei vorhanden, eine weitere ist im Werden, der Turnverein Schönberg 1861 besitzt seit 1907 eine eigene Turnhalle, und damit ist die Statistik für den Kreis fertig. Mögen die emsigen Bestrebungen der Stadtverwaltungen Seidenbergs und Markliissas von Erfolg sein! Turnverein Meffersdorf turnt in einer ausgebauten alten Scheune. Im übrigen sind von den außer den Hallen benützten 31 Turnräumen 26 Gasthaussäle.

An Freiluftschwimmbädern besitzt Lauban 2, Markliissa 3, Schönberg, Seidenberg, Friedersdorf, Schwerta, Meffersdorf-Wigandsthal, Neuwarnsdorf je 1. Dem Schwimmsport dient vor allem auch das Seehaus Goldentraum. Bootshäuser besitzen: Ruderklub Lauban, Kanuklub „Möve" Lauban, Turnverein Markliissa, Wassersportverein Markliissa; Bootshäuser winken weiter bei den Jugendherbergen Neidburg und Seehaus.

Dankenswert ist ebenfalls der regen Bestrebungen einzelner Vereine für den Tennissport zu gedenken, desgleichen der Wintersportanlagen, die das aufstrebende Bad Schwarzbach geschaffen hat.

Hoffnungsvolle Wege zur inneren Erneuerung des Volkes erschließt die Singebewegung, die durch Walter Hensels Neidburgwoche in unserer Heimat festen Fuß gefaßt hat und in Singgemeinden weitergeführt wird. Ebenso bedeutsam ist der Kampf unserer Volkstanzkreise, der den modernen Untänzen wertvolles Volksgut entgegenstellt.

Vom Jugendherbergswerk im Kreise Lauban.

Vor mehr als anderthalb Jahrzehnten hörte die deutsche Jugend zum ersten Male den Ruf des Mannes, der heute an der Spitze des ganz Deutschland umfassenden Verbandes für Deutsche Jugendherbergen mit seinen fast 900 Ortsgruppen steht, des Lehrers Richard Schirrmann aus Altena in Westfalen. Seitdem ist er unbeirrt seinem Ziel nachgegangen: ganz Deutschland mit einem Netz von Unterkunftsstätten für die wandernde Jugend zu überziehen. 2400 deutsche Jugendherbergen sind bisher geschaffen; 10000 sind nötig, sollen die Maschen des Netzes so dicht sein daß nicht mehr als ein Tagemarsch die Nachbarbleiben trennt. Das Jugendherbergswerk muß Volkssache werden. Braucht es noch einer Begründung? Ist doch das Wandern der Gipfelpunkt jugendlichen Lebens. Das Wandern ist eine Ur-Ausdrucksform des deutschen Menschen. „Mensch sein, das heißt nicht nur Kämpfer, sondern auch Wanderer sein", sagt A. Fendrich in seinem prächtigen Buch „Der Wanderer". Der deutsche Junge, das deutsche Mädchen sollen ihr Vaterland nicht in Büchern, sondern mit eigenen Augen schauen; sie sollen Deutschland „durchdenken und durchlaufen". Dann erst werden sie ihr Vaterland recht lieben, andere

Volksstämme verstehen und achten lernen; der so oft verkannte Segensquell der Heimat wird neu erschlossen werden, und mit ihm ein Gesundbrunnen für Leib und Seele.

Das deutsche Jugendherbergswerk besitzt eins seiner schönsten Kleinode in unserer Neidburg, die seit dem 10. Mai 1925 als „Graf Joachim-Pfeil-Jugendherberge" ihre Tore der wandernden Jugend geöffnet hält. Wir befinden uns im Bereich der Talsperren von Goldentraum und Marklissa



Die Neidburg-Jugendherberge am Stausee der Talsperre Marklissa. Phot. Pfeiffer.

und gewahren: was die Natur der Heimat versagte, das Bild mächtiger Seen, hat hier die Kunst des Baumeisters in den Stauseen geschaffen. Mitten zwischen diesen, am letzten steilen Hang des Engtales zwischen Ramsen und Klingenrücken, liegt die Neidburg. Im dichten Fichtenbestand versteckt, wird sie nur vom Kundigen schon aus weiterer Entfernung entdeckt. Um so größer ist die Ueberraschung, wenn der am Queisufer dahinpilgernde Wanderer plötzlich auf steiler Höhe den grüßenden Bergfried und die freundlichen roten Ziegeldächer erblickt. Fürwahr, es war kein schlechter Gedanke, als der rastlose Förderer des Jugendherbergswerkes in unserer Heimat, Bezirksjugendpfleger Pollack-Görlitz, anläßlich eines Besuches der Burgtrümmer Richard Schirrmann seinen Plan entwickelte, hier eine Jugendstätte zu schaffen. „Das kostet viel Geld" war die Antwort. Es hat noch viel mehr gekostet, als man damals ahnen konnte, und es ist doch geschafft worden dank der großzügigen Förderung des Werkes durch den Landrat Freiherrn von Rabenau und die Körperschaften des Kreises. Die Grundherrin der Burg und des umliegenden Geländes, Frau Gräfin von Pfeil auf Friedersdorf, verpachtete die Burg auf 30 Jahre an die Kreisgruppe

Lauban des Verbandes für Deutsche Jugendherbergen. Das Landes-Jugendamt gab 8000 RMk., die 1. Niederschlesische Jugendherbergslotterie brachte 22 000 RMk. Zahlreich sind die Jugendgruppen, die Erträge von Werbeveranstaltungen opferten, groß ist auch die Zahl der Helfer, die durch Geldspenden, kostenfreie Lieferung von Baustoffen, durch Hand- und Spanndienste das Werk förderten. Ungeahnte Schwierigkeiten und Kosten verursachte der Brunnen; erst nach Durchbrechen von 22 Metern Fels fand man das ersehnte Wasser. Die Ausmalung des Innern der Burg ist



Die Mädchenbleibe auf der Neidburg. Phot. Pfeiffer.

auf freudigen Ton abgestimmt. Die Bilder in der Knabenbleibe zeigen Szenen aus dem Ritterleben in bewußter Anpassung an frühgotisches Stilempfinden. Bewunderung erregen die schmiedeeisernen Beleuchtungskörper. Die beiden Hauptgebäude enthalten neben der Wohnung des Burgwarts je zwei Schlafräume für Knaben und Mädchen mit 90 Lagerstätten. Ein köstlicher Winkel ist der Tagesraum der Mädchenbleibe mit Möbeln, die der jetzige Burgwart Max Wersich, entworfen hat. Erwähnenswert ist noch die Küche für Massenspeisungen.

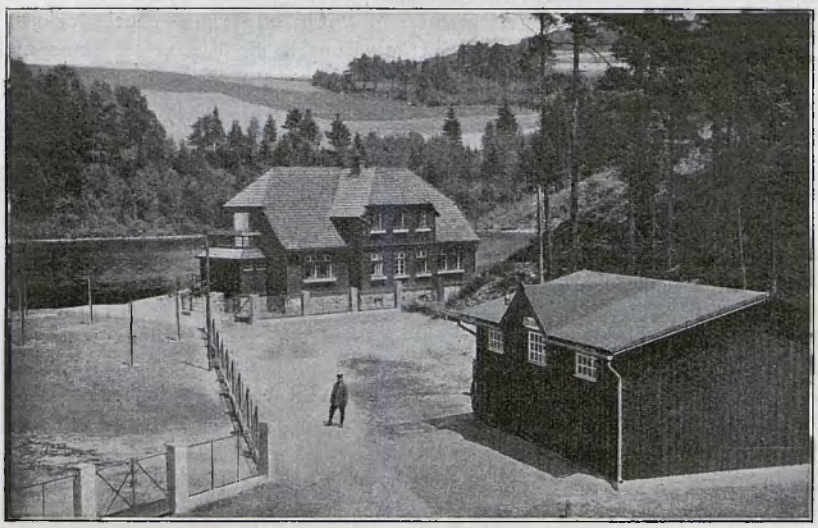
Die Einweihungsfeier war ein machtvolles Bekenntnis zum Jugendherbergsgedanken. Trotz denkbar schlechten Wetters waren Tausende herbeigeeilt; 134 Jugendvereine waren vertreten. Der unvergeßliche Förderer der Jugendarbeit, der viel zu früh verstorbene Regierungspräsident Büchting-Liegnitz, dessen Wort: „Seid jugendfroh, habt die Heimat lieb, achtet den Mitmenschen!" in der Knabenbleibe mahnt, war zugegen. In der Schlucht des von der Neidburgmühle herabrauschenden „Rollbaches" erlebte Fritz Bertrams Neidburgfestspiel „Schuld und Sühne" die Uraufführung.

Nicht nur eine billige Nächtigungsstätte, sondern ein Heim will die Neidburg sein. Sie ladet zum Ausruhen, Träumen, Schwärmen.

Die stetig steigende Besuchsziffer beweist die Notwendigkeit der Neidburg-Jugendherberge. Im Jahre 1925 übernachteten dort 1428 Personen, im Jahre 1926 3380 und 1927 3438. Wanderer aller deutschen Gaue haben in ihr billige, freundliche Bleibe gefunden.

*

War der Aufbau der Neidburg eine Angelegenheit, welche die Allgemeinheit in weitestem Maße beschäftigte (wurde doch die Werbetrommel



Das Jugendseehaus Goldentraum mit Bootshaus. Phot. Niepel-Brodt.

in jedem Dorfe gerührt), so ist das Jugendseehaus Goldentraum fast unbemerkt in einigen Herbstwochen des Jahres 1926 entstanden. Der Plan, am Goldentraumer Stausee gegenüber den Steilabfällen des Ramsen ein Heim für die Jugend zu schaffen, fand freudigen Anklang bei dem Landesjugendamt der Provinz Niederschlesien und nachdrückliche Unterstützung durch den Landeshauptmann Dr. von Thaer, den Landesrat Dr. da Rocha-Schmidt, und den Erbauer der Talsperren, Baurat Dr. Bachmann.

Das Haus ist ein Holzbau der Firma Christoph und Unmack aus Nieski in der nordischen Bauart ihrer Häuser System Döcker. Es steht hart am Stausee neben einer kleinen Insel, die mit einem Steg einen kleinen Bootshafen bildet. Eine breite Treppe führt zunächst in eine große Diele, die als Tagesraum dient. Das Gebäude enthält mehrere geräumige Schlafräume, Waschräume, Küche, Wohnung für den Herbergswart und reichliches Nebengelaß. Eine wunderschöne Altane lockt zum Heraustreten. Die Uebergabe des Heimes an die Jugend erfolgte im Frühjahr 1927. Das Haus bietet Raum für 50 Jugendliche. Es soll im Gegensatz zur Neidburg weniger als Wanderherberge, sondern als Erholungsheim für

die Ferienzeit, als Stützpunkt für Freizeiten und Lehrwochen und ganz besonders der Wassersport treibenden männlichen Jugend dienen. Die weibliche Jugend findet ein köstliches Nestchen in dem stillen Goldentraum.

*

Mit Fug und Recht kann unser Heimatkreis ein Jugendherbergsland genannt werden. Neben den gezeichneten Musterstätten bietet die Stadt Lauban wandernden Jungen ein warmes Nest in der Bleibe in der Pestalozzischule, wandernden Mädels ein stimmungsvolles Heim im Steinberghause. Jenseits der Kreisgrenze, in Naumburg am Queis reichen uns die Jugendherbergsfreunde des Kreises Bunzlau die Hand, und entgegengesetzt, am Fuße des Dreßlerberges, ist Straßberg das gern erwählte Ziel zahlreicher Wanderscharen des Bundes der sozialistischen Naturfreunde. Im nahen Bad Schwarzbach hat der Bezirksverein Grimma auf seinem Grund und Boden eine Jugendstätte bereitet, die nicht nur der erholungsbedürftigen Jugend der Amtshauptmannschaft Grimma, sondern auch sonstigen Gästen, die sich Aufnahme heischend dorthin wenden, ihre Türen gern öffnet. Im Südwestteil des Kreises lockt das liebliche Seidenberg mit seiner Unterkunftsstätte.

Die Maschen des Herbergsnetzes sind geschlossen. Es ist für die Jugend ein Leichtes, unsern schönen Heimatkreis zu durchwandern und zu durchforschen. Mag sie es tun im Sinne des Pestalozziwortes: „Wer die Heimat nicht versteht, die er sieht, wie will er die Fremde verstehn, die er nicht sieht?"

Verzeichnis der Schöppenbücher im Kreise Lauban.

Von Diplom-Volkswirt Dr. jur. et phil. Artur Schulze, Schönberg, Gerichtsreferendar.

Die Schöppenbücher stellen die alten Protokollbücher der früheren Ortsgerichte dar, die 1849 aufgehoben wurden. Sie wurden in allen Gemeinden zwischen 1500 und 1600 angelegt, sind aber in einigen Orten ganz und in vielen teilweise verbrannt oder sonst abhanden gekommen. Trotzdem besitzt der Kreis Lauban innerhalb der Oberlausitz verhältnismäßig noch die meisten Schöppenbücher. Von dem Gesamtbestande der preußischen Oberlausitz entfällt fast die Hälfte allein auf den Kreis Lauban oberlausitzer Anteils. Gegenüber einer Erhebung im Jahre 1900 konnten jetzt etwa 40 Bände mehr festgestellt werden. Leider sind aber inzwischen ebensoviel Bände durch Unverstand und infolge schlechter Aufbewahrung verloren gegangen.

Die Schöppenbücher sind dicke, prachtvoll gebundene Bände in Aktenformat. Sie enthalten in der Hauptsache die Vertragstexte über die Grundstücksveräußerungen in den einzelnen Gemeinden, sodaß sie uns ein bis ins Einzelne gehendes Bild von der örtlichen Entwicklung geben. Außer für die Ortsgeschichte und die allgemeine Wirtschafts- und Rechtsgeschichte haben die Schöppenbücher einen hohen Wert als Beweismaterial für die früheren Grundverhältnisse bei gerichtlichen Streitigkeiten.

Das Verzeichnis gibt in alphabetischer Reihenfolge Ort, Bandzahl, Zeitumfang und Aufbewahrungsort an, wobei StadtA. = Stadtarchiv, GemA. = Gemeindearchiv des entsprechenden Ortes, KirchA. = Kirchenarchiv der genannten Parochie, KrA. = Kreisarchiv in Lauban und Staats-A. = Staatsarchiv in Breslau bedeutet. Kolonien mit eigenen Schöppenbüchern sind besonders verzeichnet.

Lauban: 24 Bde. Schöppenbücher von 1489—97, 1515—20, 1529—1805; 41 Bde. Grundbücher von 1549—1807; 20 Bde. Erbebücher von 1531 bis 1811; 9 Bde. Konsensbücher von 1696—1809; 3 Bde. Protokollbücher von 1604—56; 1 Signaturbuch von 1596—1605; 1 Kuratorienbuch von 1801—22; alle im StaatsA.

Markliffa: 20 Bde. von 1629—1825 im KrA.

Schönberg: 12 Bde. von 1536—1826 im KirchA.

Seidenberg: Keine, wahrscheinlich 1834 verbrannt. 1 Konsensbuch von 1740—1805; 1 Kaufbuch von 1801—1814 im StaatsA.

Augustthal (Kolonie von Gebhardsdorf): Keine mehr, 1900 war noch 1 Bd. von 1728—1818 vorhanden.

Beerberg: Keine.

Bellmannsdorf: Ober-Bellmannsdorf: 3 Bde. von 1679—1820 im KrA.

Nieder-Bellmannsdorf (mit dem früheren Mittel-Bellmannsdorf): 1 Bd. von 1755—1817 im KrA.

Bergstraß: 8 Bde. von 1661—1841 im KrA.

Berna (mit Königsfeld und Neuhaus): 4 Bde. von 1645—1835 im KrA.

Bertelsdorf (siehe auch Neu-Bertelsdorf): 5 Bde. von 1652—1854 im GemA.

Neu-Bertelsdorf: Keine, wahrscheinlich neben Bertelsdorf nicht gesondert geführt.

Bohra (Kolonie von Wilka): 2 Bde. von 1665—1848 im GemA. von Wilka.

Cundorf: 3 Bde. von 1596—1820 im KrA.

Eckersdorf: 2 Bde. von 1598—1807 im KrA.

Estherwalde (Kolonie von Gebhardsdorf): Beim Brande des Gerichtskretschams zu Grunde gegangen.

Friedersdorf (mit Neu-Schweinitz und Neu-Warnsdorf): 10 Bde. von 1641 bis 1844 im KrA.

Gebhardsdorf: Alt-Gebhardsdorf (siehe auch Augustthal, Estherwalde, Ober- und Neugebhardsdorf): 6 Bde. von 1542—1821 im KrA. 1900 waren noch 2 weitere Bde. vorhanden.

Neu-Gebhardsdorf (Kolonie von Alt-Gebhardsdorf): 1 Bd. von 1664 bis 1730 im KrA. 1900 waren noch 3 weitere Bde. vorhanden.

Ober-Gebhardsdorf (Kolonie von Alt-Gebhardsdorf): 1 Bd. von 1674—1768 im KrA. 1900 war noch 1 weiterer Bd. vorhanden.

Geibsdorf (mit Neu-Kretscham): 6 Bde. von 1718—1830 im KrA. 9 Kaufbücher von 1618—1821, 1 Obligationenbuch von 1753—88 im StaatsA.

Gerlachsheim: Ober-Gerlachsheim (mit Petersgemeinde): Keine, beim Brande des Gerichtskretschams 1825 vernichtet.

Mittel-Gerlachsheim (siehe auch Karlsdorf): 4 Bde. von 1720 bis 1847 im KrA.

Nieder-Gerlachsheim (mit Waldeck): 5 Bde. von 1663—1847 im KrA.

Neu-Gersdorf: 1 Bd. von 1750—1822 im KrA.

Gieshübel: 1 Bd. von 1775—1806 im KrA.

Goldbach (Kolonie von Hartha): 1 Bd. von 1618—1802 im KrA. 1900 war noch ein weiterer Band vorhanden.

Goldentraum: Keine mehr. 1900 waren noch 2 Bde. von 1673—1794 und von 1834—1847 vorhanden.

Grenzdorf: 5 Bde. von 1655—1826 im KrA.

Halbendorf: Ober-Halbendorf: 3 Bde. von 1560—1848. Der älteste Band wurde 1912 von der Görlitzer Gedenkhalle angekauft, die übrigen Bände befinden sich im GemA.

Nieder-Halbendorf (mit Friedrichsfeld): 3 Bde. von 1569—1776 im KrA.

Hartha (siehe auch Goldbach und Scholzendorf): 1 Bd. von 1659—1753 im KrA.

Hartmannsdorf: 6 Bde. von 1690—1825 im KrA.

Haugsdorf: Sächsisch-Haugsdorf: Keine mehr. 1900 waren noch 9 Bde. von 1618—1808 vorhanden.

Schlesisch-Haugsdorf (mit Logau): 2 Bde. von 1779—1828 im KrA.

Heide: 1 Bd. von 1700—1820 im GemA.

Heidersdorf: 7 Bde. von 1567—1818 im KrA.

Katholisch-Hennersdorf: 9 Bde. von 1552—1821 im KrA.

Holzkirch (siehe auch Kerzdorf): 7 Bde. von 1687—1853 im KrA.

Karlsberg: 3 Bde. von 1721—1820 im KrA.

Karlsdorf (Kolonie von Mittel-Gerlachsheim): 2 Bde. von 1747—1847 im KrA.

Kerzdorf (anfangs auch für Holzkirch): 7 Bde. von 1576—1821 im KrA.

Küpper (mit Neu-Gablenz und Neu-Löben): 6 Bde. von 1537—1820 im KrA.

Langenöls: Mittel-Langenöls (mit Klein-Stöckigt): 8 Bde. von 1756—1842 im KrA.
Nieder-Langenöls: 2 Bde. von 1819—1848, erster Bd. im KrA., zweiter Bd. im GemA.

Lichtenau: Ober-Lichtenau (mit Auguſtenthal und Löbensluſt): 2 Bde. von 1754—1821 im KrA.
Nieder-Lichtenau (mit Schreiberbach): 1 Bd. von 1750—1803 im KrA.

Linda: Ober-Linda (mit Lindenfeld und Lindenhöh): 1 Bd. von 1818 bis 1849 im GemA.
Mittel-Linda: Keine. Wahrſcheinlich ſind ſie 1874 verbrannt.
Nieder-Linda: 3 Bde. von 1748—1812 im KrA.

Meffersdorf: 9 Bde. von 1551—1827 im KrA.

Nikolausdorf: 4 Bde. von 1644—1818 im StaatsA.

Oertmannsdorf: Ober- und Nieder-Oertmannsdorf: 3 Bde. von 1552—1812 im KrA. 1900 war noch 1 beſonderer Band für Nieder-Oertmannsdorf von 1723—1821 vorhanden.

Oſtrichen: 2 Bde. von 1690—1838 im GemA.

Pfaffendorf (mit Hohberg): 4 Bde. von 1652—1693 und von 1798—1820 im KrA.

Rengersdorf (mit Hagendorf und Tzſchocha): 6 Bde. von 1690—1848 im KrA. 1900 war noch ein weiterer Bd. vorhanden.

Rudelsdorf: Ober-Rudelsdorf: Keine mehr. 1900 waren noch 2 Bde. von 1562—1693 vorhanden.
Nieder-Rudelsdorf: 2 Bde. von 1692—1823 im KrA. 1900 war noch 1 weiterer Bd. vorhanden.

Schadewalde (mit Prettin): 7 Bde. von 1537—1826 im KrA.

Scheibe: Alt-Scheibe: 5 Bde. von 1548—1821 im KrA.
Neu-Scheibe: 2 Bde. von 1667—1812 im KrA.

Scholzendorf (Kolonie von Hartha): Keine mehr. 1900 war noch 1 Bd. von 1721—1800 vorhanden.

Schönbrunn: Ober-Schönbrunn: Keine, 1813 verbrannt.
Nieder-Schönbrunn: 3 Bde. von 1719—1827 im KrA. 1900 waren noch 2 weitere Bde. vorhanden.

Schreibersdorf: Keine mehr. 1900 waren noch 8 Bde. von 1745—1848 vorhanden.

Schwarzbach: 5 Bde. von 1681—1823 im KirchA. Meffersdorf.

Schwerta: Ober-Schwerta: 1 Bd. von 1727—1740 im StaatsA.
Nieder-Schwerta: 8 Bde. von 1740—1824 im Schloßarchiv in Tzſchocha, 1 weiterer Band von 1654—1691 im KrA. und 1 Bd. von 1662—1731 im StaatsA.

Alt-Seidenberg: 7 Bde. von 1554—1821 im KrA.

Steinbach: Vorläufig konnten keine feſtgeſtellt werden.

Steinkirch: Ober-Steinkirch (mit Hain): 4 Bde. von 1721—1833 im KrA.

Mittel-Steinkirch: 1 Bd. im GemA.
Nieder-Steinkirch: 1 Bd. von 1724—1827 im KrA.

Stolzenberg: 1 Bd. von 1793—1859 im KrA.

Straßberg: 2 Bde. von 1672—1826 im KrA.

Thiemendorf: Ober-Thiemendorf: Keine.
Mittel-Thiemendorf: 2 Bde. von 1764—1816 im GemA.
Nieder-Thiemendorf: 2 Bde. von 1796—1842 im KrA., von 1761—1796 im StaatsA.

Vogelsdorf (mit Neidberg): 1 Bd. von 1792—1801 im StaatsA., die übrigen sind 1843 verbrannt.

Volkersdorf: 5 Bde. von 1659—1824 im KrA.

Wiesa: 2 Bde. von 1760—1814 im KrA. 1900 war noch 1 weiterer Bd. vorhanden.

Wigandsthal: 11 Bde. von 1669—1826 im KrA.

Wilka (siehe auch Bohra): 3 Bde. von 1685—1848 im GemA.

Wingendorf: 5 Bde. von 1500—1620 und von 1746—1853 im GemA., davon der erste Bd. im Besitze von Pastor Bornmann in Wingendorf.

Wünschendorf: Keine mehr. 1900 waren noch 4 Bde. von 1574—1822 vorhanden.

Zwecka: 2 Bde. von 1649—1815 im KrA., die früheren sind 1642 verbrannt.

Die Orte des Kreiſes.

Von E. Brux, Nieder-Rudelsdorf.

Lauban. Laubn.

1751,55 Hektar, 15 971 Einw., davon 2797 Katholiken = 17,5 Proz. — An der linken Seite des Queiſes, Mündung des Altlaubanbaches. — Ortshöhe 215 Meter. — Hochwaſſer wie Markliſſa. — Lehmboden, Sand, Schwemmland; Baſalt, Steinberg 275 Meter, Säulenſtruktur. Ausſicht! — Nördlich von L. im Nonnenbuſch eine Saatkrähenkolonie. — Ortsgründung etwa 1220. Befeſtigte Stadt, Stadtmauerreſte erhalten und der Brüderturm. 1415 wird die Stadt gebannt. 1427 und 1431 von Huſſiten zerſtört. Am 29. April 1525 wird die Reformation eingeführt. 1547 verliert es im Pönfall ſeine 10 Dörfer, erhält 1549 Geibsdorf zurück. 1632 Eroberung der Stadt durch die Kaiſerlichen, 1641 durch die Schweden. 1707 Karl XII. von Schweden drei Tage hier. 1757 von Preußen beſetzt. Stadtbrände 1487, 1554, 1559, 1670, 1696, Juni 1760 werden 433 Häuſer vernichtet. 1761 bis 1763 große Kriegsabgaben an Preußen, etwa 150 000 Taler. 1812 Durchzug bayriſcher und italieniſcher Truppen nach Rußland. 1813 verbrennen fliehende Franzoſen die Queisbrücke. — 24 Schöppenbücher 1489—1805. Ortschroniken von Bohemus, Wiesner, Datke, Gründer, Berkel, Reich. Müller, Kirchengeſchichte der Stadt Lauban. Reichhaltiges, wertvolles Stadtarchiv. — Paſtor Karl Gottlieb Dietmann, Gelehrter um 1800. Geburtsort des berüchtigten Geſchichtsſchreibers Abraham Hoſemann, des Lügenhiſtorikers. Hoſemann ſchrieb eine Vorgeſchichte der Stadt Lauban und mehrerer anderer ſchleſiſcher Orte. — Zwei evangeliſche und eine katholiſche Kirche. Evang. Kirche zum Kreuze Chriſti 1703 erbaut. Evang. Frauenkirche, im 15. Jhrh. erbaut, 1888 erneuert und umgebaut; war früher katholiſch. Kath. Stadtpfarrkirche 1861 erbaut. Kloſterſtift der Magdalenerinnen, Altarſchreine von 1496. Der Glockenturm der ehemaligen Pfarrkirche aus dem 15. Jhrh. iſt wertvoll. — Andere alte Kunſtbauwerke: Rathaus von 1539, eins der wertvollſten Schleſiens. Das alte Rathaus ſtand in der Marktmitte, letzter Reſt der achteckige Turm. Poſtſtundenſtein von 1725. — Lateinſchule ſeit 1317, ſeit 1891 ſtaatliches humaniſtiſches Gymnaſium. Städtiſches Lyzeum ſeit 1864, Gebäude von 1591 (früheres Gymnaſium). Zwei evang. ſiebenklaſſige Volksſchulen, Altlaubanſchule erbaut 1913 und Waiſenhausſchule. Eine kath. ſiebenklaſſige Volksſchule. Gewerbl. Fortbildſch; Handelsſchule; Landwirtſchaftliche Schule. — Zwei Jugendherbergen, für Knaben und Mädchen. Jugendheim. — Kreishaus, Landratsamt. Finanzamt. Amtsgericht. Kreiskrankenhaus. Kreis-Altersheim, Franzſtift genannt, Stiftung des 1904 geſtorbenen Geheimrats Franz aus Seidenberg. — Hervorragendſtes Gewerbe: Einſt bedeutende Tuchmacherei bis Ende des 18. Jhrh. Seit 1600, beſonders ſeit der zweiten Hälfte des 18. Jhrh.

bedeutende Leinenindustrie, dann Uebergang zur Taschentuchindustrie, ist ein Hauptort deutscher Taschentuchindustrie. Viele andere große Betriebe, Druckereien, Kartonnagenfabriken u. a. stehen im engsten Zusammenhang damit. Reichsbahn-Ausbesserungswerk. Unterwerk für den elektrischen Betrieb der Reichsbahn. — Reichsbank und Privatbanken. — Straßen nach Görlitz, Kohlfurt, Naumburg, Gießmannsdorf, Greiffenberg, Markliſſa, Waldeck, Schönberg. — Kraftwagen nach Geibsdorf, Schreibersdorf, Naumburg und Thiemendorf—Bunzlau. — Bahnhof, Eiſenbahn Görlitz—Hirſchberg, Lauban—Kohlfurt und Lauban—Markliſſa.

Kerzdorf. Kerzdurf.

355,32 Hektar, 1909 Einw. 13 Proz. kath. — An Lauban grenzend, ſüdlich, am linken Queisufer. Hochwaſſer ähnlich Markliſſa. — Lehmboden, Schwemmland. Baſalt. Steinbrüche, Schotterwerk. — 7 Schöppenbücher 1576—1821. — Nieder-K. kirchlich zu Lauban, Ober-K. kirchlich zu Holzkirch. — Sechsklaſſige evang. Volksſchule ſeit 1895. Fortbildungsſchule. — Induſtriearbeiter für Lauban, Eiſenbahn und Webereien. Gewerbetreibende. Drahtweberei. — Eiſenbahn Lauban—Markliſſa, Halteſtelle. — Straße Lauban—Markliſſa.

Bertelsdorf. Batsdurf.

Gem. 846,44 Hektar, 1620 Einw. 20 Proz. kath. Gut 384,73 Hektar, 216 Einw. 23 Proz. kath. Zuſammen 1231,17 Hektar, 1836 Einw., 20,5 Proz. kath. — Am rechten Queisufer, Lauban gegenüber. — Hochwaſſer wie Lauban. — Lehmboden, Sand, Schwemmland. — Kreuzberg 260 Meter, Hofberg 290 Meter. Baſalt, Steinbrüche. — 5 Schöppenbücher 1652 bis 1854. — Kath. Kirche. — Fünfklaſſige evang. Volksſchule ſeit 1764 und einklaſſige kath. Volksſchule ſeit etwa 1670. Ländl. Fortbildſch. — Landwirtſchaft. Vieh. Induſtriearbeiter. — Straße Lauban—Gießmannsdorf.

Neubertelsdorf. Neu-Batsdurf.

3,89 Hektar, 239 Einw. Keine eigene Dorfflur. Selbſtändige politiſche Gemeinde. 3 Kilometer öſtlich von Lauban. Unmittelbar angrenzend ſind Kolonie Hennig, gehört zu Thiemendorf, und einige Häuſer, die zu Bertelsdorf gehören. — Lehmboden. — Evang. Kirche in Lauban. — Dreiklaſſige evang. Volksſchule ſeit 1899. — Ueberwiegend Induſtriearbeiter für Lauban. — Straße Lauban—Gießmannsdorf.

Thiemendorf mit Mauereck und Hennig. Tinndurf, Hanch.

Gem. Ober-Th. 615,82 Hektar, 573 Einw., 13 Proz. kath. Mittel-Th. 777,92 Hektar, 801 Einw. Nieder-Th. 682,08 Hektar, 407 Einw. 29 Proz. kath. Gut Ober-Th. 237,36 Hektar, 19 Einw. 21 Proz. kath. Mittel-Thiemendorf 265,91 Hektar, 34 Einw. 26 Proz. kath. Zuſammen 2579,09 Hektar, 1834 Einw. 15 Proz. kath. — Oeſtlich von Lauban. Am Ziegenbach. Teiche. — Lehmboden, Sand, Tonſchiefer. — 1233 zum erſten Male genannt. Benannt nach Thimo von der Landeskrone, erſter urkundlicher Beſitzer. Anfang des 16. Jhrh. im Beſitz der Familie von Mauer, danach Mauereck genannt. Gut Ober-Th. gehörte bis 1810 zum Kloſter von Naumburg. — 5 Schöppenbücher 1761—1842. — Evang. Kirche. Kath. Filialkirche. Kirchort um 1200, erſte Kirche von 1544—1654 evang. 1742 Lehm-Holzbau des evang. Bethauſes; Neubau 1776. Geſchichte der evang. Kirchgemeinde Thiemendorf-Hennig von Pfarrer Wiesner. — 4 Volksſchulen, im Mitteldorf eine dreiklaſſige evang. ſeit 1742 und einklaſſige kath. ſeit 1654, im Oberdorf ſeit 1824 und Niederdorf ſeit 1787 je eine einklaſſige evang. — Ländl. Fortbildſch. — Landwirtſchaft. Ziegelei. In Hennig mech. Weberei. — Straße Lauban—Gießmannsdorf.

Wünschendorf. Wünschdurf.

Gem. 562,58 Hektar, 954 Einw. Gut 216,30 Hektar, 44 Einw. Zusammen 778,88 Hektar, 998 Einw. 14 Proz. kath. — Am linken Queisufer, unterhalb von Lauban, berührt Lauban und Sächsisch-Haugsdorf. Hochwasser wie Markliſſa und 15.—17. Juni 1926. 1897 Wasserfläche bis zum Eisenbahndamm. — Kolonie W. 2 Kilometer westlich. — Schwemmland, Lehmboden. Rotliegendes, rötlichen Tonschiefer, bräunlichen Brandschiefer; Grundlage des Chamottewerkes. Ein Brandschiefer-Aufschluß wird von der Firma als Naturdenkmal geschützt, da hier z. Zt. die einzige Stelle der Dyasformation in der Oberlausitz. Reich an Tier- und Pflanzenresten. — Wünschendorf d. h. wohl Wendischdorf, also slawische Gründung. — Evang. Kirche. — Dreiklassige evang. Volksschule seit 1785. Kolonie W. einklassige evang. Volksschule seit 1907. Ländl. Fortbildsch. — Landwirtschaft, Pferde, Rinder. Chamottewerk Industriegründung von 200 Einw. Arbeiter und Beamte. — Straße und Kraftwagen Lauban—Naumburg.

Sächsisch-Haugsdorf. Sächs'sch-Hausdurf.

Gem. 852,95 Hektar, 670 Einw. Gut 469,16 Hektar, 41 Einw. Zusammen 1322,11 Hektar, 711 Einw. Das Gut gehört seit 1756 zum Kloster Lauban. — Am linken Queisufer, unterhalb von Lauban. Bedeutende Hochwasser wie Markliſſa und 15.—17. Juni 1926. — Lehmboden, Sand, Ton, vom Chamottewerk Wünschendorf verarbeitet. — Gickelsberg 236 Meter, Steinberg 238 Meter. — Nördlich der Laubaner Klosterwald. — Vor dem Pönfall 1547 gehörte das Gut der Stadt Lauban. Im Sept. 1813 geplündert. Schlesisch-sächsische Grenze bis 1815 längs des Queises; daher Sächsisch- und Schlesisch-Haugsdorf. — Das Schloß, ein wertvolles Renaissance-Gebäude von 1570. — An einer Scheune des Gutes Sgrafittomalerei. — Evang. Kirche, 1586 erbaut. Kirchort vor 1346. Zufluchtskirche für Schlesier. — Zweiklassige evang. Volksschule seit 16. Jhrh. Ländl. Fortbildsch. — Landwirtschaft, Pferde, Rinder, Bienen. Ziegelei. — Straße und Kraftwagen Lauban—Naumburg.

Schlesisch-Haugsdorf mit Logau. Schläsch-Hausdurf, ei de Loge.

Gem. 632,95 Hektar, 557 Einw. Gut Schl.-H. 305,03 Hektar, 36 Einw. Gut Logau 227,90 Hektar, 97 Einw. Zusammen 1165,88 Hektar, 690 Einw. — Rechts des Queises, unterhalb von Lauban. Bei Logau mündet der Ziegenbach. Bedeutende Hochwasser wie Markliſſa und 1926. — Lehmboden, Sand, Ton. Rotliegendes an der Roten Quere. Kalkstein, Gips. — Lindenberg 209 Meter, Silberberg 251 Meter, Heidelberg. — Alte deutsche Siedlung, bereits in einer Urkunde der Stadt Naumburg vom 11. Nov. 1233 als Huisdorf genannt. Logau ist wendische Siedlung, hieß Lugin, d. h. Sumpf. An Pestzeiten erinnert der Pestweg. 1807 Durchzug französischer Reiterei — 2 Schöppenbücher 1779—1828. — Evang. Kirche in Sächsisch-Haugsdorf. — Zweiklassige evang. Volksschule seit 1765. Ländl. Fortbildsch. — Landwirtschaft, Pferde, Rinder, Bienen. Ein Gipswerk an der Kreisgrenze, bergmännisch. — Rechte Queisstraße Lauban—Naumburg.

Hennersdorf. Hennerschdurf. Kath.-Hennersdorf.

1907,96 Hektar, 1769 Einw. 87 Proz. kath. — Nördlich von Lauban. An der Struppe mit dem Feldbach; südlich des Goldbaches. Nördliche Dorfflur heißt die lange Seite, südliche die kurze Seite. — Lehmboden, Grauwacke. Ton, am Roten Berge, wird im Wünschendorfer Chamottewerk verarbeitet. — Fichtelberg 270 Meter, mit alter Kiefer. Viehweglinde. Naturdenkmal „Hennersdorfer Eibe" 1400 Jahre alt, wahrscheinlich ältester

Baum Deutschlands. — 1640 Gefecht mit Kaiserlichen Truppen. 23. Nov. 1745 Sieg Friedrichs des Großen über Sachsen. 12. Sept. 1813 Plünderung durch Preußen, von der Katzbach kommend. — 9 Schöppenbücher 1552 bis 1821. — Sage vom steinernen Kreuz. — Kath. Kirche vor 1346. Romanischer Baustil. Kirchhof an zwei Seiten mit gewölbtem Kreuzgang. — Drei kath. Volksschulen, im Mitteldorf dreiklassig, erbaut 1824, im Oberdorf seit 1785 und Niederdorf seit etwa 1799, einklassig. Ländl. Fortbildsch. — Landwirtschaft, Molkerei. Früher bedeutende Handweberei in Feingarn; Bleicherei; vierbeinige Spinnräder, als Hennersdorfer Spinnräder bekannt gewesen. Handwerker, bes. Schmiede; Ofentürfabrik; Ofentürschlosserei. — Straße Lauban—Kohlfurt.

Schreibersdorf.

Gem. 1246,73 Hektar, 1584 Einw. Gut Ober-Schr. 432,35 Hektar, 48 Einw. Mittel-Schr. 300,95 Hektar, 77 Einw. Nieder-Schr. 243,39 Hektar, 57 Einw. Zusammen 2223,42 Hektar, 1766 Einw. — Nordwestlich von Lauban, nördlich der Straße Lauban—Görlitz. — Lehmboden, Sand, Torf. Basalt, Tonschiefer. Südlich der Hornberg 290 Meter. — Eisvögel. — Sage vom Hexenkessel. — Evangelische Kirche, bis 1525 kath. Altarbibel von 1565. Kirchort vor 1346. — Eine vierklassige und seit 1863 je eine einklassige Volksschule im Ober- und Niederdorf. Ländl. Fortbildsch. — Bedeutende Persönlichkeit Jakob von Salza, Bischof von Breslau, 1481 hier geboren. — Landwirtschaft, Obst. Taschentuchweberei, zwei mechanische Webereien. Früher bed. Garnspinnerei. — Straße Lauban—Görlitz.

Lichtenau mit Schreiberbach, Löbensluſt und Auguſtenthal. Lichtenau, Schreiberbach-Tragsheem, Labensluſt.

Gem. Nieder-L. mit Schreiberbach 133,70 Hektar, 379 Einw. Ober-L. mit Löbensluſt 737,30 Hektar, 1613 Einw., davon Löbensluſt 368. Gut Nieder-L. 155,09 Hektar, 23 Einw. Ober-L. mit Auguſtenthal 370,63 Hektar, 119 Einw. Zusammen 1396,72 Hektar, 2134 Einw. — Westlich von Lauban, am Alt-Laubanbach. Löbensluſt und Schreiberbach 1,5—2 Kilometer nördlich. Schreiberbach am gleichnamigen Wasser, nördlich der Schleifgraben im Schleifgrund. Auguſtenthal 1 Kilometer südlich. — Lehmboden, Sandhügel. Ausgedehnte abbauwürdige Braunkohlenlager. Basalt. — Löbensluſt 1779 von Kammerherrn v. Löben auf Ober- und Nieder-L. gegründet. Ausführlicher Bericht in Leskes Reisebeschreibung von 1782. Zur gleichen Zeit Auguſtenthal gegründet, benannt nach seiner Gemahlin Karoline Auguſte geb. von Ponikau. Schreiberbach ist älter. — Schöppenbücher: 2 Ober-L. 1754—1821, 1 Nieder-L. 1750—1803. — Sagen von der Kadelbrücke, Totengräber, Franzosen. — Evang. Kirche. — Sechsklassige ev. Volksschule vor 1566. Löbensluſt einklassige evang. Volksschule, erbaut 1880. — Jugendheim. — Braunkohlengruben, Tiefbau, Aktiengesellschaft Glückauf. Basaltwerke. Betriebe mit Drahtseilbahnen. — Eisenbahn Görlitz—Hirschberg, Bahnhof. — Straße Lauban—Schönberg.

Geibsdorf mit Neukretscham. Geisdurf, Neukratschen.

Gem. 2071,41 Hektar, 2531 Einw. Gut 208,65 Hektar, 5 Einw. Zusammen 2279,06 Hektar, 2536 Einw. — Am Altlaubanbach, zahlreiche Teiche. Im Quellgebiet Moore. — Neukretscham 1,5 Kilometer nördlich, an der Straße Lauban—Görlitz. — Lehmboden, Sandhügel, Basalt. Der Hutberg oder die Folgenkrone 333 Meter an der Kreisgrenze bei Neukr. — Der Ort gehörte der Stadt Lauban, ging ihr im Pönfall 1547 verloren, erhielt ihn als einzigen 1549 wieder zurück. 1758 brannte ein großer

Teil nach dem Durchzug preußischer Truppen nieder. Napoleon zog die Straße Lauban—Görlitz. — 6 Schöppenbücher 1718—1830. 9 Kaufbücher 1618—1821. — Evang. Kirche. Kirchort vor 1346. Ostteil 1801 erbaut. — Vier evang. Volksschulen: Kirchschule vierklassig, erbaut 1830. Niederschule, seit 1829, und Oberschule, seit 1841, sind einklassig. Neue Schule für Neukretscham, seit 1900, einklassig. Ländl. Fortbildsch. — Jugendheim. — Landwirtschaft, Viehzucht; Karpfenzucht, städtische (Lauban) Verwaltung. Mechanische Webereien. Grubenarbeiter. — Straße Lauban—Görlitz.

Stolzenberg. Stulzenberg.

Gem. 221,35 Hektar, 129 Einw. Gut 214,28 Hektar, 47 Einw. Zusammen 435,63 Hektar, 176 Einw. — Am Kesselbach, hängt unmittelbar mit Kieslingswalde, Kreis Görlitz, zusammen. Nördlich der Straße Lauban—Görlitz. — Lehmboden, Sandhügel, Torflager. — Aus den Hussitenkriegen 1427 die Hussitenschanze an der Kreisgrenze. 1761 Durchzug der preuß. Armee, Pfingstfest konnte nicht gefeiert werden. Sept. 1813 Heerlager der Preußen und Russen; Herbstbestellung unmöglich aus Mangel an Saatgut und Zugvieh. — 1 Schöppenbuch 1793—1859. — Kirchlich früher zu Schreibersdorf, von dort 1515 Reformation; jetzt zu Kieslingswalde. — Schule ebenfalls dorthin, dreiklassig. — Straße nach Lauban, Görlitz.

Markliſſa. Ei der Liß. Las slaw. Wald.

350,22 Hektar, 2 301 Einw., davon 293 Kath. = 12,7 Proz. — Am Queisknie, auf der linken Seite; durchflossen vom Baderbach und Schwertbach. Berührt Schadewalde und Beerberg. Zu Markliſſa gehören auch die Döbschützhäuser bei Hartmannsdorf, drei Kilometer von der Stadt. Der Stadtwald, 400 Morgen groß, ferner 100 Morgen Wald in Ober-Gerlachsheim. — Ortshöhe am Markt 240 Meter. — Zahlreiche Hochwasser: 8. Juni 1432, Queis wühlt sich ein neues Flußbett in größerem Bogen, 48 Häuser weggerissen, der Rest brennt 1434 nieder. 1550; 1567; 1591; 1622; 1649; 11. Okt. 1653; 1675; 1689; 1692; 1694; 1750; 4. Juli 1760; 1766; 1798; 16. Juli 1803; 13./14. Juni 1804; 28. Jan. 1809 Eisverstopfung; 1829; 1838; 9. Juli 1854; 1. Aug. 1858; 3. Aug. 1888; 30. Juli 1897, Wasserhöhe am Rathaus 1.50 Meter. — Lehmboden, Sand. Basalt, Steinbrüche. Gneis. Quarz, der weiße Stein. Südlich der Zangenberg 270 Meter. — Geschützte Pflanze Seidelbast. — Ortsgründung etwa 1250, im Anschluß an die Burg Lesna oder Lesin auf dem Zangenberge. Alter Ortsname Leißna und Lisse; seit 1635 Markliſſa (Grenzlissa), da kam die Lausitz von Böhmen an Sachsen. Am 30. März 1431 suchten die Hussiten die Stadt heim (1432 Hochwasser, 1434 Brand). Neuaufbau der Stadt etwas oberhalb; einstige Lage bezeichnet Ortsteil Altstadt in Schadewalde. Weitere Brände 1594; 1698 brannten 244 Häuser nieder; 1702 Kirche, Schule und 24 Häuser; 1878 3 Häuser der nördlichen Marktseite; 1883 23 Häuser der Schwertaer Straße, 1884 drei Häuser der Baderstraße, 1889 5 Häuser der westlichen Marktseite, 1901 4 Häuser der Schulstraße. Lauben noch auf der Südseite des Marktes. — Während des 30jährigen Krieges 60 Plünderungen und die Pest. 1652 Ansiedlung 40 böhmische und 1657 schlesische Glaubensvertriebene. In den Kriegen Friedrichs des Großen, sowie Napoleons bedeutende Truppendurchzüge; am 31. August 1813 verbrannten Franzosen die Queisbrücke. 1866 die 6. Division in Quartier. — Sage vom Zangenberg. — 20 Schöppen-

bücher 1629 bis 1825. Ortschronik in Bearbeitung. — Kirchort vor 1346. Evang. Kirche neu erbaut 1711. Reformation 1529 durch Heinrich von Döbschütz eingeführt. Kath. Kirche erbaut 1854. — Evang. Volksschule seit 1550, jetzt fünfstufig mit gehobenen Klassen. Einklassige kath. Volksschule seit 1845. Gewerbliche Berufsschule. — Evang. Schwesternheim. — Landwirtschaft gering. Früher Töpfereien; Tuch- und Leinenweberei; Perlenfischerei im 17. und 18. Jhrh., Bild des Perlenfischers im Rathaus. Handwerker. Gewerbe. Concordia Spinnerei und Weberei. Industriearbeiter. 3 Jahrmärkte, Viehmärkte eingegangen. Sommerfrische. — Eisenbahn nach Lauban, Bahnhof in Beerberg. Kraftwagen nach Nikolausdorf und Meffersdorf—Flinsberg. Straßen nach Lauban, Görlitz, Meffersdorf, Friedland i. B., Rengersdorf.

Hartmannsdorf. Hortsdurf.

Gem. 542,08 Hektar, 1062 Einw. Gut H. 484,75 Hektar, 36 Einw., Zusammen 1026,83 Hektar, 1098 Einw. — Am Hartmannsdorfer Wasser, 1901/02 ausgebaut. Südlich von Markliſſa, von diesem durch Ober-Schadewalde getrennt. An der tschechischen Grenze, berührt Wünschendorf in Böhmen. — Hochwasser 1804, 1858, 3. Aug. 1888, 30. Juli 1897. — Ortshöhe 280—240 Meter. — Lehmboden; Basalt, Granit. Wachberg 427,3 Meter. — Geschichtlich ähnlich wie Markliſſa. — 6 Schöppenbücher 1690—1825. — Döbschützwald südlich. — Kirchlich zu Markliſſa. — Vierklassige evang. Volksschule, erbaut 1883. Ländl. Fortbildsch. — Landwirtschaft. Mechanische Webereien. Bis 1900 noch Hausweber. Steinbruch. — Straße Markliſſa—Friedland.

Schadewalde mit Prettin. Schoadewale.

Gem. 451,79 Hektar, 932 Einw. Gut 177,6 Hektar, 30 Einw. Zusammen 629,39 Hektar, 962 Einw. — Am Queis, Baderbach und Schwertbach; umschließt Markliſſa. Ueberschwemmungen wie dort. Queis floß bis 1432 östlich, an den Höhen von Beerberg. Der Ortsteil Altstadt ist das ehemalige Markliſſa. — Kalkarmer Lehmboden. Die Höhen aus Gneis und Basalt. Knappberg 426 Meter, Basaltsäulen bis 60 Zentimeter dick, Leuzitbasalt, Naturdenkmal. Taubenberg 305,5 Meter, südlich von Markliſſa. — Ortsgründung um 1300. Sage: Schade um den Wald. Geschichte ähnlich Markliſſa. 1632—34 Pest. Große Brände 1662, 1702, 1840. Böhmische Glaubensvertriebene gründen den Pertinenzort Prettin. Pertinenzort d. h. nicht selbständiger Ort, sondern zu Schadewalde gehörig. — 7 Schöppenbücher 1537—1826. — Kirche in Markliſſa. — Dreiklassige evang. Volksschule. Einklassige Krüppelschule. Ländl. Fortbildsch. — Kreis-Säuglingsheim, Krüppelheim Bethesda. — Landwirtschaft, Basaltsteinbruch mit Drahtseilbahn bis zum Bahnhof. Sägewerk. Industriearbeiter, Holzarbeiter. Früher Hausweberei für Leinwand und Kattun. — Straßen wie Markliſſa. Kraftwagen Markliſſa—Nikolausdorf.

Gerlachsheim mit Karlsdorf. Gerlsheem.

Gem. Ober-Gerl. 332,11 Hektar, 516 Einw. Mittel-Gerl. mit Karlsdorf 484,36 Hektar, 597 Einw. Nieder-Gerl. 317,42 Hektar, 383 Einw. Güter Ober-Gerl. 354,66 Hektar, 44 Einw. Mittel-Gerl. 346,68 Hektar, 41 Einw. Nieder-Gerl. im Winkel 120,45 Hektar, 35 Einw. Zusammen 1955,68 Hektar, 1616 Einw. Oestlich von Mittel- und Nieder-Gerl. viel Exulanten- (Glaubensflüchtlinge) und Neusiedlungen: Mittelgrund, Karlsdorf, Neuer Anbau, Niedergrund und ein Teil von Waldeck. Südlich von Ober-Gerl., der deutsch-tschechischen Grenze am nächsten, Petersgemeinde. — Am Gerlachsheimer Wasser, entspringt an der Kreisgrenze. Hochwasser, besonders

14. 6. 1880. — Ortshöhe 440 bis 280 Meter. — Westlich, an der Orts- und Kreisgrenze, der Urberg, 422 Meter. Oestlich die Wachberge, 400 Meter. — Lehmboden, Sand. Gneis, Basalt. — Vom 6. Juli bis 6. Sept. 1759 lagerte General Daun im Orte. 1762 Teuerung, 1 Scheffel Korn kostet 16 Reichstaler. Bis 1816 gehörte G. im Winkel zu Böhmen. 1866 Durchzug preuß. Truppen. — Schöppenbücher: Mittel-Gerl. 4 Stück 1720 bis 1847, Nieder-Gerl. 5 Stck. 1663—1847, Karlsdorf 2 Stck. 1747—1847. — Ortssage vom Hellquell und vom Urberg. — Evang. Kirche. Kirchort vor 1346. — Drei evang. Volksschulen: Mittel-Gerl. dreiklassig, seit 1595, Schulhaus erbaut 1660. Nieder-Gerl. seit 1700, Ober-Gerl. seit 1904, beide einklassig. — Ländl. Fortbildsch. — Landwirtschaft, Rindviehzucht, Bienen. Taschentuchweberei. Basaltbruch. Industriearbeiter, auch nach Markliſſa. — Straße nach Görlitz und Markliſſa. — Postkraftwagen Markliſſa—Nikolausdorf.

Beerberg. Bärberg.

Gem. 218,14 Hektar, 571 Einw. Gut 294,41 Hektar, 65 Einw. Zusammen 512,55 Hektar, 636 Einw. — An der rechten Seite des Queises am Markliſſaer Queisknie. An Markliſſa angelehnt. Der Queis floß bis 1432 weiter östlich. 1809 Eisverstopfung, Queis bricht ins ehemalige Bett ein. Hochwasser wie Markliſſa. Gesamtschaden 1897 etwa 284 000 Mark. Zwei Häuser eingestürzt, viele schwer beschädigt; ein Mädchen ertrunken. Bau der Talsperre 1900—1905. — Lehmboden, Sand, Schwemmland. Gneis. Beim Forsthaus an der Straße nach Eckersdorf Braunkohle erbohrt, nicht abbauwürdig. — Schöne Queistalwege, auf dem Adlerstein das Zapfenhäuschen mit Blick ins Queistal. — Beerberg hieß bis ins 18. Jhrh. in den Steinkircher Kirchenbüchern auch Beyerberg. Um 1163 von bayrischen Ansiedlern gegründet. 1427 und 1431 von Hussiten gebrandschatzt. Im 30 jähr. Kriege und in den schlesischen Kriegen viel Truppendurchzüge. Das Pandurengrab, östlich auf der Höhe, Grab eines 1758 gefallenen Oesterreichers. Vom 15. August bis 2. Dez. 1808 französische Einquartierung. Am 26. August 1813 greifen Kosaken versprengte französische Regimenter an. Franzosen schießen einen Sechspfünder nach dem Schloß, der auf dem Boden liegen bleibt. — Ortsgeschichte enthalten in „Geschichte der Kirchgemeinde von Steinkirch" von Buschbeck 1899. Seit 1922 kirchlich zu Markliſſa. — Einklassige evang. Volksschule seit etwa 1750. Olgaschule (Kleinkinderschule). — Landwirtschaft. Industriearbeiter. Textilwerke Meyer Kauffmann. Sommerfrische. — Eisenbahn nach Lauban, Bahnhof für Markliſſa. — Straße nach Lauban.

Oertmannsdorf. Ortsdurf.

Gem. Ober-Ö. 329,94 Hektar, 456 Einw. Nieder-Ö. 109,20 Hektar, 172 Einw. Gut Ober-Ö. 263,35 Hektar, 59 Einw. 22 Proz. kath. Nieder-Ö. 153,30 Hektar, 37 Einw., 27 Proz. kath. Zusammen 855,79 Hektar, 724 Einw. — Am linken Queisufer zwischen Lauban und Markliſſa, berührt Holzkirch und Schadewalde. Gegenüber Steinkirch. Im Niederdorf die Queisbrücke. Hochwasser wie Markliſſa, dazu 1926. — Lehmboden, Sand. Gneis, Basalt. — Marschallberg 335 Meter, Aussicht. — Drei Schöppenbücher 1552—1812. — Ortssage vom Wolf. — Kirchen in Markliſſa. Böhmische Glaubensvertriebene errichten 1686 ein Bethaus, Gottesdienst bis 1779 in böhmischer Sprache. Noch vorhanden ist eine böhmische Bibel im Niederdorf Nr. 30. — Dreiklassige evang. Volksschule seit 1770. — Ländl. Fortbildsch. — Landwirtschaft, Bienen, Gutsforst. Industriearbeiter nach Lauban, Steinkirch, Markliſſa.

Steinkirch mit Hain. Steenkirch, Hoin.

Gem. Ober-St. mit Hain, 2 Kilometer östlich, 124,42 Hektar, 241 Einw. Mittel-St. 123,74 Hektar, 181 Einw. Nieder-St. 199,51 Hektar, 233 Einw. Gut Ober-St. 335,97 Hektar, 26 Einw. Mittel-St. 159,28 Hektar, 37 Einw. Nieder-St. 241,88 Hektar, 30 Einw. Zusammen 1184,80 Hektar, 748 Einw. — Am rechten Queisufer zwischen Lauban und Markliſſa, gegenüber Oertmannsdorf und Holzkirch, nach beiden Orten Brücken über den Queis. Hochwasser wie Markliſſa, dazu 1926. Von Gieshübel kommend der Steinbach, romantischer Steingrund. — Lehmboden, Sand. Gneis. — Böhmisch-bayrische Gründung, wahrscheinlich benannt nach Steinkirch bei Budweiß in Böhmen? — Friedrich der Große gestattet 1742 freie Religionsübung. Urkunde vorhanden. — 6 Schöppenbücher 1721—1833. — Geschichte der Kirchgemeinde Steinkirch von Pastor Buschbeck. — Kirchort vor 1335 (1250?) Kath. Filialkirche, 1525—1654 evangelisch. Das 1750 erbaute evang. Bethaus wurde 1902 abgerissen; 1905 jetzige evang. Kirche erbaut. Superintendentur für den Kirchenkreis Lauban. — Dreiklassige evang. Volksschule seit 1742. Ländl. Fortbildsch. — Landwirtschaft, Industriearbeiter. — Eisenbahn Lauban—Markliſſa, ein Bahnhof und zwei Haltestellen. — Straße Lauban—Markliſſa. — Kolonie Hain auf der Höhe nach Eckersdorf.

Holzkirch. Hulzkirch.

Gem. 424,75 Hektar, 520 Einw. Gut 301,43 Hektar, 129 Einw. 24 Proz. kath. Zusammen 726,18 Hektar, 549 Einw. — Südlich von Lauban, im Queistal, linke Uferseite, berührt Kerzdorf und Oertmannsdorf, gegenüber Nieder-Steinkirch. Eiserne Fußgängerbrücke, Straßenbrücke, Eisenbahnbrücke. Verheerende Hochwasser. Ehemaliger Queislauf nahe am Kriegerdenkmal. Tote Queisarme. — Lehmboden, Sand, Schwemmland. Basalt. Westlich der Flurgrenze der Buchberg 385 Meter, höchste Erhebung des Hohwaldes. — Ort angeblich bayrische Gründung, Ortsname vielleicht nach Holzkirch bei München. — Brücke, an der jetzigen Fußgängerbrücke, viel Truppenübergänge. 30. März 1431 die Hussiten. 1706 Karl XII. von Schweden. — Sage von der Jungfrau. — 7 Schöppenbücher 1687 bis 1853. — Kirchort vor 1346, bis 1540 kath. Zufluchtskirche. Umbau 1725. Evang. Kirche. — Zweiklassige evang. Volksschule seit 16. Jhrh. Ländl. Fortbildsch. — Landwirtschaft. Früher Schafzucht. Ziegeleien. Steinbruch. Holzstoff- und Lederpappen-Fabrik. — Eisenbahn Lauban—Markliſſa, Bahnhof. — Straße Lauban—Markliſſa.

Wingendorf.

Gem. 184,41 Hektar, 293 Einw. Gut 177,40 Hektar, 56 Einw. Zusammen 361,81 Hektar, 349 Einw. — Südlich von Lauban, rechts des Queises, Holzkirch gegenüber; vom Oelsebach geschnitten. — Ortshöhe 220 Meter. — Lehmboden, Tone, Sand, Schwemmland. — Kam 1427 zur Oberlausitz, wurde 1635 sächsisch und 1815 preußisch. — 6 Schöppenbücher 1504—1853. — Geschichte des Dorfes Wingendorf von Pastor Pudor 1853 und Geschichtliche Nachrichten von dem Oberlausitzischen Grenzorte Wingendorf von G. Weiner. — Evang. Kirche, 26. April 1654 erste Predigt des von Holzkirch vertriebenen evang. Pastors, der hier aufgenommen wurde. 1677 erste Kirche, aus Holz. 1715 steinerne Kirche; bis 1742 Grenzkirche. — Einklassige evang. Volksschule. — Landwirtschaft. Industriearbeiter.

Langenöls mit Klein-Stöckigt. Langölls.

Gem. Mittel-L. mit Klein-St. 1459,08 Hektar, 4091 Einw. Nieder-L. 156,78 Hektar, 312 Einw. Gut Mittel-L. mit Schloßgut 659,95 Hektar,

123 Einw., 22 Proz. kath. Nieder-L. 263,84 Hektar, 41 Einw. Zusammen 2539,65 Hektar, 4567 Einw. — Am Oelsebach (vom slavischen Olszna d. h. Erle), nördlich der Welkebach. Berührt an der Kreisgrenze Schosdorf. Klein-Stöckigt liegt 2 Kilometer südlich (Groß-Stöckigt liegt 2,5 Kilometer südöstlich von Greiffenberg). — Lehmboden, Sand, Ton (rote Tonerde). Basalt. Braunkohle. — Steinberg 307 Meter (die Uhuhütte), Aussichtsturm. — Besondere Pflanzen und Tiere: Bärlapp, Leberblümchen; Wiedehopf, Eisvogel; gesetzlich geschützt. — Erste Erwähnung des Ortes als Olsna 1254. 1426, 1427 von Hussiten heimgesucht. Zuflucht im Mordgrund. 1628 Lichtensteiner Dragoner im Ort. 1629 Pestjahr. Pestmännchen in einer Nische der katholischen Kirche. 1740 wird Langenöls preußisch. 1848 bietet der Gutsherr Herr von Rosenberg das Schloßgut der Gemeinde zum Kauf an, wird abgelehnt. — Ortschronik von 1440—1859. Schöppenbücher: 8 von Mittel-L. 1756—1842, 2 von Nieder-L. 1819—1848. — Evang. Kirche und kath. Filialkirche. Am 6. April 1654 wird den Evangelischen die Kirche, die jetzige kath., die schon vor 1314 stand, die sie seit 1520 besaßen, genommen. 1680 wird ihnen der Besuch der Grenzkirchen verboten. Am 22. Mai 1742 wird der Grundstein zum evang. Bethaus gelegt. Am 23. November 1897 wird die evang. Kirche eingeweiht. — Lachmannsche Armenstiftung mit Armenhaus. — 5 Volksschulen: Hauptschule seit 1743 und Eichschule seit 1906, sechsklassig; Niederschule und Oberschule beide seit 1742, einklassig, sind evang.; und eine einklassige kath. Volksschule seit 1897. Ländl. Fortbildsch. Gewerbl. Berufsschule. — Bedeutende Persönlichkeit: Robert Ruscheweyh, Gründer der Schlesischen Holzindustrie AG., gestorben 1899. — Landwirtschaft 5 Güter und einige größere Wirtschaften. Im Mitteldorf Bienenzucht. Tischlereien und Holzbildhauereien. Bedeutendste Möbelfabriken Ruscheweyh A.-G. und Hainke. Ziegeleien. Tonwerk. Ofenfabriken. Maschinenfabrik. Teerproduktenfabrik. Mechanische Webereien. Taschentuchnähereien. — Eisenbahn Görlitz—Hirschberg, Bahnhof. — Straße Lauban—Löwenberg und nach Greiffenberg.

Gieshübel. Gißhübel.

315,95 Hektar, 373 Einw. — Nördlich des Markliffaer Staubeckens; am Giesbach, westlichen Lauf. — Lehmboden, Gneis. — Der süddeutsche Ortsname deutet auf fränkische Einwanderung im 12. Jhrh. — 1 Schöppenbuch 1775—1806 und ein Urbarium. — Evang. Kirche in Langenöls. — Zweiklassige evang. Volksschule seit etwa 1745. — Landwirtschaft. Hausweberei. Mechanische Weberei. — Straße nach Steinkirch.

Friedersdorf mit Neuschweinitz und Neuwarnsdorf. Friederschdurf, Neuschweins.

Gem. 603,05 Hektar, 1300 Einw., davon Neuschw. etwa 200, Neuw. etwa 100 Einw. Gut F. 191,99 Hektar, 24 Einw. Zusammen 795,04 Hektar, 1324 Einw. — Auf dem rechten Queisufer, nach Norden gestreckt. Dorfbach, fließt nach Norden, heißt außerhalb des Dorfes Grundbach. Neuschweinitz östlich gelegen, an der Kreisgrenze. Neuwarnsdorf südlich gelegen, Brückensteg über den Queisstau. — Lehmboden, Sand. Gneis. — Neuschw. von Hans Christoph von Schweinitz angelegt, im Kirchenbuch 1680 erwähnt. Neuw. von Hans Ernst von Warnsdorf um 1652 gegründet. Friedersdorf gehörte von 1520 bis 1815 zu Sachsen. Absteigeort August des Starken. Schloß im Barockstil, erwarb 1863 Freiherr Alexander von Minutoli, Geh. Reg.-Rat in Liegnitz, bedeutender Kunstkenner und Sammler. Kriegerdenkmal von 1871 von ihm aus Altertümern erbaut. Folgender Besitzer sein Schwiegersohn Dr. Joachim Graf von Pfeil, Mit-

begründer der Kolonie Deutsch-Ostafrika. — Viel Ortssagen. — 10 Schöppenbücher 1641—1844. — Evang. Kirche 1656 erbaut. Grenzkirche „zum Jesusbrunnen". 1724 die neue Kirche um die alte herumgebaut. — Vierklassige evang. Volksschule seit 1654. Ländl. Fortbildsch. Neuschw. einklassige evang. Volksschule. — Landwirtschaft. Schafzucht. Mechanische Webereien, Kunstseide. Taschentuchsäumerei. — Straße Lauban—Greiffenberg.

Steinbach. Steenbach.

161,08 Hektar, 251 Einw. — Auf der Höhe des rechten Queisufers am Dorfbach, zum Queis fließend. — Lehmboden, Gneis. — Ortshöhe 350 Meter. — Südlich des Ortes der Ramsen 436 Meter, der Lange Berg 425 Meter. — War im Gegensatz zu Friedersdorf auch vor 1815 schlesisch. — Kirche in Friedersdorf. — Einklassige evang. Volksschule seit 1796. Ländl. Fortbildsch. — Landwirtschaft. Bienen. Handweberei.

Vogelsdorf mit Neidberg. Vogelsdurf.

Gem. 168,96 Hektar, 272 Einw. Gut 154,85 Hektar, 38 Einw. Zusammen 323,81 Hektar, 310 Einw. — Auf der Höhe des rechten Queisufers, nordöstlich gestreckt, nördlich der Talsperre bei Goldentraum. Dorfbach zum Queis. — Neidberg nordwestlich, mit der Neidburg am Queis. — Lehmboden, Sand. Gneis, Basalt. — Ramsen 436 Meter, Hilsenstein. — Die Neidburg, herrlicher Blick auf den Stausee der Marklissaer Talsperre. — Geschichte wenig bekannt. 1875 von Freiherr von Minutoli auf Friedersdorf neu erbaut, seit 1925 eine der schönsten Jugendherbergen. — Standorte von Seidelbast, gesetzlich geschützte Pflanze. — 1 Schöppenbuch 1792—1801. — Kirche in Friedersdorf. — Einklassige evang. Volksschule seit 1758. — Landwirtschaft. Hausweberei. Industriearbeiter.

Eckersdorf. Eckerschdurf. Ursprünglich Eckhardsdorff.

371,63 Hektar, 337 Einw. — Nördlich am Staubecken der Marklissaer Talsperre. Durch das Staubecken 8 Wirtschaften mit 31 Einwohnern verloren. — Lehmboden, Sand. Gneis. — Litt im März 1431 unter den Hussiten. 1632—34 Pestjahre. — 2 Schöppenbücher 1598—1807. — Evang. Kirche in Steinkirch. — Einklassige evang. Volksschule seit 1748. Ländl. Fortbildsch. — Landwirtschaft. Früher Handweberei, 120 Webstühle.

Rengersdorf mit Hagendorf und Gut Tzschocha. Rengerschdurf, ei der Tzschoche.

Gem. R. 962,82 Hektar, 676 Einw. Gut Tzsch. 595,54 Hektar, 63 Einw. Zusammen 1558,36 Hektar, 739 Einw. — Südlich der Talsperre Marklissa. R. am Dorfbach. Höhenunterschied von 180 Meter, Haselschänke 460 Meter, bis 280 Meter. Tzsch. und H. auf der linken Queishöhe. — Lehmboden. Gneis, Basalt am Galgen; an der Straße zur Talsperre Goldentraum ein Vulkanschlot. Haselberg 453 Meter, die Klinge 502 Meter, Galgenberg 355 Meter. — Stausee der Talsperren fischreich; mannigfaltiges Wassergeflügel. Eine Saatkrähenkolonie. — Ort schon 1346 genannt. — 1434 Hussitenüberfall, Hartung von Clüx, Herr auf Tzschocha, eilt vom Konzil zu Basel her. Bedrückungen im Dreißigjährigen Kriege. 1813 starke russische Einquartierung. — Tzschocha, altes Schloß am Steilufer des Queises. Alte Eiben im Park. — 6 Schöppenbücher 1690—1848. Ausführliche Ortschronik auf Schloß Tzschocha. — Sage von der Kerbemühle. Spukgeschichten vom Kroatenteich. — Kirchort vor 1346, bis 1536 kath. Ländl. Fortbildsch. — Landwirtschaft. — Straße nach Marklissa. Motorboot auf dem Stausee der Talsperre Marklissa.

Goldentraum. Guldentrom.

104,20 Hektar, 361 Einw. — Auf der Höhe des linken Queisufers, südlich der Talsperre Goldentraum. Abseits der Käsebach. — Lehmboden, Sand. Gneis, Basalt. — Ortshöhe 370 Meter. — Etwa 1654 wurde ein Goldbergwerk errichtet. Abbau kaum lohnend. 1672 (?) legte Christoph von Nostitz auf Tzschocha den Ort an, zunächst Neustädtel genannt, bis 1860 im Volksmunde noch so. Erhielt 1677 die Rechte einer freien Bergstadt und den Namen Goldentraum. Sage. Besaß Rathaus, Kirche und Schule. Am 27. August 1834 brannte der größte Teil des Ortes nieder. Geschlossener Marktplatz, stadtähnliche Bauweise. — Evang. Kirche 1685 erbaut; 1839 neue Kirche. — Einklassige evang. Volksschule seit 1702. — Mädchen-Jugendherberge im Ort, am Queis ein Jugendseehaus. — Landwirtschaft. Gewerbe. Industriearbeiter. Sommerfrische. — Queistalsperre bei Goldentraum. Motorboot bis Greiffenberg. — Straße nach Greiffenberg. Kraftwagen dorthin.

Schwerta. ei der Schwart.

Gem. 691,28 Hektar, 1105 Einw. Gut Ober- und Nieder-Sch. 518,76 Hektar, 35 Einw. Zusammen 1210,04 Hektar, 1140 Einw. — Am Schwertbach. Ueberschwemmung am 16. 7. 1803 5½ Meter. Südlich von Markliffa, nahe der deutsch-tschechischen Grenze. — Lehmboden, Sand. Gneis. Kulm? Mineralbrunnen am Zollhaus eisenhaltig. — Westlich der Steinberg 389 Meter und Kuttnersberg 454 Meter; östlich, dicht an der Ortsgrenze, der Klingenberg 502 Meter. — Ortshöhe 290—390 Meter. — Schwertburg, Ruine, 1329 erstmalig genannt, bestand sicher schon lange vorher. 1820 niedergebrannt. — 1866 Feldlager einer preuß. Division. — 11 Schöppenbücher 1727—1824. — Sage vom Nachtjäger. — Kirchort vor 1346. Evang. Kirche bald nach 1648 erbaut. — Evang. Volksschulen: Nieder-Sch. dreiklassig, erbaut 1712, und Ober-Sch. einklassig, seit 1830. Ländl. Fortbildsch. — Landwirtschaft, Viehzucht, Bienen. Fabrikarbeiter nach Markliffa, Meffersdorf und Gebhardsdorf. Sommerfrische. — Straße Markliffa—Flinsberg und Zollstraße Greiffenberg—Friedland. — Postkraftwagen Markliffa—Flinsberg.

Bad Schwarzbach. Schwoarzbach.

Seit 1. 1. 1928 mit Grenzdorf und Straßberg vereinigt. 222,74 Hektar, 890 Einw. 10,4 Proz. kath. (Wird aus der Auflösung der Gutsbezirke Gebhardsdorf und Meffersdorf großen Flächenzuwachs an Wald erhalten.) Schwarzbach ehem. Gem. 87,21 Hektar, 324 Einw. 12 Proz. kath. — Unmittelbar an der Kreisgrenze, am linken Ufer des Schwarzbaches; gegenüber von Hernsdorf gräflich, Kreis Löwenberg; das Oberdorf am Grenzwasser. Im Flußbett des Schwarzbaches Gerölsperren von der Kreisgrenze aufwärts. Hochwasser 1692. Am Fuße der Tafelfichte und des Dreßlerberges. Höchstgelegener Ort des Kreises, Ortshöhe 505 bis 710 Meter. Höchste Stelle des Kreises 1060 Meter, bei Grenzstein 111; am Abhang der Tafelfichte, herrliche Aussicht. — In der Glimmerschieferzone; Dreßlerberg 776 Meter, Aussichtsturm. Gneis, besonders südlich. — Ortsgründung im Anschluß an eine Glashütte von 1651. Seit dem 7. August 1783 Heilquellen benutzt. Sieben Quellen geben kohlensäurereiches Eisenwasser. Kurhaus. Badeort und Sommerfrische, Wintersport. — 5 Schöppenbücher 1681—1823. — Ev. Kirche in Meffersdorf. Katholiken seit 1855 Kapelle in

Grenzdorf. — Schule in Grenzdorf. — Fremdenverkehr. Industriearbeiter. — Kraftwagen nach Flinsberg und Liebwerda. — Grenzdorf ehem. Gem. 116,56 Hektar, 474 Einw. — Unmittelbar an der Kreisgrenze, ehemalige schlesisch-sächsische Grenze. Berührt Schwarzbach, Wigandsthal und Hernsdorf. Im Oberdorf der Schwarzbach Grenzfluß. Beim Hochwasser 1692 verlegte der Gebirgsbach sein Flußbett. Weitere Hochwasser 1672, 1675, 1702, 1703, 1718, 1749, 1858, 1888, 1897. — Ortshöhe 445 bis 505 Meter. — Schotter, Sande, Lehm. Grenze der Hauptvereisung. Gneis, Glimmerschiefer. Am 11. Dez. 1799 4 Uhr nachm. Erdbeben gespürt. Heilquellen seit 1907 benutzt, 5 kohlensäurehaltige Eisenquellen. Im Oberdorf kleines Torfmoor, in Verbindung mit den Quellen für Badezwecke. — Gründung böhmischer Glaubensvertriebener; 1654 (1659) erster Einwohner Michael Feigs, war Schachtelmacher. — 5 Schöppenbücher 1655 bis 1826. — Evang. Kirche in Meffersdorf. Seit 1855 kath. Kapelle. — Dreiklassige evang. Volksschule seit 1656 und einklassige kath. Volksschule seit 1853. Ländl. Fortbildsch. — Geringe Landwirtschaft. Beschäftigung in Fabriken. Kanevasfabrik. — Früher Holzarbeit: Teller, Löffel, Schachteln; Glasperlen; Hausweberei. — Badegäste Bad Ober-Grenzdorf, Sommerfrische. Straßberg. 18,97 Hektar, 92 Einw. 16 Proz. kath. — Südliche Fortsetzung von Bergstraß, an der Straße nach Neustadt a. d. Tafelfichte. — Ortshöhe 530—540 Meter. — Glimmerschiefer. — Gründung böhmischer Glaubensvertriebener 1669. — 2 Schöppenbücher 1762—1842. — Kirche und Schule wie Schwarzbach. — Sommerfrische. — Straße Meffersdorf—Neustadt; Grenzzollamt. — Kraftwagen Flinsberg und Liebwerda.

Bergstraß. Bergstroaß.

67,20 Hektar, 260 Einw. Südliche Fortsetzung von Meffersdorf. Im Quellgebiet des Lausitzbaches. — Ortshöhe 475—520 Meter. — Gneis. — Gründung böhmischer Glaubensvertriebener 1661, an der Straße, die nach dem Bergwerk führte. Dort, am Westabhang des Dreßlerberges, das Hüttenwasser. — 8 Schöppenbücher 1661—1841. — Kirche und Schule in Meffersdorf. — Noch bedeutende Drechslerei und Holzschnitzerei. Sommerfrische. — Straße Meffersdorf—Neustadt a. d. Tafelfichte. — Kraftwagen Bad Flinsberg und Liebwerda.

Wigandsthal. 's Städtel.

38,61 Hektar, 543 Einw. — Hängt mit Meffersdorf unmittelbar zusammen, östlich gelegen. — Ortshöhe 440 Meter. Boden wie Meffersdorf. — Wurde 1666 (1667) unter Wigand von Gersdorf, gest. 1686, von böhmischen Glaubensvertriebenen gegründet. — Früher Glasschmelzen für gefärbtes, rotes Glas und Glasschleifereien. — 11 Schöppenbücher 1669—1826. — Kirche und Schule in Meffersdorf. — Zwei Marktplätze. Gewerbetreibende. Drei Jahrmärkte. Industriearbeiter. — Straße Markliffa—Flinsberg; ebenso Postkraftwagen dorthin.

Meffersdorf. Masserschdurf.

Gem. 241,46 Hektar, 552 Einw. Gut 701,04 Hektar, 104 Einw. 42,3 Proz. kath. Zusammen 942,50 Hektar, 656 Einw. — Im Südzipfel des Kreises, südlich der Eisenbahn, am Lausitzbach; am Bahnhof die Neuhäuser und die südliche Straßenseite von Heller. — Ortshöhe 440 Meter. — Lehm, Sand, Schotter. Grenze der Hauptvereisung in südlicher Richtung. Gneis, Glimmerschiefer. — Stephansberg 500 Meter. Westlich an der Grenze die Schöbicht, ein Waldstück, 560 Meter. — Ortsgründung im 13. Jhrh. Ortsname bedeutet vielleicht Maifahrtsdorf; Ruheort der Maiwallfahrer nach Haindorf i. B. Aeltester Ort der Gegend; alle andern

sind Gründungen auf Meffersdorfer Flur durch böhmische und schlesische Glaubensvertriebene nach dem 30jähr. Kriege. — Sagen vom Reiter ohne Kopf, von der Jungfrau und vom Schloßfräulein. — 9 Schöppenbücher 1550—1827.— Rühle, Chronik von Meffersdorf. — Kirche schon vor 1346. Wurde 1531 evang., als Grenzkirche mehrere Anbauten. — Fünfklassige evang. Volksschule, seit etwa 1600. Zweiklassige Familienschule. Ländl. Fortbildsch. — Besondere Gerichtstage für den Südteil des Kreises vom Amtsgericht Markliffa. — Adolf Traugott von Gersdorf, genannt „der gelehrte Herr von Meffersdorf" 1756—1807. Forschernatur, sozial denkend. Führt Höhenmessungen aus, beobachtet die Wirkung der Elektrizität, die Witterung seines Wohnortes, erbaut sich 1804 ein Observatorium, den jetzigen Kaiser-Wilhelm-Turm, südlich von Neu-Gersdorf, für himmelskundliche und andere Beobachtungen. Mitbegründer der Oberlausitzer Gesellschaft der Wissenschaften. — Landwirtschaft; überwiegend Industrie und Gewerbe. Eine Plüschfabrik, zwei Webereien für Leinwand und Baumwolle. Früher geringer Bergbau auf Kupfer und Zinn. Sommerfrische. — Eisenbahn Greiffenberg—Heinersdorf, Bahnhof 1 Kilometer nördlich. — Postkraftwagen Markliffa—Bad Flinsberg und Bad Flinsberg—Liebwerda i. B.

Neu-Gersdorf. Neu-Gerschdurf.

43,93 Hektar, 156 Einw. — 1 Kilometer westlich von Meffersdorf. An der deutsch-tschechischen Grenze. — Ortshöhe 500 Meter. — Boden wie Meffersdorf. — Südlich Kaiser-Wilhelm-Turm, 535 Meter, herrliche Aussicht. — 1687 von schlesischen Glaubensvertriebenen aus der Landeshuter Gegend erbaut, viel Weber. — 1 Schöppenbuch 1750—1822. — Kirche und Schule in Meffersdorf. — Industriearbeiter.

Volkersdorf mit Heller. Vulkerschdurf, uf'n Haller.

133,87 Hektar, 538 Einw. 10,9 Proz. kath. — Volkersdorf am Lausitzbach, nördlich der Eisenbahn. Der größte Teil von Heller, Neu-Volkersdorf 2 Kilometer westlich, südlich der Eisenbahn, unmittelbar an der deutsch-tschechischen Grenze. — Ortshöhe 390 Meter, Heller 450 Meter. — Lehmboden, Sande. Gneis. Grenze der Hauptvereisung. — Im roten Fluß Krebse. — Volkersdorf wurde 1654 von Bandwebern, schlesischen Auswanderern, gegründet und 1667 der Heller, an der Straße Meffersdorf—Schwerta; erstes Haus war Gasthaus „Der letzte Heller". — 5 Schöppenbücher 1659—1824. — Sage vom letzten Heller. — Evang. Kirche seit 1668. — Dreiklassige evang. Schule seit 1821. Ländl. Fortbildsch. — Landwirtschaft. Industriearbeiter für Gebhardsdorf und Meffersdorf.

Heide. Hede.

35,64 Hektar, 96 Einw. — Südlich an Neu- und Alt-Scheibe angelehnt. — Ortshöhe 415 Meter. — Lehmboden, Sande, Gneis. Torflager. — Gründung böhmischer Glaubensvertriebener. — 1 Schöppenbuch 1700—1820. — Kirche in Meffersdorf. — Einklassige evang. Volksschule seit 1860. — Landwirtschaft. Industriearbeiter.

Alt-Scheibe. ei der alen Scheibe.

156,08 Hektar, 163 Einw. — Südlich der Eisenbahn. Am Goldwasser. — Ortshöhe 400 Meter. Oestlich der Sandberg 422 Meter. — Lehmboden, Sande, Gneis. — Reihendorf, zweireihig. — Aelter als Volkersdorf. — 5 Schöppenbücher 1548—1821. — Kirche in Meffersdorf. — Schule in Heide. — Landwirtschaft. Industriearbeiter.

Neu-Scheibe. ei der neu'n Scheibe.
48,49 Hektar, 160 Einw. — Südlich an Volkersdorf und der Eisenbahn. — Ortshöhe 400 Meter. — Lehmboden, Sande. Gneis. — Gründung böhmischer Glaubensvertriebener. — 2 Schöppenbücher 1667—1812. — Kirche in Messersdorf. — Schule in Heide. — Landwirtschaft. Industriearbeiter. — Eisenbahn Greiffenberg—Heinersdorf, Bahnhof.

Gebhardsdorf, bestehend aus Alt-, Neu- und Ober-Gebh., Augustthal und Estherwalde. Gebberschdurf; Augustthoal, Estherwale.
Gem. 835,75 Hektar, 1647 Einw. Gut 454,10 Hektar, 21 Einw. Zusammen 1289,85 Hektar, 1668 Einw. — 3 Kilometer westlich von Friedeberg, an der Kreisgrenze. Alt-G. am Dorfbach bis zur Mündung in den Lausitzbach; Ober-G. und Augustthal nördlich; Neu-G. südlich, am Lausitzbach; Estherwalde nördlich, an der Kreisgrenze. — Lehmboden, Ton, Sand. Gneis; Basalt = Riedstein 470 Meter. Klingenberg 502 Meter, Höhe am Einsamen Baum 436 Meter, dieser eine weithin sichtbare Lärche. — Gründung etwa 1328. — 1431 von den Hussiten gebrandschatzt. 1508 Tetzel im Ort, Tetzelhaus in Alt-G. Nr. 3. Uebertritt nach Schlesien war ihm untersagt. Seit 1650 böhmische Einwanderung; Gründung von Neu-Gebh. 1663; von Ober-G. 1674; von Estherwalde 1710, genannt nach Esther, der Gemahlin Heinrichs V. von Uechtritz; und Augustthal 1738, genannt nach Auguste von Uechtritz. — 8 Schöppenbücher 1542—1821. — Kirchort vor 1400. Evang. Kirche, Zufluchtskirche für Schlesien. Erbaut Anfang 18. Jhrh. — Vierklassige evang. Volksschule in Alt-G. seit 1632. Einklassige evang. Volksschulen in Neu-G. seit 1844 und Augustthal seit 1898. Ländl. Fortbildsch. — Landwirtschaft, Bienen. Weberei für Segeltuch. Töpferei. Drechslereien. Fabrik für Bierglasuntersetzer. Handwerker. — Ehemaliger Marktort. — Straße nach Friedeberg und Greiffenberg—Friedland i. B.

Karlsberg.
43,24 Hektar, 181 Einw. — Am linken Queisufer, an der Kreisgrenze, 2,5 Kilometer nördlich von Friedeberg. — Lehmboden, Sand, Schwemmland. — Gründung schlesischer Glaubensvertriebener. — 3 Schöppenbücher 1721—1820. — Ev. Kirche in Ober-Wiesa. — Ev. Schule in Hartha. — Landwirtschaft. Industriearbeiter. — Straße Greiffenberg—Friedeberg.

Hartha mit Goldbach und Scholzendorf. Ei der Hoarthe, Guldbach, Schulzendurf.
Gem. 473,16 Hektar, 537 Einw. Gut 160,29 Hektar, 29 Einw. Zusammen 633,45 Hektar, 566 Einw. — Harthabach durchfließt Scholzendorf und Hartha, östliche Richtung. Goldbach am Goldbach, fließt nördlich, zum Queis. Lehnt sich südlich an Karlsberg an. — Lehmboden, Sand. Gneis, Basalt. — Goldbach und Scholzendorf sind Gründungen böhmischer Glaubensvertriebener. — Hartha 1 Schöppenbuch 1659—1753. Goldbach 1 Schöppenbuch 1618—1802. — Kirche in Ober-Wiesa. — Dreiklassige evang. Volksschule seit 1799. Ländl. Fortbildsch. — Landwirtschaft. Industriearbeiter. Goldbach früher Goldwäsche, siehe Goldentraum. — Straße Greiffenberg—Friedeberg und Greiffenberg—Friedland.

Wiesa. Wiese.
Gem. 237,75 Hektar, 381 Einw. Gut 270,19 Hektar, 62 Einw. Zusammen 507,94 Hektar, 443 Einw. — Am linken Queisufer, unmittelbar südlich von Greiffenberg. — Hochwasser, bes. 1888, 1897. Flußbett ausgebaut. — Lehmboden, Sand, Schwemmland. Basalt, Steinbruch. — Große Eiche am Pfarrteich. — 1497 Pestjahr. In den schlesischen Kriegen

viel Truppendurchzüge. — 2 Schöppenbücher 1760—1814. — Sage vom Spuk zu Wiesa. — Kirchort vor 1346. Evang. Kirche, bis etwa 1526 kath., in Ober-Wiesa, seit 1653 Zufluchtskirche für schlesische und böhmische Evang. Die evang. Kirche in Nieder-Wiesa ist die evang. Kirche der Stadt Greiffenberg, wurde 1669 erbaut, da 1654 die evang. Kirchen in Greiffenberg verloren gingen. Kirchenbesucher bis Hirschberg. — Einklassige evang. Volksschule seit 17. Jhrh. Ländl. Fortbildsch. — Landwirtschaft. Industriearbeiter. — Straße nach Greiffenberg.

Seidenberg.

352,55 Hektar, 2579 Einw., davon 424 Katholiken = 16,4 Proz. — Unmittelbar an der deutsch-tschechischen Grenze; diese wird zum Teil vom Katzenbach gebildet; berührt sich mit Ebersdorf in Böhmen. — Am Fuße und Abhang des Michaelisberges, 260 Meter Ortshöhe, Markt 230 Meter. — Hochwasser 1804, 1826, 1845, 1854, 1880, 1888, 1897, 1910, 1912, 1920. — Lehmboden, Sand. Im Katzenbachtal Granit und Basaltdurchbrüche. — Entstehung der Stadt etwa 1250, stets ohne Stadtmauern, am Mons Syden, d. i. Seidenberg, dem heutigen Burgsberg, dort wahrscheinlich eine Schutzburg, Brandreste nachgewiesen. Heute Anlagen und Jakob-Böhme-Denkmal. Daneben, auf dem Michaelisberge einst Pfarrkirche zum Erzengel Michael; 1420 und 1430 von Hussiten zerstört. Jetzige katholische Kirche dort seit 1895. 1525 Lossage vom Bischof von Meißen, 1534 Einführung der Reformation. Böhmische Glaubensvertriebene bauen 1625 die Friedländer Straße, 1650 die Neugasse. Plünderungen: 1635 durch Ungarn, 1640 durch Kaiserliche, 1643 durch Schweden. In den schlesischen Kriegen viel Truppendurchzüge. 1813 einquartiert 69 Generale, 167 Stabsoffiziere, 1212 Offiziere, 9505 Unteroffiziere, 29000 Mann. — Brände: 1769 175 Häuser, 1834 120 Häuser, ferner 1761, 1838 und 1839. — Chroniken von Kloß und von Mende. — Burgsberg-Sagen. Jakob-Böhme-Sagen. — Evang. Kirche, Kirchort vor 1346, damals Sitz eines Erzpriesters. An der Stelle seit etwa 1380 eine Nebenkirche „Unsrer lieben Frauen". Wird nach der Zerstörung der Hauptkirche durch die Hussiten zur Haupt- und Alleinkirche. Wird 1776 zur jetzigen Kirche ausgebaut. Kath. Kirche seit 1895. — Sechsstufige evang. Volksschule mit gehobenen Klassen; einklassige kath. Volksschule, seit 1864. Gewerbliche Berufsschule und ländliche Fortbildungsschule. — Kinderheim für Waisen. Jugendherberge. Krankenhaus. Amtsgericht. Grenzzollamt. — Theosoph Jakob Böhme, Lehrzeit als Schuhmacher. Glasmaler Prof. Ulke-München, gestorben 1910, hier geboren; stiftet der ev. Kirche ein Glasfenster, die Auferstehung. — Einige Ackerbürger. Gewerbe. Töpfereien, einst bedeutend. Tonwerke. Große Tuch-, Baumwoll- und Seidenwebereien. Draht- und Metallwarenfabrik. Industriearbeiter. — 4 Jahrmärkte. — Eisenbahn nach Görlitz und Friedland in Böhmen; Grenzbahnhof 2,5 Kilometer entfernt, Kraftwagenverbindung. Kraftwagen nach Nikolausdorf. — Straßen nach Görlitz, Bellmannsdorf, Berna und Friedland i. B. Zollstraße.

Alt-Seidenberg mit Neuklix.

Gem. 163,54 Hektar, 531 Einwohner. Gut 396,34 Hektar, 71 Einw. Zusammen 559,88 Hektar, 602 Einw. 18,4 Proz. kath. — Oestlich an Seidenberg angelehnt. Dorfbach. Tschechische Grenze längs des Katzenbachs. — Ortshöhe 265 Meter. Lehmboden, gequetschter Granit, Basalt. Im „Grunde" Basaltgang im Granit am Kleinen Katzenstein. Großer

Katzenstein. — Leberblümchen. — 7 Schöppenbücher 1554—1821. — Sage: Die weißen Hunde vom Niederhof. — Im November 1575 Jakob Böhme geboren. Gedenktafel am Haus an der Straße. Denkstein am Burgsberg. — Kirchlich zu Seidenberg. — Einklassige evang. Volksschule, erbaut 1799. 1885 gründete Lehrer Seibt ein Kinderheim, jetzt in Seidenberg. — Industriearbeiter, Bauhandwerker, Landwirtschaft. — Straße Seidenberg, Berna. — Kraftwagen Seidenberg—Nikolausdorf.

Cundorf. Cundurf.

Gem. 206,73 Hektar, 192 Einw. Gut gehört als Vorwerk zu Zwecka. — Nördlich von Seidenberg. — Innerhalb des Dorfes viel Teiche. — Lehmboden, Sandhügel. — Ortshöhe 235—250 Meter. — 1632 Pest. — 3 Schöppenbücher 1596—1820. — Kirchlich zu Seidenberg. — Schule in Ober-Rudelsdorf. — Landwirtschaft.

Ober-Rudelsdorf. Ober-Rusdurf.

Gem. 130,69 Hektar, 166 Einw. Gut 239,53 Hektar, 23 Einw. Zusammen 370,22 Hektar, 189 Einw. — Nördlich von Seidenberg, östlich der Straße nach Görlitz. Ortshöhe 250 Meter. — Lehmboden, Sandhügel. — Guter Wildbestand. — 1630—36 Pest. Einige Wirtschaften veröden. 1758 erstürmen Preußen das Schloß, vertreiben die verschanzten Panduren unter Nadasti. — Schulfahne gestiftet zur Friedensfeier am 18. Juni 1871 in den Farben schwarz-rot-gold. — Urbarium vorhanden. — Kirchlich zu Seidenberg. — Einklassige evang. Volksschule, erbaut 1879. — Landwirtschaft.

Nieder-Rudelsdorf. Nieder-Rusdurf.

Gem. 182,88 Hektar, 251 Einw. Gut 295,04 Hektar, 52 Einw. Zusammen 477,92 Hektar, 303 Einw. — Nordwestlich von Seidenberg. Westlich der Straße nach Görlitz. — Ortshöhe 230 Meter. — Lehmboden, Sandhügel. Torf, früher gestochen. — 2 Schöppenbücher 1692—1823. — Kirchlich zu Seidenberg. — Einklassige evang. Volksschule seit 1755. — Landwirtschaft. Handwerker. Marktort. Ziegelei. Gut hat Spiritusbrennerei. — Zum Gutsbezirk gehört, als Exklave des Kreises, die an der Wittig in Nieda, Kreis Görlitz, gelegene Küchenmühle, eine Tuchfabrik.

Zwecka. Zwaike.

Gem. 25,38 Hektar, 97 Einw. Gut mit Vorwerk Cundorf 248,11 Hektar, 22 Einw. Zusammen 273,49 Hektar, 119 Einw. — An dem Dorfbach. Nordwestlich von Seidenberg. — Lehmboden, Sandhügel. — Hieß bis 1784 Zweckau. — Ortssage: Weiße Henne. — 2 Schöppenbücher 1649—1815. — Kirchlich zu Seidenberg. — Schule in Nieder-Rudelsdorf. — Landwirtschaft. — Das Gut gehört der Schwesternschaft Niesky und ist in Kommunalständischer Verwaltung. Das Schloß soll nach der Stiftungsurkunde als Diakonissen-Erholungsheim dienen.

Wilka mit Bohra und Scheiba. Wilke, Bohre, ei der Scheibe.

Gem. 172,63 Hektar, 296 Einw. Gut W. 286,45 Hektar, 44 Einw. Zusammen 459,08 Hektar, 340 Einw. — Nordwestlich von Seidenberg. Wilka an der sächsischen und tschechischen Grenze. Bohra, der westlichste Ort des Kreises. — Ortshöhe von B. 270 Meter, Wittigwiesen 205 Meter. Jährlich Hochwasser. — Schwemmland, Lehmboden, Sand. — Bohraer Berg 280 Meter, Basaltdecke, Aussicht. — Schöppenbücher: Wilka 3 Bde. 1685—1848, Bohra 2 Bde. 1665—1848. R. Dähler, „Geschichte von Bohra". Ober-Lausitzer Gesellschaft 1909. — Kirche und Schule in Nieda, Kreis Görlitz. — Landwirtschaft. Wilkaer Teiche, Fischzucht. Ziegeleien.

Oſtrichen. Moſtrichen.

Gem. 46,50 Hektar, 230 Einw. Gut 145,43 Hektar, 28 Einw. Zuſammen 192,01 Hektar, 258 Einw. — An der Wittig. Flußhöhe 212 Meter, Ortshöhe 220 Meter. An der tſchechiſchen Grenze. — Lehmboden, Sandhügel, Schwemmland. — Prachtnelken. — 2 Schöppenbücher 1690—1838. — Bis 1624 kirchlich zu Wieſe in Tſchechien, dann zu Seidenberg. — Einklaſſige evang. Schule, ſeit 1770. — Landwirtſchaft. Fabrikarbeiter.

Schönberg. Schimmrich. Alte Schreibweiſe: Schoninberch.

Stadt 179,59 Hektar, 1882 Einwohner, davon 125 Katholiken. Schloß Schönberg. 515,43 Hektar, 110 Einw., davon 19 Kath. Zuſammen 695,02 Hektar, 1992 Einw. 7,2 Proz. kath. — Seit 1924 ein Teil von Nieder-Halbendorf eingemeindet. — Am Rotbach. — Ortshöhe Markt 215 Meter. Dicht öſtlich der Schönberg 298 Meter, Rundſicht und herrlicher Blick auf die Stadt. Der Südabhang, an der Bergſtraße, der Burgsberg genannt. Im Talgrunde die Schönberger Schweiz. — Baſalt. Granit. Lehmboden, Sande. Braunkohle erbohrt. — Bad Heilbrunn keine Bedeutung mehr. — Auf dem Burgsberg wahrſcheinlich eine Fliehburg. Offenes Landſtädtchen. Entſtehung der Stadt etwa 1230. Heute noch alter Markt mit Lauben und Fachwerk. Aelteſtes Haus die „Scharfe Ecke" erbaut 1688, nach dem großen Stadtbrande. — Reformation 1524. — 1706 Karl XII. von Schweden raſtet hier, Denkſtein. 1813 Franzoſenlager Macdonalds. — Geſchichte der Kirche von Broniſch. Chroniken von Meinhold, von Kloß und von Knauthe. — Burgbergſagen. — 12 Schöppenbücher 1536—1826. — Kirchort vor 1234. Evang. Kirche, 1688 neu erbaut. Wertvolles Innere. Kathol. Filialkirche, erbaut 1867. — Sechsſtufige evang. Volksſchule, 2 Schulhäuſer, 1838 und 1910 erbaut. Einklaſſige kath. Volksſchule ſeit 1854. Gewerbl. und Ländl. Fortbildſch. — Landwirtſchaft, Bienenzucht. Gewerbe. Gerberei. Einſt bekannt durch das Schönberger Zeug (ein Gewebe aus Wolle und Leinwand) und durch Teppichweberei. Taſchentuchweberei. Zigarrenfabriken. Kartonnagenfabrik, Glasſchleiferei. Baſaltſteinbrüche. — Stichbahn nach Nikolausdorf 1927 eröffnet. Straßen nach Görlitz, Küpper, Lauban, Radmeritz. Kraftwagen nach Görlitz.

Nieder-Halbendorf mit Friedrichsfelde. Nieder-Hoalbendurf.

744,68 Hektar, 294 Einw. — An dem Rotbach und der Mündung der Linda. Unmittelbar nördlich an Schönberg angelehnt. Friedrichsfelde an der Straße Görlitz—Seidenberg, an der Kreisgrenze, an Kosma angelehnt. — Lehmboden, Sand. — 3 Schöppenbücher 1569—1776. Diſſertation: Die Schöppenbücher der Gemeinde Nieder-Halbendorf 1569—1657 von Dr. Schulze. Geſchichte von Nieder-Halbendorf von Dr. Schulze. — Kirche und Schule in Schönberg. — Landwirtſchaft, Geflügel. Ziegelei. — Straße nach Görlitz.

Schönbrunn mit Hartha. Schienbrunn. Ei der Harthe.

Gem. Ober-Sch. 394,95 Hektar, 511 Einw. Nieder-Sch. 721,78 Hektar, 761 Einw. Gut Ober-Sch. 415,48 Hektar, 37 Einw. Nieder-Sch. 618,77 Hektar, 150 Einw. Zuſammen 2150,98 Hektar, 1459 Einw. — Dorfbach fließt ins Rotwaſſer. Mehrere Dorfteiche. Wird von der Bahnlinie Görlitz—Lauban geſchnitten. — Kolonie Hartha, 2 Kilometer ſüdlich, an der Linda, dicht an Schönberg. — Lehmboden, Ton, Sand, Braunkohle. Nördlich gelegenes Bergwerk bei einem Wolkenbruch 1910 erſoffen. Baſalt, Steinbrüche. Mineralquellen ohne Bedeutung. — Guter Wildbeſtand. —

Gewalttätige Auflehnung gegen die Bedrückung durch den Schloßherrn Georg von Warnsdorf 1550—1582. 1813 Feldlager der französischen Division Durotte, Denkstein südlich des Dorfes. Große Kriegslasten, 60 Generäle, 24 000 Mann, 14 000 Pferde. — Evang. Kirche, 1346 genannt, 1540 Reformation. Wehrkirchhof. — Drei Schöppenbücher für Nieder-Schönbrunn 1719—1827. — 2 evang. Volksschulen: Niederschule dreiklassig, Oberschule zweiklassig, seit 1878. Ländl. Fortbildsch. — Landwirtschaft. Blumentopffabrik. — Straße Görlitz—Nikolausdorf.

Ober-Halbendorf. Aeber-Hoalbendurf.

Gem. 59,44 Hektar, 181 Einw. Gut 171,03 Hektar, 28 Einw. Zusammen 230,47 Hektar, 209 Einw. — An dem Rotbach, oberhalb Schönberg. An Bellmannsdorf angelehnt. — Lehmboden, Sandhügel; Basalt, wird nach Bedarf gebrochen; Säulen gut ausgebildet. — Gehörte im Pönfall der Stadt Görlitz; verkauft es 1565. Hieß damals Kuzal. Seit 1600 jetziger Name. — 3 Schöppenbücher 1560—1848. — Kirchlich zu Bellmannsdorf. — Einklass. Volksschule, seit 1906; zum Schulverband Bellmannsdorf. — Landwirtschaft.

Bellmannsdorf. Bahlsdurf.

Gem. Ober-B. 303,99 Hektar, 402 Einw. Nieder-B. 353,13 Hektar, 506 Einw. Gut Ober-B. 261,17 Hektar, 53 Einw. Nieder-B. 108,46 Hektar, 8 Einw. Zusammen 1026,75 Hektar, 969 Einw. — An dem Rotbach, amtl. Rotwasser, um 1400 die Küpper genannt. Hochwasser 1880, 8 Personen ertrunken, 2 Häuser weggerissen. — Ortshöhe 250 Meter. — Lehmboden, Sandhügel. Basalt, Granit; vereinzelt Braunkohle. — Früher Baldramsdorf, dann Balmsdorf. — 1633/34 Pestjahre, Pestloch auf dem Kirchhof. Im 30jähr. Kriege Pastor Reander zwölfmal ausgeplündert. — Schöppenbücher: Ober-B. 3 Bde. 1679—1820, Nieder-B. 1 Bd. 1755—1815. — Evang. Kirche, jetzige 1806 erbaut. Kirchort vor 1346. — Dreiklassige evang. Volksschule, 1521 genannt. Ländl. Fortbildsch. — Jugendheim. — Landwirtschaft. Genossenschafts-Molkerei. Basaltsteinbrüche. Ziegelei. Handweberei, Taschentuchfabrik. Silberfuchsfarm. — Straße Küpper—Nikolausdorf und nach Seidenberg. — Kraftwagen Seidenberg—Nikolausdorf.

Berna mit Neuhaus und Königsfeld. Berne.

Gem. 534,31 Hektar, 875 Einw. Gut 154,38 Hektar, 28 Einw. Zusammen 988,69 Hektar, 903 Einw. — An dem Rotbach, amtl. Rotwasser genannt. Unmittelbar zwischen Küpper und Bellmannsdorf. — Hochwasser 14. Juni 1880 riß die Schule weg. — Lehmboden, Sand; Granit, besonders an der Teufelskanzel; Basalt. — Linden, Durchmesser 1,32 Meter und 1,05 Meter. Kastanie 1,35 Meter. — Neuhaus, an der östlichen Höhe, böhmische Glaubensflüchtlinge. — Königsfeld, 1,5 Kilometer westlich, wurde am 15. Februar 1780 von Rittergutsbesitzer König angelegt. — 4 Schöppenbücher 1645—1835. — Kirchlich zu Küpper. — Dreiklassige evang. Volksschule, erbaut 1882. Ländl. Fortbildsch. — Landwirtschaft. Hausweberei, Scheuertuch. Steinbruch. — Straße Küpper—Nikolausdorf und Berna—Seidenberg. — Kraftwagen Seidenberg, Nikolausdorf.

Küpper mit Neugablenz und Neulöben.

Gem. 631,72 Hektar, 861 Einw. Gut 574,95 Hektar, 33 Einw. Zusammen 1216,67 Hektar, 894 Einw. — Oestlich von Seidenberg. An dem Rotbach, amtlich das Rotwasser, früher Küpper genannt. Hochwasser 1880 und 1897. Wasserhöhe 3.20 Meter. — Hängt unmittelbar mit Berna zusammen; an der tschechischen Grenze berührt es Nieder-Ullersdorf in Böhmen. — Lehm-

boden, Gneis, Basalt. Wachberg 340 Meter, Hedwigsberg 347 Meter, Katharinenberg 360 Meter. — Ortshöhe 282—340 Meter. — Neugablenz östlich und Neulöben südwestlich sind Gründungen böhmischer Glaubensvertriebener um 1650. — 6 Schöppenbücher 1537—1820. — Evang. Kirche, jetziger Bau 1736. Kirchort vor 1346, hieß Kapre. — Dreiklassige evang. Volksschule, erbaut 1859. Ländl. Fortbildsch. — Jugendheim. Erholungsheim des Stifts Joachimstein. — Landwirtschaft. Forst gehört dem Stift Joachimstein bei Radmeritz. Handweberei, Scheuertuch; Taschentuchfabrik. — Straßen und Kraftwagen nach Seidenberg und Nikolausdorf.

Linda mit Lindenfeld, Lindenhöh, Waldeck. De Linde.

Gem. Ober-L. 763,10 Hektar, 633 Einw. Mittel-L. 107,31 Hektar, 150 Einw. Nieder-L. 674,29 Hektar, 993 Einw. Güter: Ober-L. 172,73 Hektar, 26 Einw. Nieder-L. 627,48 Hektar, 14 Einw. Zusammen 2344,91 Hektar, 1816 Einw. — An der Linda, amtlich Lindabach, auch Rotwasser genannt. Hochwasser, besonders 14. 6. 1880. An Heidersdorf angelehnt. Im Süden liegen Gründungen böhmischer Glaubensflüchtlinge um 1650. — Lehmboden. Basalt. An der tschech. Grenze der Urberg, 423 Meter, Gneis, Basalt; Aussicht. Bärlapp, gesetzl. gesch. Pflanze. Brinkenberg, 383 Mtr. — Ortshöhe 275 bis 355 Mtr. — Der Stiftswald, südl. des Hohwaldes, gehört dem Stift Joachimstein bei Radmeritz. — Ober-L. 1 Schöppenbuch 1818—1849. Nieder-Linda 3 Schöppenbücher 1748—1812. — Auf dem Urberg im 12. Jhrh. wahrscheinlich eine Fliehburg, Auersberg. — Kirchort vor 1346. Jetzige ev. Kirche 1711 erbaut. Kirchenglocken sind Lausitzer Erzeugnis, aus der ehemaligen Glockengießerei Hoyerswerda. — Zwei Volksschulen: Vierklassige und dreiklassige, seit 1746. Zwei ländl. Fortbildsch. — Landwirtschaft. Basaltsteinbrüche. Taschentuchfabrik. — Straße und Postkraftwagen Nikolausdorf—Markliffa.

Heidersdorf mit Hohberg. Hederschdurf.

Gem. 1012,46 Hektar, 1429 Einw. Gut 725,17 Hektar, 75 Einw. Zusammen 1737,63 Hektar, 1504 Einw. Das Gut wurde 1740 in drei Güter Ober-, Mittel- und Nieder-H. geteilt. — An der Linda, amtl. Lindabach, auch Rotwasser genannt. Hochwasser, besonders 14. 6. 1880. Hängt unmittelbar mit Linda zusammen. — Hohberg, nördlich der Eisenbahn, an Pfaffendorf grenzend; nach dort eingeschult. — Lehmboden, Sand. Basalt. Rauberg 331 Meter, Silberberg 335 Meter, Spitzberg 357 Meter. Fernsicht, Basaltsäulen, Grauwackenreste. — 10. Januar 1901 lausitzer Erdstoß im Ort deutlich gespürt. — Sage von der Riesenkeule. — 7 Schöppenbücher 1567—1807. — Kirchlich zu Linda und kath. Pfaffendorf. — Zwei Volksschulen: Vierklassig in Nieder-H., seit 1758; einklassig in Ober-H., seit 1893. Ländl. Fortbildsch. — Landwirtschaft. Steinbrucharbeiter. — Straßen von Schönberg nach Lauban und Markliffa. — Postkraftwagen Nikolausdorf—Markliffa.

Nikolausdorf. Nickelsdurf.

Gem. 624,67 Hektar, 329 Einw. Gut 44,96 Hektar, 35 Einw. Zusammen 669,63 Hektar, 364 Einw. — Oestlich von Schönberg. An der Linda, amtl. Lindabach genannt. — Lehmboden, Sand. — Ortshöhe 225 Meter. — Gehörte dem Hospital zum Heiligen Geist in Görlitz. Der Magistrat hatte das Patronatsrecht. — 4 Schöppenbücher 1644—1818. — Kirchlich zu Schönberg. — Einklassige ev. Volksschule, seit 1789. Ländl. Fortbildsch.

— Landwirtschaft. Weidegenossenschaft. Molkerei. — Bahnhof an der Strecke Lauban—Görlitz, Ort 1,5 Kilometer südlich. Postkraftwagen nach Seidenberg und Markliſſa. Straße Schönberg—Lauban, Markliſſa und Küpper nach Görlitz.

Pfaffendorf.

707,97 Hektar, 749 Einw. 78 Proz. kath. — Nördlich der Bahnlinie Görlitz—Lauban. — Lehmboden, Sandhügel. — Ein Sühnekreuz. — Vier Schöppenbücher 1652—1820. — Kirchort vor 1346. Kath. Kirche erweitert und neu geweiht 1754. Evang. kirchlich zu Linda, seit 1885 ein Bethaus. Zweiklaſſige kath. Volksſchule, erbaut 1835. Einklaſſige ev. seit 1861. Ländl. Fortbildsch. — Landwirtschaft. Bienenzucht. Induſtriearbeiter nach auswärts. Früher berühmte Feingarnſpinner. — Straße nach Nikolausdorf.

BIBLIOTEKA PUBLICZNA KATOWICE

Quellen-Nachweis.

Verzeichnis der von dem Herausgeber bei seinen Arbeiten benutzten Quellen.

1. Gustav Schradin: Garne und Stoffe. Praktische Warenkunde.
2. Doktorarbeit der Frau Dr. E. Rademacher über die Geschichte der Leinenweberei in Lauban.
3. Dr. Walther Jecht: Meine Untersuchungen zur Gründungsgeschichte der Stadt Görlitz und zur Entstehung des Städtewesens in der Oberlausitz. Neues Lausitz. Magazin, Jahrg. 95.
4. Joh. Chr. Phil. Dacke: Chronik der Stadt Lauban. 4 Bände, bis 1829.
5. J. G. Gründer: Chronik der Stadt Lauban bis 1845.
6. Chroniken der Stadt Lauban aus den Jahren 1846—1860.
7. P. Berkel: Geschichte der Stadt Lauban.
8. Dr. J. A. E. Köhler: Geschichte der Oberlausitz von der ältesten Zeit bis 1815.
9. Prof. Dr. R. Jecht: Geschichte der Stadt Görlitz, 1. Teil.
10. Prof. Dr. R. Jecht: Der Oberlausitzer Hussitenkrieg und das Land der Sechsstädte unter Kaiser Sigmund.
11. Mitteilungen des städtischen Wohlfahrtsamtes zu Lauban, vermittelt durch Herrn Ersten Bürgermeister Martius.
12. Pastor Schicha: Dr. Joachim Graf von Pfeil. Laubaner Heimatkalender 1925.
13. Pastor Schicha: Freiherr Alexander v. Minutoli. Laubaner Heimatkalender 1927.
14. Friedrich Castelle: Ludwig Danziger, eine Studie.
15. Gottlob Friedrich Otto: Lexikon der Oberlausitzischen Schriftsteller und Künstler.
16. G. v. Moser: Aus meinem Leben.
17. Arthur Hübner: Die Mundart der Heimat.

Quellenangaben der Mitarbeiter siehe Seiten: 184, 196, 197, 200, 206, 228, 260, 275, 375, 376, 377, 389 und 395.

Sachregiſter.

Die Zahlen bedeuten die Seitenziffern des Heimatbuches. Die eingeklammerten Zahlen bringen Ausführliches über den Ort, desgleichen die Zahlen, denen ein O (d. h. Ortsverzeichnis) vorangeſtellt iſt.

Abelsau 35.
Abgaben 242.
Ackerbau (120), 243, 255
Ackerbürger 43, (265).
Adlerſchießen 36, 47.
Advokatus 263, (280), 281.
Alexander I. 298.
Allee, Linden= 110.
Allee, ſchwarze 110.
Allmende (238), 259.
Alluvium 87.
Aelteſte 248.
Alt=Gebhardsdorf 240.
Alt=Lauban 36, (49), 50, 276, 278, (282).
Altlaubanbach 36, 47, 49, 50, 276, 278.
Altranſtädter Vertrag 296.
Alt=Scheibe 254, O. 459.
Alt=Seidenberg 42, 56, 60, 239, 244, (250), O. 461.
Annakapelle 321.
von Anton 228.
Antoniusſtift 324.
Appretur 168.
Arbeiterfrage 123.
Arbeitsnachweis 426.
Archipresbyterate 322.
Archozoikum 69.
Auf dem Brande 255.
Auf dem Sande 270.
Aufſtieg Laubans 301.
Auguſtthal 28, 254, O. 460.
Auguſtenthal 254, O. 450.
Ausfuhrhandel 279.
Auskaufung 250.
Ausſicht, goldene 52.

Dr. Bachmann, Baurat 14.
Bad Grenzdorf 7.
Bad Schwarzbach 7.
Bänke 281.
Bann 284.
Bannmeilenrechte 243.
Barber, Emil 91.
Baſalt 31, 42, 58, (82), 83.
Baſalt, Verwendung 137 u. f.
Baſtſchälreim 96.
Bauart, Oberlauſitzer 20.
Bauern 234, 238.
Bauernbefreiung 259.
Bauernwirtſchaft 241.
Baum, einſamer 109.
Baumwollenindustrie (163), 258.
Bautätigkeit 424.
Bautzen 247, 278, 283, (312).
Bauverein 55.
Beatrix 280.
Beerberg 240, 259, (312), O. 453.
Behemb, Martin 349.
Bellmannsdorf 42, 53, (55), 311, O. 464.
Benno, Biſchof 31, 312.
Bergſtraß 7, (254), O. 458.
Berna (55), 239, 253, O. 464.
Bertelsdorf 30, 240, 312, O. 448.
Bertrand, General 299.
Beſoldungsverhältniſſe 365.
Bierbrauerei 48, 267, 279, (289).
Biſchof 224, 311, 319.
Biſchof von Meißen 284.
von Biſſing 403.
Bistums=Matrikel 311.
Bleichbauer 44.
Bleicherei (166) u. f., 226.
Blücher, Generalfeldmarſchall 299.
Blutbann 43, 247.
Böhme, Jakob 57, 60.
Böhmen, 6, 9, 20, 60, 236, 285, 310.
Bohra 232, 241, O. 462.
Bohraer Berg 83.
Boleslaus der Lange 235.
Bornmann, Karl, Auguſt 399.
von Boſe, Landrat 418.
Brache 243.

Branntweinbrennerei 246.
Braunkohle, Entstehung 129 u. f.
Braunkohlenbergbau 33, 48, 49, (126 u. f.)
Breslau 47, 236, 262, 311, 317.
Brinkenberg 59.
Bronzezeit 216 u. f.
Brüderstraße 280.
Brüderturm 280, 285, 314.
Brunnen, eisenhaltig 5, 7.
Buchberg 30, 36, 38, 52, (83).
Buckelkrug 222.
Bunzlau 298, 311, 313.
Burchardt, Bischof 311.
Burgberg 54, 50, 62, 107, 230.
Bürger, gemeine 279.
Bürgermeister 267, 281.
Bürgerschule 369.
Burggraf 280.
Buschmühle 53.

Capelus, Caspar 354.
Capistranus, Johann 317.
Carbon 63.
Chamottefabrikation 75, 84, (146).
Christentum, Einführung 234.
Christkatholische Bewegung 346.
Concordia Spinnerei u. Weberei, Markissa 24, (172).
Cotbus, Johann 284.
Cundorf 232, 241, O. 462.

Dachziegelwerke 148.
Danziger, Ludwig 401.
Daun, Generalfeldmarschall 297.
Deckenvulkane 67.
Deetz, Fr. Dagobert 419.
Dessauer, der alte 297.
Deutsch-Ostafrika 396.
Deutsch-Südwestafrika 396.
Devon 72.
Dias 75.
Dienste der Bauern 237, 242, 251.
Dietmann, Karl, Gottlob 393.
Diluvium 85, 87.
von Döbschütz 126.
Döbschütz 255.
Döbschützwald 22, 24.
von Dohna 417.
Dörfer, Gründung der 229.
Dorfgericht 247, 255.
Dorfnamen 240.
Dorfweber 154, (257).
Dragoner, Lichtensteiner 338.
Dreifaltigkeitskirche 278, 298, (313), 319.
Dreifelderwirtschaft 122, 243, 255, (259).
Dresden 288, 317.
Dreßlerberg 7, 89.
Druckerei von Geweben 169.
Durchgangsverkehr 279.
Durchgangszoll 281, 282.
Dynamos, 13, 14, 17, (193).

Ebersdorf 60.
Ebersdorfer Mühle 60, 62.
Eckbert II. 277.
Ecke, scharfe 54.
Eckersdorf 15, 28, 34, 240, O. 456.
Effenberger, Hermann 400.
Eibe, Hennersdorf, 44, 90, (109).
Eiben 16, 90, (109).
Einquartierung 298 u. f.
Eisenbahn-Ausbesserungswerk 207 u. f.
Eisenbahn, Gebirgsbahn 200.
Eisenzeit 218.
Eiszeit 63, 85, 214.
Elisabethkirche 314.
Entwässerung des Bodens 125.
Erbe 242.
Erbkäufe 247.
Erbzins 237, 242, 249.
Erdwälle 229.
Erholungsheim 56.
Erwerbslosenfürsorge 426.
Erzeugnisse, feuerfeste 147.
Esterwalde 254, O. 460.
Etikettenfabrikation 169.
Exulanten 9, 52, 250, (253), 268, 270.

Färberei 169.
Feldhäuser 255.
Ferdinand I. (König von Böhmen) 328.
Ferdinand II. 290, 293, 334.
Ferdinand III. 322, 335.
Fichte, dicke 109.
Finckenstein, Graf von 54.
Fink, Landrat 421.
Finkenmühle 10, 11.
Fischerei 282.
Fischerstraße 287, 292.
Flachsgewinnung 150.
Flamen 287.
Fleischmarkt 246.
Fliehburgen 239.
Flinsberg 7, 8, 29.
Flora 89 u. f.
Fortbildungsschule 432.

Fossilien 69.
Franke, Michel 45.
Franken 235, 277.
Franziskanerkloster 280, 285, 286, (314), 318.
Franzosenzeit 298.
Franzstift 50.
Frauenkirche (Lauban) 313.
Frauenkirche (Seidenberg) 314.
Freibauern 259.
Freigärtner 259.
Freigut 237.
Friedeberg 29, 224, 313.
Friedersdorf 29, 33, 224, 235, 240, 253, 257, 258, O. 455.
Friedersdorfer Berg 33.
Friedland i. B. 4, 23, 29, 263, 312, 313.
Friedrich August von Sachsen 299.
Friedrich der Große 43, 296, 297.
Friedrich Matthäus 348.
Friedrich Wilhelm III. 298.
Friedrichsfelde O. 463.
Fritzsche, Joh. Ehrenfried 394.
Frobenius 290.
Fronden (242), 251, 259.
Fruchtwechselwirtschaft 259.
Fürsorge-Erziehung 303.

Galgen 43, 83.
Galgenberg 43, 85, 276.
Gall oder Groll, Jeremias 284.
Gärtner 238, 241.
Gärtnerstellen 250.
Gebhardsdorf 28, 29, 225, 253, 317, 318, 332, 335, 340, O. 460.
Gebirgsbahn 31, 72, 200 u. f.
Gefangenenlager 304.
Gefecht bei Kath.-Hennersdorf 37, 43, (296).
Geflügelhaltung 123.
Geibsdorf 33, 36, 42, 47, 50, 84, 126, 129, 131, 239, 253, 257, 311, 313, 329, 369, O. 450.
Geistespflege 306.
Gelehrte Gesellschaft in Lauban 393.
Gemeindegesangbücher 348, (351).
Gemeindeschwestern 428.
Gemeinheitsteilung 259.
Georgenkapelle 354.
Gerichtsbarkeit, freiwillige 281.
Gerichtsbarkeit, niedere 247.
Gerichtsgefälle 242, 249.
Gerlachsheim 41, 42, 55, 224, 239, 253, 257, 311, 313, 315, 334, O. 452.
von Gersdorf 57, 226, 228, (390), 399.
Geschlechter 278.
Gesellschaft für Lausitzer Schrifttum 410.
Gesundbrunnen 7.
Getreidebau 120, 121.
Gewerbefreiheit 260.
Gieshübel 27, 240, 337, 344, O. 455.
Gipswerk 20, 78, (142) u. f.
Glashütte 9.
Glimmerschieferbruch 12.
„Glückauf" (Aktiengesellschaft) 33, 48, 49, 84, (126).
Göhe 61.
Goldbach 12, 29, (254), O. 460.
Goldentraum 12, 28, 224, 254, 272, 340, 363, O. 457.
Görlitz 36, 47, 73, 224, 226, 235, 243, 247, 262, 278, 283, 285, 296, 313, 315, 317.
Grabfunde 217.
Granatschleiferei 226, (256).
Gregorius, Immanuel, Friedrich 393.
Gregoriusfest 355.
Greiffenberg 4, 10, 23, 29, 311.
Greiffenstein 10.
Grenzdorf 5, 8, 9, 29, (254), 363.
Grenzkirche 10, 29.
Grenzlandbücherei 433.
Grenzurwald 234.
Grubenfahrt (131) u. f.
Grund, Haugsdorfer 91.
Grund, Logauer 20, (34), 35, 91.
Grundbesitzverteilung 120.
Grunddörfel 255.
Gründer, Johann G. 393.
Grundhäuser 60.
Grundherren 247, 249, 268.
Gude, Friedrich 350.
Günthersdorf 315.
Gymnasium 356.

Hagendorf 18, (254), O. 456.
Hagenmühle 18.
Hainhäuser 17, 27, 34, O. 454.
Halbes Dorf 282.
Handdienste 242.
Handweber, Leben der 155.
Handwebstuhl 4, 22, 47.
Handwerker 243, 251, 255, 266, 270, (278, 279), 289.
Hardenberg, Fürst 416.

Hartha 29, 240, O. 460; O. 463.
Hartmann 56.
Hartmannsdorf 22, 24, 225, 240, O. 452.
Haſelſchänke 29.
Haufen-Fächer-Dorf 231.
Haugsdorf, Sächſiſch- 20, 240, 311, 313, 315, 324, 329, 344, 417, O. 449.
Haugsdorf, Schleſiſch- 20, 78, 240, O. 449.
Häuschen, rotes 40.
Häusler 46, 238, 251, 255.
Hedwigſtift 302.
Heide 29, 254, O. 459.
Heidemühle 10.
Heidenſteine 107.
Heidersdorf 36, 42, 50, 72, 239, 246, 250, 253, 257, 311, O. 465.
Heilbrunn 54.
Heimarbeiter 166.
Heino 394.
Heinrich I. 233, 311.
Heinrich IV. 277.
Heinrich von Jauer 225, 282, 315.
Heller O. 459.
Hengſtenberg, W., Landrat 420.
Hennersdorf, Kath.- 20, 37, (42), 43, 75, 237, 238, 239, 257, (296), 311, 313, 315, 319, 363, O. 449.
Hennig 35, 36, O. 448.
Hernsdorf, gräfl. 7, 29, 240, 321, 323, 345.
Herrenſteg 3, 27, 34.
Herrmann, Markgraf 282.
Heufuder 29, 52.
Hilfsſchule 370.
Hippauf, Rektor 358.
Hochwaſſer 7, 17, 18, 51, (184).
Hofberg 3, 30, 52, (83), 276.
Hofedienſte 242, 260.
Hoffmann, Gottfried 350.
Hoffmann, Rektor 354.
Hohberg 51, 254, O. 465.
Hohenau 53.
Hohwald 3, 17, 27, 36, 37, 50, 59, 91, 107, 120, 276, (282).
Holzkirch, 3, 26, 38, 91, 224, 240, 257, 311, 313, 330, 338, 363, O. 454.
Hoſemann, Abraham 394 u. f.
Hoſpital 313.
Hufe 238, 406.
von Humboldt, Wilhelm 416.
Hungersnot 286, 301.
Huſſitenkriege 53, (284), 316.
Hutberg 36, 47.

Innungen 268.
Iſergebirge 2, 10, 27, 29, 37, 43, 52, 59, 61, 89, 276.

Jagd, freie 282.
Jahrmärkte 267, 269.
Jakobskirche 213.
Jauernick 234.
Jecht, Prof. Dr. 284.
Johann I. 280.
Johann von Böhmen 282.
Johann, Friedrich, Kurfürſt 290.
Johann Georg I., Kurfürſt 293, 334, 339.
Johann Georg II., Kurfürſt 287.
Jördens, Rektor 356, 394.
Joſeph II. 323.
Joſephskirche (Seidenberg) 326.
Jugendamt 302.
Jugendbewegung 432, (435).
Jugendheim 58, 303, (437).
Jugendherberge 15, 34, 432, (438).
Jugendpflege 303, 347, 432, (434).
Jugendſeehaus 441.
Jungwehr 53.
Jupiterfigur 217.
Juraformation 80.
Jürg, roter 105.

Kaiſerbuche 110.
Kaiſer-Wilhelmgrube 49, (126).
Kaiſer-Wilhelmturm 4, (391).
Kalkbrüche 70.
Kanaliſation 301.
Känozoikum 82.
Kapellen 311.
Kapellenberg 37, (285), 296, 301.
Karl IV. 283.
Karl XII. 54, 296, 342.
Karl von Lothringen 296, 297.
Karlsberg 254, O. 460.
Karlsdorf 41, 59, 254, 336, O. 452.
Kartonnagenfabrik 54, (169).
Kaſtanie, große 24, (110).
Katecheten 365.
Katzenbachtal 56, 60.
Katzenſtein 61, 62, 105.
Kerbhölzer 248.
Kerzdorf 3, 36, 90, 240, 315, 324, 369, O. 448.
Keuperformation 80.
Kiefer, einſame 43, 109.

Kinderheim 8, (302).
Kirchberg 4, 23.
Kirche, christliche 235, 239, 241, 264, 278.
Kirche, evang. 327.
Kirche, katholische 60, (310).
Kirchenbücher 375.
Kirchenkreis (Lauban) 345.
Kirchenlieddichtung 348.
Klein-Neundorf 95.
Kleinrentnerfürsorge 304, 305.
Klein-Stöckigt 240, 337, O. 454.
Klima 119.
Klix 57.
von Klux 226, 285, 317.
Knappberg 4, 27, 41, 42, (59), 107.
Knemiander 290.
Kolonisten 235, 277, 406.
Königsfeld 57, 254, O. 464.
Königsstraße 278.
Konrad I. 277.
Konrad von Queinfurt 348.
Kontributionen 298 u. f.
Konzerte 306.
Kornhaus 288.
Körner, Theodor 298.
Kracker, Johann 285.
Kraftpersonenpost 204.
Kraftwerk 13, 14, 17, (192 u. f.)
Krämen 280.
Krausche 401.
Kreideformation 81.
Kreisausschuß 422.
Kreisbehörden 418.
Kreishaus 421, 422.
Kreisjugendamt 431.
Kreisjugendpflege 431.
Kreiskörperschaften 418.
Kreiskrankenhaus 50, 421, 427.
Kreis-Krüppelfürsorgestelle 303.
Kreis-Säuglingsheim 430.
Kreistag 421.
Kreiswanderbücherei 433.
Kretscham 237, (239), 241, 243, (244), 255, 278, 290.
Kreuzberg 3, 30, 52, 83, 276, 296.
Kreuzkirche 280, 296.
Krieg, dreißigjähriger 292.
Krieg, schmalkaldischer 290.
Krieg, siebenjähriger 296.
Kriegswahrzeichen 301.
Kuhna 54.
Kulmzeit 73.
Küpper 42, 53, 55, 239, 253, 257, 311, 313, 334, 363, O. 464.
Lachmannberg 296.
Landstädte 261 u. f.
Landvögte 246.
Landwirtschaft 35, 44, 46, 47, 49, (118), 424.
Landwirtschaftskammer 124.
Landwirtschaftsschule (124), 425.
Langenöls 26, 29, 31, 34, 36, 84, (180), 235, 239, 240, 312, 313, 315, 324, 336, 337, 344, 369, O. 454.
Laschke, Bürgermeister 306.
Lauban 2, 4, 19, 25, 29, 34, 36, 42, 43, 48, 50, 52, 53, 56, 83, 87, 104, 142, 153, 154, 163, 166, 169, 194, 196, 198 u. f., 207, 222, 224, 226, 235, 243, 257, 258, 262, (276 u. f.), 283, 299, 301, 311, 313, 315, 317, 342, 353 u. f., 362, 365 u. f., 391, 393 u. f. 416 u. f.
Laubanit 31, (83).
Laubenhäuser 4, 22, 54.
Laudon 297.
Lausitzer Magazin 393.
Leinenweberordnung 294.
Leinwandindustrie (153 u. f.), 226, 244, 256, 258, 272, 273, 279, 417.
Lesna, Burg 225, 232, 264.
Lichtenau 33, 36, 38, 40, 42, 47, 49, 50, (126), 129, 239, 253, 257, 276, 311, 312, 313, 324, 330, O. 450.
Linda 41, 42, 50, 239, 253, 257, 311, 313, 315, 316, 330, 345, O. 465.
Lindabach 42, 50.
Lindaer Steinberg 83.
Lindaer Steinbruch 83.
Lindenfeld 41, 59, 254, O. 465.
Lindenhöh 41, 254, O. 465.
Linearstraßendorf 231.
Löbau 278, 283, 314.
Löbenslust 37, 49, 52, 129, 254, 369, O. 450.
Locator 235, 242, 277.
Logau 20, 34, 78, 240, 288, O. 449.
Löwenberg 235, 278, 311, 313.
Ludwig von Böhmen 327.
Luther 290, 318.
Lützower 298.
Lyzeum 354, 358, 360.

Macdonald 299.
Magdalenerinnenkloster 313, (314), 318, 319.
Magdeburger Recht 279.
Markliſſa 3, 4, 8, 19, 22, 24, 25, 29, 41, 53, 59, 84, 224, 234, 235, 243, 257, 259, (263), (269), 270, 272, 282, 311, 313, 316, 317, 330, 345, 363, 416, O. 451.
Märkte 267, 279.
Marktzoll 281.
Marokko 397.
Martius, Bürgermeiſter 306, 307.
Märzaufſtand (1848) 300.
Maſchinenbau 207.
Mauereck 20, 35, O. 448.
Meffersdorf 7, 9, 225, 240, 251, 253, 257, 311, 313, 332, 335, 344, 363, 390, 419, O. 458.
Meilenrecht 282.
Meilenſäule 46, (197).
Meißen 47, 233, 235, 277, 311, 312, 320, 327.
Meißner, Chriſtian Gottfried 393.
Melanchthon 290.
Meſozoikum 79.
Michaelisberg 56, 60, 312.
Michaeliskirche 314, 316.
Milska 232, 233.
Milzener 232, 277.
von Minutoli 397.
Miſchke, Johann Gottlieb 394.
Miſſolanwirkerei 273.
Möbelfabrikation 180.
Mönchgaſſe 280.
Mönchskloſter 285.
Mordgrund 33.
von Moſer 402.
Mühlberg, Schlacht bei 290.
Mundart, oberlauſitzer 405 u. f.
Münzfund 218.
Myſtiker 382, 384.

Nadaſti, General 297.
Napoleon I. 298 u. f.
Nathe, Chriſtoph 391, 398
Naturalleiſtungen 242.
Naturdenkmäler 90, (104).
Naumburg 20, 315.
Naumburger Tor 288, 298.
Neidberg 15, 34, (398), O. 456.
Neidburg 14, 15, 16, 23, 27, 59, 398, (439).
Neiße 235, 409.
Neuanbau 59.
Neubertelsdorf 20, 35, 369, O. 448.
Neu-Gablenz 56, 58, 254, O. 464.
Neu-Gebhardsdorf 254.
Neu-Gersdorf 4, 254, O. 459.
Neuhaus 55, 254, O. 464.
Neu-Klix 254, O. 461.
Neukretſchäm 36, 42, (47), 85, 129, O. 450.
Neu-Löben 57, 254, 270, O. 464.
Neu-Scheibe 254, O. 460.
Neu-Schweinitz 224, 254, 369, O. 455.
Neu-Warnsdorf 10, 224, 254, O. 455.
Neunherz, Johann 350.
Nieda 234.
Niederdeutſche 277.
Nieder-Grund 254.
Nieder-Halbendorf 54, 55, 235, 238, 239, 242, 244, O. 463.
Niederlagsrecht 283.
Niederländer 277.
Nieder-Linda 129, 363, O. 465.
Nieder-Rudelsdorf 231, 241, 363, O. 462.
Nikolaikirche 313.
Nikolaiſtraße 300.
Nikolaivorſtadt 292.
Nikolausdorf 53, 72, 239, 252, 419, O. 465.
Niſturnen 148 u. f.
Nonnenbach 43, 72.
Nonnenbuſch 43, 72, 120, 285, 315.
Nonnenkloſter 282, 285, (314), 353, 417.
Nördlingen, Schlacht bei 294.
von Noſtitz 226, 337, 340, 417.
Notſtandsarbeiten 426.
Nürnberg 236, 263.

Ober-Gebhardsdorf 254.
Ober-Gerichtsbarkeit (246), 250, 263, 283.
Ober-Halbendorf 239, 369, O. 464.
Oberlauſitz 20, 233, 283, 293.
Oberlauſitzer Geſellſchaft der Wiſſenſchaften 392.
Ober-Rudelsdorf 232, 241, 418, O. 462.
Oelſebach 26, 31, 36.
Oertmannsdorf 3, 26, 225, 240, 336, O. 453.
Opferſtein 310.
Oſtrichen 232, O. 463.
Otto I., 311.
Otto II. 311.
Otto III. 280, 311.

Otto der Lange 287.
Ottokar I. 278.
Oybin 283.

Paläozoikum 70.
Papierfabrikation 255.
Pappenfabrikation 175 u. f.
Patronatsrechte 329.
Pauli, Bürgermeister 296.
Perm 75.
Pest 286.
Petersgemeinde 254.
Pfaffberg 52.
Pfaffendorf 36, 50, 51, 238, 239, 257, 311, 312, 313, 315, 319, 321, 323, 324, O. 466.
Pfarrkirche (Lauban) 324.
Pfeil, Graf von 33, (395).
Pfeil, Gräfin von 33, (397).
Pferdezucht 123.
Pflanzenwelt 89.
Pönfall 290.
Postwesen 196 u. f.
Prag 291, 294, 310.
Prettin 41, 254, O. 452.
Preuß, Rektor 358.
Pulverherstellung 255.

Queis 2, 59, 233, 264, 276, 278, 287, 296, 299, 312, 409.
Queiskreis 224, (228), 310, 312, 416.
Queistal 2, (10), 19, (27, 28), 42, 43, 70, 89, 90.
Queistalsperren 17, (185), (189).
Quelle, Franz-Josefs 110.
Quellen-Nachweis 467.

Radmeritz 50.
Raiffeisengenossenschaft 124, 426.
Ramsen 10, 12, 29, (33).
Ramsenmännchen 105.
Rathaus 280, 289.
Ratmannen 267, 281.
Ratsarchiv 293.
Ratskeller 55, 289.
Reformation 249, 312, 320, (328).
Reibersdorf 60.
Reichseisenbahn-Ausbesserungwerk 207 u. f.
Reihendörfer 45, 231, (237).
Rengersdorf 16, 29, 238, 240, 253, 311, 313, 334, O. 457.
Rengersdorfer Galgen 83.
Renker, Heinrich 225.
Rentnerspeisetisch 304.
Richter, erster 237.
Richter, Gregorius 381.
Riedstein 25, 107.
Riesengebirge 2, 10, 27, 37, 43, 59, 85, 276.
Ringel 110.
Ringwälle 216.
Rittergüter 238, 241, 250, 255.
Ronge 346.
Rotbach 42, 55, 56, 230.
Roter Berg 75.
Ruschewey, Robert 33, (180).

von Saldern, Landrat 420.
von Salza 49, 318.
Salzhaus 298.
Salzschank 246, 282.
Sankt Jakobshospital 305.
Schadewalde 4, 41, 59, 225, 239, 240, 312, 399, O. 452.
Schau 280.
Scheiba O. 462.
Schenkrecht 244.
Scheren der Leinwand 157.
Schickenstraße 9.
Schleifgrund 53, (285).
Schmidt, Pastor 358.
Scholzendorf 254, O. 460.
Schönberg, der 230.
Schönberg (Stadt) 84, 235, 239, 243, 246, (263), 265, 269, 273, 311, 312, 313, 315, 316, 320, 326, 327, 363, 416, O. 463.
Schönbrunn 53, 235, 239, 251, 257, 311, 334, 363, 369, O. 463.
Schöppen (247), 267, 281.
Schöppenbuch 8, 242, 244, (247), 248, 375.
Schreiberbach 37, 52, 53, 254, O. 450.
Schreibersdorf 20, 36, 42, 43, (45), 52, 230, (237), 239, 257, 311, 313, 318, 329, 363, O. 450.
Schule, höhere 328, (353).
Schule, landwirtschaftliche 124.
Schule (Volksschule) 362.
Schulzenamt 237, (248).
Schulzengut 242.
Schwaben 235.
Schwarz, Rektor 356.
Schwarzbach 5, (7), 9, 254, O. 457.
Schweden 296.
Schwedenschanzen 231.

von Schwerin, General 297.
Schwerta 4, 22, 24, 225, 240, 253, 257, 282, 311, 313, 334, 363, 419, O. 457.
Schwertbach 4, 22, 23.
Schwertburg 4, 16, (23), (225).
Schwimmbäder 438.
Schwob, Sigismund 349.
Sechsstadt 283.
Sechsstädtebund (283), 290.
Seidelmann, Frau Dr. 400.
Seidenberg 42, 56, 60, 224, 234, 235, 243, 246, (263), 269, 310, 311, 312, 313, 315, 316, 320, 323, 331, 334, 336, 363, 416, O. 461.
Seifersdorf 35.
Seifert, Karl, Direktor 357.
Seiffert, Gottfried 45.
Semnonen (217), 229, 276.
von Seydlitz 297.
Siedlung 238.
Sigismund, Kaiser 284.
Silur 71.
Singebewegung 438.
Sippenkunde 374.
Slaven 229, 406.
Slavensiedlung 232.
Smurden 241.
Sorge 255.
Sozialrentner 304.
Spanndienste 242.
Sperrmauer 13, 17, 185, 189.
Spindelnadel 222.
Spinnstube 410.
Spitzberg, Heidersdorfer 36, 40, 50, 59, 72, (107).
Sportplätze 437.
Stadtbrände 292.
Stadtbuch 287.
Städtel 255.
Städteordnung 300.
Stadtregiment 267.
Stadtrichter 246.
Stadtwald, Markliſſaer 4, 22, 29.
Stadtwirtschaft 243, 261.
Stallhaltung 259.
Stapelrecht 282.
Stau 13, 15, 28, 90, 185, 189.
Stein, weißer 22, 105.
von Steinäcker 49, 126.
Steinbach 33, 240, O. 456.
Steinberg 2, 30, 36, 37, 52, 72, 83, 276, 296.
Steinkirch 3, 26, 27, 31, 84, 239, 240, 285, 312, 313, 317, 324, 336, 344, 400, 417, O. 454.
Steinzeit 215.
Sterben (großes und kleines) 286.
Stiftswald, Lindaer 40, 50.
Stolzenberg O. 451.
Storch 114.
Straßberg 7, 9, 254.
Struppebach 44.
Sühnekreuz 43.
Swet 232.

Tagebau 126, 127.
Tafelfichte 2, 6, 29, 52, 59, 61, 89, 224, 226.
Talkenstein 283.
Talsperre, Goldentraumer 10, 13, 17, 28, 58, (189 u. f.)
Talsperre, Markliſſaer 13, 17, (185 u. f.).
Teiche 47, 93, 237.
Tennissport 438.
Teppichweberei 274.
Tetzel 317, 318.
Teufelsberg 3.
Textilindustrie (Lauban) 150 u. f.
Textilindustrie (Markliſſa) 171 u. f.
Textilindustrie (Seidenberg) 169 u. f.
Thielemann, Rudolf 60.
Thiemendorf 20, 31, (34), 35, 36, 72, 235, 239, 240, 312, 313, 315, 336, 338, 344, 417, O. 448.
Thüringen 235, 236, 277.
Thusius 358.
Tierwelt 97.
Tonwerke 3, 43, 70, 145 u. f.
Töpferei 85, 220, 272.
Trinkerfürsorgestelle 304.
Trinkwasserversorgung 301.
Tuberkuloseberatung 304.
Tuchmacherei 60, (272), 279, (287).
Turbinen 13, 193.
Turnhallen 438.
Turniere 283.
Tzschocha 15, 16, 23, 28, 29, 59, (225), 232, 282, 317, 417, O. 456.

Ueberschar 251.
von Uechtritz 225, 283, 285, 335, 344, 417, 418.
Uhuhütte 33.
Ullersdorf (Nieder-) 42.
Unfallversicherung 304.

Urbarmachung des Bodens 236.
Urberg 36, 41.
Urgestein 70.
Urkunde 293, 296, 311.
Urmensch 215.
Urnen 218 u. f., 310.
Urproduktion 241, 260.
Urstromtäler 87.

Vandalen 217, 229, 276.
Vangerow, Woldemar 399.
Vaterländischer Frauenverein 428.
Verkehrsgeschichte des Kreises 196 u. f.
Verkehrsgrenzen 408.
Versteinerungen 70, 73.
Versuchsring 124.
Verwaltungsgeschichte des Kreises 416 u. f.
via regia 47, 261, (277).
Viehkoppel 27, (45).
Viehweg (Viebig) 238, 243.
Viehweglinde 37, 43, 110.
Viehzucht 122.
Vogelsdorf 14, 34, 240, O. 456.
Volkersdorf 29, 340, 346, 363, 369, 400, O. 459.
Volksbücherei 307.
Volkshochschule 306.
Volksküche 305.
Volksleben 405.
Volksschulen 362 u. f.
Volksunterhaltungsabende 306.
Volksunterrichtskurse 306.
Volkswirtschaft 272.
Vorgebirgslandschaft 89, 119.
Vorgeschichte des Kreises 214.
Vorträge 306, 307.
Vorwerke 239, 255.
Vulkanschlot 83, 108.

Wachberg (bei Küpper) 56, 58.
Wachtberg 4, 27.
Waldeck 41, 50, 254, O. 465.
Waldemar, Markgraf 282.
Waldflächen 90.
Wallenstein 293.
Wasserleitung (städt.) 53.
Wassermarken 61.
Weberei, mech. 24, (164 u. f.)
Wehranlagen 265.
Weiden 122, (243).
Weimar 236.
Weiner, Gottfried 394.
Weinschank 246.
Weltkrieg 300 u. f.
Wende, Rektor 354.
Wendensiedlung 50, (277), 310.
Wenzel I. (278), 280.
Wettergarben 243.
Wiedemut-Hufe 239.
Wiesa 29, 240, 253, 311, 313, (339), O. 460.
Wiesenbauamt 120.
Wiesenflächen 92.
Wiesner (Chronist) 286.
Wiesner, Christoph 393.
Wigandsthal 5, 224, (254), 272, O. 458.
Wilhelmstiftung 305.
Wilka 232, 241, O. 462.
Wingendorf 25, 31, 72, 238, 240, (251), 253, 337, 338, 363, O. 454.
Winkelschulen 362.
von Winterfeld 296, 297.
Wintersportanlagen 438.
von Wittgenstein 299.
Wohlfahrtsamt 302.
Wohlfahrtsdienst 347.
Wohlfahrtspflege (302), 427.
Wolf, Landesältester 55.
Wollenweberei 287.
Wratislaus 277.
Wünschendorf 20, 34, 75, 84, 90, (232), 240, 288, 315, O. 449.
Wünschendorf, Kolonie 84, 369.

Zagost 224.
Zangenberg 4, 22, (225), 264.
Zapko von Zaan 285.
von Zastrow, Landrat 419.
Zaulicke, Johann 348.
Zehnten 242.
Zeidler, Konrad 283, 395.
Zeidler, Martin 393.
Ziegeleien 3, 33, 85, (141).
Ziegelhäuser 254.
Zieglerschule 298.
Ziethen, Joachim Hans von 37, 43, 110, (296).
Zinsgetreide 242.
Zittau 224, 263, 283, 284, 314.
Zollfreiheit 282.
Zunftartikel 269.
Zunftbildung 268, (269), 280.
Zunfthaus 288.
Zuckerrübenanbau 121.
Zwecka 232, 241, O. 462.
Zwischeneiszeiten 87.

Biblioteka Śląska w Katowicach
Id: 0030000784175
II 70413